3 1761 07492753 4

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/gesammelteschrif6b8komp

396c

# Gesammelte Schriften

von

## Leopold Kompert.

Sechster Band:

## Zwischen Ruinen.

Berlin, 1883.

Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.

Gustav Goßmann.

# Zwiſchen Ruinen.

Roman

von

Leopold Kompert.

Zweite Auflage.

Berlin, 1883.

Louis Gerſchel Verlagsbuchhandlung.

Guſtav Goßmann.

PT
2385
H3
1882
Bd. 6-8

LIBRARY
FEB 20 1974
UNIVERSITY OF TORONTO

# Inhalt.


| | | Seite |
|---|---|---|
| Einleitung. | | 1 |
| 1. Capitel. | Das Tauschkind | 6 |
| 2. " | Zwischen Ruinen | 32 |
| 3. " | Mit geschlossenen Lippen | 54 |
| 4. " | Die Wallfahrt nach Urschendorf | 75 |
| 5. " | Die Stimme des Volkes | 92 |
| 6. " | Die schwarze Wolke | 103 |
| 7. " | Die Neujahrsnacht | 124 |
| 8. " | Das himmlische Kind | 143 |
| 9. " | Ein alter Tröster | 169 |
| 10. " | Dorothea verläßt das Haus | 187 |
| 11. " | Im Wirthshausgarten | 197 |
| 12. " | Auf dem Heimweg | 215 |
| 13. " | Der Landstreicher | 227 |
| 14. " | Ein widerspenstiger Sohn | 241 |
| 15. " | Perlchen | 278 |
| 16. " | Dem Glücke entgegen | 296 |
| 17. " | Auf grünem Feldrain | 306 |
| 18. " | Das Kind lernt | 332 |
| 19. " | Fragen und Antworten | 347 |
| 20. " | Das weiße Vögelchen | 358 |
| 21. " | Die goldne Rispe | 369 |
| 22. " | Sie sprechen sich aus | 390 |
| 23. " | Beile Oberländer | 410 |
| 24. " | Die Tagsatzung | 436 |
| 25. " | Dorothea | 462 |
| 26. " | Schluß | 483 |

Hoch oben im nördlichen Böhmen liegt ein czechisches Städchen so still und weltabgelegen, daß selbst das Dampfroß der Eisenbahn, die es im weiten Bogen umkreist, nur aus der Ferne, wie in traumhafter Erinnerung an die Menschen, die dort leben und sterben, seine schrillen Grüße hinübersendet.

Zwei Minuten in vollen vierundzwanzig Stunden sind diesen Pfiffen gegönnt: der eine in tiefer Mitternacht, der andere um den halben Mittag herum; aber jedesmal, wenn sie ertönen, ist es, als ob das feurige Roß sich nicht einmal die nöthige Zeit gönnen wollte, um in Ruhe auszupusten. Athemlos drängt es weiter und immer weiter, längs des Flusses hin, der gleichfalls nicht ruht und rastet, bis er seine Wellen drüben nach langer Wanderung in dem deutschen Meere geborgen weiß.

Dann aber erzählen sie sich gegenseitig von drohend geballten Fäusten, die sich gegen sie erhoben, und von düster blickenden Augen, die ihrem eiligen Laufe nachgefolgt waren; wie sie, die als Friedensboten gekommen, um von Haus zu Haus, von Menschen zu Menschen ausgleichende Verständigung zu tragen, überall auf ingrimmigen Haß und starre Verbitterung gestoßen waren . . .

Kein Segenswort schallte ihnen nach, die nach dem deutschen Lande hinaus mußten, nichts als Flüche und höhnisch nachrollende Verwünschung . . .

Bist du noch ferne, heißersehnte Stunde, die diese finsteren Stirnen geglättet, diese geballten Fäuste zu innigem Drucke ausgestreckt, diese flammenden Augen verständnißvoll leuchten sehen wird? Oder rüsten sich bereits im Schoße der nahen Zukunft jene schrecklichen Gewalten, die, was sich zum Baue nicht fügen will, mit machtvoller Kraft aufrichten, und was sich nicht beugen und unterordnen will, mit eiserner Beharrlichkeit anfassen, bis es demüthig gesteht: Dein Recht liegt in deiner Stärke? . . . .

Eines Tages jedoch, es war im Sommer, schienen die aus der Dampfpfeife herübertönenden Grüße etwas länger über dem zechischen Städchen zu verweilen.

Am Rathhause, das auf dem Ringplatze die hervorragendste Stelle einnimmt, war ein weißes Papier befestigt, welches die unleserliche Unterschrift des Bürgermeisters trug und folgendermaßen lautete:

„Ehe-Aufgebot."

„Es wird hiermit zur allgemeinen Kenntniß gebracht, daß Herr Jonathan Falk, gebürtig von hier, Fabrikant, wohnhaft hier, und die Jungfrau Maria Dorothea Lang, gebürtig aus Holzendorf in Deutsch-Böhmen, Weberstochter, eine Ehe unter sich zu schließen beabsichtigen."

„Jedermann, dem ein gesetzliches Hinderniß dieser Ehe bekannt ist, wird aufgefordert, dasselbe innerhalb des dreiwöchentlichen Aufgebotstermins, d. i. bis zum 25. August d. J., bei dem unterzeichneten Bürgermeisteramte, welches zur Eheschließung berufen ist, anzuzeigen."

Dieser 25. August des laufenden Jahres war eben heran-

gekommen, und auf dem Rathhause war kein „gesetzlicher Einspruch“ erhoben worden. Denn oben in seiner Amtsstube ging der Bürgermeister des Städtchens um die neunte Vormittagsstunde in großer Bewegung auf und nieder. Es war das erstemal in seinem Leben, daß ihm die Erfüllung eines solchen Aktes oblag, und schon darum hatte er sich vom Kopf bis zum Fuße in ein feierliches Schwarz gehüllt und in das oberste Knopfloch seines Frackes ein rothes Bändchen befestigt, an welchem ein goldenes Kreuz hing. Denn er hatte schon oft gelesen, daß der Bürgermeister der großen Reichshauptstadt bei ähnlichen Gelegenheiten im vollen Glanze seiner Amtswürde, geschmückt mit allen seinen Orden, erschien, weil dies, wie er mit Recht annahm, dem Vollstrecker des Gesetzes in den Augen der betheiligten Personen ein besonders überwältigendes Ansehen verlieh.

Das rothe Bändchen glänzte so prächtig und der schwarze Frack warf einen solch' festlichen Schimmer von sich; aber die Miene des Bürgermeisters blieb tief bewölkt!

War es die Aufregung des bevorstehenden Augenblicks? war es vielleicht der Unwille, daß er sich wegen „solcher Leute“ aus seiner gewohnten Amtsruhe hatte reißen müssen, um seiner an und für sich nicht unbedenklichen Verdrießlichkeit einen gradezu gefährlichen Charakter zu verleihen?

Als die neunte Stunde verklungen war, riß er die Thüre des Vorzimmers, worin sein Kanzlist saß, mit einer seinem Range wenig entsprechenden Raschheit auf und fragte hinaus:

„Sind die Leute mit ihren Zeugen bereits versammelt?“

„Sie sind noch nicht da, Herr Bürgermeister!“ lautete die Antwort: „aber unten auf dem Platze stehn eine Menge Leute, die dem Spektakel zuschauen wollen.“

Der Bürgermeister trat wieder in seine Amtsstube zurück.

Nach einer Viertelstunde richtete er an den Kanzlisten die nämliche Frage.

„Nein," lautete die Antwort, „sie sind noch nicht da, aber vor etwa fünf Minuten ist der Herr Kaplan über den Platz gegangen und hat mit einigen der Leute gesprochen. Es scheint da unten sich etwas vorzubereiten, Herr Bürgermeister," fügte der Kanzlist mit einem lauernden Seitenblicke auf seinen Vorgesetzten hinzu.

Es schlug die zehnte Stunde.

Hochgerötheten Gesichts, so daß das kleine Bändchen im Knopfloche dagegen zu einer höchst verächtlichen Bläße zusammensank, öffnete der Bürgermeister die Thüre seiner Stube.

„Kann der Akt beginnen?" fragte er.

Der Kanzlist schüttelte aber demüthig das Haupt.

„Es ist ein unerhörter Skandal," sagte er, indem er sich auf sein Pult niederbückte, „wie man es wagen kann, den gestrengen Herrn Bürgermeister warten zu lassen. Es ist gradezu eine Beleidigung des Vaterlandes, und wenn der Herr Bürgermeister es gestattet, will ich davon in unserer „Volkszeitung" eine Erwähnung thun."

Das schien denn doch nicht nach dem Sinne des Bürgermeisters; der „Vertreter des Gesetzes" durfte zu einem solchen Auskunftsmittel nicht greifen.

In demselben Augenblicke ersparte ihm aber die Dazwischenkunft eines Dritten eine wahrscheinlich kräftige Zurechtweisung des kühnen Kanzlisten.

Der Gemeindediener war hereingetreten und hatte dem Herrn Bürgermeister einen Brief überbracht.

In dem Briefe standen nur wenige Worte und wenige Zeilen.

Jonathan Falk meldete ergebenst: „Eingetretener Hinder-

nisse wegen könne seine Verheirathung mit der Jungfrau Maria Dorothea Lang, aus Holzendorf in Deutsch-Böhmen gebürtig nicht stattfinden."

Ein dunkler Fluch, der aus den tiefsten Schlünden der Hölle geholt schien, rollte über die dünn gekniffenen Lippen des Kanzlisten.

„Und für solche Leute, die noch dazu als „Fremde" am Marke des Landes zehren, macht man Gesetze, und gibt Freiheit und Rechte!" zischte er boshaft. „Die uralt heilige Krone des Landes muß in den Staub und Schmutz geschleift werden, denn so wollen es die Leute, wie dieser „Herr" Jonathan Falk. Sie sind unser Herrscher! Was sie wollen, das geschieht."

Der Bürgermeister setzte aber statt der erwarteten grimmigen Aufregung ein ruhiges Lächeln entgegen.

„Mir kommt die Sache ebenso vor," sagte er bedächtig, indem er sich langsam in die offen gebliebene Thüre seiner Amtsstube zurückzog, „aber sie hat doch ihr Gutes! „Eingetretener Hindernisse" wegen brauchen wir nicht Handlanger der Gesetzesfabrik zu sein, die der Wiener Reichsrath so schwunghaft betreibt. Der Herr Kaplan ist dadurch freilich um eine saftige Sonntagspredigt schmählich betrogen worden." —

Der du diese und die nachfolgenden Blätter lesen wirst! Willst du dich für eine kurze Zeit in die dämmerigen Tage deiner Kindheit zurückdenken? Es ward Abend, Schlafenszeit nicht mehr ferne! Du saßest an ein weiches Knie gelehnt, auf einem niederen Schemel, den Du mit deinen schwachen Kinderhänden selber herbeigetragen hattest und nun ergoß sich über deine halbwachen Ohren und über deine schlummermüden Augenwimpern die süße Fluth eines jener Märchen, das deiner

Seele noch jetzt mit allen Schauern des frisch Empfangenen innewohnt.

Weißt du, warum dein schlafbefangenes Auge sich gewaltsam offen hielt? Warum dein Ohr trotz aller Lockungen dennoch hören mußte?

Weil du schon damals traumhaft begriffest, daß diese Märchen nichts sind, als das uralte Lied von der ungezügelten Sehnsucht der Menschheit nach einem Glücke, das niemals bestanden! und daß die bösen Geister, die darin vorkommen, nichts sind als „eingetretene Hindernisse," die grade dann ihr Spiel zu treiben anfangen, wenn es gilt, eine arme Blüthe am Baume der Menschheit, die sich auf ihr Erwachen so innig gefreut hatte, im Keime zu zerstören!

Ich will die Geschichte zweier Herzen erzählen, die sich „eingetretener Hindernisse" wegen am 25. August des verflossenen Jahres auf dem Rathhause des böhmischen Städtchens nicht finden konnten.

---

## I.

### Das Tauschkind.

„Warum läßt man das Kind den ganzen Tag weinen?"

„Wer kann dafür, wenn es zur Mutterbrust zurück will?"

„Es ist ein so schönes Kind!"

„Man soll ihm die Ruthe zeigen, dann wird es schon wissen, warum es weint."

„Es ist ein deutsches Kind."

„Man hätte es lieber zu Hause bei seinem Mütterchen lassen sollen."

„Ob auch mein Kind so weinen wird, wenn man es in die Fremde schickt?"

„Böhmische Kinder sind in der ganzen Welt zu finden."

„Wo nur das Kind das viele Weinen hernimmt? Es ist wirklich ein deutsches Kind."

Das war vor der Schmiede, die vorne am Ringplatze unweit des Rathhauses steht, wo diese und jene Ausrufe vom frühen Morgen bis spät in den Abend hinein in allen Tonarten des Mitleids, der Verwunderung, aber auch harter Verdammung fielen.

Dort auf einer Bank unter dem Vordache saß ein etwa vierzehnjähriges Mädchen, den Oberleib und den größten Theil des Kopfes in ein dickes Wolltuch gehüllt, so daß man von dem Gesichte wenig mehr erblickte, als einige blonde Flechten, die wie ungesponnener Flachs aussahen und darüber hinweg fielen, und weinte bitterlich vor sich hin.

Den Schmied, der ein vielbeschäftigter Mann war, schien das im Grunde nur wenig zu bekümmern. Wenn man die wuchtige Gestalt sah, wie sie bald am Blasebalge, bald am Amboß hantirte, und immer so gewaltig, als wenn es sich nicht um ein zerbrochenes Wagenrad handelte, sondern darum, einen Reif um die ganze Welt herumzuschweißen, so war es klar, daß ihm das Weinen eines so kleinen Mädchens gar nicht nahe treten konnte. Dazu war er auch ein schweigsamer Mann und hatte auf alle die vielen Fragen und Ausrufe, die man an ihn richtete, nur ein nachlässiges Achselzucken zur Antwort. Ihm, der ohne Mithilfe seiner zwei Gesellen das störrigste Pferd niederzwang, damit es sich ein neues Hufeisen gefallen lasse — was konnte es ihm anhaben, daß er ein weinendes kleines Mädchen in seiner Nähe wußte?

Es läutete Mittag; der Schmied wurde zum Essen ge-

rufen. Er schleuderte den Hammer von sich und trat zu der Bank hin, auf der das fremde Kind saß.

„Mädchen," sagte er, indem er sie mit der rußgeschwärzten Hand ganz gegen seine Gewohnheit fast zart berührte, „komm zum Essen. Es ist ja eine wahre Schande, wie du dich bei uns abweinst, und dabei verhungerst du, was wieder für uns eine Schande ist."

Das Kind sah aber nicht auf und schüttelte leise den Kopf. —

Der Schmied ging darauf ins Haus hinein.

Nach einer Weile kam die Schmiedin, einen Teller dampfender Suppe vor sich haltend, heraus. Sie stellte das Schüsselchen auf die Bank neben das Kind.

„Es geschieht das nur heute, daß ich dir nachgebe," sagte sie rauh; „vielleicht macht es mein Knabe bei Euch auch nicht anders. Iß und höre einmal zu weinen auf."

Das Kind rührte sich aber nicht von der Stelle, nur daß sich sein Schluchzen noch verstärkte.

„Was werden wir mit dem Kinde anfangen, Jaroslaw?" sagte drin in der Stube die Frau des Schmiedes. „Es stirbt uns ja unter den Händen weg."

„Man stirbt nicht so leicht," bemerkte der Schmied gleichgiltig, „und wenn man ihr gute Zureden giebt, wird sie sich allmälig schon hineinfinden."

„Ich habe sie doch nicht geschlagen," rief die Schmiedin eifrig, „ich werde doch kein fremdes Kind schlagen!"

„Red' ihr nur gut zu," sagte der Schmied.

Die Frau hatte sich wieder zu Tische gesetzt, sie aß aber nichts; mit starren Augen sah sie zum Fenster hinaus, als weilte ihr Geist weitab in der Ferne bei einem Gegenstande,

der ihren leiblichen Sinnen in diesem Augenblicke unzugänglich war.

„Ob er grade jetzt auch so hungert und weint?“ quoll es über ihre Lippen. „Wer das wissen könnte?“

Das hatte, so leise die Schmiedin diese Worte auch gesprochen, am untersten Ende des Tisches dennoch der Geselle gehört, dem es gestattet war, zuweilen auch seine Meinung zur Geltung zu bringen.

„Frau,“ sagte er roh lachend, „es ist ein Sprichwort bei uns: Böhmisches Kind, gedeiht in Regen und Wind.“

Die Schmiedin entgegnete nichts auf diesen ihr wahrscheinlich nur wenig zusagenden Trost des Gesellen.

„Frau,“ meinte darauf der Schmied selbst, und jedes seiner Worte schien, wie ein Wasserkübel aus dem Brunnen, der tiefsten und abgelegensten Stelle seines sonst schweigsamen Wesens sich zu entwinden, „Frau, wenn ich es recht bedenke, so kann das fremde Kind da draußen eigentlich nicht anders geartet sein, als es ist. Es versteht ja unsere Sprache noch gar nicht, und wenn man ihm schmeichelt und gut zuredet, so meint es vielleicht, daß man ihm droht und es schlagen will! Wenn die Menschen Eine Sprache reden könnten, so wäre das freilich anders. Aber gestern hat das fremde Kind sein „Vaterunser“ noch deutsch gebetet, und seine Mutter hat mit ihm deutsch geredet, und alle Leute, selbst der Hund in der Gasse und die Katze auf dem Hofe, haben das Deutsche verstanden. Wie kann man also verlangen, daß das fremde Kind sich sogleich bei uns wie zu Hause betrachten soll? So ist denn meine Meinung, daß es unserm Sohne dort, wo wir ihn für das Mädchen ausgetauscht haben, auch nicht besser wird ergangen sein. Ein Kind ist wie das andere.“

Die Schmiedin hatte die Augen wieder in die unsichtbare

Ferne gerichtet und so überhörte sie vielleicht, wie ihr Mann, gleichsam in sich selbst hineinredend, in seinen Betrachtungen fortfuhr. Er hatte in seiner Redeweise etwas Gemessenes, daß es fast klang, wie das Fallen seines Hammers auf den Amboß. Wenn ihn ein Deutscher hörte, mußte er ihn trotz der Unverständlichkeit seines Idioms mit einem Gefühl von Ehrerbietung anhören.

„Noch bin ich kein alter Mann," sagte er, „und doch kommt es mir zuweilen vor, als ob auf meinem Kopfe eisgraue Haare wüchsen! Die Menschen haben sich verändert, daß man sie kaum wieder erkennt. Zu meiner Zeit, das ist vor zwanzig und einigen Jahren, ist solch ein Tauschkind, ob es ein deutsches Kind war oder ein czechisches, gar nicht so ungern in die Fremde gezogen. Es hat nämlich gewußt, wo es immer ist, da ist es zu Hause. Das deutsche Kind hat ohne Widerwillen Böhmisch und das böhmische Deutsch gelernt. Seitdem ist das ganz anders geworden. Denn Einem aus der Hölle muß das nicht gefallen haben, weil er meinte, daß der frühere Zustand kein guter war. Seitdem weint so ein Tauschkind, wenn es in die Fremde muß . . ."

Die Schmiedin starrte noch immer mit überquellenden Augen in die weite unsichtbare Ferne. Der Geselle aber rief mit zorniger Geberde, indem er den vor ihm stehenden Bierkrug mit der Faust umkrallte, daß der Schaum umherspritzte:

„Ein czechisches Kind weiß schon, warum es weint! Was braucht es Deutsch zu lernen? Sie haben mich auch dazu zwingen wollen, aber ich habe mich dagegen gewehrt und habe um mich gebissen wie ein toll gewordener Hund! Da haben sie mich laufen lassen. Und so muß es ein jedes czechisches Kind machen. Nur keine Tauschkinder! Des Teufels Großmutter hat die Tauschkinder erfunden."

Man sah es dem Schmied an, daß eine mächtige Bewegung in ihm zum Ausbruch drängte; dennoch sagte er nach einer Weile gemessen, wie seine Rede stets war:

„Jan Swatek, du redest wie ein Narr, der nicht weiß, wie es um Volk und Land bei uns steht. Weil du eine starke Faust hast, meinst du — und die Leute deines Schlages reden dir das ein und du glaubst ihnen, als stünde es im heiligen Evangelium, — auch unser Land und Volk hat eine starke Faust uud kann damit herumwettern und in den Boden hineinschlagen, was ihm in den Wurf kommt. — Ich sage dir aber, Jan Swatek: es wird eine Zeit kommen, da wirst du blutige Thränen weinen, weil du als Tauschkind den Deutschen davongelaufen bist und es wäre besser für dich gewesen, du wärest ein Tauschkind geblieben."

Hierauf stand er auf; die Mahlzeit war zu Ende und er ging wieder in die Werkstätte zu seiner Arbeit.

Unberührt stand das Schüsselchen auf der Bank. Das Mädchen weinte noch immer.

Setzen wir uns an die Seite dieser Kindesseele. Vielleicht gelingt es uns, den Schleier zu lüften, der jetzt noch so dicht und unnahbar wie das dicke Tuch über den blonden Flechten, darüber liegt, daß wir fast Scheu tragen, fast wie eine Sünde, begangen an etwas Heiligem, es betrachten, ihn hinwegzuziehen.

Sie hatten sich einander auf einem Markte im Wirthshause zusammengefunden, der deutsche Webermeister Johann Christian Lang aus Holzendorf und der czechische Schmied Jaroslaw Patek aus unserem Städtchen. Und wie sie einander näher rückten, offenbarte es sich ihnen plötzlich, daß sie sich schon einmal gesehen haben mußten irgendwo im Leben und bei irgend einer Gelegenheit und an irgend einem Orte; aber Keiner

von Beiden wußte anzugeben, wo und wann. Bis es ihnen mit einemmale und fast in demselben Augenblicke einfiel, daß es während ihrer Wanderschaft war, draußen im „Reich," mitten in einem finstern Walde, den sie Beide gemeinschaftlich durchschritten; wie sie sich an den Thoren des nächsten Städtchens von einander trennten, der Eine zu dieser, der Andere zu jener Herberge seine Schritte lenkend. Und wie sie sich so um die Geschehnisse ihres Lebens gegenseitig ausfragten (es war darin nichts als Arbeit und schwere Mühe und nur ganz zuletzt etwas von Erfolg zu lesen, der darin bestand, daß sie es Beide zu einem schuldenfreien Gewerbe und Hause und zu einigen „Strich" grünen Ackers gebracht hatten), fanden sie es gut, über die Seelen ihrer Kinder zu verfügen. Der deutsche Webermeister hatte eine Tochter, der czechische Schmied hatte dagegen einen Sohn in gleichem Alter, und ehe noch ihr Trunk warm geworden, hatten sie sich geeinigt, daß sie die Kinder umtauschen wollten.

Der Sohn des Slaven sollte im Hause des Holzendorfer Webermeisters Deutsch lernen, dagegen gab Jaroslaw Patek, der Schmied, die feierliche Zusage, das Kind des Deutschen solle in seinem Hause nichts als Böhmisch, womit er Czechisch meinte, zu hören bekommen.

Es war hier etwas geschehen, was in dem sprachlich wie mit der Schneide eines Messers scharf geschiedenen Lande seit unvordenklicher Zeit sich regelmäßig wiederholte. Die Menschen haben, was man dagegen immerhin sagen kann, den Drang, das sie scheidende wieder auszufüllen und Brücken und Stege aufzusuchen, die sie mit einander verbinden. So gingen denn die Männer von dannen, ruhig und gelassen, aber auch ahnungslos, daß sie mit plumpen Füßen in eine grünende Saat getreten waren.

Nach vier Wochen brachte der Webermeister auf einem Wägelchen „sein Mädchen" in das Haus des Schmiedes, worauf er nach kurzem Aufenthalte mit dem kleinen Pawel, seinem Tauschkinde, in die Heimath abfuhr. Es war merkwürdig, daß beide Kinder beim Abschiede sich nicht ungeberdig zeigten; es war, als ob die Nähe der heimischen Klänge, so lange noch ein entfernter Laut an ihr Ohr schlug, den kindischen Trotz und das kindische Bangen in ihnen festgebannt hätten.

Das änderte sich jedoch mit der Schnelligkeit des Gedankens, sobald das Wägelchen auf der Landstraße verschwunden war.

Auf der Bank unter dem Vordache der Schmiede sitzt ein weinendes Kind und der Schmied und seine Gesellen fahren in ihrem Tagewerk fort und sollen dabei allen Leuten Bescheid geben, die nicht müde werden, zu fragen, warum denn das fremde Kind noch immer weine.

Jaroslaw Patek, der czechische Schmied, allein ahnte es in seinem einfachen Gemüthe, was in der Seele seines Tauschkindes vorging. Maria Dorothea Lang, die Tochter des deutschen Webers aus Holzendorf in Böhmen . . fürchtete sich vor den slavischen Lauten . . .

Die Sonne war bereits tief herabgesunken und auf dem Amboße des Schmiedes nahm das geglühte Eisen, dem der Hammer die neue Form gab, tiefere und röthere Farben an. Draußen vor dem Vordache harrte, von Gesellen gehalten, ein Roß, dem auf der Straße die Hufbekleidung verloren gegangen war; es mußte schnell bedient werden, und nun sprangen die glänzenden und zischenden Funken, „Hammerschlag" genannt, so eilfertig umher, daß mancher von ihnen hart vor den Füßen des fremden Kindes niederfiel. Trotzdem verharrte es in seinem

Zustande und blieb gefühllos für die neckischen Geister, die es so gerne aufgeheitert hätten.

Um dieselbe Zeit wurden unten in der Gasse, die eigentlich nur eine verengte Fortsetzung des Ringplatzes bildet, drei kurze, wie von einem hölzernen Klöppel an den Hausthüren hervorgebrachte Schläge hörbar, das bekannte Zeichen, daß dort die Leute zum Abendgebete der Synagoge gerufen wurden.

Das Kind richtete den Kopf auf.

Hastigen Schrittes kam ein junger hochaufgeschossener Mann an der Schmiede vorüber; er blieb bei dem Vordache stehen.

„Weint das Kind noch immer, Meister Patek?" fragte er mit einer Stimme, die voll weichen Wohlklangs tönte.

Der Schmied hielt in seiner Arbeit inne und lüftete ein wenig die Mütze.

„Es ist nicht zu stillen, Herr Jonathan," sagte er, auf die verhüllte Gestalt deutend, die das Bänkchen einnahm, „und es ist das merkwürdigste Tauschkind, das mir im Leben noch vorgekommen ist. Es kann sich an unsere Sprache nicht gewöhnen."

„Wirklich?" tönte es nachdenklich von den Lippen des jungen Mannes.

Er war zu der Bank getreten und berührte mit leiser Hand den Kopf des fremden Kindes. Dadurch hatte sich das Tuch, in welches es gehüllt war, verschoben und ein trotzig wildes Gesicht mit verweinten Augen, die flachsblonden Haare in verwirrten Flechten an den Schläfen herabhängend, blickte ihn an. Er hätte nicht sagen können, warum ihn dieses Kindergesicht fast erschreckte.

„Bist du noch nicht müde, Kind?" fragte er.

Er hatte diese Worte deutsch gesprochen. Seine Hand lag noch immer auf dem blonden Kopfe des Mädchens; er

fühlte aber, wie eine krampfhafte Zuckung durch dessen Körper ging.

„Nein," sagte das Kind, die Augen fest, voll widerspenstigen Trotzes auf ihn gerichtet.

Nach einer Weile fragte Jonathan weiter:

„Wie heißest du, Kind?"

„Maria Dorothea Lang," gab sie zur Antwort in jener trockenen Weise, wie sie den Kindern der Schule eigenthümlich ist, wenn auf eine bestimmte Frage eine schon im Voraus eingelernte Antwort in Bereitschaft steht.

Jonathan hielt inne: das Wesen des Kindes hatte etwas unsagbar Bewältigendes für ihn, so daß er erst auf eine Fortsetzung seines Gesprächs sich besinnen mußte.

„Möchtest du mit einem Kinde spielen?" fragte er nach einer geraumen Weile. „Möchtest du zu einem Kinde mit mir gehen und mit ihm spielen, Dorothea?"

„Ich heiße Maria Dorothea," sagte das Mädchen mit einer fast befremdenden Schärfe des Ausdrucks.

„Ich will dich aber nur bei deinem zweiten Namen nennen," sagte Jonathan nachdrücklich.

Das Mädchen blickte den Mann, der so bestimmt seinen Willen geltend zu machen wußte, fast tückisch an; dann aber glättete sich seine Miene und es sagte:

„Was ist es für ein Kind?"

Jonathan lächelte leise vor sich hin; es mochte ihm einige Mühe kosten, dieser Frage gegenüber seinen vollen Ernst zu bewahren.

„Es ist mein Kind," sagte er, „und es ist ein schöner Knabe."

„Dann gehe ich mit dir," meinte das Mädchen und stand auf, indem es die Hand Jonathan's erfaßte.

Jonathan wendete sich an den Schmied, der während dieses Zwiegesprächs in seiner Hantirung innegehalten hatte.

„Wie wäre es, Meister Patek," sagte er, „wenn ich das Kind vielleicht nur auf diese eine Nacht zu mir nähme? Es könnte da mit meinem Kinde spielen und wird sich vielleicht, weil wir mit ihm deutsch reden, dann um so leichter in Euer Haus zurückfinden. Ihr wißt ja, wie die Kinder sind; man muß ihnen das, was ihnen im ersten Augenblicke Furcht einflößt, langsam angewöhnen. Ihr könnt dann, wann Ihr wollt, Euer Tauschkind zurückholen; es verschwindet nicht aus Eueren Augen, wenn ich es bei mir habe."

Der Schmied überlegte eine ziemlich lange Weile.

„Nehmen Sie es nur mit," sagte er dann, bedächtig jedes seiner Worte abwägend, „und auch mein Weib wird nichts dagegen haben. Da sie ein Weib ist, so denkt sie in diesem Augenblicke vielleicht daran, ob sich für unseren Pawel heute auch so Einer gefunden hat, wie Sie, Herr Jonathan. Er ist doch auch in der Fremde."

Dann nahm er, wie von einer plötzlichen Eingebung erfaßt, den gewaltigen Hammer und hieb damit, ohne daß er ein Eisen zu formen hatte, auf den Amboß. Seine Brust arbeitete mächtig und die Stirnadern waren zum Bersten geschwollen. Es war offenbar, daß eine gewaltsam gehemmte Bewegung ihrem Durchbruche zudrängte.

Er ließ den Hammer jedoch wieder sinken und sagte, ohne daß es ihm gelungen war, eine gewisse Bitterkeit zu unterdrücken:

„Nehmen Sie das Kind nur mit sich, Herr Jonathan! Und das sage ich im voraus und bin bereit, es aufs Evangelium zu beschwören: Nimmermehr wird sich das Kind hier an unsere Sprache gewöhnen. Gegen so ein Kind, ein schwaches

deutsches Mädchen, wenn es nicht böhmisch lernen will, richtet die stärkste Gewalt nichts aus! Es ist Alles umsonst! Das sagt Jaroslaw Patek, der Schmied, voraus . . . und nun nehmen Sie das Kind mit sich, Herr Jonathan! . . ."

Der Schmied hatte sich bei den letzten Worten abgewendet, seine letzten Worte klangen so eigenthümlich weich.

So stand er da, von der Gluth des aus der Werkstätte herausströmenden Herdfeuers beleuchtet, daß es Jonathan Falk bedünken mochte, er sehe in diesem Manne einen jener Propheten seines eigenen Volkes vor sich, wie er sie, düstere Zukunftssprüche gleich geheimnißvoll von Blitzen durchleuchteten Donnerschlägen aussprechend, aus den Büchern der heiligen Schrift kannte.

War Jaroslaw Patek ein czechischer Prophet? Beging er nicht ein Unrecht an ihm, wenn er ihm das fremde Kind aus dem Hause nahm? Welches Recht besaß er, dem Schmiede diese Kränkung anzuthun? . . .

Schon zuckte seine Hand in der des Kindes, als wollte er es loslassen. Aber Maria Dorothea war stärker als er; unaufhaltsam zog sie ihn mit sich fort, bis er vor seinem Hause stand.

Dort jenes breite und stattliche Haus, das nicht weniger als acht Fenster in der Breite hat, ist Jonathan Falk's eigenes Haus. Es hat früher nicht ihm gehört, sein Vater hatte es, als die Besitzfähigkeit der Leute in der „Gasse" erklärt ward, von der früheren „Herrschaft" käuflich an sich gebracht, und daß es die Amtswohnung des ehemaligen „Rentmeisters" gewesen war, merkt man ihm sogleich an; denn solche Gebäude behaupten mit einer gewissen Zähigkeit ihr Recht des Bestandes und lassen sich trotz Tünche und Maurer nicht so leicht etwas von ihrem Ahnenstolze hinwegnehmen.

In der Stadt ist es auch unter der Benennung „die Fabrik" bekannt, die in den bis an den Fluß reichenden weitläufigen Hintergebäuden betrieben wird.

Als Jonathan mit dem fremden Mädchen die Wohnstube betrat, die im ersten Stockwerke seines Hauses lag, fand er daselbst seine Frau, die in gewählt städtischer Kleidung auf einem Sopha saß. Sie hieß Bella und sah in der beginnenden Abendbeleuchtung mit ihren feinen, blassen Zügen sehr vornehm aus. Zu ihren Füßen lag ein kleiner schwarzhaariger Knabe, der etwa drei Jahre zählen mochte.

„Wen bringst du da, Jonathan?" rief die blasse Frau verwundert.

„Es ist das Tauschkind von Jaroslaw Patek, dem Schmied," sagte Jonathan, „und weil es sich vor dem Böhmischen noch fürchtet, habe ich es mit mir genommen, damit es mit unserem Bernhard spiele."

In kurzen Worten berichtete er sodann, wie er das Kind gefunden, und wie ihn der Gedanke nicht habe ruhen lassen, daß das fremde Kind weinend und von aller Welt verlassen, „mutterseelenallein" die erste Nacht beim Schmied verbringen solle.

„Wird es „ihnen" aber auch recht sein, wenn du das fremde Kind bei dir aufnimmst?" bemerkte die junge Frau mit scharfer Betonung, wobei ein fremdartiger Zug an den Lippen herum vorzugsweise mitspielte.

„Will ich denn das Kind behalten?" meinte Jonathan. „Wenn es ruhig geworden ist, stelle ich es wieder zurück."

Bella schüttelte zu diesen Worten den Kopf, als läge in der einfachen Handlungsweise ihres Mannes etwas, was sie nicht begriff.

„Du wirst sehen," sagte sie, „man wird dir das nachtragen."

„Wer?" fragte Jonathan.

„Weiß ich?" meinte Bella.

Sie rief dann das Mädchen zu sich, um es in der Nähe besser zu besehen; denn sie war kurzsichtig, was ihr, beiläufig bemerkt, bei den Leuten in der „Gasse," die es lieben, die Wirkungen eines rein körperlichen Gebrechens als die eines sittlichen anzusehen, den Ruf einer „stolzen Frau" eingebracht hatte. Aber merkwürdiger Weise blieb das Mädchen auf der Schwelle der Thüre stehen und trotz wiederholter Aufforderung leistete es nicht Folge.

„Du siehst, das Kind will auch bei uns nicht bleiben," rief Bella ihrem Manne zu, „du wirst es zurückgeben müssen."

„Heute nicht," sagte dieser sehr ernst. Dann zu dem Kinde gewendet meinte er:

„Dorothea, willst du nicht mit meinem kleinen Bernhard spielen?"

Das Mädchen blickte mit seinen scheuen, großen Augen zu Jonathan auf.

Dann schritt es langsam bis in die Mitte der Stube und blieb vor dem kleinen Bernhard stehen. Das währte jedoch nur einen flüchtigen Augenblick. Plötzlich, wie von einem unbezwinglichen Gedanken erfaßt, warf es sich vor dem Knaben auf die Knie. In dieser Stellung sah sie dem Knaben lange, lange in die Augen, als wollte sie dessen Seele aus den verborgensten Hüllen befreiend an sich heranziehen, griff dann an seinen Kopf und schob die schwarzen Härchen fort, damit seine Stirne frei werde, und sagte dann:

„Soll ich dir schöne Geschichtchen erzählen, mein schöner Bernhard? Ich weiß viel solcher Geschichtchen!"

Dem Knaben mochte das fremde Angesicht des Mädchens Vertrauen eingeflößt haben; er nickte zum Zeichen der Bejahung blos mit dem Kopfe. Wenn er seinen Gefühlen Ausdruck zu geben vermocht hätte, so hätten sie wahrscheinlich dahin gelautet, daß ihm Dorothea ausnehmend gut gefiel.

„So komm! geh mit mir auf die Gasse oder in den Garten, mein schöner Bernhard," sagte sie hastig und griff nach dem Knaben, um ihm aufzuhelfen.

Der kleine Bernhard deutete mit dem Finger nach seinem Munde; dann aber, als genügte ihm das nicht hinlänglich, um eine längst bekannte Thatsache auch bei einem Fremden für bekannt vorauszusetzen, kam über seine Lippen ein mißlautendes Lallen, dem es an jeder Wortgliederung fehlte. Maria Dorothea begriff aber schnell, um was es sich handelte.

„Mein schöner Bernhard," rief sie und wiederholte diesen Ruf mehrmals hintereinander. Der ganze Jammer ihrer Seele über das Mißgeschick des Knaben drückte sich in diesen wenigen Worten aus. Sie schien es nicht fassen zu können und als einen ungeheuern Eingriff in die Rechte der Kinderwelt zu betrachten, daß dieser kleine Knabe sprach- und wortlos vor ihr saß, während der graue Sperling draußen vor den Fenstern geschwätzig pfeifend seinem Futter nachging.

Dann faßte sie den Kopf des Kindes mit beiden Händen an und drückte ihn an sich, so daß ihre eigenen flachsblonden Flechten über ihn hinwegfielen. Jonathan und seine Frau sahen dem Schauspiele, wie es sich vor ihren Augen entwickelte, sprachlos aber in tiefer Bewegung zu.

„Du kannst also nicht sprechen, mein schöner Bernhard?" begann sie wieder, und ein schmerzlicher Klagelaut durchzitterte alle ihre Worte, „Wenn du etwas begehrst, wie machst du das den Leuten bemerklich? Mein schöner Bernhard, mein schöner

Bernhard! Wenn du auf die Gasse willst oder in den Garten, da kannst du nicht, wie du gerne möchtest . . sie verstehen dich ja nicht! Und die anderen Knaben, die spielen da unten und laufen dem Drachen nach, wie er sich hoch, hoch bis zum blauen Himmel erhebt, und sie beachten dich nicht! Mein schöner, schöner Bernhard! da werde ich ja für dich sprechen müssen!"

Dieser letzte Gedanke schien in dem Kopfe des Mädchens eine ganze Reihe neuer Vorstellungen zu erwecken. Sie hielt mit einem Male inne, dann sagte sie hastig:

„Kannst du schon beten, mein kleiner Bernhard?"

Der kleine Bernhard nickte mit dem Kopfe.

„Dann sag es mir vor!" rief sie vergessend.

„Mädchen!" sagte die junge Frau stockend, „du siehst ja, er kann dir nicht antworten."

„Glaub du deswegen ja nicht, Dorothea!" fiel Jonathan eifrig ein, „daß unser Kind nicht betet. Bernhard hat sein Morgen- und sein Abendgebet, nur daß es ihm vorgesagt wird. Wie er in sein Bett am Abende gebracht wird, sagt man ihm folgenden Spruch vor:

„Zu meiner Rechten steht Raphael,
Zu meiner Linken steht Michael,
Hinter mir steht Uriel und über meinem Haupte ist die Herrlichkeit Gottes."

Das hatte Jonathan in jener Sprache vorgebracht, die seit Jahrtausenden den betenden Lippen seines Volkes dient.

„Das ist nichts!" sagte das Mädchen, nachdem es eine geraume Weile dem Widerhalle dieser fremdartigen Laute gelauscht hatte. „Das ist nichts!" wiederholte sie, und eine große Enttäuschung war auf ihrem Antlitze sichtbar. „Das verstehe ich nicht, und da kann ich dir auch nicht helfen, mein schöner Bernhard!"

Nach einer Weile, während welcher sich ihre Stirn von einer nachdenklichen Falte beschattet zeigte, sagte sie in großer Erregtheit:

„Das Alles kann dir nicht helfen, mein schöner Bernhard! Das kann gut sein für tausend andere Sachen, aber damit du deine Lippen aufthust und sprichst wie andere Kinder sprechen, dazu hilft es dir nicht. Ich will dir etwas sagen."

Sie hatte den Kopf des Knaben wieder an sich gedrückt; ihre Stimme war fast zu einem leisen Flüstern herabgedämpft, als sie geheimnißvoll zu reden begann.

„Es ist das eine Geschichte, die ich dir erzählen will, mein schöner Bernhard. In Urschendorf, was nicht weit von Holzendorf liegt, wo ich zu Hause bin, da ist eine große, große Kirche, so groß, daß ich es dir nicht beschreiben kann. Ich bin einmal mit meiner Mutter dort gewesen, und da hängt vor dem Altar ein großes Bild der heiligen Mutter Gottes. Sie hat ein blaues Kleid an und auf dem Kopfe eine goldene Krone, die glänzt und funkelt, daß man sich die Augen zuhalten muß. Zu der heiligen Mutter Gottes in Urschendorf, was nicht weit von Holzendorf liegt, wo ich zu Hause bin, kommen alle kranken Leute aus der ganzen, ganzen Welt, und wenn sie zu ihr beten: „Heilige Mutter von Urschendorf, die du bist gebenedeit, so morgen wie heut', und für alle Zeit! Heilige Mutter Gottes von Urschendorf! So hilf auch mir oder meinem Kinde von seinem Leid!" dann wird ihnen geholfen. Dann steht so ein Kind, was früher blind war, auf und kann sehen, wie die anderen Menschen, und ein anderes, das auf Krücken gekommen ist und ein Krüppel war, wirft mit einem Male seine Krücken auf den Boden und kann aufrecht stehen und kann gehen, und ein Kind, das bis dahin stumm war, kann mit einem Male sprechen. Hörst du aber gut zu, mein schöner Bernhard?"

Der Knabe lag lautlos an Maria Dorothea gelehnt.

„Zur heiligen Mutter Gottes von Urschendorf werde ich dich tragen," flüsterte sie nach einer kleinen Unterbrechung weiter, „und die wird dich wieder gesund machen und dein Vater wird eine Zunge aus Silber anfertigen lassen; die werden wir zu den anderen silbernen Herzen und Füßen und Händen legen, die man der heiligen Mutter von Urschendorf zum Geschenke mitbringt. Und wenn dann die anderen Knaben einem Drachen nachlaufen, der sich in den Himmel hinein erhebt, da wird mein schöner Bernhard unter ihnen sein und mit ihnen laut schwätzen, schreien und jauchzen. Hast du aber auch gut zugehört?"

Der Knabe sah sie mit verständnißinnigen Blicken an und lächelte.

Warum fühlte Jonathan Falk in diesem Augenblicke den Drang in sich, dem Zwiegespräche der Kinder ein Ende zu machen? Welcher unruhvolle Gedanke rüttelte und schüttelte an seiner Seele, daß er es fast bereute, das fremde Mädchen in sein Haus aufgenommen zu haben?

„Dorothea," rief er, „laß jetzt den Knaben. Es ist seine Schlafenszeit gekommen."

Dann rief er, herrisch und strenge, gegen seine sonstige Gewohnheit, um die Magd und befahl ihr, das Kind zu Bette zu bringen. Auch Dorothea solle schlafen gehen; die Magd möge ihr an ihrer Seite ein Nachtlager bereiten.

Als die Kinder sich entfernt hatten, entstand in der Wohnstube eine minutenlange Stille.

Jonathan stand am Fenster und starrte in den verglimmenden Abend hinaus, der sich bereits über den Ringplatz gelegt hatte. Aus der Ferne klangen die Amboßschläge in der Werkstätte Jaroslaw Patek's an sein Ohr. Warum verstärkten

sich diese so bekannten Töne zu brausenden und gewaltigen Stimmen in ihm, die Alles, Alles übertönten?

Endlich sagte Bella, die aufgestanden und hart an die Seite ihres Mannes getreten war:

„Du hast das Mädchen grade im Schönsten unterbrochen, und für Bernhard war die Schlafenszeit, wie du gut weißt, noch nicht gekommen."

„Ich weiß, ich weiß es!" rief Jonathan unbegreiflich heftig.

„Ich möchte das Kind für unseren Bernhard behalten," sagte Bella nach einer Weile, beinahe zögernd, ob sie diesen Wunsch auch aussprechen solle.

„Red mir nicht davon," fiel Jonathan rasch ein, „red mir nicht davon. Was geht das fremde Kind uns eigentlich an? Ich gebe es morgen in aller Frühe wieder seinem Tauschvater zurück."

Bella entgegnete nichts. Sie ging aus dem Zimmer.

Jetzt erst besann sich Jonathan, daß er über dem fremden Kinde vergessen hatte, das Abendgebet in der Synagoge zu besuchen; nun mochte sie längst geschlossen sein. Er stellte sich nun in jene Ecke seiner Stube, die gegen Osten lag; halblaut, fast geflüstert, drangen die uralten Benediktionen über seine Lippen. Nur als er an die Stelle kam: „Heile uns, Gott, und wir sind geheilt; hilf uns, und es ist uns geholfen," da klang seine Stimme voll und laut und mit kräftiger Entschiedenheit richtete sich die Benediktion an ihrem Schlusse an den, „der da heilet die Kranken Israels!" —

So oft Jonathan Falk in der Nacht, die diesem Tage folgte, aufwachte, und es geschah dies öfter, als es sonst vorzukommen pflegte, richtete sich sein erstes Denken auf das fremde Kind, das er vor wenigen Stunden in sein Haus aufgenommen hatte.

Das flachsblonde Haar des Mädchens und die trotzig scheuen Augen kamen ihm nicht aus dem Sinne. Immer mußte er an das geflüsterte Zwiegespräch der Kinder denken; und wie er sich dagegen sträubte und eine „große Narretei" darin erblickte, er konnte eines gewissen nachtönenden Eindruckes nicht ledig werden. Der Entschluß stand in ihm fest, das fremde Kind am anderen Tage dem Schmiede wieder zurückzustellen.

„Sie wird sich zwar die Augen wieder ausweinen," bekämpfte er in sich selbst das aufsteigende Bedenken, „aber giebt es nicht noch mehr Kinder in der Welt, welche weinen? Kann ich mich aller Kinder annehmen? Und dann, was soll mir ein so fremdes Mädchen im Hause? Es bringt nur Unruhe hinein und große Verantwortlichkeit für mich."

Noch mehr befestigte sich dieser Gedanke in ihm, als er, vom Frühgottesdienste der Synagoge zurückgekehrt, in seine Wohnstube trat. Er fand die Kinder schon bei einander; Bernhard saß auf dem Boden, während Maria Dorothea vor ihm auf den Knieen lag und ihm die schwarzen Härchen mit einem Kamme glättete.

„Halt' dich ruhig," hörte er das Mädchen sagen, „mein schöner Bernhard, ich will dich noch schöner machen."

Zwischen den Kindern herrschte, wie Jonathan sah, die traulichste Bekanntschaft, als hätten sie schon lange Jahre mit einander verkehrt.

Nach dem Frühstück rief Jonathan das fremde Mädchen zu sich.

„Dorothea," sagte er, und seine Stimme klang gewissermaßen beklommen, „du wirst dich jetzt hoffentlich ausgeweint haben und nicht mehr so kindisch sein, wie du es gestern gewesen bist .. Dein Vater hat dich hergebracht, damit du bei Jaroslaw Patek, dem Schmiede, Böhmisch lernst. Das ist keine so arge Sache,

wie du wohl glaubst, und du brauchst dir deswegen nicht die Augen auszuweinen. Der Schmied und seine Frau sind gute Leute und sie werden dich gut behandeln. Und was würde dein Vater dazu sagen, wenn du ihm so ungehorsam bist? Daher will ich dich wieder zu deinen Tauscheltern zurückbringen."

„Sie sind nicht meine Tauscheltern!" rief Maria Dorothea mit einer merkwürdigen Bestimmtheit.

„Auf das Wort kommt es nicht an," meinte Jonathan Falk lächelnd; denn seltsam! kindisches Aufbäumen und Entschiedenthun hat für uns große Leute, die so häufig in die Lage kommen, die kräftigsten Aeußerungen unserer Willenskraft auf ein bescheidenes Maß herabstimmen zu müssen, etwas Lustiges und Lachenerregendes. „Auf das Wort, meine kleine Dorothea," wiederholte er, „kommt es nicht an. Dein Vater hat es einmal so bestimmt und ein Kind muß folgen."

Das Mädchen starrte nachdenklich vor sich hin.

„Wenn Ihr mich fortschicken wollt," rief sie mit einem Male, auf den auf dem Boden liegenden Knaben deutend, „so fragt zuerst meinen schönen Bernhard!"

Jonathan Falk versuchte wieder zu lächeln, aber der Ernst seines Gemüthes überquoll in diesem Augenblicke jeden leichtfertigen Gedanken. Noch ehe er ein passendes Wort auf die Aufforderung des fremden Kindes gefunden hatte, rief Bella überlaut:

„Soll Dorothea von dir fortgehen, Bernhard?"

Der Knabe blickte zu dem fremden Mädchen auf, dann verneinte er die Frage seiner Mutter mit einem entschiedenen Kopfschütteln.

„Siehst du?" rief Bella und die Morgensonne beschien auf den Lippen der blassen Frau ein siegesfreudiges Lächeln.

Jonathan Falk war aufgestanden und ging in die Fabrik. Hielt er die ganze Sache als kindisches Spiel abgethan, oder nur für verschoben? Betrachtete sie auch Bella von diesem Gesichtspunkte? Dachte er an das Wehe seines Kindes, wenn er ihm die so rasch liebgewordene Gespielin wieder entführte? Aber weder an diesem, noch an den weiter folgenden Tagen kam Jonathan auf den schon einmal gefaßten Beschluß zurück, das fremde Mädchen seinem Tauschvater zurückzustellen. Da hier nichts mit Gewalt auszurichten war, so dachte er, würde ihm vielleicht mit der Zeit durch sanftes Zureden gelingen, was ihm jetzt — „so schwer ankam."

So ward Maria Dorothea in die Familie Jonathan's aufgenommen; Keiner hätte eigentlich mit Bestimmtheit sagen können, wie es geschehen war. Jonathan hatte zu ihr niemals gesprochen: Bleibe! aber das Mädchen war geblieben. Es war ein eigenthümlich geartetes Verhältniß, das einerseits aus stillschweigender Duldung, andererseits aus dem Trotze eines kindischen Kopfes entsprang.

Nachdem einige Wochen ins Land gegangen waren, fühlte Jonathan denn doch das Bedürfniß in sich, seine durch Dorothea's Verbleiben zu dem deutschen Weber entstandene Beziehung gewissermaßen zu regeln. Er schrieb ihm daher einen Brief, worin er ihm auseinandersetzte, was ihn bewogen habe, seiner Tochter einen zeitweiligen Aufenthalt in seiner Familie zu gewähren. Wolle er, so werde er das Kind wieder an Jaroslaw Patek zurückstellen, womit er jedoch glaube, daß dem Mädchen ein großes Leid geschehen würde; überdies würde sich sein Bernhard darüber außerordentlich kränken, der sich merkwürdig bald an sie gewöhnt habe.

Darauf schrieb der Weber in einer fast unverständlichen Ausdrucksweise zurück, er sei von dem ganzen Vorgange durch

den Schmied Patek bereits unterrichtet. Er wisse übrigens, daß das Kind gut aufgehoben sei, und was das „Böhmische" betreffe, so werde es in dem Orte, wo so viel „böhmische Leute" wohnten, die Sprache sich schon zu eigen machen. Kinder seien wie gewisse Singvögel, was man ihnen vorpfeife, das sängen sie nach.

Als Jonathan ihr eines Tages die Erlaubniß ihres Vaters mittheilte, in seinem Hause verbleiben zu dürfen, äußerte sich auch nicht das geringste Zeichen von freudiger Erregtheit auf ihrem Gesichte, und als Jonathan sie scherzend fragte, was sie gethan hätte, wenn ihr Vater seine Zustimmung verweigert hätte, sagte sie trocken:

„Frag nur meinen schönen Bernhard, er weiß es am besten."

„Wie wirst du aber das Böhmische erlernen?" scherzte Jonathan weiter.

„Herr!" — mit diesem Worte sprach sie ihn meistens an, während sie trotz der Zurechtweisung Bella's nicht aufhörte, ihn zu dutzen — „Herr," sagte sie, „du solltest auch kein Böhmisch sprechen. Wenn du es sprichst, verstehe ich dich nicht und du kommst mir fremd vor." —

Es ist nicht zu viel behauptet, wenn wir sagen, daß das fremde Kind im Verlaufe von nur wenigen Wochen ein Element des Hauses geworden war, das man aus dem Rahmen desselben sich gar nicht wegzudenken vermochte.

Das Mädchen schien sich vor Allem an die ersten Worte, die sie von Jonathan gehört, halten zu wollen: sie solle mit seinem Knaben spielen. Dieser Aufgabe kam sie vom frühen Morgen bis zur Schlafenszeit mit einer wundersamen Emsigkeit und Regelmäßigkeit nach. Und nicht, daß sie mit Bernhard unausgesetzt spielte, sondern wie sie das Spiel betrieb, war es,

das Jonathan Falk, oft für eine gar geraume Zeit, verwundert lauschend auf dem Sitze gebannt hielt. Es gab nichts, das sie nicht in den Bereich des Spieles zog; von der Kleiderbürste angefangen, bis zum weißen Kachelofen, und vom Kleiderschranke bis zu dem „Misrach," jener unter Glas und Rahmen an der Ostseite des Hauses aufgehängten Tafel, worin sich Jonathan wendete, wenn er zu Hause sein Gebet verrichtete — umspann Dorothea Alles mit den Fäden ihrer spielenden Einbildungskraft, und es hätte Jonathan gar nicht befremdet, wenn alle diese Gegenstände eines schönen Tages Sprache und Geberde angenommen und als selbstständige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft aufgetreten wären. Sie „verspielte" seinem Knaben den ganzen Kopf, meinte er zuweilen, und doch hätte er nicht einen Faden, nicht einen Knoten aus dem Zaubergespinnste hinweggewünscht, welches Dorothea über das schwarzlockige Köpfchen seines Knaben geworfen hatte. Jonathan begriff es erst jetzt, wie man mit einem Kinde spielen müsse. Seine eigene Frau, die Mutter Bernhard's — hatte es nie verstanden.

Nur Eines konnte Dorothea nicht ertragen, und ein oft leidenschaftlicher Haß sprach sich dagegen in ihr aus. Das waren die Knaben der Gasse und des Ringplatzes, wenn sie lärmend, jauchzend und schwatzend am Hause vorüber tollten, und sie konnte ernstlich böse werden, wenn der Knabe hinuntergehörte.

„Brauchst du denn mit ihnen überhaupt zu spielen, Bernhard?" sagte sie einmal zu dem Knaben. „Du brauchst sie nicht, denn einmal wirst du ja doch reden können!"

Woran sie dabei dachte, daß sie diese Behauptung so ihn und bestimmt aussprach?

Ihre Abneigung gegen die Knaben der Gasse ging dabei

so weit, daß sie trotz ihrer unzulänglichen Kraft den Knaben auf den Armen trug oder sich ihn „huckepack" aufbürdete, wie sehr ihr dies zuweilen verwiesen wurde, blos um ihm den Anblick und die lärmende Geschwätzigkeit ihrer Feinde zu entziehen!

Zuweilen nahm sie mit dem Knaben Sprechübungen vor, und es bot einen seltsamen Einblick in ihr Wesen, wie sie es dabei anstellte. Sie kniete vor dem Kinde auf dem Boden und Bernhard sollte es ihr nachthun, wie sie ihren eigenen Mund gebrauchte, um einen „ordentlichen" Laut hervorzubringen. Er mußte bald seine Brust zu einem Hauchtone anstrengen, bald die Lippen spitzen, oder die Zähne aufeinander beißen, oder sie hieß ihn die Zunge an den Gaumen legen. Das Alles that sie mit einer bewundernswerthen Geduld, obwohl ihr oft Schweißtropfen auf der Stirn perlten. Wie aber alle diese Versuche zu keinem Erfolge führten — denn das von zwei rothen Lippen gebildete Instrument krankte an dem Gebrechen, daß es nur mißlautende Töne von sich gab — so meinte sie einmal:

„Mach dir nichts daraus, mein schöner Bernhard! die Knaben unten auf der Gasse haben auch nicht mit einem Male reden können. Du bist ein Knabe und einmal mußt du doch reden können."

Derartige Züge, wie flüchtig und unmerkbar sie sich immerhin äußerten, prägten sich doch der Seele Jonathan's tief ein. Er beobachtete das Mädchen häufiger als er selbst glaubte. Keiner dieser Züge entging ihm; sie lebten so frisch in ihm, daß in späterer Zeit kein einziger seinem Gedächtniß entfallen war.

Wie kam es, daß in diese Freude an dem Gebahren des fremden Kindes, dessen Liebe zu seinem Bernhard sich in keinen

Augenblicke untreu wurde, zuweilen so trübe Schatten sich einstahlen? Daß sich ihr zuweilen eine Bitterkeit aufdrängte, die r nur schwer zu bewältigen hatte?

Dann saß Diejenige, die seinem Kinde zunächst stand, weil ie es mit ihrem Blute getränkt hatte, vornehm und blaß auf em Sopha, ihm und dem Kinde so nahe, die dieselbe Luft der Stube mit ihr einathmeten — und doch von einander so ferne!

„Kommt über ihre Lippen jemals ein Wort," so sprach s tief und unhörbar in ihm, „wie es dies fremde Mädchen zu Hunderten für mein Kind in Bereitschaft hat? Wenn Bella as Kind zurechtweist, so ist sie voll Härte und es schneidet nir durch das Herz; wenn sie ihm schmeichelt, verzärtelt und erweichlicht sie es. Es sieht immer so aus, als ob sie dabei uf etwas ganz Anderes ihre Gedanken hätte. Woher kommt as?" —

An dem Sommernachmittag eines Sabbats spielten die Kinder wieder, wie es ihre Gewohnheit war, auf dem Fußoden der Wohnstube. Ein dickes Buch lag zwischen ihnen, em die Rolle diesmal zugetheilt war, ein großes, prächtiges Schloß vorzustellen, in welchem sich Tausende von Kindern ustig umhertummelten. Die einzelnen Blätter aber stellten die Kinder vor. Dem Knaben war wahrscheinlich der Einfall gekomnen, ein widerspenstiges Kind aus dem Schlosse zu entfernen; r war eben im Begriffe, ein Blatt aus dem dicken Buche zu eißen.

„Was thust du denn, Bernhard," schrie Dorothea, „heute st ja Sabbat!"

Vom Sopha herüber tönte eine Stimme, scharf und chneidig:

„Dorothea, red' dem Kinde keine solche Dummheit vor!"

Warum verweist sie ihr das? Sie nennt das eine Dummheit?

So grollte es tief in dem Herzen eines Mannes, dem diese Worte nicht entgangen waren.

Wo solche Worte ertönen, mögen sie nun in wilder Rechthaberei, äußerlich vernehmbar, in die Welt hinausgeschrieen, oder ungehört, aber darum um so bitterer in den entlegensten Räumen der Seele verwunden werden, da wühlen finstere Mächte mit verhängnißvoller Emsigkeit an und in dem Bestande einer Ehe.

Ihr Werk gehört nicht dem lichten Tage an!

---

## II.

### Zwischen Ruinen.

Vielleicht in keinem Theile des Staatslebens hat jener Geist, der seit fünfundzwanzig Jahren zerstörend und wieder aufbauend, auflösend und wieder aneinanderfügend, innerhalb desselben waltet, so auffallende Spuren hinterlassen, als in jenen stillen „Gassen", die so oft der Schauplatz unserer „Geschichten" waren. Nirgends hat der Pflug, der das neue Saatfeld bereiten sollte, so tiefe Furchen aufgewühlt; nirgends hat die Axt lauter geschallt, als grade in diesen Räumen.

Blüht und grünt wirklich das neue Saatfeld? Erheben sich neben dem modernden Wurzelstumpfe neue Baumkronen, in denen der Wind rauscht, die der befruchtende Regen befeuchtet? Keinem Auge, selbst nicht dem weitsichtigsten, dem es gegeben ist, die werdenden Formen der Zukunft als feste Gestaltungen zu ordnen, treten die Anzeichen entgegen, daß sich

dort über dem bloßgelegten Gerölle eine neue Erdhülle gebildet hat. Wohin du blickst, nichts als verlassene Herdfeuer und verglommene Aschenhaufen! Niemand ist da, der sie wieder anfacht, und selbst wo Manche zurückgeblieben sind, gemahnt es dich, als ob sie in träger Verdrossenheit dem Augenblicke ihres Wegzuges entgegengähnten.

So Mancher hat vor Jahren den „guten Ort" besucht, der den Staub seiner Mutter oder seines Vaters in sich birgt. Er hat der Vorausgegangenen gedenken wollen. Noch stand der Stein aufrecht und er hat die fromme Inschrift in unbezwinglicher Rührung wieder gelesen. Nun ist er wieder einmal gekommen; die Straße, die jetzt der Dampfwagen befährt, führt ihn an der alten, längst verlassenen Heimathstätte vorüber . . . warum sollte er, da sich die Gelegenheit bietet, zögern, die da „draußen" unter den Erdschollen Ruhenden aufzusuchen? Er findet den Stein eingesunken, die Inschrift verwischt und zerwaschen; achtlos schreitet die Ziege oder die Kuh des Friedhofwächters darüber hinweg, denn das Gras, das dort wächst, ist billig und saftig . . .

Hüte dich aber zu klagen, daß es so gekommen sei! Von allen Seiten tönt dir die landläufige Redensart entgegen: daß es so kommen mußte. Niemand tröstet dich, Niemand entschuldigt den Verfall vor dir. Sind wir da, um deine Todten zu bewachen? Hast du uns bestellt, daß wir das Abgestorbene zu künstlichem Leben erwecken sollen? Wahre und beklage deine Todten wie du willst, wir haben sie lange genug bewacht und geehrt. Jetzt fließt und brandet der Strom des Lebens! Seine Wellen ziehen ins Allgemeine; ihnen wollen wir uns anvertrauen!

Hast du den Muth, diesen Stimmen Stand zu halten? Lebt in dir die Zuversicht, daß du nur mit der Elementarkraft

eines vorübergehenden Gewitters kämpfest? Daß das finstere Gewölke, sobald es vorbeigezogen, wieder den blauen Himmel hervortreten läßt? . . . Täusche dich nicht. Der Mensch verliert mitten unter Ruinen seine Zuversicht!

Unter den Wenigen, die in diesen Jahren der „Gasse" treu geblieben sind, war vor Allen die Familie Jonathan Falk's. Es lag dies vielleicht in den eigenthümlichen Verhältnissen dieser Familie.

Auch die „Gasse" hat Erinnerungen, Traditionen und Stammbäume, auf die sie nicht weniger stolz thut, als das „blaue" Blut auf Burgen und Schlössern. Meistens beziehen sie sich auf das hohe Alter ihrer Ansiedelung in der Gemeinde, oder auf die Abkunft von irgend einem vielvermögenden Ahn, der seinerzeit bei den Großen des Landes oder auf dem Gebiete der „Gotteslehre" etwas galt. Auch die Bekleidung wichtiger Gemeindeämter gehört in die Chronik dieser Patrizier, die in ihrer „Gasse" hoch aufgerichteten Hauptes einherschritten, während sie außerhalb derselben ihren Hut demüthig vor dem geringsten Amtsschreiber zogen.

In dem großen Wohnzimmer Jonathan Falk's hängt ein geschwärztes Bild, das einen noch jungen Mann in der Tracht des siebzehnten Jahrhunderts darstellt. Es war sein Urahn der ungefähr um die Zeit, als der dreißigjährige Krieg eben zu Ende gegangen, aus Bayern nach der böhmischen Gemeinde übersiedelt und sich daselbst ein Haus gebaut hatte.

Dieses Haus, massig und wuchtig, war trotzdem nur ein Holzbau nach dem Muster, wie es der Ahnherr in seiner oberfränkischen Heimath vor sich gesehen, aus sogenanntem Fachwerk hat aber dafür alle Unbilden der Zeit über sich ergehen lassen Sogar einem furchtbaren Brande, der den größten Theil des Ringplatzes mit Inbegriff der Kirche einäscherte, hat es sieg

reich widerstanden, und zwar auf eine Weise, die noch jetzt als eine kaum angezweifelte Sage in der „Gasse" lebt.

Der Ahnherr Jonathan's war grade im Begriffe, am Ausgange eines Sabbatabends die „Hawdala" zu machen. Er hielt in der einen Hand ein brennendes Wachskerzchen, in der anderen ein silbernes Büchschen voll edlen Gewürzes, und eben wollte er die Segensformel über die Scheidung des duftvollen Sabbats von der Gemeinheit der anderen Wochentage beginnen, als das Feuer ausbrach.

Er aber hielt keinen Augenblick inne; er sprach das Gebet zu Ende, und erst nachdem alle Kinder an dem Dufte des silbernen Büchschens, als an dem letzten Reste des Sabbats, sich gelabt hatten, sagte er:

„Ich weiß jetzt, daß unserem Hause nichts geschehen kann."

Der ganze Ringplatz brannte nieder, das Rathhaus und die Kirche ebenfalls, aber an seinem Hause hatten sich die Flammen selbst Einhalt gethan.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß das Haus wie alle alten Leute, die „in die Jahre" kommen, plötzlich — es war, als ob es in einer Nacht tödtlich erkrankt wäre — alt wurde und kurze Zeit darauf abgerissen werden mußte. Es war wirklich seine Zeit gekommen.

Aber mittlerweile war auch sonst eine andere Zeit herangenaht.

Die Leute in der „Gasse" hatten „Besitzfähigkeit" erlangt; sie konnten nun überall, wohin sie ihr Herz zog, Häuser bauen und ankaufen.

Das Haus wurde nicht wieder aufgebaut, denn Benjamin Wolf, der letzte Besitzer desselben, fand es für vortheilhafter, von den Wohlthaten des neuen Gesetzes Gebrauch zu machen. Er kaufte von dem Grafen das große „herrschaftliche"

Haus mit den weitläufigen Nebengebäuden und verlegte in die letztere seine Fabrik.

Benjamin Wolf Falk hatte von acht Kindern nur zwei Söhne übrig behalten. Der Aeltere von den Beiden, ein aufgeweckt frischer Knabe, war noch vor dem dreizehnten Jahre in die weite Welt gegangen. Er war seitdem wie verschwunden, und während die Einen behaupteten, „er existire" nicht mehr, konnten Andere, gestützt mehr auf dunkle Gerüchte als auf wahrhaftige Thatsachen, die Meinung verfechten, er sei noch ganz „stark" am Leben und man werde eines Tages sehen, wie sehr sie Recht hätten.

Jonathan, der Jüngere, war dazu bestimmt, einmal das Haus und die Fabrik zu übernehmen.

Dieser Benjamin Wolf war eine jener gewaltthätig angelegten, hochfahrenden Naturen, die Nichts durch Ueberredung, sondern Alles durch Zwang sich anzueignen oder an sich zu ziehen verstehen. Seine buschigen Augenbrauen und sein breites Kinn waren in der ganzen „Gasse" gefürchtet. Wenn er in der Gemeindestube etwas durchsetzen wollte, so schlug er auf den Tisch, daß Alles zitterte, und dann erst meinte er:

„Ihr Anderen könnt thun und beschließen, was ihr wollt, zuletzt muß doch geschehen, was ich will!"

Ist es aber nicht ein eigenthümlicher Zug unserer Zeit, daß man das allmälige Aussterben solcher selbstherrischen, auf ihrem eigenen Ich beruhenden Naturen zu beklagen anfängt?

Als Benjamin Wolf schon lange in der Erde lag, hieß es noch immer hie und dort:

„Schade um die Hand, die so kräftig auf den Tisch geschlagen hat, daß sie jetzt modern muß. Es wäre Alles anders geworden!"

Benjamin Wolf hatte frühzeitig seine Frau verloren. Sie

war eine Rabbinerstochter von „draußen aus dem Reich" gewesen, und von ihr vielleicht stammt jener Zug von Weichheit und widerstandsloser Innerlichkeit, den wir an seinem Sohne Jonathan bereits kennen gelernt haben.

Eines Tages brachte man den starken Mann todtkrank aus dem Gemeindehause zurück. Er hatte daselbst zu kräftig auf den Tisch geschlagen und bei dieser Gelegenheit einer Hauptader zuviel zugetraut. Vier Wochen lang lag er zwischen Leben und Sterben, seiner Sprache beraubt, die er erst am letzten Tage, am Tage seines Todes, wieder erlangte. Seltsamerweise ließ er grade an diesem Tage die Leute von der „frommen Brüderschaft" zu sich bescheiden, damit sie mit ihm die üblichen Gebete verrichteten. Gegen Abend ließ er sie jedoch Alle die Stube verlassen und nur Jonathan, sein Sohn, mußte zurückbleiben.

„Gieb mir deine Hand, Jonathan, mein Sohn," sagte er. Und dann hielt er sie wie prüfend eine lange Weile in der seinen.

„Die Haut ist wie die meines Sohnes Esau," rief er dann, auf jene Stelle in der Patriarchen-Geschichte anspielend, „aber die Hand," setzte er mit einem Lächeln hinzu, dem der nahende Tod einen unheimlichen Charakter verlieh, „die Hand ist die deiner Mutter. Du geräthst ihr nach. Sie hat keine starke Hand gehabt."

Mit geschlossenen Augen lag er hierauf einige Minuten anscheinend tief erschöpft da. Mit einemmale begann er wieder:

„Es kommt eine kuriose Zeit, Jonathan, mein Sohn, für dich! du hast eine zu feine Hand, wie deine Mutter . . . und es wird darum viel Leid über dich kommen! Was wird dir dein Frommsein nützen? Sie werden es dir nicht glauben!

Deine Hand ist zu fein und weiß! Daran ist deine Mutter Schuld!"

Mit verlöschender Stimme sagte er noch:

„Dein Bruder . . ., der hat eine stärkere Hand. Sie ist aber zu stark. Vor Einem Drucke seiner Hand geht dein ganzes Wesen zu Grunde. Was wirst du anfangen, wenn er einmal zurückkommt? Laß ihn nicht ins Haus, Jonathan! Laß ihn nicht hinein!"

Mitten in dieser dunklen Rede bewältigte ihn der Tod.

Damals war Jonathan erst einundzwanzig Jahre alt. Ein Jahr darauf ging er auf die „Beschau" und verlobte sich mit der blassen Bella.

Es verstand sich von selbst, daß Jonathan's Ehewerbung in den alt herübergekommenen Geleisen der „Gasse" sich bewegte. Einer ihrer Heirathsvermittler war zu ihm gekommen und hatte ihm in der diesen Leuten eigenen eindringlichen Weise von der „Partie" geredet, die sich in einer großen Gemeinde Mährens befinde und allen Ansprüchen genüge, die der reiche „Fabrikantssohn" zu erheben berechtigt sei.

Darauf war Jonathan Falk in einem fast traumhaft zu nennenden Zustande an einem der Halbfeiertage des Laubhüttenfestes auf die „Beschau" gefahren.

Als er von seiner Reise zurückkam, erfuhr man erst, daß er sich verlobt habe.

Ein halbes Jahr darauf brachte er seine junge Frau in die „Gasse."

Bella, so hieß die junge Frau, fand ein in allen seinen Theilen wohl eingerichtetes Haus, daß jeder Anderen das Herz darob gelacht hätte. Sie hatte aber nur ein frostkaltes Lächeln für alle die Herrlichkeiten, die sich ihrem Auge boten. Als sie an der Thürpfoste des Wohnzimmers die „Mesusah," jenes

unter Glas versteckte Pergamenttäfelchen, erblickte, worauf das einzige Wort: „Höre“ als Einleitung zu jener gewaltigen Gebetformel, die auf Jonathan's Lippen dreimal im Tage wiederkehrte, zu lesen war, fragte sie:

„Was stellt das vor, Jonathan?“

„Das weißt du nicht, Bella?“

„Wie soll ich das wissen?“ sagte sie leicht. „Bei uns kennt man solche altmodische Sachen nicht mehr.“

Nicht mehr!!

Damals empfand Jonathan zuerst, daß die zwei kleinen Wörtchen einen Bannspruch über seine bisherige Welt ausgesprochen hatten. In seinen letzten Stunden hatte der Vater von der weißen schwachen Hand fast wie ein Prophet geweissagt. War die Stunde bereits gekommen, die beweisen sollte, ob sich die Hand auch kräftig genug bewähren würde?

Wie alle Naturen von dem Schlage Jonathan's hoffte auch er von der Zeit eine Aenderung dessen, was gleich anfangs seinem Gemüthe eine tiefe Wunde versetzt hatte. Für derartige Naturen giebt es nichts Unheilbares in der Welt; wenn es dennoch nicht weichen will, so trägt daran nur die Unzulänglichkeit des menschlichen Könnens die Schuld, dem es nicht gelingen will, das irgendwo vorhandene Mittel aufzufinden. Er trug die Ueberzeugung in sich, durch Milde, Geduld und sanftes Nachgeben aus Bella das zu machen, was ihm, so jung er auch noch an Jahren war, als der Kern des Lebens vorkam: sein ihm ebenbürtiges Weib! Bella's Unkenntniß in allen „jüdischen Dingen“ hatte, nachdem der erste Unmuth verflogen, etwas rührend Unbehilfliches für ihn; er konnte sie ja unterrichten, und wenn sie liebevoll in seine Absichten einging, wie leicht war das Lückenhafte ergänzt, wie bald mußte aus dieser allmäligen Entwicklung ihr ganzes Wesen sich entfalten!

Ihr „Geist" war ihm überlegen, das wußte und erkannte er bald; wenn er aber sich demüthig ihm unterordnete, mußte dann nicht aus dieser holdseligen Verständigung eine beseeligende Zukunft erwachsen?

Aber er ging dabei von einer falschen Voraussetzung aus, und dieser Irrthum rächte sich schwer an ihm; er glaubte zu lehren und ward belehrt. Er glaubte, daß Bella in den „frommen" Bräuchen und Einrichtungen unwissend sei und in diesem Punkte mochte man ihn belogen haben, aber mehr als einmal erkannte er, daß Bella von allen diesen Dingen mehr wußte, als seine kühnste Erwartung annahm.

Warum gab sie sich dann als so unwissend aus? Hatte man ihn hintergangen, als man ihm eingeredet, er bekomme an ihr eine in jeder Beziehung zu ihm passende Frau? Dagegen erhoben sich, Verwahrung einlegend, die Stimmen seiner innersten Ueberzeugung. Er fand im Gegentheile, daß Bella eine wahrhaftige, jeder Lüge abholde Natur war. Aber sie war — eine Spötterin. Sie log nicht, aber sie nahm die Dinge, die ihm selbst so ernst waren, zu leicht und gleichgiltig auf. Wenn er sie in dem und jenem Brauche unterwies, setzte sie ihm keinen Widerstand entgegen, aber an der Art und Weise, wie sie sich ihm fügte, empfand er, daß sie nur darum so willig Folge leistete, weil sie es der Mühe nicht werth zu halten schien, sich ob solcher „Kleinigkeiten" zu ereifern.

Wem ein Einblick in derartige Seelen gegönnt war, wird leicht begreifen, daß dieser Gehorsam ohne Demuth, diese Fügsamkeit ohne Trotz, dem jungen Ehemanne keine Befriedigung gewähren konnte. Wie ein flatternder Falter gaukelte sie ihm unter den Händen hinweg, der die Schwere seiner Denkungsart überall in tändelnde Spielerei verwandeln wollte. Er sehnte sich mit dürstenden Lippen nach einem Ganzen,

während Bella, bewußt oder unbewußt, dahin strebte, es zu zerstückeln.

Lange Zeit wollte sie es nicht begreifen, warum sie statt der buntfarbigen Decke, die von ihrer Ausstattung herrührte und worauf gar kunstvoll die Wiener Stephanskirche abgedruckt war, am Abende jeden Freitags ein weißes Linnen über den Tisch breiten sollte.

„Geschieht das wegen des Glanzes?" fragte sie.

„Ja, und weil meine Mutter es auch so gehalten hat."

„Aber mein Tuch ist ja viel schöner und prächtiger!" rief sie lustig.

„Es schickt sich aber nicht."

Am nächsten Sabbattage lag wohl ein weißes Linnen ausgebreitet, aber auf dem Tische prangte ein Blumenstrauß, den sie im Garten am selben Tage gepflückt hatte. Und als Jonathan ihr dies verwies, sagte sie leichthin:

„Ich las einmal in der deutschen Uebersetzung eines Gebetbuchs, daß Jehova sich am Opferdufte verbrannter Stiere und Böcke erlabe. Und der Duft meiner armseligen Blümchen sollte ihn beleidigen?"

In diesem Punkte war sie seltsamerweise nicht zu bewegen, ihre leichtfertige Ansicht der Erklärung Jonathan's zu unterordnen, daß das „Gesetz" es so vorschreibe.

„Dein Gesetz und überall dein Gesetz!" sagte sie unmuthig scherzend. „Hat der, der das Gesetz gemacht hat, mich auch früher gefragt? Glaubst du, er hätte es so gemacht, wenn ein kleines Blumensträußchen in einem Glase Wasser vor ihm gestanden wäre? Es ist keine Kunst, etwas zu verbieten, dessen Genuß man nicht versteht."

Jonathan meinte oft seinen Ohren nicht trauen zu dürfen,

wenn er solche Bemerkungen und Anspielungen aus dem Munde Bella's, seiner Frau, vernehmen mußte.

Glaubte sie das, was sie sprach, oder sprach sie nur das, was sie glaubte? Waren ihr solche Reden anerzogen worden? Und konnte das, was sich so kühn und dabei doch so muthwillig, als ahnte sie es nicht, daß sie damit des Kerns und Inhalts seines bisherigen Lebens spottete, über ihre Lippen wagte, ihr einmal wieder entzogen werden?

Dann gab es wieder Tage und Wochen, wo ihr ganzes Sein wie umgewandelt erschien. Sie fügte sich dann allen Anordnungen ihres Mannes, und auch nicht der leiseste Spott trat über ihren Mund. Er hielt sie dann für beruhigt. Und doch war es nur eine gewisse Müdigkeit, die über die junge Frauenseele gekommen war. Ein einziger Augenblick genügte, um die frische Hoffnungssaat zu zerstören.

Jonathan hatte an einem Freitagabend aus der Vorhalle der Synagoge einen jener fahrenden Gäste mit sich gebracht, die als „Schnorrer" jahraus jahrein von Gasse zu Gasse, von Land zu Land, von Welttheil zu Welttheil streichen. Er wollte ihn nach herkömmlicher Sitte an seinem Tische bewirthen.

Sowie jedoch Bella bemerkte, daß der polnische Bettler gemeinschaftlich mit ihr das Mahl theilen sollte, stand sie auf, Schrecken und Zorn im Gesichte, und begab sich in ein anderes Zimmer.

Dort fand sie Jonathan, den Kopf an die Wand gelehnt, heftig weinend.

„Was ist dir, Bella?"

„Schaffe mir ihn fort, aus dem Gesichte! Fort!" schrie sie.

„Den fremden Gast?"

„Ich schäme mir die Seele heraus, daß ich mit solchen

Leuten an einem und demselben Tische sitzen soll!" rief sie schluchzend.

„Als meine Mutter noch lebte, haben wir oft vier bis fünf solcher Gäste an unserem Tische gehabt," sagte Jonathan bewegt.

„Deine Mutter . . ." rief dagegen Bella und hielt mitten in diesem Ausrufe inne.

Es mochte etwas Bitteres sein, vor dessen Aussprechen sie trotz ihrer Erregtheit dennoch zurückschrak.

Dann hörte sie plötzlich zu weinen auf und sagte trocken und tonlos:

„Meine Mutter hat auch gewußt, was die Sitte und der Brauch verlangt. Sie bewirthete an ihrem Tische nur Gäste, die zu ihr paßten."

Jonathan wollte diese Ruhepause benützen. Er meinte scherzend:

„Welch ein kindisches Weibchen habe ich doch an dir bekommen, Bella! Ein Schnorrer kann dich erschrecken, wie einen Anderen eine Maus!"

Sie aber rief wieder mit neu erwachtem Zorne:

„Schaffe mir ihn fort aus dem Gesichte, ich vergehe vor Scham, ich vergehe vor Scham!"

An diesem Abend saß Jonathan allein mit dem fremden Gaste aus Polen und verzehrte stillschweigend sein Mahl.

Es verging eine geraume Zeit, bis Jonathan diesen leidenschaftlichen Vorgang, der ihm Bella's Wesen in ganz neuer Beleuchtung zeigte, in sich selbst zum Schweigen brachte. Einen fremden Gast so zu beleidigen, vor diesem „Schnorrer," der ihm vom Gesetze gleichsam als ein durch sein „Elend geheiligtes Erbstück" übergeben ward, Ekel zu empfinden; kein Hehl daraus zu machen, daß das Gastrecht sich nur auf Per-

sonen ihres Standes zu erstrecken habe, das konnte Jonathan lange nicht vergessen.

Er hatte sie sein kindisches Weibchen genannt. War das wirklich nur kindisch? Er entschied sich zuletzt für diese Ansicht, weil sie ihm wohlthat. Bella war in dem Hause ihrer Eltern zu fein erzogen worden. Was konnte sie dafür, daß man ihr nicht frühzeitig den Grundsatz eingeflößt hatte, daß jedes Haar auf dem Haupte des Armen gezählt ist vor dem Auge jenes Unsichtbaren, der in allen Höhen und Tiefen waltet?

„Diese Abneigung wird sie," so tröstete er sich in drangvollen Stunden, „mit der Zeit sich abgewöhnen." Wozu hätte er sie sonst kindisch genannt?

Schwerere Sorge erwuchs ihm aus der täglichen Wahrnehmung, daß Bella's Verhältniß zur „Gasse" sich immer feindseliger gestaltete. Sie hatte fast gar keinen Verkehr mit den Leuten; sie benahm sich kühl und abstoßend und man nannte sie darum eine „Stolze." War es, weil sie als eine Fremde hieher gekommen, durch keinen einzigen Faden mit den Geschichten dieser Menschen sich verknüpft fühlte? Auf Jonathan, dem der Name des kleinsten Kindes in der „Gasse" vertraut war, machte es stets einen schmerzlichen Eindruck, daß Bella, nachdem sie lange Monate bereits in der neuen Heimath weilte, Niemanden zu kennen schien. Sie erkundigte sich oft um die Namen von Personen, die ihr Jonathan an demselben Tage schon mehrmals genannt hatte. Sie hatte weder für die Namen, noch für die Träger derselben ein Gedächtniß. Wenn sie Frauen aus der „Gasse" begegnete, so wartete sie zuerst ihren Gruß ab; in den meisten Fällen ging sie theilnahmslos an ihnen vorüber.

Jonathan stellte sie einmal darüber zur Rede.

„Warum grüßest du Esther Brandeis nicht, die Frau, die uns soeben begegnet ist? Sie ist älter als du."

„Du möchtest wohl," sagte sie mit ihrem eigenthümlichen Lachen, die lang herabhängenden schwarzen Locken schüttelnd, „du möchtest wohl, daß ich Frau Esther Brandeis höflichst zu mir einlade, um mich mit ihr, weil es hier Sitte und Brauch ist, „auszuschmusen." Schade, daß die deutsche Sprachlehre für diesen vortrefflichen Ausdruck kein geeignetes Plätzchen hat. Das Wort „Conversation" entspricht in keiner Beziehung dem wundersamen Begriffe, der darin enthalten ist. Und warum nicht? „Liebe Frau Estherl," könnte ich sagen, „haben Sie das Fleisch schon ausgesalzen? Oder haben Sie in der Speiseröhre Ihrer letzten Gans nicht ein Löchelchen gefunden, und haben Sie nicht darüber zum Rabbiner mit der Frage schicken müssen, ob man die Gans auch essen dürfe? Oder was haben Sie mit dem Messer angefangen, welches neulich durch ein besonderes Unglück Ihrer Köchin in einen Milchtopf gerathen ist? Oder wo haben Sie die rothen Bänder gekauft, die auf Ihrer Feiertagshaube so überaus prächtig glänzen?" O, ich hätte mit der Frau Esther Brandeis gar mannigfache Sachen zu besprechen, und Tag und Nacht würden nicht ausreichen, um mich mit ihr „auszuschmusen"."

Das Alles sagte sie mit jenem silberhellen Lachen, das jedem Anderen herzgewinnend und liebenswerth geklungen hätte, nur nicht ihm. Jonathan hörte diese Art Lustigkeit nicht gerne.

„Du meinst also," sagte er ernst, „man könnte mit Esther Brandeis nicht auch ganz andere Dinge besprechen? Man könnte bei ihr sich nicht Rath holen, wenn man ihn braucht?"

„Rath? Warum nicht?" rief Bella mit ungezügeltem

Uebermuthe. „Ich habe dir ja bereits gesagt, daß ich sie fragen will, was ich auf den nächsten Sabbat kochen soll."

„Meine Mutter," sagte Jonathan, „mit der der ewige Friede sei, war auch einst jung wie du, und doch hat sie sich in den ernstesten Tagen ihres Lebens mit älteren Frauen, wie diese Esther Brandeis ist, besprochen und berathen. Auch sie ist als eine Fremde von weit drüben in Deutschland hierher gekommen. Meinst du, es habe ihr geschadet?"

„Ich bin eben nicht vom Schlage deiner Mutter!" bemerkte sie schneidig. —

In dem kleinen Häuschen, das mitten in der „Gasse" steht, wohnte die uralte Lehrerswittwe Veile Oberländer. Sie bezog seit mehr als fünfzehn Jahren einen kleinen Jahresgehalt von der Gemeinde, der aber kaum hingereicht hätte, ihre Bedürfnisse zu decken, wenn ihn nicht schon Jonathan's Vater in dankbarer Anerkennung, daß seine Kinder einst bei ihrem Manne auf der Schulbank gesessen, durch reichliche Spenden ergänzt hätte. Sie war auf beiden Augen staarblind; wenn sie aber, was selten geschah, durch die „Gasse" ging, mit einem kurzen Stocke, den sie vorsichtig tastend an die Mauern anschlug, in der Hand, schritt sie so aufrecht und stramm einher, wie es Jemandem zukommt, der alle Urenkelkinder der „Gasse" mit ihren Namen zu benennen weiß!

Sie dutzte alle Leute; ihrer außerordentlichen Klugheit und ihres scharfen Witzes wegen war sie aber so gesucht von denen, die ihr irgend ein Weh ihres Lebens mitzutheilen hatten, als von Denjenigen gefürchtet, die ihr zu nahe traten. Wenn man sie wegen ihrer Klugheit berühmte, pflegte sie zu sagen:

„Klugheit? Was ist Klugheit? Klugheit ist, wenn man in finsterer Nacht seine Laterne nicht zu Hause vergißt."

Und wenn ihr Jemand wegen ihrer Erblindung Trost zusprach, meinte sie launig:

„Was beklagst du mich? Was ist denn an so einem Paar Augen? Jeder Hund hat zwei Augen."

Jonathan behandelte die greise Lehrerswittwe mit großer Ehrerbietung; es war etwas in ihr, was ihn an seine Mutter gemahnte. Dafür stand er auch der kinderlosen alten Frau unter allen Bewohnern der „Gasse" zunächst.

Veile Oberländer ging nur einmal im Jahre, und zwar am ersten Tage des Osterfestes, „auf Besuch;" der aber galt einzig und allein dem Vater Jonathans, Benjamin Wolf, so lange er lebte, und er wußte auch diese Ehre hoch anzuschlagen.

Vor dieser Frau hatte Bella eine unbezwingliche Furcht; trotz alles Drängens und Zuredens konnte sie es nie über sich bringen', der alten Lehrerswittwe in ihrem Häuschen „die Aufwartung" zu machen, wie sie es nannte.

„Du hast eine merkwürdige Verehrung für alle alten Weiber in der „Gasse"," sagte sie einmal zu ihrem Manne. „Geschieht das nur darum, weil sie alt sind?"

Es war kurz vor der Zeit, die allmälig immer näher rückte, als Bella der Lösung jenes wundersamsten aller Geheimnisse entgegenging, das in den zwei Worten: Mutter und Kind enthalten ist, und vom Urbeginn der Welt an alles Sein und Werden umfaßt. Bella befand sich allein in der Wohnstube, mit der Anfertigung eines jener Gegenstände beschäftigt, an dessen Bereitschaft die ärmste wie die reichste Mutter wie in traumhafter Seligkeit denkt, um es, wenn die Stunde gekommen ist, dem unbekannten, zum Lichte drängenden Wesen als erste Hülle über die nackten Glieder zu werfen. Da ging die Thüre mit einem Male geräuschlos auf und vor ihr stand hoch aufgerichtet, die staarblinden Augen auf sie geheftet, die alte Veile Oberländer.

Bella stieß einen Schreckensschrei aus.

„Du brauchst nicht zu erschrecken, mein lieb Kind," sagte die Lehrerin. „Ich bin ja keine „Benemmerin," wenn ich auch alt aussehe. Im Gegentheil! Was mich zu dir führt, will alles Andere bezwecken, nur nicht dir etwas benehmen."

Bella wagte kaum zu athmen, als sich die alte Frau unaufgefordert neben sie setzte.

„Dein Mann ist nicht da," sagte sie dann mit jener, der Blinden eigenthümlichen Bestimmtheit, die, um ihren hilfloser Zustand vor Anderen zu verbergen, ihre Beobachtungen höchst selten in die Frageform kleiden. „Es braucht auch kein Mann dabei zu sein," setzte sie nach einer Weile, nachdem ihre glanzlosen Augen die Stube durchstreift hatten, mit einer Art festgefrorenen Lächelns hinzu, „wenn so eine alte Frau wie ich und eine junge wie du etwas mit einander zu reden haben."

Bella murmelte einige unverständliche Worte.

„Du wirst dich wundern, daß ich schon heute meinen Besuch mache, wo es doch bis zu meiner gewöhnlichen Visite noch ziemlich weit ist," begann dann die Lehrerswittwe, ihren kurzen Stock zwischen sich und Bella legend. „Beile Oberländer ist eine Frau, die nicht gewöhnt ist, sich den Leuten aufzudrängen; die Leute kommen zu ihr und sie ruft: „'s Gott's willkomm!" und nicht ein Anderer. Und weil du das Weib meines Jonathan bist, der mir lieber ist als ein eigenes Kind mache ich eine Ausnahme von meiner Regel und Ordnung und komme schon heute. Ein alter Mensch und ein zersprunger Glas, wie bald bricht das?"

Nach einer Weile rief sie plötzlich ohne jeden Uebergang in Stimme und Geberde:

„Wie heißt du eigentlich, mein lieb Kind?"

Bella flüsterte noch unter dem Eindrucke des ersten Schreckens ihren Namen.

„Den meine ich nicht," sagte die Blinde trocken. „Ich meine deinen jüdischen Namen."

„Ich weiß ihn nicht."

„Das weißt du nicht!" rief die Alte mit erhobener Stimme, während ihre lichtlosen Augen sich an einer unsichtbaren Gluth zu entzünden schienen. „Das weißt du nicht, und bist doch in einem Zustande, wo es dir sehr von Nöthen wäre, es zu wissen? Was wirst du thun, wenn du heute oder morgen abberufen wirst da hinüber und man fragt dich um deinen Namen und du kannst dich nicht besinnen darauf und weißt auch nicht den Satz herzusagen aus den heiligen Büchern, der auf deinen Namen paßt? Denn ich will dir etwas sagen: Allstündlich, wie Gott den Tag giebt und die Nacht kommen läßt, schwingt der Todesengel sein großes Schlachtschwert, und wenn er es zurückzieht, fällt ein Blutstropfen hinunter auf die Erde, und wo der Blutstropfen hinfällt, da stirbt ein Mensch! Du hast mich doch gut verstanden, mein lieb Kind?"

Sie bemerkte selbstverständlich nicht, wie Bella voll Entsetzen die Hände an ihr Gesicht gepreßt hielt.

„Dessenthalben," fuhr die Lehrerin mit etwas weicherer Besinnung fort, „dessenthalben brauchst du noch nicht so zu erschrecken, mein lieb Kind! Ich habe schon Hunderte von jungen Weibern gekannt, die sind erschrocken gewesen wie du und haben doch der alten Veile Oberländer späterhin Dank dafür gesagt, daß sie sie zur rechten Zeit aufmerksam gemacht. Eine, die zum ersten Male Mutter werden will, hat es nöthig, daß man ihr manchmal zuruft: Du trägst ein junges Leben in dir, aber es kann auch dein junges Sterben sein! Also bin ich zu dir gekommen von freien Stücken, nicht weil du mich gerufen hast, wie es so

Viele vor dir gethan haben, sondern weil du meines Jonathan's Weib bist, um dir zu rathen, wie du dich im gegenwärtigen Zustande zu benehmen hast. Höre mir aber gut zu."

Bella nickte der Blinden zu, so sehr fühlte sie sich in dem Banne der alten Frau.

„Vor Allem," fuhr die Lehrerin fort, „mußt du deinen Jonathan um deinen eigentlichen Namen fragen. Er weiß ihn gewiß, denn er steht im Heirathskontrakt. Bella ist ein sehr schöner Name und gefällt mir ausnehmend gut, aber ich weiß nicht, ob die da drüben Deutsch verstehen! Dann mußt du ihn bitten, er soll dir in den heiligen Schriften den Satz zeigen, der auf deinen Namen paßt. Ohne den kannst du keine Nacht ruhig schlafen gehen. Und jetzt zu allerletzt kommt das Wichtigste."

Wieder nickte die junge Frau zustimmend der Blinden zu und doch war sie kaum ihrer Sinne mächtig.

„In unserem Gebetbuch steht ein Satz, der lautet: „Buße, Wohlthun und Gebet führen das böse Verhängniß vorüber." An die drei Sachen mußt du jetzt alleweil gedenken, besonders an das letzte, denn damit kannst du das, was im Himmel beschlossen ist, oft umdrehen, daß es nicht eintrifft oder daß es wenigstens verschoben wird. Ich habe dir für deinen Zustand hier etwas mitgebracht."

Sie zog dabei aus ihrer Tasche ein kleines, in schwarzes Leder gebundenes Büchelchen hervor, und legte es vor Bella hin.

„Da wo ich den „Knetsch" (Einbug) gemacht habe, da steht grade für deinen Zustand ein schönes Gebet, und es ist dazu in hochdeutscher Sprache. Du brauchst dich also davor nicht zu fürchten. Ich lasse dir das Buch zurück, es gehört mir schon seit fünfundsechzig Jahren. Und wenn es dir in der

bitteren Stunde, wie ich hoffe, genützt hat, kannst du es auch behalten."

Damit endete die greise Lehrerin ihren Besuch; ohne weiteres Wort stand sie auf und verließ geräuschlos, wie sie gekommen, die Stube. In der Thüre wendete sie sich noch einmal um, und indem sie ihren kurzen Stock vor sich ausstreckte, hatte sie sich zu einer Haltung aufgerichtet, die man wahrhaft vornehm nennen konnte.

„Du kannst deinem Mann sagen, Veile Oberländer war da," rief sie, „er wird wissen, warum!"

Spät am Abende dieses Tages kehrte Jonathan zurück. Er fand seine Frau in einem seltsam aufgeregten Zustande; sie weinte und lachte in Einem Zuge, ging bald in hastigen Schritten in der Stube auf und nieder, bald setzte sie sich wie todtmüde auf das Sopha.

„Was ist das, eine „Benemmerin"? rief sie mit einem Male ihrem Manne zu.

„Du wirst doch nicht an die Altbabegeschichten glauben?" sagte Jonathan, der diese Frage wohl verstand, ausweichend.

„Ich will wissen, was eine „Benemmerin" ist," schrie Bella mit unbegreiflicher Leidenschaftlichkeit.

„Närrchen," sagte Jonathan lachend, „das sind Weiber, die in den alten Märchen vorkommen. Man sagt, daß sie als Katzen in die Stube der Wöchnerinnen sich einschleichen und wenn man nicht Acht giebt, so vertauschen sie die neugeborenen Kinder oder thun ihnen sonst einen Schaden an."

„Dann ist eine Benemmerin dagewesen," rief Bella mit großer Bestimmtheit, „und da auf diesem Sopha hat sie neben mir gesessen."

„Närrchen!" lachte Jonathan wieder, doch so, daß seine

Besorgniß über diese sonderbaren Reden durchklang. „Wie hat sie denn ausgesehen?“

„Sie hat ausgesehen wie . . . Veile Oberländer.“

„Großer Gott,“ rief Jonathan, „wie kommst du auf den Einfall, in meiner alten Veile solch ein böses Weib zu erblicken? Sie ist die treueste Seele auf der Welt. Ich betrachte sie wie meine zweite Mutter!“

Bella lachte überlustig auf.

„Mach' kein so bitter ernstes Gesicht, Jonathan!“ rief sie. „Sie ist doch eine Benemmerin und dieses Büchlein hat sie mir als ihr Geschenk zurückgelassen . . . Wie soll ich da zweifeln?“

Jonathan nahm das Büchlein zur Hand; schon dessen Titel verrieth ihm die Absicht seiner alten Freundin.

„Sie meint es gut mit dir, Bella,“ sagte er in tiefer Rührung.

„Und da, wo sie den „Knetsch“ hineingebogen hat,“ rief Bella in neu hervorbrechender Heftigkeit, „das soll ich beten und oft beten, wie sie gesagt hat. Wie kann ich aber beten, wenn mich jedesmal das Lachen überkommt. Es stehen so närrische Sachen darin, und mein Herz begehrt doch grade jetzt nach ganz anderen Dingen! Da ist die Rede von Isaak, der nur durch einen Widder vom Geschlachtetwerden befreit wurde; und wie Daniel in der Löwengrube sich benahm; oder wie drei Männer im Feuerofen sich so kühl anfühlten, als spazierten sie auf dem Eis. Was geht mich das Alles an, Jonathan? Ich frage dich, was geht das mich an . . . und das kleine Wesen in mir? So was soll ich beten?“

Jonathan wagte keinen Einspruch. Der „Zustand“ seines jungen Weibes forderte ihn zur Schonung auf.

Dann war, es währte kaum einen Monat, eine Zeit ge-

kommen, in welcher während einiger qualvoller Stunden jener Todesengel, von welchem Veile Oberländer gesprochen, wirklich über dem Haupte des jungen Weibes schwebte. Und als die Nacht vorüber war, und der lichte Morgen herandämmerte, verschwanden auch die Todesschatten und eine weinende Kinderstimme verkündete, daß ein doppeltes Wesen dem Leben gewonnen ward: eine Mutter und ihr Kind.

In derselben Nacht ließ ein Mann die Pforten der Synagoge weit öffnen und aus dem Munde von zehn Männern erklangen jene Schmerzenslaute eines Dichterkönigs, die, weil sie schon vor dreitausend Jahren alles Weh einer Menschenbrust umschlossen, von allen Kirchen als Eigenthum angeeignet und geheiligt worden sind. Die junge Frau auf ihrem Schmerzenslager ahnte nicht, daß für sie die Pforten der Synagoge um Mitternacht sich aufgethan hatten und daß für sie der uralte Psalter des Königs David leidvoll und klagend angestimmt ward.

Bella sah ihr Kind nur in einem flüchtigen Augenblicke und seliges Lächeln umspielte ihre Lippen. Dann aber kam unversehens und tückisch einer jener Zufälle, daß es schien, als sei das kaum gewonnene Leben wie auf ein stürmisches Meer geworfen worden. Ein grauenhaftes Fieber durchraste die zarten Glieder, kaum daß es auf wenige Stunden sich bannen ließ. Rathlos lauschte der Arzt den wilden Reden und Träumereien, die unausgesetzt über die Lippen der Kranken drangen. Meistentheils sprach sie von einer Katze mit großen funkelnden Augen, die durchs Schlüsselloch sehe. Dann schrie sie schmerzlich jammernd, daß man auf ihr Kind Acht gebe, Veile Oberländer stehe draußen vor der Thüre und wollte es ihr benehmen. Dabei tasteten ihre Hände auf der Bettdecke wie suchend umher, ob das Kind, das sie geboren, auch in sicherer Hut sei.

Endlich hatte sich die Kraft der Krankheit selbst erschöpft.

Eines Tages wachte Bella mit verständig um sich blickenden Augen auf. Sie war genesen. Die erste Frage, die sie an ihren Mann, der neben ihrem Bette stand, richtete, lautete:

„Hast du unserem Kinde auch einen schönen Namen gegeben?"

„Ich habe ihn Benjamin nennen lassen, wie mein Vater geheißen hat."

„Benjamin?"

Bella hatte den Namen silbenweise vor sich hingesagt. Er schien ihr zu mißfallen. An den blassen Lippen zuckte es wie leiser Spott.

„Ich werde ihn Bernhard heißen!" rief sie nach einigem Nachdenken.

## III.

### Mit geschlossenen Lippen.

Mit frohem Lebensblicke, so sollte man glauben, konnten nun Jonathan und sein junges Weib der Zukunft entgegensehen. Wie verschieden sie sich immerhin in der Stimmung ihrer Gemüther und in der Auffassung der ernstesten Dinge gegenüberstanden — die bloße Anwesenheit des ersten Kindes mit dem ganzen Zauberkreise von freudiger Sorge und sorgenvoller Freude mußte genügen, um den jungen Eltern über manchen durch grellen Gegensatz vergällten Augenblick hinwegzuhelfen. Ist doch auf das Lächeln und Weinen des Säuglings der Bau der Welt gegründet!

An Jonathan's Frau machte sich der alte Erfahrungssatz

geltend, daß das unberechenbar hin- und herschwankende Element des Mädchens erst in dem Mutter gewordenen jungen Weibe seinen oft unerwarteten und allen vorher gefaßten Voraussetzungen widersprechenden Abschluß findet.

Wenn man die Leute sprechen hörte, so mußte Bella die glücklichste Frau auf Gottes Erdboden sein. Sie besaß das schönste Haus in der „Gasse," die Fabrik ihres Mannes hatte einen guten Ruf, sie hatte Alles, was ihr Herz begehrte, und jetzt auch ihr erstes Kind. Wahrscheinlich setzte Veile Oberländer noch hinzu: Und einen Jonathan zum Manne!

Mit der Ankunft des Kindes war aber eine leicht bemerkbare Wandlung im Charakter der jungen Frau vor sich gegangen. Statt des silberhellen Lachens lagerte zu Zeiten — und sie stellte sich mehrmals im Tage ein — eine mißmuthige Stimmung auf dem lieblichen Gesichte. Wenn sie spottete oder witzig war, so war es nicht wie früher, wo sie spielend und gleichsam nur die Oberfläche berührend, ihren Stachel wirken ließ; ihr Spott und Witz klangen jetzt gereizt, und wenn man aufmerksam hinhorchte, voll jener Schärfe, die sich nicht so leicht vergessen läßt. Hatte sie sich schon früher der „Gasse" und Allem, was damit in Verbindung stand, entfremdet, so trat dieses feindselige Verhältniß von nun an immer schroffer und unverholener auf. Sie verschwieg nicht, ja sie schien sogar eine Art Befriedigung darin zu finden, es Jedem, der es hören wollte, ins „Gesicht" zu sagen, daß die neue Heimat so wenig für sie bedeute, als am ersten Tage ihrer Ankunft.

Mehr als jemals vergaß sie auch die Namen der Leute; ihre näheren Schicksale glitten spurlos an ihr vorüber und verflüchteten sich wie Wasserdunst. Nichts schien in ihr haften zu wollen; mit keinem Ereignisse des stillen und doch beweg-

ten Lebens der „Gasse“ fühlte sie sich verwachsen. Sie war ein in die Fremde weggewehtes Blatt. Warum hatte es der heimatliche Baum fallen lassen?

Allerdings schien es, als ob Bella, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, nur für ihr „Haus lebte.“ Sie war aus allem Verkehr getreten und hatte nur Sinn und Verständniß für ihre Pflichten als Mutter und Gattin. Die Leute, die von ferne standen, vermochten nicht Rühmenswerthes genug von der Zärtlichkeit zu erzählen, mit der sie ihres Kindes wartete; aber wer aufmerksamer hinsah, dem entging es nicht, daß in dieser ausschließlichen Pflege eine große Gefahr für die Zukunft lag.

Sie war bereits auf dem Punkte angelangt, daß sie an dem ihrem Kinde Zunächststehenden ein Unrecht beging.

Jonathan war die Wandlung in Bella's Wesen keineswegs entgangen. Hat es aber jemals einen Mann gegeben, der seinem jungen Weibe die einseitigste Bevorzugung seines eigenen Kindes zum Vorwurfe gemacht hätte? Es waren ganz andere Erscheinungen, die seit einiger Zeit anfingen, ihn mit tiefer Unruhe zu erfüllen.

Bella sagte einmal in einer ihrer unlustigen Stimmungen, aber ohne jenes silberhelle Lachen, das sonst einen sonnigen Schimmer über derartige Ausbrüche ihrer Natur warf:

„Eigentlich sollte man jedes Kind erst in seinem siebenten oder achten Lebensjahre fragen: Wie willst du heißen? Bis dahin sollte es einfach „Kind“ heißen. Da setzt sich so ein Vater hin, kaum daß das Kind auf die Welt gekommen ist, und ersinnt oder bestimmt einen Namen und das Kind kann sich nicht dagegen wehren und schreien: Ich will den Namen nicht! Ich habe einmal zu Hause in unserer Stadt Gefangene des Criminals gesehen, die haben die Straße gefegt, aber Jeder

von ihnen hat eine schwere eiserne Kugel hinter sich geschleppt. So ein Name, den man seinem Kind auf den Weg mitgiebt für sein Leben, kaum daß es noch von sich weiß, ist auch eine eiserne Kugel."

„Du sagst das doch nicht in Bezug auf unser Kind?" fragte Jonathan aufhorchend. „Nicht wahr, du meinst doch nicht damit unseren Bernhard? Ich habe dir ja nachgegeben."

Bella schien diese Frage nicht beachten zu wollen. Sie fuhr fort:

„Wie mit dem Namen, so ist es auch mit der Religion. Immer dieselbe eiserne Kugel, die man dem armen Kinde an die Füße hängt! Warum wartet man nicht, bis das Kind von selbst kommt und sagt: Ich will eine Religion oder ich will auch keine. Vielleicht sagt es dann auch: Ich will alle Religionen und das Beste davon will ich für mich behalten. Aber die eiserne Kugel ist immer da! Weißt du, ob so ein Kind, wenn es erwachsen und ein großer Mensch geworden ist, ob es dann nicht fragt: Warum hat man mir die eiserne Kugel mitgegeben?"

„Um Gotteswillen," rief Jonathan tief erschrocken, „red' nicht weiter, Bella! Du verstehst ja von diesen Dingen nichts. Denk an dein Kind."

„Das ist so immer die Sprache der Männer," meinte Bella unbarmherzig; „ja das ist so die Sprache von Euch Männern! Wenn Ihr Euch gar nicht zu helfen versteht, dann greift Ihr zur Gewalt und sagt zu uns Frauen: Das versteht Ihr nicht. Warum soll ich aber das nicht verstehen, was die Zukunft meines Kindes angeht?"

„Die Zukunft deines Kindes," meinte Jonathan, der Bella wohl verstand, „kann die eine andere sein, als die sein Vater gehabt hat und sein Großvater und sein Urgroßvater?"

„Das war einmal," sagte Bella, zerstreut; „aber soll denn die eiserne Kugel ewig nachgeschleppt werden?"

Schon fragte sich Jonathan, wenn er nach solchen Auftritten die Einsamkeit aufsuchte: „Giebt es kein Heilmittel für Bella's Zustand? . . ."

Der Rüsttag des Osterfestes war gekommen. Das Kind war nun schon um einige Monate über sein erstes Jahr hinaus geschritten.

An diesem Tag fastete Jonathan für seinen „Erstgeborenen" vom frühen Morgen bis zum Abende, da das Fest seinen Einzug hielt.

„Warum fastest du heute?" fragte Bella verwundert.

Jonathan, der sich stets freute, wenn er Bella in „solchen Dingen unterweisen konnte, erklärte ihr den uralten Brauch, der die Väter dazu verpflichtet, sich an dem Tage, der einst in Egypten den Tod von Tausenden erstgebornen Söhnen — „vom Sohne des Königs auf dem Throne bis herab zum Sohne der gemeinsten Magd" — sah, für ihre Kinder zu kasteien.

Diese Erklärung gefiel Bella außerordentlich.

Einer Mutter ist jedes, auch das kleinste Opfer, das man für ihr Kind bringt, etwas, was sie mit dankbarem Gemüth annimmt.

„Wirklich?" rief sie und ihre Augen leuchteten. „Du fastest für meinen kleinen Bernhard?"

Dann aber, weil sie ihrer Natur keinen Zwang auferlegen konnte, sagte sie mit dem alten Leichtsinn aus den ersten Tagen ihrer Ehe:

„Aber warum mußt du fasten? Warum soll der Mensch überhaupt fasten und seinen Körper abkasteien? Ist das nicht wieder die eiserne Kugel? Oder vielmehr, es ist dieselbe Geschichte wie mit der Blume. Die ganze Woche darf sie

üften und blühen, und wenn man will, kann man sie ab-
rechen. Aber wenn der Sabbat kommt, da ist ihr das Duften
rengstens verboten. Da muß die Blume auch fasten! da muß
uch die Blume etwas nachschleppen — die schwere eiserne
ugel!"

Für die jungen Eheleute war indessen eine schwere, schwere
eimsuchung gekommen, ein gemeinschaftliches Leid. Es waren
vei Jahre vergangen.

Der kleine Bernhard hatte bis dahin, trotzdem ihn sein
lter dazu bereits seit längerer Zeit berechtigte, keine Neigung
zeigt, sich — seines Mundes zu bedienen. Er vermochte noch
icht zu sprechen. Außer einigen unartikulirten Lauten hatte
an aus seinem Munde noch kein einziges, ordentlich gebilde-
s Wort vernommen; und nicht einmal für die so leicht zu
lernenden Begriffe: „Vater und Mutter" schienen seine Lippen
e erforderliche Fähigkeit zu besitzen. Dieser Umstand wurde
llerdings zu Anfang kaum beachtet; man hielt das stets für
ne Trägheit in der Natur des Knaben, die einmal unver-
uthet ihren Abschluß finden würde.

Aber eines Tages, als es grade Jahrmarkt gab, hörte
ella vom offenen Fenster herab, wie eine junge Bäuerin, die
ren kaum einjährigen Knaben in einem weißen, über Rücken
nd Brust geknüpften Tuche mit sich trug, von demselben mit
em Mutternamen geherzt wurde. Ein bitterer Gedanke durch-
ckte die ahnungsvolle Seele der jungen Frau. Unten das
auernkind! — und ihr eigenes hatte noch niemals die Lippen
ufgethan, um ihr den süßesten aller Namen, sei es im Schmerz
der in der Freude, zuzurufen. Was wollte das bedeuten?

Von diesem Tage an ließ es Bella an Versuchen der
annigfaltigsten Art nicht fehlen, um das Kind zum Reden zu
ringen, aber es blieb jeder Erfolg aus. Noch übersah sie

aber keineswegs das ganze Gebiet ihres Leides. Dem Kind konnte es ja wirklich an der nöthigen Willenskraft fehlen, wie das so oft vorkommt; überdies waren ja die Lebensjahre des Knaben noch nicht so weit vorgerückt, als daß sie sich unnöthiger Beängstigung zu ergeben hätte.

Sie unterließ also diese Versuche für längere Zeit und litt auch nicht, daß Andere sie unternahmen, um das Kind nicht „umsonst" zu quälen. Aber einst wurde sie ihrem Vorsatze dennoch untreu. Da sprach sie dem Knaben, den sie auf ihrem Schoße hielt, mit einer Art leidenschaftlichen Ernstes den Namen „Mutter" so anhaltend und lange vor, daß ihre eigenen Lippen fast ermüdeten. Aber das Kind schwieg. Da in der Ungeduld ihres Herzens, oder, weil es sie bedünkte mochte, daß sie den Eigenwillen des Knaben ein= für allemal mit Strenge werde brechen können, überhäufte sie ihn mit Vorwürfen und warf ihm zornige Worte ins Gesicht.

Was geschah? Der Knabe mochte die ganze Größe seines Unglücks erkannt haben: er fing an bitterlich zu weinen.

Dadurch wurde Bella aufmerksam und mit dem Ahnungsvermögen einer Mutter errieth sie ihr und ihres Kindes Weh.

„Kannst du oder willst du nicht sprechen?" rief sie angstvoll.

Das Kind sah sie mit Augen an, deren stummen Ausdruck sie von nun an niemals vergessen sollte!

„Wer hat mir das gethan? Warum kann das Kind nicht sprechen?" schrie sie, und diese Wehlaute ertönten so lang und so durchdringend, daß sie Jonathan herbeiriefen.

Anfangs versuchte er, in bewußter Selbsttäuschung der jungen Mutter die nur zu sehr begründeten Besorgnisse hinwegzuscherzen; aber als sie dann vor seinen Augen die unglücklichen Sprachversuche wiederholte, da erkannte auch er mit be

mmertem Herzen, daß sein kleiner Knabe ein Kind stummer nbehilflichkeit bleiben werde.

„Wer hat uns das gethan? Warum kann das Kind nicht den?"

So klagte auch Jonathan.

Der eiligst herbeigerufene Arzt kam. Er unterzog den men Knaben einer langsam anhaltenden und genauen rüfung.

Wiewohl das Urtheil schon in ihm feststand, betastete auch wie es schien, jeden Nerv der so zarten Gliederung, und s sie ihn dann fragend anschauten, antwortete er nur mit em deutungsvollem Kopfschütteln.

Das Kind war mit einem Gebrechen auf die Welt ge=mmen, dessen „Natur" sich vorläufig noch nicht feststellen sse, erklärte er hierauf, und man werde sich jedenfalls in oßer Geduld fassen müssen. Ob es künftig „wie ein anderer enfch" werde reden können? Das hänge eben von dieser atur ab, die schon mehr als Ein Wunder verrichtet habe.

„Wer hat uns das angethan?" rief Jonathan, seinen und nes jungen Weibes Wehelaut wiederholend, als fände er für n namenloses Leid keinen anderen Ausdruck, als den einer klage wider den unbekannten Thäter.

„Wer uns das angethan hat?" schrie mit einem Male Bella. Du kannst noch fragen wer? Deine „Benemmerin" hat mir s angethan, deine alte Freundin Veile Oberländer!"

Wie ihm diese Worte durch das Herz schnitten! Wie sie t Blitzeshelle seinen Abstand von Bella's Fühlen und Denken euchteten! Mitten in seinem Grame mußte er sich sagen: chdem sie kaum den Ausspruch des Arztes gehört hat, der ser Kind zu einem ewigen Krüppel verurtheilt, ist ihr Erstes, s sie an einem anderen Menschen ein schreiendes Unrecht be=

geht, an meiner guten alten Veile! Sie, die mit dem Heilig sten Spott treibt, denkt natürlich nicht daran, daß es ein Schickung Gottes ist, die uns in unserem Kinde heimgesuch hat, denn man hat ihr eingeredet, oder sie redet es sich selbs ein, daß das zu ihrer Bildung nicht passen würde. Warun fällt ihr aber was Abergläubisches ein? Warum denkt sie a so Widernatürliches? Eine „Benemmerin" steht ihr also höhe als Gott!

Von dieser Stunde an blieb es zwischen den beiden Ehe leuten schwül. Allmälig beruhigten sich zwar, wie dies in de Natur der Sache lag, ihre Gemüther, sie hatten das Schwerst überstanden, und was als Wehgeschrei sich ihnen entrunge hatte, war milder geworden, da der unglückliche Zustand ihre Kindes auch nur allmälig fortschritt. Aber Bella's Gemüt blieb verbittert, und es bewahrheitete sich wieder aufs Neu die Erfahrung, daß ein gemeinschaftliches Unglück statt di Seelen aneinander zu binden, sich oft wie ein Keil zwischen si drängt.

Bella vermochte den Gedanken, daß die unheimliche Mach der alten Veile auf die Verunstaltung ihres Knaben Einflu genommen habe, niemals ganz zu bewältigen.

Er brach immer aufs Neue in ihr hervor, immer stan die Gestalt der staarblinden Lehrerswittwe vor ihren Sinnen Sie mochte noch so sehr gegen den Aberglauben, den sie mi ihrem klaren Kopfe erkannte, ankämpfen, er war stärker al ihr Verstand; sie hatte ihn liebgewonnen, sie hatte ihm Leil und Seele gleichsam unterordnet, weil er ihr Trost bot. Si hatte an ihm einen Kameraden gewonnen, der getreulich z ihr hielt in — ihrer Abneigung vor der „Gasse" und gege die Menschen, die in ihr wohnten.

Einmal sagte sie zu sich selbst:

„Mein Mann ist und bleibt gut; er möchte den Boden nter meinen Füßen vergolden, wenn ich es wünschte, und das ind ist mein Alles. Was geht mir also ab? Manchmal weiß h es so genau und klar, daß ich meine, es sitzt mir in den ingerspitzen; wenn ich aber danach greife, ist es verflogen. Sein Mann zum Beispiel legt ein großes Gewicht auf jeden lten Brauch. Er und Alle, die so denken wie er, haben einen erkwürdigen Hochmuth in sich, daß sie am Sabbat ein weißes uch auf dem Tische liegen haben müssen, während drüben beim Nachbar der Wochentag sich breit macht. Und auf diesen Hochuth thun sie sich noch etwas zugute und glauben, jenseits nmal einen besonderen Lohn dafür zu erhalten! Einen bonderen Lohn für etwas, was meinen Nachbar niedriger stellt nd ihn gradezu beleidigt! Ich möchte nur Eines gerne wissen: önnte die Welt nicht bestehen, wenn ich am Sonntage statt m Sabbat ein weißes Tuch über den Tisch ausbreitete und arauf einen Blumenstrauß setzte, der am selben Tage von den Stengeln gebrochen ward? —"

In diese Stimmung des Hauses trat das fremde Kind, as Tauschkind des czechischen Schmiedes, ein. Eigentlich hätte Niemand, und am allerwenigsten Maria Dorothea, sagen können, elchen Namen ihr Verhältniß zum Hause Jonathan's trug. Zwei Jahr waren vergangen, seitdem sie Jonathan von dem Bänkchen der Schmiedewerkstätte hinweg, blos „um sich bei hm auszuweinen," bei sich aufgenommen hatte. Aus der einen Nacht waren gar viele hervorgegangen und Niemand hatte es emerkt. Es war Allen, als sei das niemals anders gewesen. War sie die Magd des Hauses? Dafür bewegte sie sich zu frei nd selbstständig; sie aß am Tische ihres Herrn und man hatte ein Geheimniß vor ihr. Man befahl ihr nicht; man ließ sie

in allen Dingen gewähren. Sie war die Kameradin des Kindes und schien nichts anderes sein zu wollen.

Und es barg sich eine merkwürdige Kameradin, wie wir bereits erzählt haben, in dem fremden Tauschkinde.

Es war ein eigenthümliches Gefühl von Ruhe, das Jonathan stets überkam, wenn er fern vom Hause an seinen Knaben dachte und die Unbehilflichkeit des von der Natur mißhandelten Wesens sich vergegenwärtigte, daß er ihn unter dem Schutze Maria Dorothea's wußte. Er konnte sich das schwarzlockige Köpfchen Bernhard's nicht mehr ohne das flachsblonde Haar des deutschen Mädchens denken. Wie schön das zu einander stand und in einander floß! Und wie klug das Tauschkind des Schmiedes seitdem geworden war! Er erinnerte sich nicht, jemals ein einfältiges Wort von ihr gehört zu haben. Was sie that und sprach, trug das Gepräge gleichmäßiger Bedächtigkeit, und doch schien sie nie etwas zu überlegen. Es kam Alles fertig, gelassen und doch anmuthend aus ihr hervor. Oft behandelte sie den Knaben, wenn er sich störrig erwies, mit Strenge; aber die Art und Weise, wie sie den Bann dieser Strenge nicht sogleich, sondern in leisen Uebergängen löste, sobald sie merkte, daß Bernhard wieder zum Gehorsam zurückkehre; wie Bernhard niemals gewahr wurde, daß sie eigentlich schwach gegen ihn geworden, hatte etwas für ihn, worüber er nicht genug nachdenken konnte.

„In diesem kaum siebzehnjährigen Mädchen," sagte er oft, „steckt das Talent einer Mutter."

Selbst die sonderbaren Reden, die, ihren kirchlichen Anschauungen entsprungen, ihn am Anfange gradezu beängstigt hatten, waren längst in den Hintergrund seiner Seele gedrängt worden und hatten nichts Beunruhigendes für ihn. Sie führte

diese Reden noch jetzt, wie sich überhaupt wenig an ihr verändert hatte, aber wie ganz anders klangen sie jetzt!

Wenn sie in dem einen Augenblicke die Namen des Heilands, seiner Mutter und seines Nährvaters aussprach und gleich darauf ihrem schönen Bernhard das Nachtgebet in der Sprache Zions vorsagte, das sie sich allmälig ganz zu eigen gemacht hatte; oder wenn sie an einem Tage, den zugleich die Kirche und die „Gasse" als einen Feiertag begingen, früh Morgens die Messe besuchte und sogleich nach ihrer Rückkehr für ihren Knaben die festtäglichen Gewänder bereitete; wenn sie am Freitagabende keinem Anderen die Sorge überlassen wollte, die Kerzen auf den silbernen Leuchtern anzuzünden, damit Jonathan bei seiner Heimkunft aus der Synagoge Alles für den Empfang des Sabbats bereit finde, und .. gleichzeitig ertönte die Abendglocke und sie betete ein andächtiges Ave Maria, so floß das Alles so bunt und vielfarbig durcheinander . . . wie eben das schwarzlockige Köpfchen des kleinen Bernhard mit den flachsblonden Haaren Maria Dorothea's!

Wer hatte das Kind des deutschen Webermeisters in diesem Benehmen unterrichtet? Wer war sein Lehrer? Es stieß nirgends an; mit klaren Augen ging es seinen Weg und strauchelte niemals. Das war für ein unerwachsenes Kind, wie sie noch war, bewundernswerth; größere Menschen, das mußte sich oft Jonathan fragen, und die sehr viel gelernt hatten, konnten sie sich anders benehmen? So kam Jonathan, der sich über diesen Gegenstand nicht selten in anhaltendes Grübeln versenkte, allmälig zu einem Gedanken, der ihn zu beherrschen anfing:

Dorothea hatte großen Respekt vor der Religion überhaupt. Das wars, was dem Mädchen sein Benehmen im Hause vorschrieb! —

Jonathan befand sich auf einer seiner Geschäftsreisen, fern vom Hause, in einer großen Stadt, als ihm einfiel, daß in den nächsten Tagen der fünfte Geburtstag seines kleinen Bernhard stattfand. Schon der Zustand des Knaben erforderte es, daß man diesen Tag festlich beging. Schritt er nicht einem freudlosen Dasein entgegen und mußte man nicht jeden Anlaß benützen, um auf diesen vereinsamten Pfad einige Blümchen zu werfen?

So ging er denn in einen Laden, der eine Fülle jener Spielwelt enthielt, daran sich ein Kind erfreut. Er kaufte und kaufte, mehr als Bernhard in einigen Jahren bewältigen konnte, und es that ihm wohl, den Haufen des „Mitbringens" immer größer und größer werden zu sehen.

„Und für Bernhard's Kameradin," flüsterte eine Stimme in ihm, „willst du die vergessen?"

Er ging sogleich in einen anderen Laden. Unter all den preiswürdigen Gegenständen fiel ihm nach langem Suchen ein fertiges weißes Kleid, ein breites blaues Seidenband und ein Kamm aus Schildkröte in die Augen, dessen oberer Theil mit kleinen Kügelchen geziert war, so daß er wie eine gezackte Krone aussah.

Als Jonathan am Geburtstage Bernhard's vor den erstaunt leuchtenden Blicken des Mädchens die heimgebrachten Spielsachen auskramte, sagte Dorothea:

„Du hast an Eines vergessen, Jonathan, Herr!"

„Was, Dorothea?"

„Du hast mir nichts mitgebracht!"

Das sagte das Mädchen so trocken und gelassen, daß Bella darüber in ein lautes Gelächter ausbrach.

„Warum lacht die Frau?" meinte Dorothea mit großem Ernste.

„Dorothea hat Gottes Recht," sagte Jonathan; „warum habe ich auch einen so vergeßlichen Kopf?"

Und damit überreichte er dem Mädchen sein von einem weißen Papiere sorgfältig umhülltes „Mitgebrachtes."

Dorothea war ungewöhnlich blaß geworden. Erst hielt sie das Päckchen zaghaft, fast zweifelnd, ob sie es aufmachen sollte, in den Händen, dann preßte sie es krampfhaft an ihr Herz und ging eiligst zum Zimmer hinaus.

Es währte nicht lange, so kehrte sie wieder zurück. Sie hatte geräuschlos die Thüre aufgemacht und stand nun vor ihnen, aber in welcher seltsamen Veränderung! War dies noch das Kind des deutschen Webers? Das Tauschkind des czechischen Schmiedes? Eine liebliche Jungfrau stand vor ihnen. Das weiße Gewand, über welches das blaue Seidenband fiel, umhüllte ihre Glieder und in den aufgelösten blonden Haaren schimmerte der Kamm, fast wie ein Krönchen anzusehen. Dabei war ihr Antlitz von einer feinen Röthe überhaucht. Ihre Augen hielt sie demüthig zur Erde gesenkt.

„Dorothea," rief Jonathan, „wie schön bist du!"

Er hielt inne, fast erschrocken über den Widerhall seiner eigenen Worte, und mußte sich abwenden, denn die Bewegung die ihn erfaßt hatte, war zu gewaltig.

Sie aber warf sich vor dem Knaben, der mitten unter seinen Spielsachen saß, stürmisch nieder, ergriff ihn mit beiden Händen und hob ihn in die Höhe.

„Jetzt, mein schöner Bernhard," rief sie mit einer Stimme, die ungewöhnlich begeistert klang, „jetzt weiß ich es: Du wirst einmal sprechen können!"

Von nun an zog sie das weiße Kleid mit dem blauen Bande nur bei gewissen festtägigen Anlässen an; seltsamerweise benützte sie dabei niemals den kronenartig geformten Kamm

aus Schildkrötenschale. Regelmäßig geschah dies an jedem Sabbat; in diesem „Aufzuge" ging sie zumeist, wenn die Sonne warm über dem Ringplatze lag, mit dem kleinen Bernhard nach jenem Bänkchen in der Schmiedewerkstätte, wo es so schön war, zuzusehen, wie einem Rosse, frischweg von dem Amboß, ein Hufeisen angeschmiedet wurde und die Eisenschiene, die um ein Rad gehämmert wurde, so prächtig glühende und spritzende Funken von sich warf! Zwischen dem ehemaligen Tauschvater Jaroslaw Patek und seinem Tauschkinde hatte sich seitdem ein Freundschaftsverhältniß eigener Art gestaltet. Sie hielten oft lange Unterredungen mit einander, die das Sonderbare an sich hatten, daß sie in zwei Sprachen geführt wurden, ohne daß sie eines Dolmetsches bedurften. Jaroslaw Patek sprach czechisch, Dorothea deutsch. Sie hatte sich die Laute des fremden Idioms zu eigen gemacht und dennoch kam auch nicht der leiseste Hauch desselben über ihre Lippen. Es bestand eine Art stillschweigender Vertrag zwischen beiden, daß sie sich gegenseitig niemals fragten, woher Einer die Sprache des Andern verstand. Genug, daß sie sich verstanden.

„Dorothea," sagte eines Tages der Schmied zu ihr, „es hat sich neulich Einer nach dir erkundigt; ich darf dir aber nicht sagen wer."

„Was gehts mich an?" meinte Dorothea gleichgiltig.

„Das glaub' nur ja nicht," bemerkte der Schmied mit großem Ernste, „daß dich der nichts angeht. Er ist ja ein halber Landsmann von dir."

„Der Caplan?" forschte Dorothea.

„Es ist doch merkwürdig," zürnte der Schmied in einer Art scherzender Entrüstung, „wie mich dieses kleine deutsche Mädchen zu überlisten versteht."

Dorothea kam nachdenklich nach Hause. Selbst ein flüch-

tiger Blick konnte gewahr werden, daß die Gedanken des Mädchens einer seltsamen Abwesenheit verfallen waren, wie man sie an ihr nicht kannte.

Im Spiele mit dem kleinen Bernhard zeigte sie sich zerstreut. Auch suchte sie durch mehrere Tage das Bänkchen in der Schmiedewerkstätte nicht auf; sie schien es absichtlich zu meiden.

„Was mag mit dem Kinde vorgefallen sein?" fragte Jonathan seine Frau.

„Mit welchem Kinde, mit Bernhard?"

„Mit Dorothea," sagte Jonathan zögernd.

„Die ist kein Kind mehr," sagte Bella kurz. „Und dann! soll ich meine Augen auch noch für die Zustände eines fremden Mädchens haben? Ich habe genug auf mich selbst zu sehen."

Eine Woche später ward Dorothea einmal ausgeschickt, um einen Auftrag auszurichten, der sie vor die letzten Häuser einer halbverfallenen Gasse führte.

Dorothea betrat diese Gegend nicht ohne Herzpochen, denn sie hatte einmal von Jonathan gehört, daß dort der berühmte Dieb „Nacek" wohne, der mit dem Eigenthume der ganzen „Gasse" jahraus jahrein auf feindseligem Fuße stand; aber Jonathan's Haus schonte er, weil eines seiner Kinder in der Fabrik seine Beschäftigung hatte. Wenn er ihr aber doch das Päckchen entriß, das sie in Jonathan's Auftrage zu übergeben hatte? . . ."

Ohne Gefährdung an Leib und Eigenthum richtete sie jedoch ihren Auftrag aus und trat nun den Heimweg an. Es war Abend geworden und in der stillen Gasse kein Mensch zu schauen.

Da kam ihr mit einem Male am Eingang des Hohlweges, der die „Dechantei" von der Kirche trennt, so, daß man in die

letztere nur über eine Brücke gelangen kann, der junge Caplan entgegen, den sie aus der Kirche her sehr gut kannte. Weil der Abend noch heiß war, trug er den Hut in der Hand, und man konnte auf seinem Haupte jene lichte Stelle bemerken, die von seiner Weihung zum geistlichen Berufe herrührte.

Pater Urban, der Caplan, war übrigens wie die meisten seiner Genossen, ein Bauerssohn und sein bartloses Antlitz verrieth auch in den grobkörnigen Zügen seine Abkunft. Aber die Lippen zeigten sich feingeschnitten und wenn er sie öffnete, sah man erst, daß sie gebieten konnten.

Dorothea war demüthig stehen geblieben, um den geistlichen Herrn an sich vorüberschreiten zu lassen. Aber der Caplan blieb gleichfalls stehen.

„Nun treffe ich dich ja doch, Maria Dorothea," sagte er in langsam gemessenem Tone, wobei er das ganze Wesen des Mädchens wie mit einem Blicke umfing.

Dorothea war ihm näher getreten, um ihm die Hand zu küssen. Aber er entzog sie ihr rasch und ein dunkles Erröthen flog über sein bartloses Gesicht.

„Du bist ja groß und stark geworden," sagte er, „seitdem ich dich das letzte Mal gesehen. Es muß dir also ganz nach Wunsch gehen in dem Hause, wo . . . sie den stummen kleinen Knaben haben?"

Dorothea nickte blos mit dem Kopfe, denn das Alles hatte der Caplan in czechischer Sprache gesprochen.

„Warum antwortest du mir nicht, Dorothea?" meinte er nach einer Weile.

„Ich kann mich nicht ausdrücken, hochwürdiger Herr," sagte Dorothea, die erschreckten Augen zu dem Sprecher aufhebend.

„Ja, das kommt daher," begann der Caplan mit gehobener Stimme, es klang aber doch nicht zornig, denn er schien

sich einer großen Selbstbeherrschung zu befleißen, „ja, das kommt daher, wenn das Ei klüger sein will als die Henne und wenn das Kind sich auflehnt gegen die klugen Absichten seiner Eltern. Das ist ebenso sündhaft, als wenn man sich an dem lebendigen Worte Gottes vergreift und es lästert. Meinst du, als dein Vater dich hierherbrachte, in das Haus des Schmiedes Jaroslaw Patek, da hat er einer blinden Laune gefolgt, blos damit du die Luft deines Heimathsortes veränderst? Wahrlich, wahrlich, ich sage es dir, Dorothea, damit du aus deinem Irrthum erwachst, das wollte er gewiß nicht, und mein Wort ist dir Bürge dafür, er wollte es nicht, daß du in das Haus jener Leute gehst, um ihr stumm gebornes Kind auf deinen Armen zu hätscheln."

Er hatte, indem er dies sprach, die Hand nach der Gegend ausgestreckt, wo die „Gasse" lag.

Dorothea war dieser Bewegung mit ihren Augen gefolgt. Sie sagte:

„Wer aber soll mit dem armen Knaben sich beschäftigen, hochwürdiger Herr, wenn nicht ich?"

„Dein Vater hat dich nicht dafür zu Jaroslaw Patek gebracht," sagte der Caplan strenge; „du bist hierher geschickt worden, um etwas zu lernen, nicht um „fremde" Kinder abzuwarten."

Dorothea hob den unter diesen Worten gesenkten Kopf auf; sie sah dem Caplan voll und treuherzig in das Gesicht.

„Ich kann das Böhmische nicht erlernen und ich kann es nicht sprechen," sagte sie zwar leise, aber mit einer Heftigkeit, die den geistlichen Herrn verblüffte.

„Du kannst nicht?" rief er, indem er dem Mädchen näher trat.

Dorothea schüttelte den Kopf.

Mit gedämpfter, aber trotzdem vor innerer Bewegung zornig bebender Stimme sagte der Caplan:

„Es steht in der heiligen Schrift geschrieben: „Du sollst Vater und Mutter verlassen und mir folgen." Weißt du, was darunter verstanden wird? Ich will es dir erklären, weil du in deiner Einfalt und in der Unwissenheit deines Herzens dich unterfangen hast, gegen ein strenges Gebot zu handeln. Das ist die heilige Kirche unseres Herrn und Heilandes, dessen niederster Diener ich bin. Sie verlangt deinen Gehorsam, wie sie einst den meinen verlangt und erhalten hat."

„Muß ich meine deutsche Sprache vergessen?" unterbrach ihn Dorothea schüchtern.

Offenbar störte dieser Einwurf des Mädchens die zu einer längeren Fortsetzung angethane Rede des Caplans. Er biß sich auf die Lippen und sein blasses Antlitz wurde für einen Augenblick wieder hochroth. Aber obwohl er noch jung war, schien er doch bereits in jener Schule alt geworden zu sein, deren oberster Grundsatz dem Bändigen der Leidenschaften und des ungezügelten Wortes gilt. Milde und weich, daß jeder Laut von tiefinnerster Rührung erzitterte, sagte er:

„Sieh mich an, Dorothea! Ich bin ein deutsches Kind wie du, und das erste Vaterunser, das man mich beten lehrte, habe ich von meiner Mutter, die eine Deutsche war, gelernt. Bis zu meinem siebzehnten Jahre habe ich nichts als deutsch gesprochen. Von da an habe ich mich aber, wenn auch unter großer Noth und Drangsal und unter namenlosen Kämpfen davon abgewendet. Das geschah im Seminar unseres Bischofs, wo ich mich zum Geistlichen wollte weihen lassen, nicht mit einem Male, sondern nur allmälig. Denn als das Licht vor meiner Seele aufging, da habe ich erkannt, Dorothea, daß, wer ein Priester dieses Volkes sein will, ein echter und ein

chter Priester, der muß mit dem Volke dieses Landes in seiner prache reden können. Sieh an, Dorothea: diesem Volke ge- rt seit uralter Zeit das ganze Land, die Anderen haben sich r mit Gewalt oder mit List hier eingeschlichen! Wer hält zur heiligen Kirche wie dieses Volk? Wer ehrt so die Heili- n Gottes wie dieses Volk? Wohin du deine Augen wendest, ht eine Kirche, und wo eine Kirche steht, da steigt aus Tau- nden von Herzen das Gebet zum Himmel auf: Gott möge ses Land und Volk vor Untergang bewahren. Ueberall sonst rscht Unglaube, Lüge und Zuchtlosigkeit, nur nicht hier! rum haben sie sich verschworen, dieses Land und Volk zu derben. Bis auf den Namen wollen sie es ausrotten, und früher eine Kirche gestanden ist oder ein Heiliger verehrt rd, da wollen sie ihre zuchtlosen Bilder aufstellen. Keine dere Sprache soll daselbst ertönen, als die ihrer Lüge und es Unglaubens. Kann das Gottes Wille sein? Kann es seinem Willen gelegen sein, daß dieses Volk und Land tergehe? Wer soll es trösten, das rings von Feinden um- ben ist, die auf seinen Untergang lauern? Und so, Dorothea, es gekommen, daß ich, der Deutsche . . . diesem Volke gehöre mit Leib und Seele!"

Wie traurig klangen die letzten Worte! Dazu kam, daß er den Giebel der „Dechantei" herab ein letzter Strahl der eidenden Sonne in den Hohlweg sich verlor, so daß das tlitz des jungen Priesters in einem überirdischen Schimmer chtete.

Dorothea fühlte sich vom tiefsten Mitleid bewegt.

„Glaubst du," fuhr der Caplan nach einer Weile fort, dem er mühsam die von ihm selbst wachgerufenen Geister wang, „es ist mir so leicht vom Herzen gegangen, daß ich ht mehr zu Euch gehöre? So oft ich das Vaterunser in

czechischer Sprache beten höre, fällt mir meine Mutter ein
Man kann das so leicht nicht vergessen! Aber wie ich täglich
das heilige Meßopfer für Den darbringe, der am Kreuze sein
Blut für uns vergossen hat, so habe ich auch meinem Herzen
gesagt: Bringe ein Opfer für dich selbst dar! Meine Mutter
ist todt und mein Vater ist todt, und Alles ist todt in mir
bis auf Eins, das nicht sterben kann, weil es das ewige Leben
ist, und das ist die heilige Kirche Gottes!"

Der Caplan hielt inne; war es, daß er die Wirkung seiner
Worte berechnete, die jetzt eines Abschlusses bedurften, oder
daß ihn die Wucht seines Geständnisses, wie er es hier einem
siebzehnjährigen Mädchen offenbarte, selbst übermannte? Aber
was immer sein mochte, — die Seele Dorothea's zitterte wie
ein Vögelchen unter den gewaltigen Fängen einer Rede, wie
sie sie niemals vernommen hatte.

„Hochwürdiger Herr," rief sie zaghaft, „was habe ich zu
thun?"

„Gieb mir zuerst dein Wort," sagte der junge Priester,
„daß du Alles, was du von mir gehört hast, tief in deine
Seele verschließest. Du hast mit deinem Priester gesprochen
und die Welt braucht nicht zu wissen, was er zu dir gesprochen
hat. Gieb mir deine Hand darauf."

Dorothea legte ihre Fingerspitzen in die durchglühte Hand
des jungen Priesters. Der Hohlweg war menschenleer, aber
der scheidende, über den Giebel der „Dechantei" herabgleitende
Sonnenstrahl lag noch immer auf dem Antlitz Pater Urban's.

„Am nächsten Montag," begann der junge Priester wieder
feierlich und gemessen, als stünde er auf der Kanzel und ver-
kündete dem Volke ein bevorstehendes kirchliches Ereigniß, „am
nächsten Montag geht von hier eine Procession nach Urschen-
dorf zur heiligen Mutter Gottes, um zu ihr, der gnadenvollen

schützerin, für das Wohl dieses Landes zu beten. Ich selbst rde die Wallfahrt leiten. Am nächsten Montag! Hörst du's? h will, daß du mitgehst."

„Ich will ferner," fuhr Urban fort, „daß du dein weißes eid anziehst und das blaue Band dazu. Deine Haare lasse unterwallen, lang und fließend, wie sie dir Gott gegeben t. Denn du erscheinst vor der Königin des Himmels und Erde! Rein wie das Herz, das du vor ihr ausschütten llst, muß Alles an dir sein, Dorothea, Alles! Vieles hat in dir angehäuft, was ihr mildes Auge wegräumen soll! u mußt ihr daher auch besondere Ehre erweisen. Beim Eing in die Kirche von Urschendorf wirst du eines von den indern halten, das von den Gewändern der heiligen Mutter ottes ausgeht, die wir mit uns nehmen."

Hierauf machte der Priester das Zeichen des Gekreuzigten er das junge Mädchen und ging.

Der Sonnenstrahl auf dem Giebel der „Dechantei" war nzlich erloschen. —

## IV.

### Die Wallfahrt nach Urschendorf.

Als Jonathan am Abende desselben Tages in später tunde heimkehrte, fand er unter der breitästigen Linde des artens, den er zu durchschreiten hatte, eine dunkle Gestalt hen, die er nicht sogleich erkannte. Er rief sie an; da kam ihm entgegen.

„Dorothea," rief er erschrocken, „wie kommst du jetzt hier r? Ist etwas mit Bernhard vorgegangen?"

„Bernhard liegt in seinem Bette und schläft gut," sagt das Mädchen stockend.

„Hast du mir etwas zu sagen, Dorothea?" fragte er weiter.

„Ja, Herr!" sagte Dorothea mit seltsamer, an ihr nicht gekannter Scheu.

„Und warum mußtest du hier auf mich warten?"

„Ich kann dir das nur an einem Orte sagen," meint Dorothea, „wo mein Bernhard nicht ist."

„So schreckliche Dinge hast du mir zu vermelden, Dorothea?" versuchte Jonathan zu scherzen.

„Jonathan! Herr," begann das Mädchen, „ich will dir nur sagen, daß ich mit der Procession nach Urschendorf gehe zur heiligen Mutter Gottes. Ich muß deinen Bernhard zurücklassen."

„Nach Urschendorf?" wiederholte Jonathan, dem dieser Wallfahrtsort schon längst aus dem Gedächtnisse geschwunden war. „Was willst du in Urschendorf?"

„Ich muß auch das schöne weiße Kleid dazu anziehen, fuhr Dorothea fort, Jonathan's Frage nicht beachtend; „das blaue Seidenband, und meine Haare müssen lang und fließen herabwallen, wie sie mir Gott gegeben hat. Und beim Einzuge in die Kirche von Urschendorf werde ich Eines von den Bändern halten, die von den Kleidern der heiligen Mutter Gottes ausgehen; man wird dort für das Wohl des Landes beten, damit die Czechen von den Deutschen nicht ausgerottet werden und der hochwürdige Herr Urban selbst wird die Wallfahrt leiten."

Das Alles brachte das Mädchen wie eine eingelernte Aufgabe eintönig, ohne Schwung und ohne jenes feierliche Gepräge vor, das seinen Reden sonst eigen war. Es klang wi

ne geschäftsmäßige Aufkündigung ihres Dienstes. Von um größerer Wirkung war es auf Jonathan.

„Du willst also von Bernhard fortgehen?“ fragte er zer-eut, als habe er von der Ansprache Dorothea's nichts als Eine Meldung, die ihn besonders anging, herausgehört.

„Ich gehe nach Urschendorf zur heiligen Mutter Gottes.“ —

„Mit einer Procession willst du gehen?“

„Ja!“

„Dorothea!“ rief Jonathan mit einer Heftigkeit, die einem ffschrei glich.

„Was willst du, Herr?“

„Dorothea,“ sagte er, den sein eigener Schrei wohl er-reckt haben mochte, ruhiger, „ich kann dir nicht erlauben, n uns fortzugehen, ich kann dir das nicht erlauben! Dein ter hat dich mir überlassen und ich muß ihm bürgen für es Haar auf deinem Haupte. Warum willst du auch fort-hen? Ist dir in meinem Hause etwas Schlechtes begegnet? t man dich beleidigt? Ich will von Bernhard gar nicht den! Du weißt, daß das Kind ohne dich nicht leben kann. h kann dir das nicht erlauben, ich bin verantwortlich für h!“

Trotz des Abenddunkels mußte Jonathan den namenlos urigen Blick bemerkt haben, mit dem Dorothea auf dem tlitze ihres Herrn weilte.

„Du wirst mich nicht zurückhalten!“ sagte sie; es klang e bittend.

Jonathan's Heftigkeit brach aufs Neue aus; seine ganze tur war wie umgewandelt. Es war, als ob in dieser späten endstunde ein giftiger Tropfen vom Himmel gefallen wäre, sein Blut in eine bis dahin nie gekannte Wallung ver-

setzte, daß es zornig siedete und die Bande seines Leibes zu sprengen drohte.

„Ich leide es nicht," rief er, „und mit meinem Wille wirst du nicht gehen, Dorothea! Meinst du, ich habe kei Recht an dich und ich kann dir nichts verbieten? Ich kan dir verbieten, ich kann dir befehlen! Du bist minderjähri und nach deinem Vater, der nicht gegenwärtig ist, habe ic das größte Recht auf dich."

„Es ist besser, du läßt mich nach Urschendorf in die Kirch zur heiligen Mutter Gottes gehen!" unterbrach ihn Dorothe

Jonathan aber schien den Einwand des Mädchens i seiner Stimmung überhört zu haben.

„Wie ich dich," rief er, „von jener Bank in der Schmied werkstätte fortgeführt und dich in mein Haus gebracht hab Dorothea, so wirst du nicht eher aus diesem Hause fortgehe als bis ich es zugebe! Du hast keinen Willen und darf keinen haben. Du bist noch ein Kind und Gehorchen ist dein Pflicht."

Jonathan sprach noch länger. Stromartig brausten d wilden Worte einher, ungedämmt schossen sie weiter dahi Dorothea's Entschluß schien ihm so ungeheuerlicher Natur z sein, daß kein Beweis, aber auch keine Drohung ihm sta genug dünkten, um ihn zu erschüttern.

Zuletzt rief er:

„Ich leide es nicht, Dorothea! Das ist mein letztes Wor Meinst du, ich fürchte mich vor deinem Caplan?"

„Fürchte den Caplan nicht, Jonathan, Herr!" sag Dorothea.

Was war mit Jonathan Falk geschehen, daß ihn die wenigen Worte zur plötzlichen Besinnung zwangen? Wer hat

ihr verrathen, daß er den Caplan fürchte? . . . Er hatte die nöthige Fassung wieder gewonnen.

„Dorothea," sagte er, und der Ton seiner Stimme klang leiser, so sehr bemühte er sich, seines leidenschaftlich erregten Zustandes Herr zu werden, „ich habe es mir überlegt! Warum soll ich dich abhalten, in eine Kirche zu gehen, wenn dich die Andacht dazu drängt? Also geh nur mit der Procession! . . . Was geht es mich an, ob der Caplan mitzieht oder nicht? Sage ich deinen hochwürdigen Herrn, ob es ihm genehm ist, wenn ich in meine Kirche gehe? Ich verstehe ja doch nichts in seinem Glauben, so wenig er von dem meinigen versteht. Also geh nur, Dorothea, und putz' dich für die Wallfahrt, so schön du kannst. Brauchst du noch mehr Bänder oder dergleichen, so sag's meiner Frau, sie wird dir Alles geben."

Mit dieser Lüge auf den Lippen verließ er das Mädchen unter der breitästigen Linde seines Gartens, und mit derselben Lüge im Herzen trat er einige Augenblicke später vor seine Frau hin und theilte ihr in dürren Worten mit, daß er soeben dem Mädchen die Erlaubniß gegeben habe, sich an der Procession zu betheiligen.

Bella lächelte eigenthümlich.

„Mich wundert nur," sagte sie, „daß dir das so leicht vom Herzen gegangen ist."

„Wieso?" meinte Jonathan scharf aufhorchend.

„Du und eine Procession!" sagte sie mit demselben Lächeln.

„Habe ich ihr es denn verwehrt?" eiferte er. „Habe ich mich etwa dagegen gestemmt, weil es eine Procession ist? . . . Sie mag gehen, wohin sie will, und wenn sie zum Papst nach Rom wallfahrten will, kann ich dagegen was einwenden? Aber ich habe neuerdings die Erfahrung gemacht, daß sich im Um-

gang mit „ihnen“ auf Dank nicht rechnen läßt. Hättest d
geglaubt, diese Dorothea werde jemals im Stande sein, sic
auch nur auf drei Schritte von unserem Bernhard zu en
fernen? Und jetzt zieht sie mit einer Procession?“

„Das ist ja eben das Schöne und Große bei „ihnen,
bemerkte Bella mit scharfer Betonung des letzten Worte
„Ueberall stehen offene Kirchen und Betstätten in Bereitschaf
Diese Dorothea! Ich weiß nicht, was in ihr vorgeht, aber s
fühlt das Bedürfniß in sich, sich irgendwie auszusprechen
Sie glaubt, daß sie das in dieser oder jener Kirche, vor diesem
oder jenem Heiligenbilde am besten thun könne. Sie geht
also mit der Procession! Kannst du mir etwas Aehnliches b
uns entgegenstellen? Wenn ich daran denke, wie mir dein
alte Veile jenes „Andachtsbuch“ brachte, worin so viel vo
der Opferung Isaak's und den Löwen Daniel's zu lesen is
dann . . .“

„Was?“ fuhr Jonathan auf.

„Ich stelle ja keine Vergleiche an,“ sagte Bella kurz.

Jonathan aber rief nach einer langen Pause, während d
er mit hallenden Schritten in der Stube auf- und niederging

„Jaroslaw Patek, der Schmied, hat mir einmal vertrau
daß er an dem Fortbestande seines Volkes verzweifelt. I
weiß nicht, ob er Recht hat. Mit uns muß etwas Aehnliche
vorgehen, denn unsere Weiber haben angefangen, sich abzu
wenden . . . vom Alten.“ —

Dorothea verbrachte indessen die wenigen Tage bis zum
Montag, an welchem der Auszug der Wallfahrt nach Urschen
dorf stattfinden sollte, als habe jene Unterredung zwischen ih
und Jonathan unter der breitästigen Linde des Gartens ni
mals stattgehabt. Es stak eine Art Lustigkeit in ihr, wie ma
sie an ihr noch nicht gekannt hatte, und grade dann, wen

Jonathan zugegen war. Sie that ausgelassen mit dem kleinen Bernhard, hob ihn bald stürmisch in die Höhe, als wollte sie ihn mit einemmale fallen lassen, dann wieder versteckte sie sich vor ihm und ließ sich von dem Knaben in allen Winkeln und unter allen Schränken der Stube suchen. Jedem Anderen, der das Thun des Mädchens in diesen Tagen beobachtete, wäre es als der Ausfluß einer unnatürlich gesteigerten Stimmung vorgekommen, nur Jonathan beurtheilte es anders. Das war die rechte, angeborene Natur Dorothea's! Seitdem sie wußte, daß sie mit der Procession gehe, trat in ihr die Freude hervor, daß sie aus den Banden des ihr im Grunde des Herzens fremden Hauses erlöst werde. Sie war aufrichtig genug, die wahre Gesinnung nicht zu verbergen; wann hätte es jemals eine Andere von „ihnen" anders gethan?

Früh am Morgen des nächsten Montags ertönte von der Dechanteikirche die Glocke, das Zeichen, daß sich die Urschendorfer Wallfahrt von dort in Bewegung setze. Es währte auch nicht lange, so kam der Zug über den Ringplatz, am Rathhause und Jaroslaw Patek's Schmiede vorüber zu Jonathan's Hause.

Es war im Frühlinge und in der Luft schienen tausend und tausend Stimmen zum Lobe der Urschendorfer Mutter Gottes zu summen. Aus der Ferne, immer näher und näher, kam der slavische Kirchengesang, untermischt von weithin hallenden Trompeten und den dumpfen Tönen der Kesselpauken. An der Ecke des Rathhauses ward eine große Kirchenfahne, die dem Zuge vorangetragen ward, sichtbar. Bernhard schlief noch, aber Bella riß den schlaftrunkenen Knaben aus dem Bette und trug ihn ans offene Fenster, „damit er Dorothea sehen könne, wie sie zu ihrer Mutter Gottes wallfahre."

Jonathan stand in einer Ecke der Stube und verrichtete sein Morgengebet.

Jetzt erschien die Procession.

Voran trug ein Mann die blauseidene Kirchenfahne, auf welcher der Patron der Dechantei in bunten Farben zu sehen war. Hinter ihr schritt der junge Priester Urban in geistlichen Gewändern, das Haupt entblößt, dann kamen weißgekleidete Mädchen, darunter Dorothea. Den Schluß des Zuges bildeten die Musikanten und ein Haufe alter und junger Frauen in Feiertagskleidern. Als Letzter im Zuge erschien Jaroslaw Patek, der Schmied, in seiner Hand einen riesigen Stock haltend. Das anhaltende Glockengeläute bildete gleichsam die unsichtbare Begleitung. —

Dorothea hatte ihr weißes Kleid an, darüber flatterte das breite blaue Band. Ihre Haare wallten aufgelöst über das weiße Kleid hinab, nur der kronenartig geformte Kamm bildete ihren einzigen Schmuck. Sie schritt aufrecht unter ihren Genossinnen, die Blicke weder nach rechts, noch nach links gerichtet.

Als der Zug an Jonathan's Hause vorüberkam, rief Bella zu ihrem Knaben, den sie im Arme hielt:

„Schau hin, Bernhard! Wie schön und stolz deine Dorothea ist!"

Aber das Mädchen schritt, ohne die Augen aufzuheben, achtlos vorüber. Jetzt erst schien das Kind zum vollen Bewußtsein seines Jammers gebracht zu sein; die Trennung von seiner bisherigen Gespielin mochte erst jetzt mit aller Macht ihn überkommen. Bernhard fing heftig zu weinen an.

Umsonst suchte Bella den Knaben mit süßen Schmeichelworten zu beschwichtigen, indem sie ihm versprach, Dorothea werde von der Procession mit den schönsten Sachen heim kommen und sie sei nur deshalb mit der Wallfahrt gegangen.

„Wozu sagst du ihm das?“ rief Jonathan, der sein Gebet beendigt hatte.

Seine Stimme klang hart und rauh.

„Wozu verzärtelst du das Kind in so unverantwortlicher Weise? Wäre es nicht schon jetzt besser für ihn, wenn du ihm die Lehre einschärftest, daß zwischen uns und „ihnen“ kein Bund besteht? Je früher er das lernt, desto besser kann er sich in Zukunft vor „ihnen“ wahren. Laß ihn weinen, Bella, die Thränen schaden ihm nicht!“

Aber weder an diesem Tage, noch an dem darauf folgenden beruhigte sich der Knabe derart, daß man hätte annehmen können, er fasse die Trennung von Dorothea mit dem leichtvergeßlichen Gemüthe eines Kindes auf. Mitten im Spiel warf er oft das Spielzeug hastig und wie voll Ekel weit von sich. Der Weheruf um Dorothea schien von seinen stummen Lippen nicht weichen zu wollen.

Um ihn zu beschwichtigen, gebrauchte Bella das uralte Mittel, daß sie ihm die Rückkehr Dorothea's als in jedem Augenblicke bevorstehend in Aussicht stellte. Aber man weiß, wie es in solchen Fällen ergeht. Das Heilmittel verwandelt sich unter der Hand in die Krankheit selbst, und die unbefriedigte Sehnsucht des kleinen Bernhard steigerte sich ins Unendliche.

Jonathan, der das Leiden seines Kindes mit ansah, mußte seiner jungen Frau zugestehen, daß sie sich „in ihrer Art“ alle Mühe gebe, den gerechten Schmerz des Kindes zu beschwichtigen. Aber diese Art war eben nicht nach seinem Sinn. Er befand sich in einer Stimmung, daß er gerne mit scharfen Messern jede Erinnerung an das Mädchen aus seiner und des Knaben Seele geschnitten hätte; mit Feuer hätte er gerne jede Spur, die ihre einstige Anwesenheit verrieth, ausgebrannt —

und Bella wußte für das Kind keine andere Tröstung, als daß sie ihm die Rückkunft Dorothea's mit der Untrüglichkeit einer Mutter versprach.

„Warum entwöhnt sie nicht den Knaben von ihr?" grollte es in ihm. Warum ließ sie zu, daß das fremde Mädchen sich so tief in das Herz des Knaben einschleichen konnte, daß es jetzt nur mit Mühe daraus entfernt werden kann? Heraus mit ihr! Sie sitzt im Gemüthe des Kindes wie ein Wurm mitten im Apfel! Von Außen schön, aber drinnen liegt die Verderbniß. Sie muß heraus! Und grade Bella muß darauf dringen, daß auch nicht ein kleines Federchen von ihr zurückbleibt!

An diesen letzten Gedanken klammerte er sich seltsamerweise nunmehr an.

Er begriff nicht, warum Bella nicht Alles daransetzte, ihr Kind aus den Banden Dorothea's zu befreien. Keiner wie er konnte ja ermessen — welchen Gefahren Bernhard entgegenging, wenn Dorothea wieder zurückkehrte. Warum sollte allein Bella dieses nicht einsehen?

Oft in diesen Tagen war es ihm, als ob etwas Unheimliches, noch nie Dagewesenes über seinem Hause brüte; und Alles führte auf jene Stunde zurück, in welcher er, von einem unglücklichen Mitleid mißleitet, Dorothea bei sich aufgenommen hatte! . . .

Warum hatte sich Bella damals nicht mit Leib und Seele dagegen gestemmt? War sie es nicht gewesen, die den Aufenthalt Dorothea's, der nur eine Nacht dauern sollte, ins Unendliche verlängerte? War sie es nicht gewesen, der die Anwesenheit des fremden Mädchens vom ersten Augenblicke an als etwas sehr Wünschenswerthes erschien? Die die fremdartigen Anschauungen Dorothea's guthieß? . . .

Schon war Jonathan so tief in den Irrgang des in ihm gährenden wilden Gedankenlebens gerathen, daß er keinen Ausweg aus ihm fand — als seinem Weibe Unrecht zu geben. Bella allein trug die Verantwortlichkeit, sie hätte im Keime unterdrücken sollen, was jetzt als üppiges Unkraut sich breit machte. Sie allein trug die Schuld!

Und weil sich dieses Wort von nun an immer klarer und bestimmter vor ihn stellte, daß es in manchen Augenblicken greifbare Umrisse annahm, so fügte es sich unwillkürlich, daß er zuweilen über Bella auch gerecht dachte. Wer hatte Dorothea ins Haus gebracht und war, bethört von dem einschmeichelnden Wesen des fremden Mädchens, so schwach gewesen, sie zu beherbergen? Dann überfiel ihn, wenn er an diesen Gedanken gelangte, siedendheiß das Gefühl, er habe Bella etwas abzubitten, er habe vor sein junges, ihm vor Gott und Menschen angetrautes Weib hinzutreten und ein reuiges Geständniß ihm abzulegen. Aber welches Geständniß? . . .

Eines Tages ließ ihm Veile Oberländer durch einen Knaben sagen, er möge zu ihr kommen, sie habe ihm etwas ganz „Nothwendiges" mitzutheilen.

Er erschrak über diese Botschaft. Eine Stimme, die er nicht abzuweisen vermochte, wollte wissen, daß er einer bösen Stunde entgegengehe. Er verbarg aber seine Beängstigung unter der unschuldigen Frage, ob Veile vielleicht krank wäre und ärztlichen Beistandes bedürfe.

„Wohlauf und gesund," lautete die Antwort des Knaben, und zum Beweise der vollen Wahrheit zeigte er ihm sein rechtes Ohrläppchen, das noch jetzt wie ein rother Lappen glühte. „So hat sie mich dran gezogen," erzählte der Knabe, „weil ich sie nicht sogleich verstanden habe."

Als der Abend herangebrochen, suchte Jonathan seine alte

Freundin auf. Er war nicht wenig bewegt, als er in das dürftige Häuschen eintrat. Wie wollte er vor ihren staarblinden Augen bestehen, wenn sie Frage auf Frage an ihn richtete!

Er fand die alte Frau im Lehnstuhle sitzen, dessen Dasein vielleicht nach den Jahren der „Gasse" selbst zählte, allein in der Stube.

Eine einzige Kerze brannte auf dem Tische, denn trotz ihrer Blindheit mochte Veile Oberländer Nacht und Finsterniß nicht leiden.

„Bist du's, Jonathan, mein Sohn?" rief sie dem Eingetretenen entgegen. „Wirst wohl erschrocken gewesen sein, als man dir meine Botschaft ausgerichtet hat? Du mußt das einer alten Frau schon nachsehen. Wenn man weiß, daß Einen der Bote nicht mehr finden kann, den man soeben fortgeschickt hat, so hat man ein Bissele Eile und ein Anderer darf sich darüber nicht aufhalten."

Jonathan drückte ihr seine Freude aus, daß er sie so wohl auf und rüstig finde, wie noch nie.

Der herzliche Empfang seiner alten Freundin hatte ihm wohlgethan.

„Hast wohl gemeint," sagte Veile Oberländer, die blinden Augen auf die Kerzenflamme richtend, „ich will mir die „frommen Weiber" schon holen lassen? Nein, nein," setzte sie mit einem kräftigen Kopfschütteln hinzu, „ich geh' nicht früher fort von hier und ender (eher) leg' ich mich nicht zu meinem guten Mann auf den „guten Ort," als bis dein Jüngel mir „Kadisch" nachsagen kann. Wie heißt er doch?"

„Bernhard."

„Ich will ihn lieber Benjamin heißen," sagte sie; „der

Name geht mir besser über die Zunge, wenn du nichts dagegen hast. Hast du etwas dagegen?"

Jonathan betheuerte, daß ihm die Nennung dieses Namens aus ihrem Munde bis zu „hundert Jahren" alle Zeit willkommen sein werde.

„Andere Leute denken über diesen Punkt anders," meinte Veile nicht ohne scharfe Betonung. „Indessen man muß der heutigen Welt jetzt Manches nachsehen, und das Allerbeste ist, daß man sich mit seinem Weibe verträgt!"

Jonathan wurde auf seinem Sitze unruhig.

Sie aber kam wieder auf den Gegenstand zurück, den sie im Verlauf des Gesprächs hatte fallen lassen.

„Nein, nein," sagte sie und ihr jetziges Kopfschütteln war eine so lebendige Verwahrung gegen alle Sterbegedanken, daß der Tod selbst, wenn er zugegen gewesen, sich scheu davongeflüchtet hätte, „ich thu's nicht anders. Dein Benjamin muß mitgehen, wenn sie mich einmal da hinaustragen, und muß mir meinen „Kadisch" nachsagen. Ich thu's nicht anders!"

Jonathan fühlte sich von diesen Worten seltsam bewegt. Diese Zuversicht der alten Lehrerswittwe, die am Rande des Grabes und mit staarblinden Augen den Tag erschaute, der seinem armen Knaben die Schmach seines Gebrechens abnahm, und daneben dieselbe Ueberzeugung Dorothea's, des jungen, kaum erst zur Blüthe gelangten Mädchens! Woher schöpften die Beiden die Kraft ihrer Weissagung?

Aengstlich die Blicke auf die Lippen der alten Frau gerichtet, als ob von dort die Lösung seiner Bangigkeit erfolgen könnte, fragte er Veile, woher sie diese Zuversicht nehme; sei doch der Zustand seines Kindes nach dem Ausspruche der Aerzte nahezu ein solcher, daß eine Besserung nur in weiter Zukunft liege.

„Weite Zukunft!“ eiferte die Blinde. „Hat man nur solche Ausdrücke in meiner Zeit gehört? Was ist weit und was ist nah, Jonathan, mein Sohn? Wenn einem der Zahn wehthut, dann sagen die Doktoren: der Schmerz wird wieder aufhören, wenn man ihn herausreißt, und wenn Einem die Zunge im Munde schon stillesteht, so sagen sie: „Ruft die „frommen Leut,“ es geht zu End!“ Das ist ihre Gewißheit! Was aber dazwischen liegt, mein Sohn, davon verstehen sie nicht, was auf ein Quentchen geht. Sie meinen immer sich nur auf ihre Augen und Hände verlassen zu können. Ich aber sage dir, Jonathan, mein Sohn: Veile Oberländer, blind und alt, wie sie ist, weiß doch mehr als sie. Dein Benjamin wird einmal reden!“

Er mußte lächeln. Die eigenthümliche Ansicht der alten Frau über das Wissen der Aerzte that ihm in tiefster Seele wohl.

„Es ist doch merkwürdig,“ sagte er dann halblaut, „daß das fremde Mädchen, welches ich in meinem Hause aufgenommen habe, gleich am ersten Tage dasselbe vorausgesagt hat.“

„Was ist da Merkwürdiges daran?“ meinte die alte Frau „Das Mädchen, das du bei dir aufgenommen hast, sieht eben mit doppelten Augen. Und weißt du, woher das kommt? Sie hat dein Kind gerne!“

Es war gut, daß Veile's lichtlose Augen das Entsetzen nicht gewahr wurden, mit welchem Jonathan sie anstarrte. Wer hatte ihr das verrathen?

„Weißt du aber,“ fuhr Veile fort, „was merkwürdiger ist als das Alles? Daß ich mit dir eben wegen des fremden Mädchens habe sprechen wollen und deswegen habe ich die Botschaft zu dir geschickt.“

„Wegen Dorothea?“ rief Jonathan heftig.

„Weiß ich, wie sie heißt," meinte Veile, „und kommt's
nn auf den Namen an? Meinetwegen kann sie Dorothea
ißen. Ich weiß nur, daß das Mädchen mit seltener Treue
nd Liebe deinem Kind zugethan ist, wie man dies nicht oft
nter „ihnen" findet. Die Leute erzählen mir Wunder über
Sunder, wie sie dein Kind hütet und pflegt, nicht anders, als
enn sie seine ältere Schwester oder gar seine Mutter wäre!
Sie sie ihn auf ihren Händen trägt und ihn vergessen
acht, daß er eigentlich ein armer Krüppel ist. Was ich aber
gen will, ist, daß so ein Mädchen, und wenn sie hundert
Sal Dorothea heißt, nicht genug zu schätzen ist."

„Und doch hat sie das Kind verlassen," schrie Jonathan,
und ist mit einer Procession gezogen."

„Mit einer Procession?" meinte Veile Oberländer, unbeirrt
on dem verrätherischen Ausrufe des ihr Gegenübersitzenden.
Meinst du das, wenn der Geistliche vorangeht und hinter-
ein kommen Fahnen mit Musik und Trompeten und vielem
olk? Zu meiner Zeit hat man das eine Wallfahrt geheißen.
So steht denn aber geschrieben, daß sie nicht mit einer Pro-
ssion gehen soll und darf? Das gehört zu ihrem Glauben,
ie die Hand zum Körper oder wie das Haus zum Dach.
Sas willst du darin Uebles erblicken? Ich sag' dir Jonathan,
ein Sohn, und horch auf, was dir Veile Oberländer, deine
te Freundin, sagt: „ein Mädchen, das zu einem fremden Kinde
steht, wie diese Dorothea; die Tag und Nacht mit ihm ist
nd seinen Schlaf bewacht und darauf achtet, daß ihm, Gott,
r Lebendige sei davor! kein Unglück widerfährt; die es be-
ütet, daß es nicht fällt, und die es sanft wieder aufhebt, wenn
gefallen ist, die kann auch mit einer Procession ziehen."

Jonathan war aufgestanden; alles Blut klopfte gegen seine
chläfen und wollte sie sprengen. Solche Worte aus dem

Munde der alten Veile hören und dasitzen zu müssen, das Lob Dorothea's zu vernehmen, wie es so beredt, so uneigennützig und so gerecht über die Lippen der Blinden floß! Wie sollte er das ertragen?

Ohne jeden Uebergang empfahl er sich der alten Wittwe und griff schon nach der Thürklinke.

„Was eilst du so sehr?" rief Veile. „Das Beste, was ich dir eigentlich sagen wollte, habe ich dir noch nicht gesagt. Ueber lauter Reden und Reden habe ich die Hauptsache vergessen."

Dabei zog sie aus der Schublade des Tisches ein kleines in weißes Papier gewickeltes Päckchen hervor.

„Was meinst du, Jonathan, mein Sohn!" fragte sie, „was ich da in der Hand halte? Du wirst es kaum errathen. Es ist nichts, und es ist doch mein Alles. Als ich mit meinem Manne (mit dem der Friede Gottes sei, denn er hat ihn verdient) noch Braut war, da haben mich meine Kameradinnen oft ausgelacht und haben gesagt: „Veile macht eine schöne Partie; nicht einmal so viel hat ihr Bräutigam, daß er ihr ein Brautgeschenk kaufen kann." Solche Reden sind ihm zu Ohren gekommen und haben ihn bitter gekränkt. Was aber hat er gethan? Er hat sich den Bissen vom Mund abgespart, hat gedarbt und gehungert und vierzehn Tage vor unserer Hochzeit hat er mir das gebracht."

Sie öffnete bei diesen Worten das vor ihr liegende Päckchen; ihre alten Hände zitterten dabei so sehr!

Ein Paar alter, fast glanzloser Ohrgehänge lag darin, glanzlos wie ihre Augen.

„Wenn du dir diese Ohrgehänge ansiehst, Jonathan," sagte sie mit kräftiger Stimme, denn sie wollte stärker sein als die Schwäche, die sie zu übermannen drohte, „so kennst du auch

e Geschichte. Du weißt, ich bin eines armen Lehrers Weib ewesen — aber mein Brautgeschenk habe ich doch niemals on mir gegeben, niemals, in keiner Noth des Lebens, und ott, der Lebendige, im siebenten Himmel da droben, weiß, as ich mir immer dabei dachte, wenn es im Gebete heißt: Schreib uns ein in das Buch der Nahrung und der Verlegung." Da ist mir diese Woche in einer Nacht, wo ich nicht hlafen konnte, eingefallen: „Veile, wem hinterläßt du diesen, einen einzigen Reichthum? Willst du ihn verkaufen lassen, dait man dir nach deinem Tode davon „Kadisch" nachsagt? Was hab ich aber von einem fremden „Kadisch?" Dann ist dein Knabe da!" Und wie ich so liege und nachdenke und s gehen mir tausenderlei Sachen durch den Kopf, da ist mir, ie wenn mirs Gott selbst eingegeben hätte, das fremde Mädchen eingefallen, das sich bei dir im Hause aufhält, und ich abe zu mir selbst gesagt: „Sie hat dein Kind gerne, sie hütet nd wartet es, sie ist wie eine Mutter zu ihm! Für die und eine Andere bestimme deinen einzigen Reichthum! Und darum abe ich dich eben zu mir berufen, Jonathan."

Sie tastete vor sich hin, bis sie Jonathan's Hand gefunen hatte, in die sie das wieder geschlossene Päckchen mit den Ohrgehängen legte.

„Nur um Eines wollt ich dich noch bitten, Jonathan!" agte sie dann. „Heb' die Ohrgehänge einstweilen bei dir auf. s versteht sich von selbst, bis nach meinem Tode. Dann aber estimme du selbst, wann du sie dem Mädchen geben willst nd sag' ihr dabei, sie kommen von der alten Veile Oberländer, er Lehrerswittwe, und sind für die Lieb' und Treue, die sie einem Kinde erwiesen hat. Und jetzt, Jonathan, mein Sohn, halte dich nicht länger auf. Gut' Nacht." —

Ohne ein weiteres Wort hatte Jonathan die Stub verlassen.

Der Nachlaß der alten Frau lag in seiner Hand!

---

## V.

### Die Stimme des Volkes.

Zu diesen inneren Bedrängnissen einer einsam stehende Menschenseele, die gleichsam einen geheimen Verschluß besaß dessen Zugang ihr nur selbst bekannt war, gesellten sich ur diese Zeit auch äußere.

Das ganze Land, von dem versteckten Gebirgsweiler an gefangen, bis hinein in die palästereichen Straßen der Haupt stadt, befand sich in tiefster Aufregung. Wie das Blut eine in schweren Fieberträumen liegenden Kranken, so zuckte ein fast an Wildheit streifende Bewegung durch alle Glieder de weitgestreckten Gebietes!

Besonders in jenen Gegenden, wo sich czechisches un deutsches Blut gegenüber stand, war es anzusehen, als ob ei Brudermord in grauenhafter Stille sich vorbereite.

Slawen und Deutsche sahen sich gegenseitig in das Weiß ihrer Augen, und was daraus hervorblickte, war auf der eine Seite Haß und Verachtung, auf der anderen gefaßter Kampfes muth des Schwächeren. Wohin man blickte, schien selbst di kleinste Hantierung auf den bevorstehenden Kampf vorzu bereiten.

Es standen nämlich in nächster Zeit die Wahlen in de Landtag bevor.

Schon zeigten sich überall die Vögel, die dem Sturm

branflogen. Denn seitdem in den Jahren der Bewegung jenem ande eine neue Rechtsordnung gegeben ward, ist das Wählen ort nicht die Lebensäußerung rühriger und auf jeden Geviert- hritt errungenen Bodens eifersüchtig wachender Parteien — n Wirbelwind rafft sich auf, und wenn man dem Kundigen lauben will, kommt er aus den eisigen Steppen des fernen ußlands und fährt über Land und Leute!

Auch in Jonathan's Heimath hörte man bereits das Rau- hen der Bäume, in deren obersten Wipfeln sich der Sturm uerst verfangen hatte.

In den Wirthshäusern saßen unbekannte Personen, die us der Hauptstadt gekommen waren und nun bei schäumen- en Biergläsern den in hellen Haufen um sie geschaarten Bür- ern erklärten, was der alte, im Laufe der Jahrhunderte einge- hlafene, jetzt aber wie der „böhmische Löwe" erwachte Schlacht- uf zu bedeuten habe: Slawen gegen Deutsche! Und wenn die Rede verklungen war, da erscholl, wie auf ein gegebenes Zeichen, in anderer Ruf aus den Kehlen der Zuhörer, heiser und leiden- chaftlich heiß:

„Wir ergeben uns nicht!"

Oben auf dem Ringplatze, nicht weit von der Schmiede, hatte der Wahlagent aus der Hauptstadt, ein junger Student, eine Rednerbühne aufgeschlagen, allerdings nicht unter freiem Himmel, sondern am Tische des vornehmsten Wirthshauses. Aus seinen wilden Reden an die „Söhne Libussa's" konnte man neben gräulichen Flüchen und Verwünschungen des deut- schen Wesens das Eine heraushören, daß es der Wille und Beschluß des hohen „Comités" sei, diesmal auch Leute aus der „Gasse" in den Landtagssaal zu entsenden.

Zwar diese Leute sitzen wie die Geier über dem „Aase" der Landeswohlfahrt; sie nährten sich vom „Marke des Landes"

und halten es mit den fremden eingewanderten „Verräthern.“ Aber die „Nation“ ist edelmüthig und verzeiht ihren Feinden. Mögen sie reumüthig zurückkehren, die Hand ist offen, die sie wie Brüder empfängt. Wenn sie aber verschmähen, herzhaft einzuschlagen, wenn sie den verfluchten Bund mit den Landesverräthern und Verderbern nicht aufgeben wollten, dann werde man wissen, wohin sich die geballte Faust der „Nation“ zu richten habe. Dann — Tod den Deutschen und — ihnen!

Unten in der „Gasse“ die Leute hörten wohl die wilden Locktöne, die der Student aus der Hauptstadt oben an der Wirthshaustafel so meisterhaft blies. Mitten aus der Friedensschalmei vernahmen sie jenen blutlechzenden Schlachtruf, und sie hatten beschlossen, ihm nicht zu folgen. Nur Wenige von ihnen waren zaghaft genug, die Botschaft des „Agenten“ als volle Wahrheit anzuerkennen und wollten mit der „Nation“ am Tage der Wahlabstimmung gehen. Die Meisten von ihnen hatten aber den klugen Entschluß gefaßt, ihr Augenmerk auf die „Fabrik“ zu richten. Was die Fabrik als das größte „Geschäft“ beginnen werde, das wollten auch sie thun. Wenn Jonathan Falk für die „Nation“ sich aussprach, so sahen sie nicht ein, warum sie mit ihren Stimmen zurückhalten sollten, sich gleichfalls für sie auszusprechen.

Jonathan aber hatte schon zu wiederholten Malen laut und öffentlich, daß es Jedermann hören konnte, erklärt, er für seine Person werde nicht mit Leuten gehen, die mit Kreuzer und Fahnen unter Anführung von Geistlichen auf irgend einen Berg ziehen, um daselbst in einem „Tabor“ mörderische Beschlüsse gegen die Deutschen zu fassen. Alles in ihm bäume sich dagegen auf und sein Vater würde sich im Grabe herumdrehen, wenn er anders dächte.

An diesem Standpunkte hielt Jonathan fest; er entsprach ollständig seiner feingearteten Natur.

In diesen Tagen hatte ihm der Briefbote eine deutsche ge=uckte Zeitung, die in der Hauptstadt erschien und eigens an ine Adresse gerichtet war, überbracht, worin unter anderen Correspondenzen vom Lande" Folgendes zu lesen war:

„Zorn und Gram zugleich müssen die Seele eines jeden atrioten erfassen, wenn er dem Treiben gewisser Leute in nserem Vaterlande zusieht. Nicht genug, daß sie ihre seit hrtausenden an dem Fette der Völker feistgewordene Vampyr=tur niemals verleugnen können, stehen sie auch dem Schmerzens=mpfe unseres armen Landes mit verschränkten Armen gegen=er. Das Vaterland mag sich in Krämpfen winden wie ein chwerverwundeter, dem der giftige Pfeil des Feindes im Leibe t, sie denken nur daran, wie sie das Gewand billig zum kufe bekommen werden, welches man dem wehrlosen Todten szieht. Das Geschick des Landes, welches sie nährt und ge=ren hat, ist ihnen gleichgiltig! Nun wohl, man muß diesen uten zeigen, daß uns ihr Geschick nicht gleichgiltig ist! . . ."

„Wir kennen einen „Fabrikanten" dieses Volkes, der eine hre darein setzt, unser Volk und Land zu beschimpfen. Er t erklärt, seine Stimme einem „Deutschen" geben zu wollen, nd da er und Seinesgleichen gewöhnlich einmüthigen Sinnes id und — „handeln," so wird sein Beispiel auch von den nderen befolgt werden. Diesem Fabrikanten und seiner Sippe gen wir nur Eines! Mögen sie es beherzigen!"

„Die Vampyrsage ist eine slawische Sage. Noch besteht einigen Gegenden des großen Slawengebietes ein uralter rauch, wie man — gegen Vampyre verfährt. Wenn Jemand Dorfe stirbt, der im Verdachte stand, im Leben ein Vampyr wesen zu sein, dessen Grab wird um Mitternacht eröffnet

und durch das Herz der Leiche wird ein spitzer Pflock gebohrt dann hört der Spuk im Dorfe auf."

„Die Nutzanwendung liegt nahe. Soll der Spuk in un serem Lande aufhören, daß sich fremde Menschen gegen der Willen der „Nation" auflehnen, so muß man es mit ihnen machen, wie unsere slawischen Brüder mit ihren Vampyren Mitten durch das Hab und Gut dieser Leute, woran bekannt lich ihr Herz hängt, muß ein glühender Pflock getrieben werden. Dann werden sie erkennen, daß wir noch Herren un seres Landes sind, und die „Anderen," die ihre Verwandte draußen „im Reich" haben, werden es sich merken . . ."

Als Jonathan das gedruckte Blatt zu Ende gelesen hatte schob er es unwillig von sich; er verstand offenbar dessen In halt nicht. Was gingen ihn die Vampyre an, von denen dari mehr als nöthig die Rede war? Vielleicht hätte er, wenn ma ihn strenge geprüft, nicht einmal sagen können, worin den solch eine Vampyrnatur eigentlich bestand. Er ahnte jedoc mehr als er es klar wußte, daß damit etwas Gemeinschädliche und Fürchterliches gemeint sein müsse. War er ein solche Vampyr? Konnte er, konnten die anderen Leute in der „Gasse darunter verstanden sein?

Je mehr er aber darüber nachdachte, desto eigenthümlich kam ihm der Umstand vor, daß die Zeitung ihren Weg grad in sein Haus gefunden hatte.

„Was steht denn in dem Zeitungsblatte," fragte Bell die zugegen war, als er es erhielt, „daß sich darüber dein ganze Gesicht verwandelt hat? Ist es etwas Unangenehmes?"

Jonathan zögerte mit der Antwort. Eine innere Stimm rief ihm zu, daß es das Beste wäre, das Zeitungsblatt v Bella's Augen zu vernichten. Aber er that es doch nicht; u willkürlich schob er ihr das Blatt zu.

Bella las.

Als sie damit zu Ende gekommen war, bedeckte Todesblässe ihre Wangen.

„Und das erschreckt dich nicht?“ rief sie.

„Warum soll ich erschrecken?“ sagte Jonathan. „Habe ich etwas Schlechtes begangen? Geht mich das an, was ein Wahnsinniger spricht?“

Sie aber war aufgesprungen und ging in leidenschaftlicher Aufregung die Stube auf und nieder.

„Wahnsinnig?“ rief sie. „Wer sagt dir, daß hier ein Wahnsinniger spricht? Nein, das ist die Stimme des Volkes, das sind die Stimmen von Millionen, die über uns Gericht halten. Aber so bist du und deinesgleichen von jeher gewesen! Ihr seid die Wahnsinnigen, sie aber sind die Gesunden! Ihr habt immer etwas Besonderes vor den Anderen voraus haben wollen. Selbst Eure Schande und Eure Schmach kommt Euch wie ein Schmuck vor! Und das soll nicht Wahnsinn sein? Klüger und stolzer sich zu dünken, als die Anderen? Sich etwas zugute darauf thun, wenn man gekennzeichnet unter den Anderen umhergeht? Ich will aber nicht gekennzeichnet sein!“

Die letzten Worte wiederholte sie fast schreiend mehrere Male, bis sie erschöpft innehalten mußte.

„Ich verstehe dich nicht, Bella,“ sagte Jonathan kummervoll.

Diese einfache Aeußerung fachte den Sturm in Bella's Seele aufs Neue an.

„Du willst mich nur nicht verstehen,“ rief sie hart, „und daran thust du sehr klug, du und deinesgleichen! Denn von dem Augenblicke an, wo du mich verstehst, stürzt auch dein ganzes Gebäude zusammen und es liegt nichts umher, als Schutt und Trümmer! Du redest dir ein, und willst, daß auch Andere daran glauben, Ihr wohnt in einem festen und sicheren

Hause und Alles, vom Dache hoch oben bis hinab in den Keller ist feuerfest gemauert und gewölbt. Aber Alles ist wurmstichig und faul! Der Wind hat sich bereits aufgemacht, der es zusammenwirft!"

„Und das Alles," sagte Jonathan mit einem erzwungenen Lächeln, hinter dem sich seine tiefe Bekümmerniß verbarg, „das Alles liest du aus diesem Blatte heraus, Bella?"

„Es erschreckt dich ja nicht!" rief sie mit höhnischer Ueberlegenheit. „Du bist vielleicht noch stolz darauf, daß sie drin drohen mit Brand und mit Vernichtung von Hab und Gut? Geschieht es doch nur darum, damit Ihr wieder einen neuen Beweis in Händen habt, was Euch für Leiden auferlegt sind. Leiden und immer Leiden! Niemals aufhören zu leiden, jeden Tag, jede Nacht, die lange, lange Zeit! Leiden und dabei gekennzeichnet umhergehen! Daß man es Einem auf tausend Schritte ansieht! Ich will aber nicht gekennzeichnet sein, ich will nicht!"

Plötzlich schien sie ein neuer Gedankenstrom erfaßt zu haben, mächtiger und gewaltiger als der, unter dessen Wucht sie sich so sehr ihrer Leidenschaft ergab.

Das Kind spielte wie gewöhnlich auf dem Fußboden der Stube. Mit einem Male fielen ihre Blicke auf den kleinen Bernhard. Mit einem Satze war sie an der Seite des Kindes, das sie leidenschaftlich an sich riß.

„Und du sollst auch nicht gekennzeichnet unter den Menschen herumgehen!" rief sie. „Für dich muß man frühzeitig sorgen!"

„Was willst du thun?" sagte Jonathan tonlos.

„Fort will ich mit dem Kinde, fort!" rief sie. „Ich will nicht, daß es mit Schmach bedeckt aufwachse; ich will nicht, daß er der Sohn heißt — eines Vampyrs!"

„Du willst fort mit dem Kinde?" sagte Jonathan, noch immer an sich haltend. „Wohin willst du mit ihm?"

„Weiß ich's?" rief sie wiederholt. „Es wird sich schon ein Ort finden, wo ich mich mit ihm verbergen kann."

Jonathan bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen.

„Und mich willst du allein lassen!" rief er mit erstickter Stimme.

Der Ton dieser wenigen Worte mochte der jungen Frau gewaltig ans Herz gegriffen haben. Die unnatürliche Spannung ihres Gemüths löste sich, sie fand Thränen, die ihren Augen unaufhaltsam entstürzten.

„O, Jonathan," rief sie in leidenschaftlicher Erregtheit, sich vor ihrem Manne auf die Knie werfend, „wie weit ist es mit mir gekommen, wenn ich solche Reden führen kann! Verzeih mir, ich weiß ja ohnehin nicht, was mir über die Lippen kommt. Aber siehst du nicht selbst ein, daß es sich um die Zukunft unseres einzigen Kindes handelt? Da habe ich vielleicht Worte gebraucht, die ich nicht verantworten kann. Du kannst mir ja gar nicht verzeihen!"

„Was soll ich dir verzeihen, Bella?" sagte Jonathan fast unvernehmlich.

„Nein, Jonathan," rief das junge Weib mit neuerdings gesteigerter Leidenschaft, „du hast mir zu verzeihen, denn ich weiß, mein Betragen macht dich nicht glücklich. Ich bin die Schuldige!"

„Bella, wie redest du?" sagte der tief erschütterte Jonathan.

„Laß mich nur reden, Jonathan," rief sie, „weil es ja an der Zeit ist. Ich will ja gerne mit dir und dem Kinde, wohin du willst, bis ans Ende der Welt! Nur hier bleiben will ich nicht. Warum, siehst du das nicht ein, daß wir nicht hier

bleiben können? Was lockt dich hier? Ist das ein Zustand für Menschen, wenn es von ihnen in den Zeitungen heißt, sie sind Vampyre, die den Leuten das Mark aussaugen? Warum sagt man das nicht Anderen ins Gesicht, warum grade nur uns? Und mit Einem Worte, könntest du das Alles ändern, Jonathan, und es wäre dir geholfen und mir und besonders deinem Kinde."

„Mit Einem Worte?" fragte Jonathan, trübe lächelnd. „Laß hören, Bella."

„Ich kann es nicht sagen!"

„Rede doch!"

„Ich kann es nicht!" rief sie unter krampfhaftem Schluchzen.

Nach einer langen Pause sagte Jonathan:

„Du meinst, ich solle Haus und Hof stehen lassen und mit dir fortziehen?"

„Es wäre das Beste," sagte Bella zögernd, aber offenbar sprach sie nicht das aus, was sie dachte.

„Ich kann nicht, Bella," sagte Jonathan.

„Wer verbietet es dir?"

„Ich habe meinem Vater auf dem Todtenbette das Versprechen in die Hand gegeben, daß ich getreulich bei Haus und Hof ausharren will, so lange ich lebe."

„Und das Versprechen mußt du natürlich halten," rief das junge Weib mit schneidendem Hohne, „wenn auch darüber Weib und Kind zu Grunde gehen! Das ist ja Eure Kunst von jeher gewesen, Einer sagts dem Anderen nnd Einer erbt es von dem Anderen, und zuletzt ist es die eiserne Kugel geworden, die ich zu Hause an den Füßen der Sträflinge gesehen habe."

War er ein Anderer geworden? Er fühlte sich machtlos wie ein Kind, und statt sich aufzuraffen, versuchte er die schnei-

digen Reden der jungen Frau — durch Bitten zu entkräften.

„Bella," sagte er, „sieh an! Als ich meinem Vater auf dem Sterbebette die Hand darauf gegeben habe, daß ich Alles beim Alten belassen wolle, wie er es wieder von seinem Vater überkommen hatte, meinst du, er sei nicht bei Sinnen gewesen und ich brauchte deswegen mein Versprechen nicht zu halten? Was möchte denn aus der Welt werden, wenn das gegebene Wort ein Federchen wäre, das sich dahin und dorthin bewegt, je nachdem der Luftzug Laune hat? Wir geben unseren Vätern ein Versprechen und halten es auch, weil wir wünschen, daß auch unsere Kinder es einst mit uns so halten. Wenn ich aber dich höre, so klingt es fast, als sei Alles schlecht und unbrauchbar, nur weil es von meinen Eltern herstammt. Dagegen muß sich aber meine Seele gewaltig stemmen! Das kann nicht schlecht sein, das muß sich bewährt haben, was meine Eltern als echt und recht erkannt haben. Und mit einem Male soll ich das Alles weit fortschleudern von mir, weil es dir wie eine Last vorkommt? . . . Mein Vater hat gewußt, was er wollte, als ich ihm dieses Versprechen geben mußte. In einem alten Märchen heißt es: die Hand wächst demjenigen zum Grabe hinaus, der im Leben ungehorsam gegen seine Eltern gewesen ist — und ich will nicht, Bella, daß mir dergleichen geschieht!"

Bella unterbrach ihren Mann mit einem Schreckensrufe.

„Du glaubst wirklich, die Hand wächst zum Grabe heraus?"

„Närrchen," sagte Jonathan, „das hat mir ja meine alte Veile erzählt, als ich noch ein Kind war, als eine Art Altbabelegeschichte. Es hat aber einen klugen Sinn. Ich meine, die Sache verhält sich so: Wenn ich das verachte und vergesse,

was mir meine todten Eltern aufgetragen haben; wenn mir das leicht dünkt, woran ihr ganzes Leben gehangen, ist es nicht da, als ob mir eine Hand mit aufgehobenem Finger nachwinkte? Sieh an, Bella! Muß man immer nur an sich denken? Was soll aus den Leuten da unten in der „Gasse" werden, vor denen du dich so sehr fürchtest, wenn Jeder nur seiner eigenen Lust folgt und darüber den Anderen vergißt? Das, meine ich, will die herauswachsende Hand bedeuten. Ich meine, es hat Keiner ein Recht, sich über seine Eltern hinauszuheben, und ich meine ferner, darauf ruht der Bestand der Welt. Wenn es aber dennoch Einer vorzieht, einen anderen Weg gehen zu wollen, — so wächst ihm aus dem Grabe die Hand heraus." —

Bella hatte die letzten Worte wie in völliger Versunkenheit angehört. Eine Reihe von Gedanken jagten sich wohl in wilder Flucht durch ihr erregtes Gehirn, aber sie alle hielten still vor dem Einen, den ihr die Worte ihres Mannes so greifbar vor die Seele stellten. Wenn ihr kleiner Bernhard ihr einst nicht gehorchte! Wenn die Strafe seiner harrte, die auf den Ungehorsam der Kinder gegen Eltern gesetzt ist!

„Jonathan," rief sie, „du denkst doch dabei nicht an unseren Bernhard?"

„Willst du denn nicht fort mit ihm?" sagte Jonathan, dem die blitzschnelle Wandlung seines jungen Weibes und zugleich deren Grund nicht entgangen war, lächelnd.

„Jonathan!" sagte sie, und es klang ein Ton von Zärtlichkeit in diesem Ausrufe, wie er in dieser Stube noch nicht vernommen worden war.

Dann ergriff sie den Knaben und stellte sich mit ihm vor Jonathan.

„Sieht der aus, als wenn er einmal nicht folgen wollte? Sieh ihn an, Vater!"

Warum sollte er sich der Thränen schämen? Rief sie ihn nicht bei dem heiligsten Namen, wie es keinen zweiten in der Natur giebt?

Nach Allem, was sein Gemüth in den letzten Tagen erfahren, erschien ihm dieser Ruf wie eine lichte Mahnung, daß der Friede seines Hauses nach Innen und Außen werde gewahrt bleiben. Zum ersten Male waren sich die jungen Eheleute in bisher ungekannter Vertrautheit entgegengekommen.

Die Gewässer alle, die bis an den höchsten Rand, bis an die äußersten Spitzen seiner Seele gierig gegriffen, hatten sich wieder verlaufen.

Bella hatte ihn Vater genannt!

---

## VI.

### Die schwarze Wolke.

Am nächsten Freitag, als die Abenddämmerung bereits stark hereingebrochen war, saß Bella in der großen Wohnstube mit ihrem Kinde ganz allein. Unten in der „Gasse" hatten sie bereits ihre Lichter angezündet, denn der Sabbat war „eingegangen." In Jonathan's Hause glänzten aber noch nirgends die Anzeichen des herannahenden Festes. Die junge Frau hatte einfach daran vergessen. Wenn Jonathan heimkam, fand er eine werkeltägige Stube mit Allem, was daran erinnerte.

Dafür hatte sie es mit Gedanken zu thun, die sich wie ein dichtes Gewebe um sie gelegt hatten. Sie hätte selbst nicht sagen können, was in ihr und um sie vorging. Wie Wolken-

bildungen ging und zerfloß Vergangenes und Gegenwärtiges an ihr vorüber und dazwischen stand hoch am Himmel eine schwarzdunkle Wolke, die sich nicht fortbewegen wollte.

War das die Zukunft?

Und doch hatte sie einen Augenblick früher in tiefer Rührung daran gedacht, wie milde Jonathan mit ihr geredet hatte, gar nicht wie ein Mann, der in seinem vollen Rechte sich befand. So oft sie sich aber aufrichten wollte an dieser Rückerinnerung trat das schwarze Gewölke dazwischen, unbeweglich und starr!

In dem Gemüthe dieser jungen Frau lag eine sonderbare Mischung von kindischem Wesen und frauenhafter Reife, aber keines von Beiden war mächtig genug, um auf ihre Entwickelung von entscheidendem Einfluß zu sein. Wenn sie sich auf der einen Seite vor „Benemmerinnen" und der aus dem Grabe hervorwachsenden Hand fürchtete, so sah sie andererseits wieder ganz klar, wohin es führen müsse, wenn sie in ihrem bisherigen Widerstande verharrte. Grade nach der letzten Unterredung mit ihrem Manne fühlte sie das Bedürfniß, sich ihm von nun an voll und ohne Vorbehalt anzuschließen.

Wenn es aber darauf ankam, ihm durch ein geringes Liebeszeichen zu beweisen, daß sie bereit war, in seine „veralteten" Anschauungen einzugehen, dann legte sie müßig und träumerisch die Hände in den Schoß — und starrte in die schwarze unbewegliche Wolke.

So war es gekommen, daß sie den heimkehrenden Gatten in der dunklen Stube empfangen sollte, und unten in der „Gasse" hatten sie für den einziehenden Sabbat bereits die Lichter angezündet!

Während sie noch so da saß, dem Fenster zugekehrt, mit nach innen gewendetem Schauen luftigen Gebilden folgend,

atte sich die Thüre geräuschlos geöffnet und — Dorothea war ereingetreten.

Sie trug in den Händen zwei silberne Leuchter mit brenenden Kerzen, die sie auf den Tisch stellte. Trotz der dadurch n der Stube entstandenen Beleuchtung erwachte Bella nicht us ihrem dumpfen Brüten; erst eine Bewegung des Kindes, as seine alte Kameradin erkannt hatte, weckte sie auf.

Das Mädchen aber winkte dem Knaben mit dem Finger, aß er sich noch bescheiden solle.

„Warte doch, Bernhard," rief sie, „ich bin mit dem Sabbat och nicht fertig."

Darauf ging sie wieder zur Stube hinaus und kam nach ner kleinen Weile mit einem weißen Tuche zurück, welches sie ber den Tisch breitete, ganz so, wie sie es seit ihrer Aufnahme n Jonathan's Haus zu thun gewohnt war. Dann stellte sie ch wieder an der Thür auf, um von da aus ihr Werk zu trachten, ob das Tischtuch keine Falten werfe und ob die euchter den ihnen gebührenden Platz auch in Wirklichkeit einahmen, und erst, als sie das Alles verrichtet, schritt sie auf en kleinen Bernhard zu, der bisher mit stummer Verwundeung dem Thun Dorothea's gefolgt war. Sie kniete vor dem inde nieder und sagte zu ihm in ihrer alten Weise:

„Ich hab dir nichts mitgebracht von der heiligen Mutter ottes in Urschendorf, mein schöner Bernhard. Wirst du eswegen weinen?"

Bernhard verneinte mit großer Festigkeit.

„Dann ist es gut," meinte Dorothea, hob den Knaben zu ch auf und gab ihm einen herzhaften Kuß.

Sie nahm ihn dann in ihre Arme und trug ihn, ohne an Bella ein weiteres Wort zu richten, zur Stube hinaus.

Das Alles hatte die junge Frau mit einer Art fassungs-

losen Erstaunens angesehen. Es war nicht so sehr das sonderbare Benehmen Dorothea's, die ohne Gruß wieder in das Haus eintrat, als ob sie soeben zur Stube hinausgegangen wäre, als die Sicherheit, womit sie sogleich, als wäre gar keine Unterbrechung eingetreten, in den Kreis ihrer alten Pflichten trat.

Aber als Dorothea mit dem Knaben die Stube wieder verlassen hatte, da quoll ihr doch ein bitterer Gedanke durch das Gemüth.

„Ist es nicht sonderbar," sprach es in ihr, „wie dieses junge unerfahrene Mädchen an nichts vergißt? Selbst auf den Sabbat hat sie nicht vergessen und sie kommt doch soeben von einer Wallfahrt! Warum habe ich nicht daran gedacht? Geht er mich weniger an als dieses Mädchen?"

Und wie sie dann den Spuren dieses Gedankens immer weiter und weiter nachging, stand mit einem Male die schwarze unbewegliche Wolke wieder vor ihren Augen.

„Eigentlich sollte eine jede Frau so sein wie diese Dorothea," sprach es wieder in ihr. „Warum bin ich nicht so? Im Grunde verlangt doch jeder Mann von seiner Frau, daß sie die Ruhe und den Frieden seines Hauses achte. Habe ich das bis jetzt gethan? Was will ich denn von meinem Manne?"

Sie verlor sich immer tiefer in das Anschauen der schwarzen unbeweglichen Wolke, und als sie daraus erwachte, war soeben etwas wie eine flüchtige Erscheinung an ihr vorübergegangen.

In derselben Stube, wo sie jetzt saß, sah sie an der Seite Jonathan's eine weibliche Gestalt liebevoll über ihn gebeugt — aber sie trug nicht ihre Gesichtszüge! —

Indessen wartete unten auf der Straße vor dem Haus-

hore Dorothea, den Knaben an der Hand haltend, des heim-
ehrenden Jonathan's.

Als sie seiner ansichtig wurde, ging sie ihm einige Schritte
ntgegen.

„Sag deinem Vater: Guten Sabbat!" sagte sie zu
Bernhard.

„Dorothea!" rief Jonathan.

Und es war derselbe Schreckensruf, der sich ihm schon
inmal entrungen hatte unter der breitästigen Linde seines
Gartens.

„Die Wallfahrt ist zu Ende, Herr," sagte Dorothea, „und
ich bin wieder nach Hause gekommen."

Wieder nach Hause!

Sein Haus ist also ihre Heimath! Wo er weilt, da will
auch sie weilen, wo sein Athem weht, da will sie leben! Sie
kennt kein anderes Heim, als sein Haus; sie fühlt sich mit
demselben verwachsen; sie ist Eins mit ihm und nichts kann
sie von ihm trennen, nicht einmal die Wallfahrt, die der junge
Priester geführt hat . . . Sie ist wieder zurückgekommen, und
die ersten Worte, die sie ihm entgegenbringt, sind ein Gruß
an den Sabbat, eine Mahnung an sein Kind, des Sabbats
eingedenk zu sein!

Er war keines Wortes mächtig. Aber einer unwillkür-
lichen Aufwallung folgend, die er nicht zu bemeistern vermochte,
nahm er ihr das Kind aus den Armen und trug es hinauf in
die Stube.

Am anderen Tage zeigte es sich erst recht, wie sehr Doro-
thea dem Hause gefehlt hatte. An dem freudigen Gebahren
des Kindes, an seinen leuchtenden Augen konnte man gewahr
werden, daß es seine treue Kameradin wieder hatte. Das Kind
erschien wie umgewandelt. Erst jetzt konnte man bemerken,

wie sehr es unter der Abwesenheit Dorothea's gelitten hatte. Es hatte nicht geklagt, es war in den letzten Tagen noch stiller geworden, als es seine Lippen ohnehin waren. Nun aber schien es über alle Beschwerden und Anklagen seines kleinen Herzens den Schleier der Vergessenheit geworfen zu haben.

Wieder zu Hause!

Wo war nun all der wilde Groll hingekommen, der in Jonathan's Seele noch kurz zuvor getobt hatte? Fühlte er nicht gleichfalls, wie unzertrennbar das Mädchen mit dem Wesen seines Hauses zusammengewachsen war?

Er hatte sie verabschieden, ihrem Vater, dem deutschen Weber, nach Hause schicken wollen. Aber war dort noch ihre Heimath? Hatte sie nicht selbst erklärt, von der Wallfahrt „nach Hause" gekommen zu sein? Durfte er dagegen etwas einwenden? . . .

Denn das sah Jonathan sogleich mit hundertfach geschärftem Blick: in Dorothea hatte sich seit der Wallfahrt nichts geändert, sie war dieselbe geblieben.

Als an dem nämlichen Tage ein heftiges Gewitter über den Himmel zog, und Bernhard sich fürchtete, brachte sie aus dem Bücherkasten Jonathan's die Bibel herbei, schlug die erste Blattseite auf und legte das Buch auf den Tisch. Und mitten unter Donner und Blitz las sie dann dem erschreckten Knaben aus dem übersetzten Texte der heiligen Sprache die Geschichte des ersten Schöpfungstages vor: „Im Anfange erschuf Gott Himmel und Erde und die Erde war wüste und leer. Nur der Geist Gottes schwebte über den Gewässern."

„Siehst du, Bernhard," belehrte sie den Knaben, „wenn man die Bibel auf den Tisch legt, dann kann Donner und Blitz nicht einschlagen."

Und doch, als einmal ein mächtig flammender Blitz die

uft durchfuhr, bekreuzte sie sich andächtig, ihre Lippen beweg-
n sich leise, und was sie flüsterte, war wahrscheinlich ein ur-
tes Stoßgebet an irgend einen Heiligen, der auf besondere
ürbitte das Gewitter unschädlich machen konnte . . .

„Willst du einmal etwas Prächtiges hören?" sagte sie an
nem der nächsten Tage zu Bernhard. „Unten in Eurer Kirche
äst Einer auf dem Horne eines Widders und das schallt dir
schön und so gewaltig! Du mußt es hören!"

Sie meinte den „Schofar," der vier Wochen vor dem Ein-
itte des Neujahrsfestes Morgens und Abends in der Synagoge
blasen wird, und zu Bernhard's großem Entzücken ging sie
it ihm nun fast an jedem Abende in „seine Kirche" und ließ
n Knaben die langgezogenen Klänge des uralten Instrumentes
rnehmen. —

Wozu wollten wir auch verschweigen, was vor Jedem
ngst ohne alle Verhüllung liegt?

Jonathan segnete die Stunde, die Dorothea in sein Haus
bracht hatte; Alles rieth ihm dazu, sie zu behalten, Bernhard's
ortheil vor Allem, so sagte er sich, das Gedeihen des ar-
en Knaben, der ohne Dorothea einer künstlich auferzogenen
flanze glich.

Von sich selbst sprach er nicht. Die Stunden der Selbst-
ualen hatten aufgehört.

Dagegen war in Bella's Benehmen seit der Rückkehr
orothea's von der Wallfahrt eine Wandlung eingetreten, von
r sie sich allerdings keine Rechenschaft hätte geben können.
ie äußerte sich anfangs als üble Laune ihrer leidenden
timmung.

So sagte sie einmal kurzweg zu Jonathan: Das Mädchen
nge an zu groß zu werden für den Knaben. Ein anderes
al eiferte sie dagegen, daß Dorothea, ohne Jemanden um

Erlaubniß zu fragen, den Knaben in die Synagoge schleppe, damit er da ein altes Widderhorn höre! Wenn es noch eine Orgel wäre! Davon habe sie aber noch niemals gehört, die behielte Dorothea für sich! Das sei auch kein Wunder, denn im Grunde behalte man das Schönste stets für sich.

Solche Reden, mit denen sie nicht kargte, schienen an Dorothea spurlos vorüberzugehen; sie nahm sie mit schweigsamen Gleichmuthe auf.

Oft wechselten diese Ausbrüche tiefverhaltenen Leidens mit Lobeserhebungen ab, die in ihrer Art ein fast unheimliches Gepräge an sich trugen. Dann konnte sie nicht Worte genug finden für Dorothea's Betragen; die kleinste Leistung war dann zur Höhe einer großen That erhoben. Dorothea verstand dann Alles besser als sie selbst; sie besaß dann einen „Takt, um den sie manche Prinzessin beneiden konnte.

Je nachdem die schwarze Wolke sich hob oder senkte, wehte über Bella's Lippen ein linder oder eisiger Hauch.

Einmal senkte sie sich aber so tief, daß es schien, als könne sie sich nie mehr erheben.

„Warum gehst du," rief sie, als Dorothea sich wieder anschickte, den Knaben in die Synagoge zu bringen, „immer und immer dahin? Du solltest ihm das abgewöhnen, es wäre die höchste Zeit!"

„Wozu braucht er mich dann?" meinte Dorothea ruhig.

„Meinst du, mein Kind ist deinetwegen da?" rief Bella voll Härte.

„Ich möchte um das Kind durch mein ganzes Leben sein," sagte Dorothea.

Bella lachte hell auf; aber es klang doch voll Hohn.

„Das ist die rechte Großmäuligkeit!" meinte sie.

„Bernhard," sagte das Mädchen tieftraurig, „wir werden
icht mehr den „Schofar" hören."

Es klang wie unterdrücktes Weinen, was sie so sprach;
ber sie wußte sich doch zu beherrschen, daß es wie die Aus-
ihrung eines ihr gegebenen Befehles aussah.

Der Knabe schaute mit ungläubig fragenden Augen zu
r auf.

„Ja, Bernhard," sagte sie, indem sie sich von ihm ab-
andte, „der „Schofar" ist nicht mehr da! Es ist Einer ge-
mmen, der hat gesagt: Es sind anderswo auch Kinder, die
ollen den „Schofar" auch hören! Und da hat er ihn mit-
enommen."

Die schwarze Wolke hatte sich wieder gehoben; aber es
eschah das erst am anderen Tage.

Da rief Bella das Mädchen zu sich, und ohne daß sie
ach einem Vorwande gesucht hätte, der ihrer offenherzigen
Natur ohnehin widerstrebte, blos von dem Drange geleitet,
in begangenes Unrecht wieder gut zu machen, sagte sie zu
Dorothea:

„Dorothea, ich habe gestern harte Worte zu dir gesprochen,
ie du am allerwenigsten verdient hast. Verzeih mir! sei du
ur zu Bernhard, was du ihm bis jetzt gewesen bist, und denk
icht nach über das, was ich dir gesagt habe. — Willst du es
ergessen?"

Dorothea nickte blos mit dem Kopfe.

„Und jetzt bitte ich dich noch um Eines!" sagte Bella.
Willst du mir ein Versprechen geben — und es auch halten?"

„Alles!" meinte Dorothea.

„Sieh an, Dorothea! Oft wenn ich so mutterseelen allein
in — mein Mann ist in der Fabrik und mit den anderen
Leuten habe ich, wie du weißt, wenig Gemeinschaft — da ist

mir schon oft der Gedanke durch den Sinn geflogen: „Wenn dir etwas geschieht, wenn du stirbst, was wird aus deinem Bernhard werden?“ . . . Er ist leider kein Kind wie ein anderes; er wird noch lange, lange eines Menschen bedürfen, der sich seines hilflosen Zustandes annimmt und zu ihm sieht . . Du hast gestern einen Ausdruck gebraucht, Dorothea, den hab ich nicht fallen lassen. Als ich dir nämlich Vorwürfe machte da hast du gesagt: „Ich möchte den Knaben durch mein ganzes Leben auf meinen Armen tragen.“ Hast du das gesagt in Ernste oder war das nur ein Spaß?“

„Es war mein Ernst!“ sagte Dorothea.

„Willst du dein Versprechen auch halten, Dorothea?“ rie Bella in steigender Leidenschaftlichkeit. „Gieb mir deine Hand darauf, Dorothea, daß du bei meinem Kinde bleiben willst!“

Aber ehe Dorothea noch antworten konnte, war ein Ereigniß eingetreten, das dieser ernsten Unterredung ein End machte.

Eine Fensterscheibe klirrte und hart an den Schläfen de auf dem Boden spielenden Kindes war ein faustgroßer Stei in die Stube gefallen, der unweit der Thüre liegen blieb.

„Dorothea, das gilt uns!“ kreischte Bella auf und wa dann kraftlos, Todesblässe im Antlitze, zurückgesunken.

Dorothea hatte sich zu dem Knaben niedergebeugt; hoch aufathmend, nachdem sie sich mit der Blitzesschnelle eines Gedankens überzeugt, daß das schwere Wurfgeschoß seinen We verfehlt hatte, rief sie:

„Dem Kinde ist nichts geschehen!“

Dann nahm sie den Stein und wog ihn in der Hand.

„Er ist so schwer,“ sagte sie, „und grade an unseren Bernhard mußte er vorbei! Wer mag ihn nur geworfe haben?“

„Das fragst du noch?" schrie Bella mit gellender Stimme. „Frag' meinen Mann, und er wird dir sagen können, wer ihn geworfen hat. Das hat dem Vampyr gegolten! Damit haben sie angefangen! Ich werde das nicht überleben!" —

Von dieser Stunde an senkte sich die schwarze Wolke Bella's immer tiefer und tiefer über das Haus. Sie lagerte dort Tag und Nacht; sie füllte jede Ritze und jeden Winkel aus; sie drang überall hin, wo man sie sonst nicht vermuthete; sie gab Allem, was in ihren Bereich kam, eine düstere Beschattung und ließ keinen Ausblick zu auf die sonnenbeschienenen Lagen des Hauses.

Von dieser Stunde an wußte dies auch Jonathan. Statt Gott mit „aufgehobenen" Händen dafür zu danken, daß er ihr Kind gnädig aus der Lebensgefahr gerettet, that sie nichts Anderes, als sich in wilder Widerspenstigkeit nutzlosen Klagen zu ergeben. Jetzt hatte sie einen greifbaren Anlaß, um zu jeder Stunde auf ihr Unglück zurückzukommen.

Der Stein, den eine ruchlose Hand aus sicherer Ferne geworfen, hatte zwar Niemanden leiblich beschädigt, aber er war in die tiefen Fluthen eines kranken Gemüthes gefallen und die Fluth wollte sich nicht beruhigen. Sie wollte nicht beruhigt sein! Sie wollte nicht geglättet werden! Und das war das wirkliche, nicht eingebildete „Unglück" des jungen Weibes!

Anfangs versuchte Jonathan, die ganze Sache von der leichten Seite darzustellen.

„Wer wird den Stein geworfen haben? Zwei Knaben liefen vielleicht über die Gasse, die sich gegenseitig mit Steinen bewarfen. Dabei entglitt dem Einen sein Wurfgeschoß und fand seinen Weg durch das Fenster."

„Und grade unser Haus, das Haus des Vampyrs, liegt so schön!" rief Bella höhnisch. „Die Steine finden von selbst

den Weg hinein; die Steine liegen so unschuldig auf der Straße und bitten den Vorübergehenden: Wirf mich doch in das Haus des Herrn Jonathan Falk hinein!"

„Gut," sagte Jonathan, der einsah, daß diese Art Beschwichtigung dem Leiden seiner Frau gegenüber sich nicht bewährte. „Gut, ich werde zu Gericht gehen; sie müssen dort herausbringen, wer sich an meinem Eigenthum und an dem Leben meines Kindes vergriffen hat. Wenn sie mich dort nicht hören, will ich schreien, daß es das ganze Land vernimmt! — Was habe ich ihnen gethan, daß sie mich verfolgen? Gebe ich nicht Hunderten von ihnen jahraus, jahrein ihr Brod? Kann sich Einer von ihnen beklagen, daß ich ihn jemals von meiner Thüre gewiesen habe? Ja, ich gehe zu Gericht, es muß mir mein Recht werden und dir auch, weil du es so verlangst."

„Um Gotteswillen," rief Bella, „thu' das nicht! Du machst das Unglück dadurch noch größer, als es schon ist. Jetzt haben sie erst einen Stein geworfen und davon weiß vielleicht nur Jener, der ihn geworfen hat. Dann aber werden es Alle wissen, Alle, und was sie vorhaben, ist dir laut genug gesagt worden."

„Ich will dir folgen, Bella," sagte Jonathan.

„Du folgst mir?" meinte Bella mit absichtlicher Bitterkeit. „Geben denn das deine Grundsätze zu? Befehlen sie dir denn nicht, dich unterzuducken und zu demüthigen, dich einen Vampyr schelten und dir Steine durch deine Fenster schleudern zu lassen? Am Ende des Jahres, wenn die Rechnungsbücher mit dem Himmel abgeschlossen werden, da spricht das „Soll" freilich zu deinen Gunsten; das uralte Gebet rostet nicht ein: „Herr, befreie uns von unseren Drängern." Nur darum folgst du mir."

Es war für Bella's Gemüthszustand bezeichnend, daß sie

mit solchen Reden kein verstecktes Spiel trieb. Im Gegentheil, grade wenn Dorothea gegenwärtig war, kam jener Geist des Widerspruchs und der Empörtheit über sie. Sie schien es darauf abzusehen, daß Dorothea Alles höre. Und wie zornig oft in Jonathan das Blut stieg — eine gewisse Scheu, die nur zum Theil dem Mitleiden mit Bella's krankhafter Stimmung entsprang, hielt ihn ab, wenn Dorothea anwesend war, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Dennoch raffte er sich einmal so weit auf, daß er sagte:

„Warum sagst du mir das vor dem Mädchen, Bella? Fühlst du nicht, daß es mich in ihren Augen erniedrigt?"

„Dorothea weiß Alles von mir," entgegnete Bella ohne vieles Besinnen. „Ich habe vor ihr kein Geheimniß." . . .

Zwei Augen sahen ihn oft in unaussprechlicher Traurigkeit an.

Dorothea wußte also um das „Unglück" Bella's? Sie hatte Zeugen dafür? . . .

Entsetzt taumelte er vor dieser späten Einsicht zurück. Darum hatte er also die geheimnißvolle Lohe, die an seinem Innern zehrte, so vorsichtig gehütet, — daß sie jetzt, von Allen gesehen und erkannt, in fürchterlicher Naturkraft sich geltend machte? Dorothea wußte also darum? . . .

Solch ein Weh, wie Jonathan es in sich trug, geht mit verschlossenen Augen an den Dingen seiner nächsten Umgebung vorüber. Wie hatte sich die Welt seitdem rings um ihn verändert!

Zwar das „Geschäft" seiner Fabrik ging den alten, scheinbar geregelten Gang; aber er wurde nicht gewahr, daß die lebendigen Räder und Schwungriemen seit einiger Zeit von einem tückischen Geiste beseelt waren. Wenn er früh Morgens in die Fabrik kam, begegneten ihm trotzige, finster abgewendete

Gesichter; aber er bemerkte sie nicht! Wenn er Jemandem einen Auftrag zu ertheilen hatte, lüpfte sich kaum die Mütze des Angeredeten, der früher in unterwürfiger Demuth vor dem „Herrn" gestanden war, und auch das bemerkte er nicht!

Manches dunkle Wort flog hinter ihm her, wenn er durch die Räume des Fabrikgebäudes schritt, das ihn sonst erbleichen gemacht hätte, aber er hörte es nicht, und manche Faust ballte sich, ungesehen von ihm, in seiner Gegenwart. Ein geheimnißvolles Zischeln und Murren ging durch alle diese lebendigen Räder und Schwungriemen — das jedem Anderen als böse Vorbedeutung gegolten hätte. Aber ihn, den Schlafwandelnden, erschreckte die nahende Gefahr nicht, weil sein Auge und Ohr unfähig geworden waren, die Stimmen der äußeren Welt zu belauschen.

Selbst Jaroslaw Patek, der Schmied, zeigte sich seit einiger Zeit unwirsch. Wenn sonst Jonathan über den Ringplatz an der Werkstätte vorüberkam, begrüßte ihn stets ein wohlwollender Gruß des Schmiedes, der dann in der Arbeit innehielt, um mit dem „Herrn Fabrikanten" einige Worte zu tauschen; hätte Jonathan jetzt schärfer hingesehen, so würde ihm auf dem ehrlichen Antlitze Jaroslaw's eine gewisse Verlegenheit nicht entgangen sein.

Der Schmied sah seitwärts, wenn Jonathan vorüberkam und wich jedem Gespräche aus, indem er den Amboß mit den kräftigsten Hammerschlägen bearbeitete.

Nicht einmal gegen Dorothea zeigte sich der Schmied von seiner alten Seite. Wenn sie mit dem kleinen Bernhard vor der Werkstätte erschien, um von der Bank aus seiner Hantirung zuzuschauen, war er wortkarg und seine unfreundliche Miene bewies, daß er das Mädchen nicht gerne auf dem ihm liebgewordenen Platze sehe.

„Du willst also noch immer nicht unsere Sprache reden, Mädchen?“ meinte er bei dem letzten Besuche Dorothea's zwischen der Arbeit, nachdem er sie während einer geraumen Weile seiner Ansprache nicht gewürdigt hatte.

„Ich verstehe ja doch, was Ihr sprecht!“ entgegnete Dorothea.

„Das ist nichts!“ rief der Schmied, eine riesige Eisenstange mit großer Gewalt in das Innere der Werkstätte schleudernd. „Das ist nichts! sage ich dir! Sie wollen, daß du uns nicht nur verstehst, sondern auch mit uns sprichst. Ja, das wollen sie! Nimm dich in Acht, Mädchen!“

„Kann man ein deutsches Mädchen dazu zwingen?“ meinte Dorothea lachend.

„Lache nicht, Mädchen!“ rief der Schmied mit furchtbarem Ernste. „Das ist kein Spaß! Wenn du um einige Jahre älter wirst, so kannst du es erleben: im ganzen Lande wird es kein Kind geben, das ein deutsches Ave Maria wird beten können!“

„Wie wird da eine deutsche Mutter mit ihrem Kinde beten?“ meinte Dorothea, noch immer mit ungläubigem Lächeln.

„Was gehen uns die Mütter an?“ rief der Schmied. „Die sind's ja, die uns den Weg versperren! Sie werden am Ende auch den Müttern mit dem Dreschflegel in der Hand verbieten, daß sie ihre Kinder mit ihrem deutschen Namen zu sich rufen. Alles wird Honza, oder Pawel, oder wie der heilige Jan von Nepomuck heißen müssen. Verlasse dich darauf, Mädchen!“

„Und die Väter? Was wird mit den Vätern geschehen?“ meinte Dorothea lustig, weil sie offenbar den großen Ernst des Schmiedes zu gering achtete.

„Scherze nicht, Mädchen!“ sagte der Schmied mit finsterem Stirnrunzeln. „Ich sage dir, es ist jetzt nicht an der Zeit, Späße zu reden und zu treiben. Wenn mein Geselle Swatek

nicht grade jetzt ins Wirthshaus gegangen wäre, um meinen Sohn, den Studenten, anzuhören, du könntest Dinge hören, davor das Blut in den Adern deiner deutschen Väter und Brüder weiß wie Wasser wird. Dort sitzt mein Sohn, der Student, und erklärt den Leuten, wie man es anfangen muß, daß das Kind im Mutterleibe bereits unsere Sprache spricht. In die Hölle mit ihnen Allen, die nicht folgen wollen! Mit List und mit Gewalt, spricht mein Herr Sohn, der Student, muß man dahin kommen, daß außer unserer Sprache kein anderes Wort auf dem heiligen Boden unseres Landes erklingt, wie das schon einmal vor mehr als tausend Jahren bei uns gewesen ist. Alles wird ausgelöscht, sage ich dir, Mädchen; man wird mit Lichtern suchen müssen, bis Einem ein deutsches Wort begegnet!"

Das Alles hatte der Schmied, halb für sich, halb gegen Dorothea gewendet, ohne in seiner Arbeit innezuhalten, gesprochen, und seltsamerweise hatte Dorothea diesen Drohungen mit mehr verwundertem als erschrecktem Antlitze zugehört.

„Ich fürchte mich doch nicht, Herr Patek!" sagte sie.

In dem rußgeschwärzten Antlitze des Schmiedes blitzte etwas wie ein Wetterleuchten auf.

„Ich möchte es auch Keinem rathen, der dir etwas anhaben wollte!" sagte er grollend, und ging in die Werkstätte.

Bald darauf kam er zurück. Er legte ein glühendes Eisen, das er vom Schmiedefeuer geholt, auf den Amboß und fing an, es zu bearbeiten. Plötzlich hielt er ein; den schweren Hammer hoch in der einen Hand schwingend, rief er:

„Mädchen, gieb Acht! Mädchen, gieb Acht! Die Funken fliegen herum und die Funken kommen vom Feuer! Sie fliegen bis zu dir und stecken dich und das Kind in Brand! Solch ein Funke fragt nicht, wohin er fällt! Wenn dir und deinen

Leuten, hör' es gut, Mädchen, ein Unglück geschieht, so ist vielleicht Jaroslaw Patek nicht da! Und so ein Funke fliegt weit, weit . . . und ruht nicht eher, als bis Alles eine rothe Flamme ist. Mädchen, gieb Acht!"

Dann schleuderte er den Hammer weit von sich und bedeckte mit beiden Händen das Antlitz.

Diesmal war Dorothea wirklich erschrocken. Sie drückte den Knaben angstvoll an sich und war dann aufgestanden, um sich zu entfernen.

Mit einem Male war ihr der Athem unter dem Vordache der Schmiede so beengt worden. Aber als sie sich einige Schritte von der Schmiede befand, fühlte sie doch das Bedürfniß, sich noch einmal umzuschauen. Da stand der Schmied noch immer vor dem Amboß, die Hände vor das Gesicht gedrückt.

Dorothea eilte nach Hause. —

Aber nicht nur in der Fabrik schnurrten und schwirrten die lebendigen Triebräder und Schwungriemen so unwirsch, und nicht nur auf den Lippen des Schmiedes schwebten so bedenkliche Aussprüche. Die Zeichen mehrten sich. Ueberall, wohin das Ohr lauschte, unheimliches Grollen wie von Stimmen, die es noch nicht an der Zeit hielten, ihre elementare Gewalt ausbrechen zu lassen. Der Sohn des Schmiedes, der blutjunge Student mit seinem bartlosen Gesichte, der Tag und Nacht an der Wirthshaustafel saß und redete, und sein Freund, der tückische Geselle Jan Swatek, waren die besten Wetterkundigen. Aber auch aus „geweihtem Munde" und an geweihter Stätte erklangen Worte, deren Inhalt mit den Tischreden des jungen Schmiedesohnes eine wunderbare Aehnlichkeit hatte.

Es war Sonntag und in der Kirche wurde der St. Wenzeslaustag begangen. Auf der Kanzel stand der Caplan und hatte zum Texte seiner Predigt die Stelle aus der Bergpredigt des

Heilandes genommen: „Gesegnet sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie werden satt werden."

Der deutsche Bauerssohn sprach nicht in der Sprache, in welcher er als Kind das erste Vaterunser seiner Mutter nachgebetet hatte: es war die Sprache, die er mühsam in der geistlichen „Säeanstalt" sich angeeignet hatte. Aber er hatte sie mit unbändigem Fleiße bewältigt, wie man ein störriges Roß zu beherrschen lernt. Niemand in der Kirche schien es gewahr zu werden, daß der deutsch geborene Reiter diesem Rosse ein Fremdling gewesen war. Mit weit vernehmbarer, jeden Winkel der Kirche ausfüllender Stimme zergliederte er im Eingange seiner Predigt die Textesworte des Evangeliums in die drei üblichen Theile.

Zuerst wollte er das Thema behandeln: Was ist Gerechtigkeit überhaupt? Giebt es nur eine Gerechtigkeit zwischen mir und dir, und nicht auch eine zwischen Volk und Volk? Im weiteren Verlauf wollte er die Frage in Erwägung ziehen: Darf man nach der Gerechtigkeit hungern und dürsten? Im letzten Theile endlich wollte der Prediger an sein Schlußthema gelangen: Wer wird satt werden?

Im ersten Beginn seiner Predigt schien sich der junge Priester noch einige Mäßigung aufzuerlegen. Seine Stimme klang weich und einschmeichelnd; es schien, als sei sie keiner gewaltigen Anstrengung fähig.

Gleichsam mit einem kühnen Satze sprang er jedoch, sobald er diesen rednerischen Kunstgriff ausgenützt, ohne sich lange bei der Erklärung aufzuhalten „Was ist Gerechtigkeit überhaupt?" auf die Behauptung über: daß nicht nur eine Gerechtigkeit zwischen „mir und dir," „zwischen meiner Geldbörse und deiner Geldbörse," von Ewigkeit zu Ewigkeit gesetzt sei, daß sie in einem noch weiteren Grade bestehen solle zwischen „Land und

Land," zwischen „Volk und Volk." „Zum Himmel ertönt ein Schrei, Geliebte im Herrn, ein gewaltiger Schrei," rief er mit mächtig anschwellender Stimme, den Arm zur Kirchendecke emporstreckend, „davon werden die Säulen, auf denen er ruht, erschüttert und Gott selbst fühlt darob einen heimlichen Schrecken! Das geschieht jedesmal, so oft sich ein Land vergeht an einem anderen Lande, ein Volk an einem anderen Volke! Dann erschallt durch die ganze Schöpfung ein Weheruf wie derjenige war, den die ersten Menschen im Paradiese einst vernommen haben."

„Kain, Kain, was hast du mit deinem Bruder Abel gethan? Was hast du mit dem frommen, gottesfürchtigen und gottergebenen Abel angefangen, der nichts begehrte, als in Frieden und Ruhe seinem Tagewerke nachzugehen und in seiner Sprache den Gott der Heerschaaren und seinen von Ewigkeit eingebornen Sohn zu verehren und anzubeten? . . ."

„Hast du ihn gehütet, Kain," fuhr er in steigendem Schwunge fort, während sich seine bis dahin von einer feinen Bläße angehauchten Wangen mit der Röthe des Zornes bedeckten, „hast du ihn gehütet den frommen, unschuldsvollen Bruder, wie man seinen Augapfel hütet? Hast du ihm die Wege gebahnt und geebnet? Was hast du mit deinem Bruder Abel angefangen?" Und Kain antwortet darauf:

„Wozu brauchst du ein eigenes Land, Abel, wozu brauchst du eine eigene Sprache? Siehe, das Alles gehört mir!" Und wie ein Wolf in die erschrockene Heerde, wie ein Vampyr auf das Blut, nach welchem er lechzt, so stürzte er, ein Fremdling gegen den, der mit ihm unter Einem Herzen gelegen, auf Abels Gut und Land und Sprache! Was er nicht morden und unter seinen Füßen zermalmen konnte, das hat er ver-

giftet, ja vergiftet in langsamer, wohlbedachter und ausgeklügelter Arbeit!"

Das biblische Bild mochte dem jungen Priester noch nicht genug von den Farben seiner Auslegekunst gesättigt sein, er mußte noch tiefer und zugleich weiter ausgreifen, um seinen Zuhörern die Nutzanwendung des uralten Brudermordes nahezulegen.

„Ja, Geliebte im Herrn," rief er nach einer Pause, flammend von erkünstelter oder wirklicher Erregtheit. „Kain hat gegen seinen Bruder Abel nicht in offenem Felde die Keule erhoben, er hat sich nicht nur mit Gewalt seines Landes bemächtigt, er hat ihm nicht nur die besten Brunnen abgegraben und die besten Weideplätze geplündert, er hat ihm auch sein Herzblut vergiftet, und das ist sein größtes Verbrechen!"

Mancher Blick war in scheuer Erwartung dessen, was nun kommen sollte, auf den Priester geheftet. Das Gleichniß war so durchsichtig und die slawischen Herzen in der Kirche hatten es wohl begriffen. Dennoch mochte sich so Mancher in der Versammlung von der Kühnheit des jungen Geistlichen fast unheimlich berührt fühlen. Lautlose Stille herrschte. Und nun zögerte er nicht länger, auch dem zweifelnd Fragenden zu antworten.

„Geliebte im Herrn," so schloß er den ersten Theil seiner Predigt, „wenn ich von Gift spreche, so habe ich darunter nicht jenes Gift gemeint, das die Hölle auf unseren Weg gepflanzt hat, das man in nächtiger Stunde bereitet, um es in die Adern des Schlafenden zu träufeln. Nein, Kain ist schlau und Kain ist zugleich gewaltthätig! Um Abel, den frommen Abel zu täuschen, nimmt er den Schafspelz um; er ladet ihn an seinen Tisch mit allerlei „liberalen" Reden, die ihm sein „Aufkläricht und die Köche seines „Aufklärichts," die Zeitungen, tagtäglich

risch bereiten, und spricht zu ihm: „Bruder Abel, sei doch nein Gast! Hast du nicht dasselbe Recht wie ich? Hat uns nicht eine Mutter geboren? Warum soll nicht Ein Friede und Eine Freiheit herrschen, da wo du weilst und ich weile." Und als Abel, der fromme Abel, ein wenig ansteht, der Einladung des tückischen Bruders zu folgen, denn er kennt ihn zu gut, was thut da Kain? Er schüttet Gift in den Trank seines Bruders; er schüttet Gift in die Gesetze, die er macht, er schüttet Gift in die Schulen, damit die Kinder Abel's frühzeitig lernen, an keinen Gott zu glauben, der da Vergeltung übt und der da sagt: „Die Rache ist mein!" Er schüttet Gift in Alles, was da fleugt und kreucht und dann geht er hin, satt und gemästet, glänzend von Fett und feist, und sagt, seines Werkes froh: „Ich bin doch der Stärkere!"

„Das ist die Gerechtigkeit, Geliebte im Herrn, von der geschrieben steht: Gesegnet sind die, die nach der Gerechtigkeit hungern und dürsten. Das ist die Gerechtigkeit, die mit Donnerworten an Kain herantritt und ihm zuruft: „Kain, wo ist dein Bruder Abel? Was hast du mit dem Erschlagenen angefangen? Siehe, sein vergossenes Blut dampft auf wider dich und zeiht dich des vorsätzlichen Mordes! Blut kann wieder nur mit Blut gesühnt werden! Denn der Herr ist allmächtig! Wie er verdorrtes Gras wieder aufsprießen macht, so läßt er Abel wieder erstehen zum neuen Leben. Und jetzt ist es Abel, der durch den Mund des Herrn spricht: Gerechtigkeit und nichts als Gerechtigkeit! Unstät und flüchtig sollst du in diesem Lande umherirren, das dir nicht gehört. Alle Hände sind gegen dich erhoben! du bist nicht der Stärkere! . . ."

Ein Mann war hinter einer Säule gestanden, und hatte bis dahin, unbeweglich wie die Mauer, an die er sich lehnte, den Worten der Predigt gelauscht. Aber am Ende des Schluß-

satzes mochte ihn eine Unruhe befallen haben, die ihn gebieterisch nach freier Luft drängte. Er stieß mit Heftigkeit die ihn Umstehenden zurück, bis er die Thüre erreicht hatte. Dort wendete er sich noch einmal um und ging dann hinaus. Es war Jaroslaw Patek, der Schmied.

---

## VII.

### Neujahrsnacht.

Der Wahltag war gekommen.

Wie es vorauszusehen war, fielen alle Stimmen ohne Ausnahme auf einen Advokaten, der kurz zuvor in einer Wählerversammlung mit wie zum Schwur aufgehobenen Fingern versichert hatte, er werde sich eher „die Hand," und dann mit Hinweisung auf seine „Füße," eher diese letzteren verstümmeln und abhacken lassen, bevor er seinen Fuß nach Wien setze oder seine Hand dazu hergebe, ein dort „fabricirtes" Gesetz anzunehmen.

Die „Gasse" hatte sich nach dem Vorbilde Jonathan's des vornehmsten Wählers, der Stimmenabgabe enthalten. Nur eine kleine Ausnahme hatte stattgefunden.

Jacob Zweihand, der Schneider, war am Wahltisch erschienen und hatte seine Stimme für den Candidaten der „Nation" abgegeben.

Es hatte dies einen sehr durchsichtigen Grund und Jacob Zweihand machte auch kein Hehl daraus. Sein Handwerk brachte es nämlich mit sich, daß ihm die Förderung der Volkswohlfahrt sehr am Herzen gelegen sein mußte. Auf weit und breit war er nämlich der Einzige, der die geschmackvollste

Muster und Schnitte für die neuerfundenen Nationaltrachten faß, und so liefen ihm die Bestellungen ins Haus und er and sich gut dabei.

„Was frag' ich danach," hatte er mit schlauem Augenpinkern gesagt, „ob ich dem meine Stimme gebe oder einem anderen? Für mich ist Jeder gut. Hat mich Einer gefragt, wie ich mein Handwerk angefangen habe: „Jacob Zweihand, wovon willst du leben und deine zukünftige Familie erhalten? und jetzt sitzen Tag für Tag acht Mäuler um meinen Tisch, meines nicht mitgerechnet und das meines Weibes, und sagen mir: Wähl' du, wen du willst, Jacob Zweihand, wähl' unsertwegen den Papst in Rom, nur gieb uns zu essen!"

Das Wahlergebniß war erst am Nachmittage bekannt geworden.

Da der Wahlbezirk ein ziemlich ausgedehnter war, so kamen immer neue Zuzüge von Wählern aus den umliegenden Dörfern und Weilern, so daß die Umgebung des Rathhauses auf dem Ringplatze, wo der Wahlakt stattfand, ein außerordentlich belebtes Bild bot.

Gegen vier Uhr Nachmittags kam Pater Urban, der Caplan, vom Rathhause und verkündete mit weithin vernehmlicher Stimme den ihm zunächst Stehenden den Sieg der „Nation."

Die freudige Nachricht durchlief blitzschnell zuerst den Ringplatz, wo die vielen Wirthshäuser sind. Ein wildes, wüstes Gejohle aus Hunderten durstiger Bierkehlen kam als Antwort zurück. In diesem Augenblicke schlossen Jan Swatek, der Schmiedegeselle, und der Student, der Sohn seines Meisters, „Bruderschaft auf ewig" und wollten sich von nun an „du" nennen. Darauf glitt die fröhliche Botschaft, als hätte sie unsichtbare Füße, auch in die anderen Gassen und Gäßchen, und

ehe eine Stunde vergangen war, hatte der „Sieg der Nation
Alle erreicht, die auf ihn gehofft hatten.

Allmälig hatte sich der Abend herabgesenkt; hie und d
flackerte eine einsame Straßenlaterne mit spärlicher B
leuchtung auf, blos um zu zeigen, in welch' geheimnißvoll
Dunkel dieser Platz sich hüllen könne, wenn erst die Nacht a
gebrochen war. Es war aber seltsam, wie sich, je tiefer d
Schatten des Abends sich färbten, das lärmende Leben in d
Wirthshäusern verlor. Das Gejohle und wüste Geschrei ve
stummte nach und nach; hie und da noch ein übermüthiger Au
schrei, hie und da noch ein abgebrochener, heiserer Gesang, d
auf die Gasse hinausdrang . . . dann ward es mit einem Ma
stille, so stille, daß es fast beengend wurde.

An demselben Abende war unten in der „Gasse" und i
Hause Jonathan's das Neujahrsfest eingekehrt. Aus der he
erleuchteten Synagoge kamen die Leute und „wünschten" herüb
und hinüber; dazwischen tummelten sich kleine Knaben, die ih
Väter suchten, denen sie die Gebetbücher nachtrugen. Wei
gekleidete Frauen warteten an der Treppe der „Weiberschu
auf ihre Männer. Es war ein eigenthümliches Summen u
Surren von Stimmen, hie und da unterbrochen von hef
ausgebrochenem Schluchzen und Weinen.

Da waren Töchter, die sich erinnerten, ihrer Mutter
diesem Jahre keinen „guten" Festtag mehr wünschen zu könn
weil sie draußen auf dem „guten" Ort ruhte; da war man
Mutter, der es das Herz durchschnitt, wenn sie ihres einzig
Sohnes gedachte. Im vorigen Jahre hatte er sie noch da
derselben Treppe erwartet, um sie „anzuwünschen." Wo w
er jetzt? War er todt oder hat er in der Fremde an das N
jahr vergessen? Nicht einmal ein „Paar" armseliger Zei
waren von ihm angekommen! Was nützte es ihr, wenn

ne Nachbarin während des Gebets zugeflüstert hatte: „Mach
r nichts daraus, Blume, die heutige Welt ist nicht anders
eschaffen! An sich selbst und was ihr gut thut, daran vergißt
e nicht, dafür aber umsomehr an Gott und die Eltern. Es
uß wohl so sein." Mußte es wirklich so sein? Diese Mutter
ird traurige Neujahrstage haben. —

Dort im Schatten jenes Hauses stehen zwei Männer im
nsten Gespräch. Sie haben sich während des ganzen langen
ahres um eines geringfügigen Umstandes willen bitter und
immig gehaßt.

Am heutigen Abende haben sie Beide, einer unwillkürlichen
egung nachgebend, sich auf der Gasse wiedergefunden, und
ie sie jetzt auseinandergehen, hat Einer des Andern Hand ge-
rückt und ein trauliches „guten Festtag" mehr tönt in die
unkle Nacht hinein. Sie haben sich um „Verzeihung gebeten."

Die Letzte, die über die Treppe der „Weiberschul" herab-
eg, war Veile Oberländer. Wie sie da, stramm und hoch-
ufgerichtet, ganz in weiße Gewänder gehüllt, das dicke Gebet-
uch unter dem Arme, vorsichtig die Stiegenstufen herabschritt,
ochte sie Jedem wie eine Verkörperung des „furchtbaren" Feier-
ges vorkommen, der soeben seinen Einzug in die „Gasse"
ält. Unten an der Treppe erwartete sie Jonathan, dessen
ewohnheit es war, die alte Frau an diesem Abende nach
rer Wohnung zu begleiten.

Wie Jonathan ihr den üblichen Festwunsch zurief, sagte
e mit ihrer alten Herbigkeit:

„Was bist du doch für ein Narr, Jonathan, daß du mir
ünschest, Gott soll mich heute in das „Buch des Lebens" ein-
hreiben? Gott hat für so eine alte Frau wie ich keine Tinte
nd keine Feder mehr! Er macht's mit mir, wie man es mit
nem Schuldner macht, der nicht zahlen kann und will. Nimmt

man den in sein Vermögen auf, wenn man seine Rechnung abschließt?"

Dann aber, als ob sie sogleich erkannt hätte, daß dieser Ton eine Sünde in der allgemeinen Festesstimmung in sich schließe, sagte sie mit großer Innigkeit:

„Dafür aber wünsche ich dir, Jonathan, was man Einem nur wünschen kann. Dein Name soll vor Allen hoch oben im „Buche des Lebens, der Ernährung und des Wohlstandes" stehen. Es soll dir an nichts fehlen, weder dir, noch deinem Kinde, noch deinem jungen Weibe! Und jetzt geh, ich treffe meinen Weg schon . . . bei Tag und bei Nacht. Dein Weib wird dich erwarten."

Sie trennten sich.

Die „Gasse" war bereits einsam und öde. Es war ein Heimgang voll trübster Gedanken und Erinnerungen. Der Wunsch seiner alten Freundin glitt ihm wie ein leise ausgesprochener Vorwurf nach, den man anfangs nicht beachtet, der aber sofort vor der Seele sich aufbäumt und riesige Umrisse annimmt, sobald man ihm ins Angesicht sieht. Es solle ihm an nichts fehlen, weder ihm, noch seinem Kinde, noch seinem Weibe, hatte sie gesagt.

Wußte sie die Wahrheit, daß sie grade diesen Wunsch gewählt hatte? Sah und hörte man es ihm an, wie viel ihm und seinem jungen Weibe fehlte? Wie weit lag Alles ab, damit Veile's Wort in Erfüllung gehen konnte! In welch' unsichtbare und unbegrenzte Fernen dehnte sich Alles aus, wenn nur der geringste Theil dessen, was die alte Frau vielleicht ahnungslos ausgesprochen hatte, wahr werden sollte! Sein Herz lechzte nach Glück . . . alle seine Sinne zogen gierig einen Duft ein, wie von einem ungekannten, zerstreuten Gewürze; in unbestimmter Herrlichkeit stieg etwas vor ihm auf, eine

Seligkeit, ein Behagen, dem er keinen Namen zu geben vermochte. Aber im nächsten Augenblicke stieß er das Alles tiefaufseufzend zurück. Kein Meer war so breit und kein Berg so hoch, wie jene Ferne, die ihn und sein Glück auseinanderhielten. Und es solle ihm an nichts fehlen, weder ihm, noch seinem Kinde, noch seinem jungen Weibe! hatte Veile Oberländer gesagt.

Aber wie ein gelinder Hauch jenes erträumten Glückes, wie eine Gewähr jenes Wunsches berührte es ihn, als ihm in der hellerleuchteten Hausflur Dorothea, den Knaben im Arme, entgegentrat.

Sein Herz erweiterte sich; der Druck, der seine Seele belastet hatte, war geschwunden, so daß er in seltsam umgewandelter Stimmung die Wohnstube betrat.

„Guten Festtag, Bella!" rief er im Eintreten seiner Frau zu, die in der Fensterbrüstung saß.

Dann ging er zu ihr hin und gab ihr die Hand.

Sie nickte ihm zerstreut, aber nicht unfreundlich, zu.

„Bist Du „da unten" fertig geworden?" sagte sie. „War es schön?"

„Schön?" fragte Jonathan zurück. „Was soll schön sein?"

„Du hast Recht," meinte Bella mit ihrem alten Lachen, „ich hätte nicht so fragen sollen. Wie kann etwas schön sein, wo sich Alle, die an den lieben Gott etwas anzubringen haben, mit ihrem Geschrei, als wenn es auf einem Trödelmarkte wäre, herandrängen, um ihm ihre Waare anzupreisen? Da will Keiner dem Anderen den Weg freilassen, Einer will dem Anderen zuvorstehen, und richtig! stolpert Einer über den Anderen, bis sie Alle wie ein verwirrter Zwirnknäul untereinander vor dem lieben Gott liegen. Das kann natürlich nicht schön sein. Ich hätte mich anders ausdrücken sollen."

Jonathan wollte entgegnen, vielleicht bitter entgegnen, aber Bella schnitt ihm jede Antwort ab.

„Da habe ich," sagte sie, indem sie auf ein Buch hinwies, das in ihrem Schoße lag, „während du vom Hause fort warst, in den Neujahrsgebeten mit deutscher Uebersetzung herumgeblättert. Ich kann nicht sagen, daß mir diese alten Andachten mißfallen; es ist Vieles darin, was mich bewegt, und erschüttert . . . Aber da stoße ich auf eine lange Litanei, worin der liebe Gott als unser „Vater und König" gradezu mit Bitten bestürmt wird, uns alles Mögliche und Unmögliche zu gewähren, weil wir so viele Verdienste um ihn haben. Zuletzt aber heißt es: „Wenn du das Alles schon unseretwegen nicht thun willst, so thue es wenigstens deinetwegen." Ich frage dich, Jonathan, der du das besser verstehst wie ich, sieht das nicht wie ein Geschäft aus, das man mit dem lieben Gott machen möchte? Der liebe Gott will die Waare nicht kaufen, die man ihm anträgt, sie ist ihm zu schlecht und zu fehlerhaft; da redet man ihm ein, daß er die Waare „seinetwegen" behalten müsse. Kommt sie nicht von ihm? Und wer wird auch seine eigene That und Macht verleugnen?"

„Am heutigen Tage treibt man keine Scherze," sagte Jonathan ernst, und glaubte damit den ferneren Bemerkungen Bella's vorgebeugt zu haben.

Aber sie ließ sich trotzdem nicht abhalten, noch einmal in den alten Ton zurückzufallen.

„Du hast Recht, Jonathan," meinte sie, ihre Stimme zum Ernste zwingend, „wenn man diese Sündenregister durchliest, die dem lieben Gott heute vorgelesen werden, so sieht man, daß er sehr übel aufgelegt sein muß. Seine Kinder haben sich in diesem Jahre gar nicht gut aufgeführt."

Dann aber rief sie mit einem raschen Uebergange zu ihrem alten silberhellen Tone, der so wohlthuend das Herz umfing:

„Mach du selber kein so trübseliges Gesicht, Jonathan! Das paßt auch nicht zu dem heutigen Tage! Man muß dem lieben Gott nicht so de- und wehmüthig sich vorstellen, wenn man vor ihm in der Audienz erscheint. Muß er da nicht sogleich denken: der hat ein schlechtes Gewissen, weil er so zerknirscht und gebrochen kommt? Du hast ja keine Sünden, Jonathan! Sieh dich lieber um, wie schön unsere Stube sich für das heilige Neujahrsfest aufgeputzt hat. Kann es anderswo schöner aussehen? Duftet und glänzt nicht Alles, wie es sich gebührt?"

Und Jonathan schaute wirklich freudigen Blickes um sich. Auf dem Tische, der zum Nachtmahl bereits gerüstet war, lag das feinste weiße Linnen aus Bella's Ausstattung; vier silberne Leuchter, um zwei mehr als an den gewöhnlichen Feiertagen, warfen einen vornehmen Glanz um sich. In der Mitte des Tisches stand das kunstvoll geflochtene Weißbrod mit den seit uralter Zeit wohlbekannten zwei „Priesterhändchen," diesmal ohne die sonst darauf gestreuten Mohnkörner, und neben Jonathan's Teller ein rothbackiger, frisch duftender Apfel und ein Töpfchen mit Honig gefüllt.

Das Alles umfaßte Jonathan mit Einem Blicke.

In der ganzen Zurüstung lag etwas, was ihn an den Neujahrsabend im alten väterlichen Hause, als die Mutter noch lebte, erinnerte.

„An nichts ist vergessen worden," rief er, „an Alles hast du gedacht, Bella!"

„Ich?" rief die junge Frau eifrig. „Ich soll an das Alles gedacht haben? Da mutheſt du mir zu viel schöne Eigenschaften zu! Ja, wenn auf meinen Schultern Dorothea's Kopf sitzen

würde! Aus ihrem Kopfe ist das Alles gekommen, von mir nichts. Bei ihr mußt du dich bedanken! Weil sie sich erinnert hat, daß wir im vorigen Jahre an den Apfel mit dem Honig vergessen hatten, ist sie so lange herumgerannt und hat sich bemüht, bis sie Beides erlangt hat."

„Dorothea!" rang es sich flüsternd aus Jonathan's Brust los.

Das Mädchen hatte sich abgewendet, vielleicht um die überschwänglichen Lobeserhebungen, die ihr Bella spendete, nicht zu hören und machte sich mit dem Knaben zu thun.

Der kleine Bernhard aber deutete in der Sprache, die Dorothea so vortrefflich verstand, an, ob auch er seinen Theil an dem schönen Apfel und dem süßen Honig haben werde?

„Närrchen," sagte Dorothea, „der Honig ist ja besonders für dich gebracht worden. Aber du mußt warten! Erst spricht dein Vater den Segen über das Weißbrod, dann über den Wein und zuletzt kommt der Apfel mit dem Honig an die Reihe!" —

Draußen hing sternenlose Finsterniß über der ersten Neujahrsnacht der „Gasse." Jonathan hatte sich zu Tische gesetzt. Zuerst sprach er die Segensformel über Brod und Wein und gab von Beiden seinem Knaben zu kosten. Dann schnitt er den Apfel auf, die „Frühfrucht des Jahres," und tunkte davon unter dem Aussprechen einer anderen Benediction einige Stücke in das nebenan stehende Honigtöpfchen.

Nachdem er zuerst davon genossen, bekam auch Bernhard seinen Theil. Er legte davon etwas auf den Teller Dorothea's.

„Dorothea hat heute kein Neujahr, das kommt erst!" sagte das Mädchen rasch.

In demselben Augenblicke war es Allen, als ob Hagelschlag gegen die Fensterscheiben klirrte. Es war jener be-

stimmte, schneidig harte Ton, den Jedermann aus Erfahrung kennt.

Eine Weile herrschte Todesstille in dem kleinen Kreise; sie hörten fast den Schlag ihres eigenen Herzens. Aller Augen waren gegen die Fenster gerichtet. Draußen lag die Nacht in undurchdringlicher Schwärze.

„Jonathan," rief Bella mit angstvoll erweiterten Blicken, ihren Mann am Arme fassend, „kann das Hagelschlag sein?"

Sie hatte ihre Frage kaum beendet, als sie auch die Antwort darauf erhielt. Zwei mächtige Steine fielen durch die Scheiben, daß die zerschmetterten Stücke in der ganzen Stube umherflogen, und das schien ein allgemeines Vorzeichen dessen zu sein, was in dem nächsten Augenblicke dem Hause Jonathan's bevorstand.

„Sie kommen, Jonathan, sie kommen!" kreischte Bella. „Das Strafgericht kommt, rette dein Kind!"

Jonathan hatte sich aufgerichtet; unwillkürlich hatte er nach dem Messer gegriffen, das vor ihm lag. Seine Augen glänzten unheimlich, jeder Muskel in seinem Antlitze schien von verhängnißvollen Entschlüssen gespannt.

„Sie sollen nur kommen! Sie sollen nur kommen!" flüsterte er mit bebend aufeinander gebissenen Lippen.

Bisher war es draußen auf der Gasse stille gewesen. Jetzt erhob sich mit einem Male hart an dem Hause ein wüstes Gejohle, wie von Hunderten von Stimmen; Schläge, wie von schweren Werkzeugen, gegen das Hausthor gerichtet, drangen herauf; dazwischen Gelächter und der heisere Gesang eines slawischen Gassenhauers, dessen Anfangsworte schauervoll durch die Finsterniß in aller Deutlichkeit vernommen wurden:

„Jud und Deutscher gehören zusammen
In die Flammen, in die Flammen!"

Darauf erneuertes Gelächter, untermischt von Flüchen und Drohungen, während gegen die Pfosten des Hausthores erschütternde Schläge dröhnten, wovon das ganze Gebäude in seinen Grundfesten erzitterte.

„Ist das Thor gut verriegelt?“ rief Jonathan zu Dorothea hinüber.

„Ich habe es selbst verschlossen,“ rief diese.

„Hörst du sie, Jonathan, hörst du sie?“ schrie Bella, unfähig, sich von ihrem Sitze zu erheben, ihre Hand mit krampfhafter Gewalt auf dem Arme ihres Mannes. „Sie wollen Strafgericht mit uns halten, mit dir, mit mir, mit unserem Kinde. Aber rette nur das Kind, ich will mit dir sterben!“

Jonathan hörte diesen Aufschrei nur mit halbem Sinne.

„Dorothea,“ rief er, indem er das Messer kräftiger faßte, „nimm das Kind und trag es über den Hof in den Garten; dort wirst du in Sicherheit sein und dir werden sie nichts anhaben.“

Dorothea hatte den hilflosen Knaben auf den Boden gesetzt, aber selbst in diesem Augenblicke der Angst und des Schreckens vergaß das Mädchen nicht, an das ihr zunächst Liegende zu denken. Die Augen beständig auf Jonathan gerichtet, hatte sie ein Tuch wahrgenommen, in welches sie hurtig den Knaben hüllte, um ihn vor der kühlen Nachtluft zu schützen, und trotz seiner grauenhaften Lage war dies Jonathan nicht entgangen.

Ein Gedanke von unnennbarer Seligkeit durchströmte ihn. Niemals hätte er sagen können, wie er gekommen, wie er wieder geschwunden war. Der zur Erde niedergleitende Lichtstrahl kann gemessen werden, aber die Flüchtigkeit eines solchen Gedankens nicht!

Unten erdröhnten neue Schläge an das Hausthor; das

Gejohle wüst durcheinander schreiender Stimmen hatte sich wieder erhoben.

„Jud und Deutscher gehören zusammen
In die Flammen, in die Flammen!"

ertönte es aufs Neue durch die Nacht.

„Und jetzt laß mich, Bella!" rief Jonathan in übermenschlicher Anstrengung. „Ich habe mit ihnen was zu reden!"

Er war zum Fenstersims gesprungen und hatte den von den Steinwürfen arg beschädigten und nur lose in seinem Gefüge hängenden Flügel aufgerissen.

„Jonathan, laß mich mit dir sterben!" hörte er sein junges Weib hinter sich rufen.

Kopf an Kopf gedrängt stand eine dunkle Menschenmasse, als hätte sie die unheilvolle Nacht geboren, um sein Haus geschaart. Man mußte ihn bemerkt haben, denn mit einem Male war all dieser spukhafte Lärm verstummt.

„Nachbarn und Freunde!" schrie Jonathan mit schriller, weithin tönender Stimme hinab.

„Dein Reden wird dir nichts nützen!" rief Einer der dunklen Gestalten in der dichtgeknäulten Masse.

„Stille!" gebot eine andere Stimme aus dem Haufen.

„Nachbarn und Freunde!" rief Jonathan. „Was habe ich Euch zuleide gethan, daß Ihr zu mir kommt in dieser Nacht? Kann Einer von Euch auftreten, dem ich jemals etwas abgeschlagen habe? Ich bin unter Euch geboren, kann Einer mir vorwerfen, daß ich ihn jemals beleidigt oder gekränkt habe?"

Er vermochte nicht weiter zu sprechen; vor Aufregung versagte ihm jeder Laut.

„Geh zur Hölle mit deiner Entschuldigung!" schrie nach einer geraumen Weile, während welcher athemloses Schweigen

geherrscht hatte, dieselbe Stimme, die früher Stille geboten hatte.

„Schneide dir deine Zunge aus," rief ein Anderer im Haufen mit heiserem Tone, „denn du bist ein Lügner!"

„Du bist ein Verräther an unserem Lande und hältst es seit deiner Kindheit mit den Deutschen."

„Jud und Deutscher gehören zusammen
In die Flammen, in die Flammen!"

brüllte der Chor der nächtigen Gestalten verständnißvoll zurück.

Einer, der scharfblickende Augen besaß, mochte trotz der Finsterniß das blinkende Messer gesehen haben, das Jonathan noch immer in der krampfhaft geballten Hand hielt.

„Seht ihn, den Schlächter!" rief derselbe mit höhnischem Gelächter. „Er will das Land und uns Alle abschlachten, wie er's mit seinen Gänsen zu thun pflegt!"

Der fürchterliche Witz fand alsogleich seinen Widerhall, indem der Ausruf: „Schlächter! Schlächter!" von Hunderten von Kehlen spottend und drohend nachgeäfft, für den Augenblick der Wahlspruch des Haufens geworden zu sein schien.

„Warum läßt man ihm das Messer?" schrie Jemand, der mitten im Knäuel stand. „Es ist eine Schande, daß er uns bedrohen darf."

„Stille!" gebot wieder eine Stimme. „Er soll reden, er soll sich vertheidigen."

Der Haufe schien auf diesen Befehl großes Gewicht zu legen; er gehorchte zur Stelle.

Jonathan versuchte zu reden; er rang nach Worten, die den grauenhaften Augenblick beschwören sollten, aber er fand keines. Heisere, von der Verzweiflung zerstückte Laute drängten sich über seine Lippen. Plötzlich taumelte er von dem Fenster zurück. Das Messer war seiner Hand entfallen — der

Nachthimmel über ihm hatte sich mit einem unheimlich rothen Scheine bedeckt. Die bis dahin in finsteres Dunkel um sein Haus geschaarte Masse stand nach Hunderten von Köpfen in fahler Beleuchtung vor ihm. Er vermochte sogar einzelne Gesichter zu unterscheiden.

„Es brennt!“ schrie Einer im Haufen.

„Wo?“ rief ein Anderer.

„Es brennt in der Fabrik!“ heulte es im grausen Chor zurück.

Einzelne Stimmen fanden sich darauf wie auf Verabredung in den Anfangszeilen jenes Gassenhauers zusammen und wiederholten:

„Jud und Deutscher gehören zusammen
In die Flammen, in die Flammen!“

Mit der solchen Lagen eigenthümlichen Sinnesschärfe hatte Jonathan seinen ganzen Jammer wie mit Einem Blicke umfaßt. Vor ihm und unter ihm die hellbeleuchtete, zerstörungswüthige Masse und hinter ihm die brennende Fabrik! Hatte er Dorothea nicht vorhin — es war ihm, als sei darüber ein Jahr verstrichen — den Befehl gegeben, sich mit dem Knaben über den Hof in den Garten zu retten? Wenn sie jetzt dort war, befand sie sich ja mitten im Brande!

Aber er hatte nicht bemerkt, daß Dorothea keinen Augenblick von seiner Seite gewichen war. Wie er sich jetzt umwendete, sah er, daß das Mädchen neben ihm stand. Sie war todesblaß wie Bella, die hilflos in ihren Sitz zurückgesunken lag.

Der Knabe kauerte auf dem Fußboden, wohin ihn Dorothea gesetzt hatte.

„Die Fabrik brennt, Dorothea!“ lallte Jonathan. „Wie willst du das Kind retten?“

„Komm, komm, mein Bernhard!“ rief das Mädchen in seiner Vergessenheit, ohne sich von Jonathan's Seite zu entfernen.

War es nun der Widerschein des Feuers, der grell und stechend auf die Augen des Kindes fiel, oder der Schreck, für den selbst dieses arme Geschöpf das volle Verständniß eines reif gewordenen Mannes besaß, das tosende Gejohle rings um das Haus, die Miene des Entsetzens in Aller Gesichtern — eine ungewöhnliche Kraft, eine bis dahin ungekannte Macht schien den Lippen des Knaben zu entströmen. Denn plötzlich richtete er sich auf, that einige Schritte gegen Dorothea und rief mit fremdartigem Laute:

„Do . . ro . . Feu . . er!“

„Das Kind redet! Das Kind redet!“ schrie Dorothea, indem sie den Knaben an sich riß, und es war ein Schrei, der mitten durch das Geheule der Masse vor dem Hause, mitten durch die Axtschläge, die mit erneuerter Wucht an das Hausthor ertönten, mitten durch den nächtlichen Brandschein am Himmel wie der Jubelruf einer Lerche erklang, wenn sie sich aus dem qualmenden Morgen in die reinen Lüfte erhebt.

„Er redet, mein Bernhard redet!“ tönte noch einmal der Lerchenruf.

Wie durch den Schleier eines Traumgebildes hatte Jonathan all das gesehen und vernommen, was in so lebendiger Unmittelbarkeit sich vor ihm ereignete. Dorothea's Jubel klang wie aus weiter Ferne; er wußte, daß in dieser Stunde ein Ungewöhnliches, Unerwartetes vor seinen Augen sich zugetragen, aber er empfand es wie ein Halbwacher, dem eine Freudenbotschaft mitgetheilt wird.

Und auch das wußte er nicht, daß seine Augen von heißen Thränen überflossen. Dann sah er, wie sein junges Weib die

Arme ausstreckt, wie die Todesblässe auf ihrem Antlitze weicht, er hört, wie sie mit bebenden Lippen ruft: „Dorothea, das Kind!“ und wie ihr dann die Sinne vergehen . . .

Denn unten vor dem Hause war indessen etwas Entscheidendes vorgegangen.

Unter der Wucht der gegen das Hausthor angestauten Menge hatten die eisenbeschlagenen Bohlen endlich nachgegeben. So ungestüm war die Bewegung, daß sie, die da oben in der Stube noch unter dem Eindrucke des soeben Vorgefallenen standen, es kaum gewahr wurden. Nun mit einem Male drängten und schoben sich diese lebendig gewordenen Menschenwellen durch die dunkle Hausflur über die Treppe hinauf vorwärts, bis die Fluth sich dort staute, wo sie nicht mehr vordringen konnte. Die Stube hatte sich mit den nächtigen Gesellen gefüllt. Kaum blieb für Jonathan die Stelle übrig, daß er mit seinem Leibe sein junges, in Ohnmacht liegendes Weib und das Kind in Dorothea's Armen decken konnte.

Auf dem Tische brannten noch die Kerzen in den silbernen Leuchtern; sie wurden umgestoßen, die Kerzen verloschen und nur der Schein des brandgerötheten Himmels leuchtete in die Stätte der Verwüstung und des Tumultes.

Jonathan sah den Tod vor sich; aber wie er dastand, eingekeilt zwischen diese mordsüchtige Masse, war über ihn eine Entschlossenheit gekommen, die ihn seltsam belebte. Die meisten der eingedrungenen Gesellen hatten rußgeschwärzte Gesichter und aus allen blitzte die Vernichtung. Aber er empfand keine Furcht, er hatte die Lebensrechnung abgeschlossen.

„Ist Keiner unter Euch,“ rief er hochaufgerichtet, „der sich meiner annimmt? Ist Keiner unter Euch, der für mich redet?“

Auf diese Worte entstand ein Gemurmel, das nichts Gutes verhieß.

„Ich frage noch einmal," rief Jonathan, „ist Keiner unter Euch, der mir zu Hilfe kommt?"

„Ich!" rief eine gewaltige Stimme an der Thüre, und durch den dicht geknäuelten Haufen drängte sich, Stöße nach rechts und links austheilend, ein Mann, bis er dicht vor Jonathan stand.

Es war Jaroslaw Patek, der Schmied.

„So red' du für mich, Meister!" schrie Jonathan in höchster Anstrengung mit schriller Stimme, denn seine Kräfte waren dem Erlöschen nahe. „Red' du für mich und sage ihnen, ob ich der bin, den sie in mir suchen. Ich kann es nicht!"

„Ich will für dich reden, Bruder!" rief der Schmied.

Es war eine lautlose Stille eingetreten.

„Nachbarn und Freunde!" begann der Schmied, seine wuchtige Hand auf Jonathan's Schultern legend, „ich Jaroslaw Patek, der Schmied, den ihr Alle kennt, sage Euch: der ist ein Lügner und bissiger Hund, der behauptet, dieser Mann will unsere Nation beschimpfen! Wer Euch das gesagt hat, der hat in seiner Niederträchtigkeit vor Euch die Wahrheit versteckt wie jeder Lügner es thut! Gift hat er Euch gegeben und nicht Wahrheit."

„Sei still, Schmied!" unterbrach ihn Einer mit heiser lachender Stimme, der im Haufen stand. „Du kennst das Gift und kennst auch den, der es uns gegeben hat. Er kommt aus deinem eigenen Blute."

„Und ein heiliges Gift ist es," rief ein Anderer, denn es ist auf der Kanzel verabreicht worden.

„Ich weiß, ich weiß!" murmelte der Schmied, und es schien ihn eine plötzliche Schwäche zu übermannen.

Dann aber reckte er sich gewaltig auf und mit markiger Stimme rief er:

„Und wenn es mein eigener Sohn wäre, mein eigenes Blut, und wenn es selbst der Mann wäre, dem sie im Namen Gottvaters und Gottsohnes das Recht gegeben haben, zu binden und zu lösen, ich, Jaroslaw Patek, der Schmied, sage es Euch: Sie sind Beide Lügner und werth, daß sie die Hölle verschlingt!"

„Weißt du es vielleicht besser, Schmied, als der Mann auf der Kanzel?" höhnte der vorige Sprecher.

„Ja!" rief der Schmied, mit der rechten Hand auf seine gewaltige Brust schlagend, daß es dröhnte. „Ja, ich weiß es besser, und es ist die traurigste Nacht meines Lebens, wo ich das gesagt habe. Denn kann einer das auswischen und wegtöschen, was heute in dieser Nacht an unserem Lande begangen worden ist? Das schreit zum Himmel auf! Meine Seele vergeht vor Scham und ich möchte mich verbergen, wo mich kein Menschenauge mehr erblickt. Denn wohin ich gehen werde, werden sie mir entgegenrufen: „In dunkler Nacht habt Ihr einen wehrlosen Mann überfallen und ein schwaches Weib und ein hilfloses Kind! Pfui über dich und dein Land!"

Es war ein tiefer unsagbarer Schmerz, der die letzten Worte des Schmiedes wie von Thränen erstickt ertönen ließ. Die zunächst um ihn Stehenden schienen von sanfteren Regungen überwältigt zu sein; hie und da in der Stube ertönte ein halb unterdrückter Zuruf, der wie Zustimmung klang.

Da rief aber Einer:

„Was laßt Ihr ihn so lange reden? Der Schmied ist ein altes plärrendes Weib!"

„Und er hält es auch mit den Deutschen!" rief ein Anderer.

„Es ist eine Schande für uns!" riefen Einige, und mit

einem Male machte sich in dem Menschenknäuel eine gegen die Thür hinfluthende Bewegung bemerkbar.

„Und ich sage Euch," rief ganz nahe bei dem Schmiede eine kleine, aber stämmige Gestalt, kennbar an einem Lederschurze, den ihr Träger zuvor abzulegen vergessen hatte, und die Stimme dieses Burschen tönte merkwürdig schneidig, fast stählern, „und ich sage Euch, Nachbarn und Brüder, der sich erfrecht, uns zu beschimpfen, indem er uns Lügner und bissige Hunde nennt, ist selbst ein Verräther und hält es mit den Deutschen und ihresgleichen."

„Dich kenne ich mit deinen Tücken, falscher Geselle!" rief der Schmied, mit der Faust nach der Stelle deutend, woher diese Worte gekommen waren.

„Du sollst mich auch kennen!" entgegnete die kleine stämmige Gestalt.

Mitten durch das fahle Halbdunkel der Stube sah man einen hellblinkenden Gegenstand mit sausender Gewalt auf das Haupt des Schmiedes niederfallen.

Jaroslaw Patek stöhnte laut auf, dann stürzte er wie ein gefällter Baum zu Jonathan's Füßen nieder.

„Er hat ihn erschlagen! Er hat ihn erschlagen!"

„Fort! Fort!" schrieen die an der Thür.

„Die Gendarmen kommen!" ertönten andere Rufe von dem Hausflur her.

Nur noch eine flüchtige, kaum an der Zeitenuhr zu messende Weile und der nächtige Spuk hatte sich aus der Stube und dem Hause verloren, wie er gekommen war. Die Stätte bethörter Leidenschaft und zügelloser Verhetzung hatte sich geleert. Nur der zu Tod getroffene, am Boden liegende Körper des Schmiedes bewies, daß das Gespenstige dieses Vorganges — dem wirklichen Leben entsprungen war.

Draußen fiel um diesen Augenblick strömender Regen vom Nachthimmel. Allmälig erlosch die Brandröthe. Auf der Straße war es still geworden. . . .

Wird die Fluth, die niederrauscht, sich auch kühlend an die wundgeschlagenen Herzen legen?

---

## VIII.

### Das himmlische Kind.

Es war wieder stille geworden und Ruhe eingetreten, wenn man das Stille und Ruhe nennen möchte, wenn Menschen und Dinge wieder in die alten Verhältnisse zurückfallen und dieselben Maße einnehmen, die sie zuvor eingenommen haben.

In der Landtagsstube donnerte der neue Abgeordnete des Wahlbezirks, oder wie er sich lieber nennen hörte, der „Declamant" gegen die Deutschen und gegen Alles „aus Wien Kommende," und auf einem Hintergebäude der Fabrik hatte man den alten, in jener Nacht von den Flammen verzehrten Dachstuhl mit einem neuen vertauscht.

Jetzt lag dichter Schnee darauf, denn es war im Winter, und wer von den Ereignissen nicht genau unterrichtet war, ging an dem frisch gezimmerten und neu gedeckten Dache vorüber, ohne zu wissen, welch eine traurige Geschichte es hatte.

Das Leben ließ sich um sein Recht, das so alt ist wie die Welt, nicht verkürzen; wo man es erstorben glaubte, zuckte es wieder auf und bewies eben dadurch seine zwingende Nothwendigkeit.

Und so durfte es Niemanden Wunder nehmen, wenn in

Jonathan's Fabrik die lebendigen Räder und Schwungriemen wieder schnurrten und surrten, als hätten sie sich niemals mürrisch und unwirsch benommen; daß jetzt, wenn der „Fabrikant", wie er wieder hieß, durch die Räume seiner Thätigkeit schritt, manche schwielige Faust grüßend nach der Mütze griff, die zuvor wie zum Hohne auf dem struppigen Kopfe verblieben war, und daß manches Auge freundlich leuchtete, das in jener Nacht nach den silbernen Leuchtern auf Jonathan's Tische gierig gefunkelt hatte.

Das Leben war überall in seine alten Rinnsale eingekehrt und es hatte eine so gleißende Außenseite angenommen, daß man fast glauben konnte, jene grauenvollen Ereignisse hätten nie stattgefunden.

Selbst das Gericht waltete nur im Stillen seines Amtes.

Nicht wenige Personen hatte der Kreisrichter an seinen grünen Tisch vorgeladen und ausgefragt, aber Keiner wußte sich, „und wenn es um den Kopf ginge," zu erinnern, ob und wann er in jener Nacht sich vor Jonathan's Haus eingefunden habe. Keiner hatte die Schwefellunte gesehen, von deren zufälliger Berührung mit einem Zündhölzchen das Dach eines der Fabrikgebäude so lustig aufgeflackert war. Keiner hatte jemals das schwere Brecheisen berührt, gegen dessen Gewalt die Bohlen des Hausthores sich endlich nachgiebig bewiesen hatten. Keiner endlich hatte den Eisenhammer sausen gehört, der so wuchtig auf das Haupt des Schmiedes niedergefallen und wußte anzugeben, wer ihn geschwungen hatte.

Das Leben bäumte sich überall auf, und um sich zu behaupten, griff es nach der Lüge; und die Lüge bewährte sich in diesem Falle vortrefflich.

Ja, die drängende Triebkraft dieses Lebens ließ sich so wenig von dem strengen Untersuchungsrichter in die Paragraphen

eines Strafgesetzbuches zwängen, daß ihm „unter der Hand," wie er selbst zugestand, die Hauptschuldigen entschlüpften, während nur ein kleines Bruchstückchen jenes Menschenknäuels, der sich damals in „ungesetzlicher Zusammenrottung" vor Jonathan's Hause und in dessen Stube eingestellt hatte, in den Maschen des ausgespannten Netzes sich fangen ließ.

Der Untersuchungsrichter hatte sogar, um seine Unparteilichkeit in helles Licht zu setzen, eine „Citation" an den Caplan ergehen lassen. Aber die „geweihte Hand" des jungen Priesters hatte sich voll sittlicher Entrüstung gegen die Zumuthung erhoben, als wären in seinen auf der Kanzel gefallenen Worten die Keime der unseligen Verhetzung gelegen. „Ob es denn schon so weit gekommen sei," rief er in höchster Aufgeregtheit, „daß der Priester auf jener Stätte, die ihm und keinem Anderen gehöre, nicht einmal mehr das „Wort des Herrn" nach seinem Verständnisse und wie er es der Auffassung des „gläubigen Volkes" am geeignetsten ansehe, auslegen und erklären dürfe? Nicht einmal unter dem Kaiser Julian, dem Apostaten, sei das verwehrt gewesen. Man solle ihm in seiner ganzen Predigt, die er hier in Abschrift mitgebracht habe, Eine Stelle nachweisen, in welcher er den Namen „Deutscher" ausgesprochen oder gar auf Jonathan Falk angespielt habe, daß dieser es mit den Deutschen halte. Ueberall sei nur von Kain und Abel die Rede, und die seien Personen des alten Testaments und man werde doch nicht im Ernste daran gehen, den Text der Bergpredigt von „Jenen, die nach der Gerechtigkeit hungern und dürsten," vor den Strafrichter zu citiren?"

Die Untersuchungs-Behörde hatte feinlächelnd den „geweihten" Zeugen entlassen, ihm aber beim Fortgehen den klugen Rath zu gründlicher Befolgung auf den Weg mitgegeben, in

der Auswahl der biblischen Texte in Zukunft mehr Vorsicht walten zu lassen, da man in einem „zweisprachigen" Lande lebe.

Es stimmte beinahe zur Heiterkeit, daß selbst Derjenige, der über die Vorgänge jener Nacht die beste Auskunft hätte geben können — zu neuem Leben erwacht war.

Jaroslaw Patek, der Schmied, war dem wuchtigen Schlage, der seinem Haupte gegolten hatte, nicht erlegen. Jaroslaw Patek's Natur war zu stämmig und kräftig angelegt worden, um sich sogleich und ohne Vertheidigung, blos weil es ein eiserner Hammer so gewollt hatte, in ihr Nichts aufzulösen.

Viele Tage und Nächte rang und kämpfte sie gegen die allzeit bereite Todesgewalt, bis sie endlich Siegerin blieb. Aber als er, der starke Mann, wieder zu lichtem Bewußtsein zurück kehrte, ließ er, krank und gebrochen, wie er war, zuerst um Jonathan Falk schicken.

„Bruder," hatte er zu ihm mit schwacher Stimme gesagt und doch klang jedes seiner Worte fest und bestimmt, „du hast den Mann, der mir das gethan hat, nicht gesehen und erkannt?"

Er wies mit aufgehobenen Fingern nach der Wunde an der linken Schläfe seines Hauptes.

Jonathan verstand ihn wohl und nickte ihm zum Zeichen seines Einverständnisses zu.

„Die vom Gericht," begann der Schmied wieder, sein Stimme zu einem fast unhörbaren Flüstern herabdrückend, „haben mir auf dem Krankenlager den Hammer vorgewiesen, den sie bei dir an Ort und Stelle gefunden haben . . . Ich habe den Hammer aus meiner Werkstätte nicht erkannt, es war ein fremder Hammer, der mich niedergeschlagen hat . . ."

Die letzten Worte stieß er mit großer Anstrengung heraus, so daß er für eine geraume Weile erschöpft innehalten mußte.

„Indessen ist Jan Swatek, mein Geselle, verschwunden," sagte er dann anscheinend gleichgiltig, „und kein Mensch weiß, wohin er gekommen ist; er ist wie in die Erde hinein versunken — und mein Sohn ist wieder ins Studiren nach Prag gegangen."

Eine finstere Wolke hatte sich auf der Stirne des Schmiedes zusammengezogen, nachdem er seines Sohnes Erwähnung gethan. Dann hatte er, sich zur Wandfläche wendend, Jonathan angedeutet, er möge ihn nun verlassen.

So klammerte sich Alles, Alles, was mit den Geschehnissen jener Nacht in irgend einer Beziehung stand, an jenen vielästigen Baum an, den wir Leben nennen.

Von den rothen Ziegeln des neuen Daches angefangen, bis herab zu den Actenbündeln in der Amtsstube des Untersuchungsrichters, die nach Hunderten von „halbbrüchigen" Bogen zählten, überall ein und dasselbe Bemühen, jenem nächtigen Spuk eine Deutung zu geben — die mit der Wahrheit auf sehr schlechtem Fuße stand!

Nur in dem Hause Jonathan's schien jenes Drängen und Emporwuchern eines neuen Lebens sich fast zögernd niederlassen zu wollen.

Der Sprechversuch des armen Knaben hatte sich als keine Täuschung erwiesen. Bernhard redete! Das Band der Stummheit war in jener Nacht wirklich gesprengt worden.

„Ich weiß nicht, was dich gesund gemacht hat," sagte Dorothea einmal, nachdem sie dem allerdings noch immer unvollkommenen Reden des Kindes lange gelauscht hatte; „ob es ein Wunder war, oder etwas Anderes, was ich nicht begreife, aber das weiß ich, daß du jetzt reden kannst, fast ganz so reden, wie dein Vater."

Aber während Jonathan oft mitten in der ernsten Arbeit

seiner Thätigkeit unwillkürlich lächelte und dann aufstand, um nach Hause zu eilen, blos um sich aufs Neue zu überzeugen, daß Bernhard wirklich und in der That mit seinem Munde spreche, daß ihn keine Sinnestäuschung befangen halte und Alles so eingetroffen war, wie Veile Oberländer und Dorothea vorausgesagt hatten, vermochte sein junges Weib von den Schrecknissen jener Nacht sich nicht mehr zu erholen. Alles, was Leben in ihr hieß, war damals für immer zerstückt und gebrochen worden, und aus der Ohnmacht, die sie in jener fürchterlichen Stunde befallen, war sie nur erwacht, um einem langen Siechthum entgegenzugehen, das mit einer anderen, aber ewigen Ohnmacht endigen sollte.

Der Todesengel, wie ihn Veile Oberländer geschildert hatte wieder einmal sein Schlachtmesser geschwungen; ein Blutstropfen war zur Erde gefallen, und wo er hinfiel, stand grade das Haus Jonathan's und das junge Leben der Mutter seines Kindes.

Tage und Wochen und Monate waren vergangen; draußen blies der Wintersturm über das beschneite Land, und es war ein kalter, grimmiger Winter, wie sich dessen die ältesten Leute nicht erinnern konnten. Es hatte den Anschein, als ob eine Menschenseele nur den ersten Sonnenstrahl, nur das Erscheinen des ersten Blümchens erwarten wollte, um dann den Weg anzutreten, den sie Befreiung nennen.

Bella hatte seit jener Nacht das Bett nicht mehr verlassen können; ohne ein ausgesprochenes Leiden, ohne jeden „Anhaltspunkt," wie der Ausspruch des Arztes lautete, welkte die junge Frau hin, und doch wollte derselbe Arzt nicht zugeben, daß sie eigentlich krank sei. Er sagte das wenigstens, so oft ihn Jonathan befragte, um ihn zu trösten; in eine weitläufigere Erörterung sich einzulassen, oder die Möglichkeit zu besprechen

ob für dieses junge Leben noch eine Quelle irgendwo rieselte, um daraus mit einem frischen Trunke sich zu erlaben, davon hielt ihn sein wissenschaftliches Standesgefühl oder vielmehr ein Mitleid ab.

Die volle Wahrheit erfuhr Jonathan erst, als er einmal nach Monaten seiner alten Freundin Veile seine Befürchtungen über den Zustand seines jungen Weibes aussprach.

„Sie klagt nicht, sie ist eher lustig und heiter wie niemals zuvor," sagte er zu ihr; „sie hat Tage, an denen sie so gesund ist, wie ein anderer Mensch, und doch sagt mir eine innere Stimme, daß Bella sehr krank ist."

Er war es von jeher gewohnt, daß die alte Frau lindernd und tröstend Alles berührte, was von ihm ausging, mochte es ein großes oder ein kleines Leid sein. War sie es nicht gewesen, die mit unanfechtbarer Zuversicht die Gesundung seines Kindes vorhergesagt hatte? Vielleicht fand sie in dem unerschöpflichen Borne ihrer Liebe für ihn ein Wort des Trostes und der Hoffnung.

Die alte Frau hörte ihn stillschweigend an, aber ihre Miene war tieftraurig geworden.

Endlich sagte sie:

„Hast du dir einmal schon ein Glas betrachtet, wenn man das Wasser oder den Wein ausgeschüttet hat? Anfänglich meinst du, es ist Alles schon herausgeflossen, dann kommen aber noch immer zwei oder drei Tropfen zum Vorschein, die möchten um keinen Preis von ihrer Stelle fortgehen. Das Glas ist ihnen zu lieb geworden, warum sollen sie auch fortgehen? Sollen sie mir nichts dir nichts sich ausgießen lassen? Dazu ist noch immer Zeit, sie haben eben keine Eile und können sich gedulden. Und dann —"

„Und dann?" wiederholte Jonathan schwer athmend.

„Und dann," sagte die alte Frau im Tone der tiefsten Bekümmerniß und die staarblinden Augen forschend auf Jonathan's Antlitz geheftet, „wenn du dich nach den Tropfen, die in dem Glase waren, umsiehst, so sind sie mit einem Male verschwunden . . . Gott der Lebendige weiß, wo sie hingekommen sind . . . Hast du mich verstanden? . . ."

Ob er sie verstanden hatte! Er sah vor sich die schwindenden, verrinnenden Tropfen im Wasserglase und dachte dabei an sein junges Weib zu Hause auf dem Krankenlager . . .

„Ich glaube, Jonathan, mein Sohn," sagte Veile Oberländer nach einer langen Weile, „du mußt dich auf etwas gefaßt machen . . . so um das Frühjahr herum, meine ich, wird sich etwas erfüllen, was dir bestimmt ist. Nach Allem, was ich höre, kenne ich mich im Zustande deines Weibes aus. Mach dich gefaßt, Jonathan, mein Sohn . . ."

Seit dieser Unterredung mit seiner alten Freundin waren wieder Tage und Wochen verstrichen.

Jonathan gab sich keiner Täuschung mehr hin, die Tropfen im Wasserglase waren auf eine erschreckend kleine Zahl herabgesunken.

Ja, sie war wieder lustig und heiter geworden, das junge Weib Jonathan's, und aller Harm und alle Bedrängnisse schienen von ihr genommen zu sein. Die schwarze Wolke hatte sich erhoben und schwebte noch als ein dunkler Punkt an dem Himmel. Auch das silberhelle Lachen war wieder zurückgekehrt und es hatte jetzt den vollen, durch keinen jener Mißtöne, in die es früher umschlug, beeinträchtigten Klang, der dem Herzen so wohl that, und an manchen Tagen war sie, wie Jonathan gesagt hatte, so gesund, wie jeder andere Mensch.

Nur die durchsichtige Bläße auf den abgezehrten Wangen wollte trotzdem etwas Anderes behaupten.

An einem so gesunden Tage, nachdem sie lange Zeit von ihrem Krankenlager aus dem Schwatzen Bernhard's gelauscht hatte, rief Bella das Mädchen an ihr Bett und sagte zu ihr:

„Im Grunde genommen, Dorothea, hast du eigentlich mit dem Kinde jetzt wenig zu schaffen. Bernhard hat seinen Mund wiederbekommen, und wie prächtig weiß er ihn zu benützen!"

„Das ist wahr," entgegnete darauf Dorothea rauh und abstoßend.

„Was ist wahr?" fragte Bella.

„Ich könnte jetzt wieder gehen," rief das Mädchen, ganz gegen seine frühere Weise, mit überquellender Heftigkeit; „ich könnte jetzt gehen, denn ich habe hier im Hause nichts mehr zu thun."

„Was du doch für eine Närrin bist, meine gescheite Dorothea!" rief Bella nach einer Weile mit ihrem silberhellen Lachen. „Ich hätte immer gedacht, du verstehst dich auf Spaß."

„Dorothea!" rief sie wieder nach einigen Augenblicken, aber diesmal mit solcher Innigkeit, mit solchem Ernste, wie noch nie zuvor. „Komm her, Dorothea, ich gebe dir einen Kuß!"

Dorothea neigte sich zu ihr herab; die heißen Lippen der Kranken legten sich brennend auf die Stirne des Mädchens.

Dann hielt sie sie ganz nahe ihrem Gesichte mit ihren Armen umschlossen und betrachtete stillschweigend ihr Antlitz.

„Wie schön und groß du geworden bist, Dorothea," sagte sie mit ungeheuchelter Bewunderung, „seit du zu uns ins Haus gekommen bist! Damals warst du noch ein halbes Kind und durchaus nicht schön. Was dich nur so schön und groß gemacht hat, Dorothea?"

Sie schien es nicht zu bemerken, daß sich Dorothea ihren

Armen entwunden und dann flammendroth von ihr abgewendet hatte.

„Dorothea!“ rief sie wieder nach einer Weile.

Das Mädchen trat zu ihr.

„Was du doch für eine Närrin bist, Dorothea, wenn du meinst, du könntest jetzt nach Hause gehen! Weil mein armer Knabe jetzt nicht mehr stumm ist, glaubst du, jetzt sei Alles aus? Grade jetzt, du Närrin, wirst du nöthiger sein als sonst. Oder willst du gehen, Dorothea? Mußt du vielleicht gehen?“

Statt aller Antwort brach das Mädchen in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

„Willst du gehen?“ wiederholte Bella mit großer Heftigkeit.

„Ich will bleiben!“ rief Dorothea.

Welch ein süßes Lächeln tiefster Befriedigung glitt über die blassen Züge der Kranken! Minutenlang lag sie dann da mit geschlossenen Augen und schien in wohligem Nachdenken das Gehörte noch einmal nachzuempfinden. Mit einem Male richtete sie sich in ihrem Bette auf; sie mochte sich seltsam gestärkt in diesem Augenblicke fühlen.

„Dorothea,“ rief sie, „was ist heute draußen für ein Tag?“

„Die Sonne glitzert auf dem Schnee der Dächer.“

Die Kranke wiederholte langsam Wort für Wort; dann meinte sie:

„Dir ist eigentlich ein merkwürdiges Geschick beschieden worden, Dorothea! Jahrelang hast du dich mit meinem armen Bernhard geplagt, hast ihn, trotzdem du noch ein halbes Kind warst, auf deinen Armen herumgetragen. Und jetzt, nachdem Alles besser geworden ist, kommt wieder Eine, und diese Eine fragt dich: Möchtest du ihr nicht auch diesen Liebes

dnst erweisen? Möchtest du sie nicht auch auf deinen Armen
tragen, Dorothea?"

Und als Dorothea sie erschreckt anstarrte, sagte sie mit
einem unwiderstehlichen, den Kranken eigenthümlichen Lächeln:

„Dorothea, ich möchte sehen, wie die Sonne auf dem
Schnee glitzert. Trag' mich ans Fenster!"

Mit welcher Raschheit Dorothea den großen Lehnstuhl an
die sonnigste Stelle neben das Fenster rückte; mit welcher Sorg-
falt sie die Kranke in ihre warmen Arme nahm und auf den
wohlbereiteten Sitz trug, um ihr von da aus den günstigsten
Ausblick nach den schneebedeckten Dächern der Häuser und dem
goldenen Tageslichte zu gewähren!

„War ich dir schwer, Dorothea?" fragte Bella, sich mit
großem Wohlbehagen in dem Lehnstuhl zurechtrückend.

Erst antwortete Dorothea nicht, dann sagte sie auswei-
chend, ohne ihre Traurigkeit unterdrücken zu können:

„Schwerer als mir Bernhard jemals gewesen ist."

Närrchen," rief Bella, „warum willst du nicht sagen, daß
ich dir federleicht gewesen bin, wie ein junges Vögelchen, das
eben erst aus dem Neste seiner Mutter kriecht? Ja, wie ein
Vögelchen," setzte sie nach einer Weile mit einem leichten
Seufzer hinzu, „das zum ersten und vielleicht auch zum letzten
Male versuchen will, wozu ihm die Flügel gegeben worden
sind."

Sie sah dann in die glitzernde Sonne, die jedes Schnee-
täubchen auf den Dächern in einen funkelnden Edelstein ver-
wandelt hatte.

Von der Gasse herauf drang das Geknarre des schweren
Fuhrwerks auf dem hartgefrorenen Pflaster. Von der Kirche
läutete es; der Glockenton durchschnitt scharf die reine kalte Luft.

„Warum läuten sie jetzt, Dorothea?“ fragte sie. „Es ist ja noch nicht Mittag.“

„Es wird ein Seelenamt dort sein,“ meinte Dorothea.

„Was ist das, Dorothea?“

„Man nennt es auch eine Seelenmesse, die der Priester für einen Verstorbenen abhält.“

Sie schien der Belehrung Dorothea's gleichwie den Glockentönen aufmerksam zu lauschen; sie hatte den Kopf in die eine Hand gestützt und sah wieder hinaus auf den glitzernden Schnee, der für sie ein unauflösliches Geheimniß sein mochte, dessen Enthüllung sie anderswo finden sollte.

„Dorothea!“ rief sie mit einemmale.

Die Glocke hatte soeben ausgeklungen.

„Erzähle mir doch einmal, wie es dir ist, wenn du gebeichtet hast!“

„Ich beichte nicht mehr.“

„Warum?“

„Ich hab's aufgegeben.“

„Kann man so etwas aufgeben?“

Dorothea schwieg beharrlich.

„Du willst vielleicht mit mir nicht über solche Dinge sprechen, Dorothea,“ sagte Bella, „weil du denkst: Was geht das die fremde Frau an, die mit mir doch nicht in eine und dieselbe Kirche geht!?“

Und ohne eine Gegenbemerkung abzuwarten, die ihr Dorothea etwa entgegenhalten mochte, fuhr sie wie in einem halb traumhaften Selbstgespräche zu reden fort:

„Ist es nicht merkwürdig, daß ich und Hunderttausende gleich mir nicht wissen, ja nicht einmal begreifen können, was eine Beichte ist oder wie es Einer zu Muthe ist, wenn sie gebeichtet hat? Und in einer und derselben Stube athmet mit

ir Jemand, ißt mit mir an demselben Tische, lebt in beständigem Verkehr mit mir! Die weiß das Alles und weiß sich rüber Rechenschaft abzulegen . . . und ich kann es nicht. Woher kommt das? Muß es solche Scheidewände geben?"

Sie mochte an diesem lauten Gedankenleben ihr Gefallen nden, denn die glänzenden Augen gegen das Fenster gerich=t, vielleicht in gänzlicher Vergessenheit, daß noch irgend Jemand ußer ihr in dieser Stube sich befinde, spann sie den einmal fgegriffenen Faden weiter fort:

„Beichte, was ist das? Ein Mensch kommt zu einem an=ren Menschen, der ist hiefür bestimmt, und theilt ihm an nem geheiligten Orte mit, was seine Seele bedrückt, was er r große und kleine Sünden begangen hat. Und der Andere, r kraft seines Amtes binden und lösen kann, sagt ihm dann twedet: „Du kannst rein und schuldlos von hinnen gehen," der: „Ich kann dir nicht verzeihen." . . . Wenn ich weiß, rt und dort ist ein Mensch, zu dem kannst du zu jeder Stunde s Tages gehen, er ist immer bereit, dich anzuhören, dich zu östten, wenn du dessen bedarfst, er hat ein Urtheil darüber, b du etwas Sündhaftes begangen oder nicht; er wägt das lles auf seiner Wage und sagt dir dann, ob er es zu leicht der zu schwer befunden hat . . . Wenn ich weiß, Einer ist n, der ist ein Mensch wie du, der hat vielleicht auf dem näm=chen Irrwege gestanden wie du, wenn ich das Alles weiß, so t das für mich etwas, was ein Stab für einen Blinden oder r Grund für ein Haus ist. Darauf kann ich mich stützen, rauf kann ich weiter bauen! Ein Mensch, der den Muth t, vor einem Anderen die verborgensten Stellen seiner Seele ufzuthun, ihm sagt: „Hier hast du den Schlüssel, sieh' dich n mir um, wie du willst!" ein solcher Mensch ist kein ver=

schlossener Kasten wie bei uns! Wer hat den Schlüssel b
uns? Er liegt oben bei Gott!"

Noch immer spann sie an diesem Gedankenfaden weiter
das Gespinnst mochte für die Kranke etwas Verlockendes haben
daß sie das Ende sehen wollte.

„Was sagen sie doch zu uns?" fing sie nach einer Weil
wieder an, die glänzenden Augen noch immer gegen das Fenste
gerichtet.

Dorothea aber lauschte den Worten Bella's, als wären
diese an sie gerichtet worden und nicht an die Seele der Sprech
rin selbst.

„Was sagen sie doch bei uns, wenn man ein Bedürfni
fühlt nach dem, was Beichte heißt? Zuerst sagen sie: „D
bist ein Weib und für die Weiber haben wir keine Religion
Die ist nur für die Männer!" Sie haben bei uns eine eigen
Abtheilung in ihren Bethäusern, wo die Weiber hinter Gitter
zusehen und hören können, wie ihre Männer eigentlich die R
ligion sind. Dann sagen sie: „Wir haben keine Priester
Wir haben Keinen, der binden und lösen kann! Bei uns mu
Jeder, der sein Gemüth bedrückt fühlt, oder eine Schuld a
der Seele hat, mit sich selbst fertig werden, und muß sei
eigener Priester sein! Du willst einem Menschen dich anve
trauen, sagen sie, vor einem Menschen willst du das Innerst
deiner Brust ausschütten? Wer und was ist dieser Mensch
Hältst du dich selbst für so gar nichts, daß du erst eines Ander
bedarfst, wenn du mit dir ins Reine kommen willst?"

Ueber dem letzten Gedanken schien ihre Seele müd
geworden.

Dorothea hörte noch, wie sie flüsternd mit halbgeschlossene
Augen vor sich hinfragte:

„Wer von Beiden hat Recht?"

Dann schwieg sie und an den ruhigen Zügen ihres Athems erkte das Mädchen, daß die Kranke eingeschlummert war.

Nach diesem „gesunden" Tage mit dem glitzernden Sonnenscheine auf den Dächern waren wieder Tage gekommen, an denen Bella unfähig war, an Dorothea die Bitte um den Liebesdienst zu richten, sie ans Fenster zu tragen. Der Wintersturm fegte wieder durch die Gasse und der Lehnstuhl am Fenster blieb leer!

Dann war es, als ob die Sonne verschämt der Kranken riefe:

„Ich kann dich noch nicht befreien, es fehlt mir die Kraft dazu! Warte noch! Das Frühjahr ist noch nicht gekommen!"

Eines Tages hörte sie von ihrem Krankenlager aus, wie Dorothea in der angrenzenden Stube den Knaben zur Rede stellte. Die Stimme des Mädchens klang scharf; so hatte Bella sie noch niemals gehört.

Sie horchte hoch auf.

„Warum stotterst du so ängstlich, Bernhard?" rief Dorothea. „Du darfst nicht stottern, du mußt immer muthig reden! Du mußt es wie dein Vater machen, Bernhard! Siehst du, wie das Gesindel in sein Haus gedrungen kam mit Aexten, Beilen und Brecheisen, meinst du, er ist vor Furcht verstummt? Nein, aufrecht ist er gestanden, seine Augen haben geblitzt, er hat ein Messer in der Hand gehabt und da haben sie sich vor ihm gefürchtet. So mußt du's auch machen, du darfst keine Furcht zeigen, denn davon kommt viel Unglück!"

Die Kranke horchte noch auf, dann lächelte sie vor sich hin. —

Woran eine solche Kranke nicht denkt, wenn sie Tage und Wochen und Monate das leise Flüstern und Knistern der Geister

vernimmt, die ihr uraltes Lied von der Befreiung des irdische Leibes zu singen nicht müde werden?

Da hat das Erinnern tausend Ausgangspförtchen, dur die es ungehindert hinausschlüpfen kann, um sich da und do zu ergehen. Niemand bewacht es, Niemand hält es eifersücht zurück. Voll mit Beute beladen, trauriger und lustiger keh es von einem jeden Ausflug in sein Heim zurück. Jen Flüstern und Knistern der singenden Geister hat eine Mac gegen die keine andere aufkommt, denn „du bist unser!" sing jene Geister.

So erinnerte sich Bella eines Morgens, daß Dorothea v langer Zeit ihrem Knaben ein Märchen erzählt hatte, wor beständig die Worte vorkamen:

„Der Wind, der Wind,
Das himmlische Kind!"

und seitdem wiederholte sie diese Worte, als wäre sie selb wieder zum Kinde geworden, das an solchen Reimen das be Behagen hat, fast zu jeder Stunde des Tages. Sie rief s bald laut in heiterer Stimmung aus, bald wieder schien s mit ihnen ein trauriges Echospiel zu treiben. Sie wuß wohl warum.

In einer Nacht fuhr es erst mit leisen, dann aber imm heftiger und dringender pochenden Fingern an den Fenste der Stube vorüber, worin die Kranke lag.

Das war der Wind, der sich aufgemacht hatte, um m einem Male Alles hinwegzufegen, was an den Winter erinner Früh Morgens, als die Leute aufwachten, fanden sie, daß d „himmlische Kind" in der einen Nacht mehr zuwege gebrac hatte, als sie noch gestern sich vorgestellt hatten. Es weh eine weiche warme Luft; auf den Dächern war sämmtlich Schnee verschwunden und aus den Dachrinnen plätscherte

nze Bäche hellen Wassers, das erst unter der Berührung t der schmutzigen Straße sich verunreinigte.

„Der Wind, der Wind,
Das himmlische Kind!"

f Bella früh am Morgen.

An demselben Tage war Jonathan aus der Kreisstadt rückgekehrt, wohin ihn der Untersuchungsrichter als Haupt- ugen in seiner eigenen Sache vorgeladen hatte.

Die erste Frage, die sie an den Eintretenden richtete, chdem sie ihn mit überströmender Herzlichkeit begrüßt hatte, utete:

„Haben sie dich verurtheilt, Jonathan?"

„Mich?" fragte dieser erschrocken und trat an das Bett r Kranken, denn er glaubte nichts Anderes, als daß Bella e zu reden anfange.

„Erschrick nicht so, Jonathan," sagte sie sogleich, „es hätte auch so kommen können."

Dann erzählte ihr Jonathan, wie es ihm in der Kreis- dt vor dem Untersuchungsrichter ergangen, wie es ihn mit el und tiefstem Schmerze erfüllt, all' die Erlebnisse jener cht noch einmal bis in die kleinsten Kleinigkeiten berichten müssen, und wie ihm im Anblicke dieser Strolche, von denen n Einige von Angesicht zu Angesicht vorgestellt worden, be- ndig der Gedanke beschäftigt habe, was sie sagen würden, se Unmenschen, wenn sie wüßten, daß seine Bella seitdem nk zu Hause liege!

„Aber du wirst sehen, Bella," sagte er zuletzt, „du wirst en, es wird jetzt ganz anders werden! du wirst gesund werden, e du es immer gewesen bist. Und es wird eine Zeit kommen, uns das, was wir erlebt haben, wie ein schwerer Traum cheinen wird."

Sie hatte mit weit offenen Augen dem Berichte Jonathan's gelauscht, wenigstens schien es so. Dann richtete sie sich in Bette höher auf und Jonathan konnte bemerken, daß eine selt same Wandlung mit der Kranken seit der kurzen Zeit seine Abwesenheit vorgegangen war.

„Weißt du, Jonathan," rief sie, schwach lächelnd, „ich ent decke erst jetzt, welchen schönen Namen du eigentlich hast, Jo nathan! Ist das nicht der treue Königssohn aus der biblische Geschichte, an die ich mich von der Schule her sehr gut e innere? Aber der Andere, der sich seinen Freund nannte, wa nicht so. Ich habe schon in der Schule den Eindruck gehab daß der Andere es nicht so gut gemeint hat mit dem treuer sich immer gleichbleibenden Jonathan! Er hat nur stets an si gedacht, und nirgends steht geschrieben, was er eigentlich fi Jonathan gethan hat."

Nach einer längeren Zeit, während welcher sie ihre Auge auf Jonathan's Antlitz geheftet hielt, legte sie ihre fieberhei Hand auf seine und sagte:

„Der Wind hat sich gelegt? Ist neuer Schnee gefallen

„Die Sonne scheint so warm! Wenn es so fortgeht, fangen noch in dieser Woche die Bäume in unserem Gart an, auszuschlagen."

„Jonathan!"

„Was willst du, Bella?"

„Willst du mir einen großen Gefallen erweisen?"

„Du fragst noch?"

„So schicke mir noch heute um Veile Oberländer. S muß mit ihr sprechen."

Jonathan erbebte in tiefster Seele.

„Sie wird dich aber erschrecken, Bella," sagte er tonl „Du kennst ja ihre Art."

„Ich erschrecke vor gar nichts mehr!" meinte sie mit ihrem alten Lächeln.

„Ich möchte um sie erst schicken, wenn du ganz gesund bist."

„Thu' das ja nicht, Jonathan," rief die Kranke wie warnend, „sie könnte sonst zu spät kommen."

„Veile Oberländer ist so stark wie ein Riese, die wird alt bis zu hundert und zehn Jahren," versuchte Jonathan zu scherzen.

Bella antwortete nicht, aber zwischen ihren Lippen kamen wieder halb geflüstert, halb gesungen die Worte des uralten Märchens hervor:

„Der Wind, der Wind,
Das himmlische Kind!"

und Jonathan wußte nun, daß er die Bitte seines kranken Weibes erfüllen müßte.

Eine halbe Stunde darauf trat Veile Oberländer in die Krankenstube. Trotz der Eile, mit der sie sich auf Jonathan's dringende Bitte auf den Weg gemacht hatte, zeigte ihre Haltung sowohl als ihr Anzug dieselbe stramme Unabhängigkeit und Reinlichkeit wie sonst. Sie war nach ihrer Art geräuschlos eingetreten, das Stäbchen, womit sie sich selbst die zu beschreitende Bahn beschrieb, in der rechten Hand und unter dem linken Arme ein Buch tragend, das auf einen flüchtigen Blick hin für die Andacht bestimmt schien. Jonathan, der am Bette Bella's, der Thüre abgewendet, saß, hatte ihr Kommen nicht bemerkt, aber die Kranke rief sogleich mit heller Stimme:

„Guten Morgen, Frau Veile, guten Morgen! Ich fürchte mich jetzt gar nicht mehr vor „Benemmerinnen."

Die alte Frau war an der Thüre stehen geblieben und

tastete mit den Fingern an einem der Pfosten herum, bis sie die Stelle entdeckt hatte, wo die „Mesuse“ hing.

Erst nachdem sie das Täfelchen berührt und die Finger andächtig an den Mund gebracht hatte, tappte sie behutsam vorwärts. Jonathan geleitete sie zu dem Sitze, den er an dem Bette eingenommen hatte. Sie setzte sich, ihr Kleid glättend, und sagte:

„Den guten Morgen zurück, mein Kind! Seit wann hat sich mein Kind vor „Benemmerinnen“ gefürchtet?“

„Es hat eine Zeit gegeben, da hab' ich mich gefürchtet; ich war fest überzeugt, daß es solche Weiber giebt. Aber seit mein armer Knabe das Sprechen wieder bekommen hat, glaube ich nicht mehr daran,“ meinte die Kranke.

„Wer hat mich denn eigentlich zu sich bestellt von Euch Beiden?“ sagte mit einem Male die Blinde. „Bist du's, Jonathan, mein Sohn, oder ist es dein Weib?“

„Ich allein,“ rief Bella.

„Wenn dem so ist,“ sagte Veile Oberländer, „so mußt du uns auch allein lassen, Jonathan, mein Sohn. Was hat auch ein Mann dabei zu sein, wenn zwei Frauen mit einander etwas zu reden haben? Es schickt sich einmal nicht.“

Und obwohl diese Worte mit einer an der alten Frau höchst seltsamen Scherzhaftigkeit vorgebracht wurden, lag ihnen doch ein so furchtbarer Ernst zu Grunde, daß sich ihm in keiner Weise etwas entgegensetzen ließ. Jonathan ging zur Stube hinaus.

„Und jetzt red', mein Kind, red' dich aus zu mir! Wir sind allein.“

„Ich habe Alles vergessen,“ klagte die Kranke, durch die Hastigkeit der alten Frau wahrscheinlich verschüchtert. „Ich erinnere mich an gar nichts mehr. Nur das Eine weiß ich

ch habe nur mit Veile Oberländer sprechen wollen und mit einer anderen Person."

„Soll ich dir sagen, mein Kind, was du mit mir reden willst?"

„Ja!" flüsterte Bella.

Es ging ein wunderbares Leuchten und Zucken über die starren Gesichtszüge der alten Frau. Sie hatte sich erhoben und war an das Kopfende des Bettes getreten.

„Wo bist du, mein Kind?" rief sie, indem sie mit den Händen an den Kissen herumtastete.

„Hier!" sagte die Kranke, die Hände der alten Frau auf ihrer Stirn festhaltend.

„Hast du noch eine Mutter, mein Kind?" fragte Veile, indem sie sich tief zu der Kranken hinabbeugte.

„Ich war zehn Jahre alt, als ich sie verlor."

„Deßwegen also?" murmelte die alte Frau, aber so leise, daß die Worte das Ohr der Sterbenden kaum berührten.

Dann richtete sie sich wieder auf, und indem sie ihre Hände auf den Kopf der Kranken legte, sprach sie langsam und eindringlich in der Sprache Zions einen langen Satz, den sie mit einem zwiefachen Amen endigte.

„Was ist das?" fragte Bella, nachdem Veile wieder ihre Hände entfernt hatte, mit schwacher Stimme.

„Das weißt du nicht? Das ist unser Priestersegen."

„Ich möchte das deutsch hören."

„Das kommt auf eines hinaus, mein Kind. Ich kann ihn dir auch auf deutsch sagen," sagte Veile, und es klang etwas von Stolz heraus, daß sie sich hierfür auch einer anderen Sprache bedienen konnte.

„Der Herr segne und behüte dich! der Herr lasse leuchten

sein Angesicht über dich und sei dir gnädig! Es wende Gott sein Angesicht dir zu und gebe dir den Frieden! Amen! Amen!"

Eine geraume Weile lag die Kranke lautlos und in der Stube war es so stille geworden, daß man von der Gasse herauf nur das Plätschern des Wassers aus der Dachrinne vernehmen konnte.

„Wie kommt es," rief Bella, die Hand der Blinden ergreifend, „daß Veile Oberländer, eine Frau, diesen Segen spricht? Es ist ja der Priestersegen."

„Weißt du das auch nicht, mein lieb Kind?" erwiderte Veile. „Hat dir das dein Vater oder deine Mutter niemals gesagt?"

„Niemals, niemals!"

„So will ich es dir sagen," rief die Blinde feierlich. „Bei uns kann Jeder diesen Segen sprechen, Mann oder Weib. Denn bei uns ist Jeder Priester in seinem eigenen Hause. Wenn ein Kind aus der Heimath fortgeht, so legt ihm der Vater die Hände auf den Kopf und sagt diesen Segen. Wenn eine Tochter ihre Eltern verläßt, um zu ihrem Manne zu ziehen, so segnet sie die Mutter mit diesem Spruche. Jedermann kann ihn sagen, denn er ist für Jedermann da. Und so, mein lieb Kind, mußt du dir auch erklären, wie der Segen auf meine Lippen kommt. Du mußt dir vorstellen, in diesem Augenblicke bin ich deine —"

„Mutter!" rief die Kranke mit einem durchdringenden Schrei.

„Reg' dich nicht zu sehr auf, mein Kind!" beschwichtigte die alte Frau, und indem sie sich niederbeugte, legte sie den Kopf der jungen Frau an ihre Brust, daß er daran ruhen konnte. „Reg' dich nicht auf," wiederholte sie zärtlich, „du wirst deine Kräfte noch bedürfen."

So hielt sie die Kranke lange umschlossen, bis sie, die Staarblinde, an einem leisen Weinen erkannte, daß die Aufregung der Sterbenden sich gelindert haben mochte.

„Wein dich nur aus, mein Kind!“ sagte sie dazwischen. „Das wird dir wohlthun und red' nicht früher, als bis dir das Alles vom Gemüth herunter ist. Oder willst du lieber einschlafen?“

„Es ist jetzt keine Zeit mehr zum Schlafen, Mutter!“ begann die Kranke wieder. „Ich weiß jetzt auch, was ich mit dir, und nur mit dir habe reden wollen. Es liegt mir auf der Seele seit langer Zeit und noch bevor ich krank geworden bin. Denn Vieles hat sich in mir geändert und Manches, was ich früher anders angesehen habe, steht nun in seiner wahren Gestalt vor mir. Ich bin kränker, als du dir denkst und vorstellst, Mutter! Ich werde nicht mehr schlafen, ich werde nicht mehr einschlafen!“

„Reg' dich nicht auf, mein liebes Kind!“ unterbrach sie Beile, „es könnte dir schaden.“

Sie sah nicht das wehmüthig traurige Lächeln, das sich auch jetzt noch auf dem immer bläßer und schmäler werdenden Antlitze zeigte, sie hörte nur, wie das junge Weib mit Anstrengung sprach:

„Laß mich jetzt reden, Mutter, so lange und so viel ich nur kann! Was hättest du davon, wenn ich wieder einschlafe und wieder aufwache und ich habe doch nicht geredet? Es kommt ja doch ein Tag, da schlafe ich nicht mehr ein. Laß mich also reden. Ich habe eine Bitte an dich, Mutter, es ist eine große und schwere Bitte! Versprich mir aber, daß du sie erfüllen wirst, wenn es in deiner Macht liegt. Versprich mir es; denn sonst kann ich nicht reden.“

„Ich verspreche dir's, mein lieb Kind, und wenn es mein Leben kostet!" sagte Veile Oberländer mit volltönender Stimme.

„Ich kann es aber nicht laut sagen," flüsterte die Kranke, „es muß vorläufig geheim bleiben zwischen dir und mir, Mutter."

„So sag' es mir ins Ohr, mein lieb Kind, ich höre dich schon."

Bella hatte sich in den Armen der alten Frau höher aufgerichtet, bis ihr Mund dicht am Halse Veile's lag; sie sprach in so leise geflüsterten, fast gehauchten Worten, daß es des schärfsten Gehörs bedurft hätte, um sie zu vernehmen.

Und doch vernahm Veile Wort für Wort den Inhalt, den das junge Weib ihr anvertraute. . . .

War es das Geständniß einer schuldbeladenen Seele, die Offenbarung eines Vorganges, auf dem diese heimwärts trachtende Seele einst gestrauchelt, daß die alte Frau darüber so erschrak? Sie mochte etwas Ungeheuerliches vernommen haben; ihre staarblinden Augen standen weit offen und durch die hohe Gestalt ging ein Zucken und Beben . . . und sie, die eine Sterbende in ihren Armen hielt, fühlte, daß sie schwach wurde.

Trotzdem bezwang sich diese stramme wettererprobte Natur, wie schwer es ihr auch ankommen mochte.

„Hast du dich jetzt ausgeredet, mein lieb Kind?" fragte sie.

„Ja!"

„So ruh' dich jetzt ein wenig aus. Später wollen wir mehr miteinander reden."

Mit unendlicher Zärtlichkeit bettete sie dann den Kopf der Kranken in die Kissen und tastete hierauf nach dem Lehnstuhle, in den sie sich niederließ. In diesem Augenblicke mochte die Blinde vergessen haben, daß zwei sehende Augen sie beobachteten. Sie hatte die Hände vor das Antlitz gedrückt und

zwischen den Fingern rannen heiße dicke Tropfen hindurch. So saß sie eine zeitlang da, dann stand sie geräuschlos auf und ging tappend auf die Thüre zu, die in die Wohnstube führte.

„Bist du da, Jonathan, mein Sohn?" rief sie.

Und als Jonathan ihr eine Antwort gab, sagte sie mit gedämpftem Tone, damit die Kranke es nicht höre:

„Bist du gefaßt, Jonathan, dem Traurigsten entgegenzugehen? Ich glaube, ihre Stunde ist gekommen, sie redet nicht mehr „sinnedig."

Jonathan folgte ihr in die Krankenstube. Bella schien in einem leichten Schlummer zu liegen, aber Jonathan wurde sogleich gewahr, daß ihre Athemzüge unregelmäßig gingen; von Zeit zu Zeit stockten sie ganz; die Augenlider waren halb geschlossen; hie und da zuckten die Finger an dem über die Decke nachlässig ausgestreckten Arme. War das sein junges Weib?

Plötzlich schlug sie die Augen auf, groß und glänzend, wie sie stets gewesen.

„Ist meine Mutter noch hier?" fragte sie fast unvernehmlich.

Jonathan beugte sich zu ihr nieder.

„Ich bin es, Bella!" sagte er. „Hörst du mich noch?"

Sie sah auf und lächelte matt.

„Mein treuer Königssohn Jonathan!" hauchte sie tiefaufathmend.

Ihr Antlitz hatte sich wundersam erhellt; in solcher Schönheit und Reinheit hatte es noch niemals geleuchtet. Ueber die Gewalt der Krankheit, über die nahende Zerstörung hinüber rauschten bereits die Fittige des ewigen Geistes.

„Ist meine Mutter noch hier?" fragte sie wieder.

„Sie ist bei dir, mein lieb Kind!“ rief Veile Oberländer.

Dann bat sie ihren Mann, er möge sie im Bette noch einmal höher aufrichten, und es war, als hätte sie dadurch neue Kräfte gewonnen. Ihre Stimme klang hell und klar, wie sie nun zu reden begann.

„Jonathan,“ sagte sie, „es ist gut, daß du da bist und die Mutter auch. Sie hat heute ein schönes Wort zu mir gesprochen, so schön und wahr! Ich möchte es gern mit mir hinübernehmen, wenn ich könnte. Sie hat mir gesagt: Jeder bei uns kann den Priestersegen sprechen, auch die Frau, denn Jeder bei uns ist Priester in seinem Hause. Das habe ich nicht gewußt! Darum bin ich wie ein Schatten, wie ein dunkler Schatten auf deinen Weg gefallen! Ich habe gelacht und gespottet, als du einmal verlangt hast, ich solle am Freitag Abends die Lichter anzünden. Die Frau soll dem Manne das Leben erhellen! Das habe ich übersehen! Ich habe meinen eigenen Weg gehen wollen.“

Sie hielt inne, aber dennoch bezwang sie die äußerste Erschöpfung.

„Sieh mich an, Jonathan,“ fuhr sie fort, „sieh mich an! Ich wäre für dich etwas ganz Anderes geworden, wenn ichs nur gelernt hätte. Ich habe es aber nicht gelernt. Und Tausende Meinesgleichen lernen es auch nicht mehr. Wir kommen wie aus einer anderen Welt, und was dir lieb und theuer war, das war für mich fremd. Muß das so sein? Und noch jetzt sage ich: es muß nicht so sein! . . . Daß es aber grade dich betroffen hat, Jonathan, mein treuer Königssohn, daß ich grade der Schatten habe sein müssen, der auf deinen Weg fiel . . . das verzeih mir, Jonathan, verzeih mir! Verzeih mir!“

Ihre Stimme war zu einem leisen Flüstern herabgesunken. Laut aufschluchzend bat sie Jonathan, sie möge sich schonen

nd nicht weiter reden. Alles, was sie bis jetzt gesprochen abe, beruhe auf ihrer Krankheit; wenn sie gesund geworden, erde Alles anders werden.

„Was habe ich dir zu verzeihen, Bella?“ rief er verzweifungsvoll, „was du mir nicht tausend Mal mehr zu verzeihen ättest!“

Sie besaß noch so viel Kraft, daß sie, als wollte sie es erneinen, ihren Kopf schwach schüttelte.

„Dorothea! . . . das Kind!“ kam es noch über ihre ippen, als sie des Mädchens gewahr wurde, das, ungerufen, en kleinen Bernhard an der Hand, in diesem Augenblicke eintreten war.

Sie raffte noch einmal Alles zusammen, die junge sterbensnüde Gestalt, was noch an Lebensmuth und Freudigkeit in hren Adern pochte, um es in einem einzigen langen Blicke uf dieses Kind und seine treue Genossin übergehen zu lassen.

„Dorothea!“ rief sie mit erlöschender Stimme, „laß das Kind noch einmal reden!“

„Mutter, liebe Mutter!“ rief das Kind.

Ein unsagbar süßes Lächeln erhellte das Antlitz der Sterbenden.

Sie war todt. —

## IX.

### Ein alter Tröster.

„Wie eine Blume erblüht er und wird abgeschnitten; und lieht wie der Schatten und bleibt nicht.“

Diese Worte las Jonathan während der „siebentägigen“ Trauer um die Hingeschiedene in einem uralten Buche, nach

welchem der Betrübte in den Tagen der „Heimsuchung“ zu greifen pflegt. Jonathan konnte seine Augen fast nicht von der Blattseite abwenden, auf welcher sie standen; er kehrte immer zu ihnen zurück. Welch eine Schönheit und Wahrheit lag in diesen wenigen Worten! Sie schienen ihm den einzigen Nachruf zu enthalten; der seines jungen Weibes würdig war; jeder andere kam ihm schal und lügenhaft vor.

„Und flieht wie ein Schatten und bleibt nicht.“

Aber dann glitten seine Blicke auch auf die nachfolgenden Stellen des uralten Buches und auf derselben Blattseite, die jene Worte enthielt, die er sich vornahm, als Inschrift auf Bella's Grabstein anzubringen, las er weiter:

„Denn der Baum hat Hoffnung; wenn er abgehauen wird, so kann er wieder ausschlagen und sein Schößling geht nicht aus. Wenn in der Erde seine Wurzel altert und im Boden sein Stamm stirbt, vom Dufte des Wassers ergrünt er und treibt Zweige, wie frisch gepflanzt . . .“

„Aber stirbt ein Mensch, so ist er aufgelöst; verscheidet ein Mensch, wo ist er? Hat der Mensch sich niedergelegt, so steht er nicht auf. Bis zum Verfall der Himmel erwachen sie nicht und werden nicht munter aus ihrem Schlafe . . .“

Jonathan lachte bitter auf.

„Warum lachst du, mein Sohn?“ fragte ihn Veile Oberländer.

Die alte Frau hatte es sich nicht nehmen lassen, während der siebentägigen Trauer in Jonathan's Hause gleichsam Wache zu halten. Sie kam am frühen Morgen und ging in später Nachtstunde fort. Sie saß fast den ganzen Tag in dem großen Lehnstuhl, schweigsam und in gebückter Haltung; denn seit Bella's Sterbestunde schien eine große Veränderung mit ihr vorgegangen zu sein. All das, was sie bisher so stramm und

ettertüchtig aufrecht erhalten hatte, war verschwunden, ihr ntlitz verfallen. Veile Oberländer war erst seit Bella's terben eine vollständige Greisin geworden.

„Warum lachst du, Jonathan, mein Sohn?" fragte sie och einmal. „Weißt du nicht, daß man um diese Zeit nicht chen darf?"

„Das soll ein Trost sein," rief Jonathan mit einer Art ngrimm, „das soll Einen trösten und wird für ein heiliges uch ausgegeben?"

„Was hast du denn, Jonathan?" meinte Veile.

„Da sagt Hiob," rief Jonathan, „wenn der Baum abgeauen ist, so kann er wieder aufblühen und ausschlagen, aber er Mensch, wenn er todt ist und im Grabe liegt, ist für alle Zeiten todt! Was ist das für ein Widerspruch? Ist der Nensch weniger als ein Baum? Ist das Holz mehr als das enschliche Leben? Und das soll ein Trostbuch sein für die raurigsten Stunden?"

„Lies mir doch die Stelle noch einmal vor," sagte Veile nach kurzem Bedenken.

Jonathan that, wie sie wünschte.

„Was willst du von mir haben, Jonathan?" meinte darauf Veile Oberländer in einem Tone, den eine ihr sonst fremde Aergerlichkeit durchtönte. „Was willst du von einer alten Frau haben, die in ihrem Leben nichts gelernt hat? Hab ich das geschrieben, was dich so aufbringt? Bin ich eine Gelehrte, daß du mir solche Fragen vorlegst? Ich meine aber doch, wenn man die Stellen, die du mir vorgelesen hast, in ihrem Zusammenhang auffaßt und sie nicht zerreißt, wie man alte Leinwand zerreißt, um daraus Zunder zu machen, so kriegt man einen Sinn heraus, wie sich ihn der fromme Hiob gedacht hat,

und man hat dann nicht nöthig, zu sagen, das Buch ist nicht heilig."

Jonathan suchte die Lehrerswittwe zu beschwichtigen. Hatte er denn Zweifel an der Heiligkeit der uralten Dichtung geäußert? Er hatte nur den Widerspruch herausgefunden, der in jenen Stellen lag und Veile könne doch nicht leugnen, daß diese Worte grauenhaft trostlos klängen.

„Leugnen," rief Veile erregt, indem sie sich in ihrer alten Haltung im Lehnstuhle aufrichtete und die blinden Augen, als könnte sie die verloschene Sehkraft verzehnfachen, nach Jonathan's Sitze wendete, „leugnen? Wer will leugnen, was in den heiligen Büchern steht? Seh ich danach aus, daß ich leugnen möchte? All mein Leben, und das währt doch schon lange, hat mir das Keiner vorgeworfen."

In demselben Augenblicke aber, wo sie ihrer Erregtheit einen so entschiedenen Ausdruck gab, mochte sie fühlen, wie wenig dieser Ton zu den Verhältnissen paßte.

Vor ihr saß ein „Trauernder," auf einem Seitentischchen brannte noch das „Seelenlicht" für die Todte, und doch war sie im Begriffe gewesen, durch lautes und zorniges Reden die Ruhe derjenigen zu stören, die noch durch ein ganzes Jahr mit allen Erinnerungen ihres Hauses im Zusammenhange blieb!

„Glaub ja nicht, Jonathan, mein Sohn," sagte sie nach einer Weile, „ich habe dir wehethun wollen; selbes fällt mir auch im Traume nicht bei. Ich habe nur von jeher ein feurig Geblüt und das reißt mich willenlos fort, besonders wenn ich auf Sachen komme, wo ich keinen Spaß verstehe. Wenn ich vorhin gesagt habe, in die Stellen, die dich so aufgebracht haben, läßt sich ein Sinn hineinbringen, daß sie dann hell werden wie eine Stube, in die man am Abende ein Licht hineinträgt, so habe ich damit nichts leugnen wollen. Die Sache

rhält sich aber einfach so, Jonathan, mein Sohn: Nicht daß an etwas liest, sondern wie man es liest und wo; darauf mmt es an. Es kann dir Einer irgendwo in einem Buche gen, daß ein Baum mehr ist als ein Mensch, oder daß in nem kalten Steine mehr Leben steckt als in einem neugebor- n Kinde! Darüber kannst du lachen oder auch nicht lachen, nachdem du zu Ernst oder zu Scherz aufgelegt bist. Wenn er dasselbe in Hiob steht, so verhält sich die Sache doch ganz ders. Da mußt du dir etwas Anderes denken und mußt nz anders zu Werke gehen. In Hiob, mein Kind, kann chts stehen, was Lachen erregt, und darum darf dich daran ch nichts ärgern."

Das anhaltende Reden hatte sie ein wenig entkräftet; nn sagte sie:

„Meinst du, wenn Hiob sagt: Ein abgehauener Baum nn wieder aufblühen, ein todter Mensch aber nicht, so hat damit einen Baum oder ein Stück Holz gemeint? Der aum, von dem er spricht, ist gar kein Baum, sondern auch n Mensch, und zwar ein Mensch, der in seinem Unglücke zu h selber sagt: Ich bin abgehauen, man hat mir an das ark meines Lebens gegriffen, aber ich will wieder Schößlinge eiben, ich will! Denn der Mensch, der sich sterben läßt und chts mehr von sich hofft, der ist todt bis zum Verfall der immel und wacht nicht mehr auf! . . . Siehst du, Jonathan, s ist meine Erklärung . . ."

Jonathan war von seinem Sitze aufgesprungen und ging t starken Schritten in der Stube auf und nieder.

„Gott! Gott!" rief er mehrere Male hintereinander.

„Was hast du?" fragte Veile Oberländer.

Aber Jonathan antwortete ihr nicht.

„Was geht in dir vor, Jonathan?" rief Veile ängstlich.

Er blieb vor ihr stehen. Sein Antlitz brannte in lichte Gluth. Die alte Frau hätte gestaunt, wenn sie das Leuchte dieser Augen hätte wahrnehmen können.

„Veile," sagte er langsam, „du weißt gar nicht, wie schö deine Erklärung ist. Ich kann nicht sagen, wie mich das tröst und aufrichtet. So muß einem Menschen sein, der mitten i der Wüste einen Labetrunk findet. Ich kann dir nur aus volle Herzen dafür danken."

„Uebertreib' nicht, Jonathan," sagte die alte Frau fa ärgerlich. „Es kann das Jedem zukommen. Weil du in tiefst Seele betrübt bist und wundgeschlagen, hast du in dieser Stel eine Brennessel gesehen und hast dich an den spitzen Dorn gestochen. Ich aber mit meinen blinden Augen habe dafi eine wohlriechende Blume erblickt. Weiß ich denn noch, i ich Recht habe?"

„Nein, nein," rief Jonathan leidenschaftlich, „nimm de Wort nicht zurück, Veile. Du hast Recht und ich habe U recht. Es ist so, wie du sagst. Wenn man sich sterben läf so ist man todt. Ich erfahre das an mir selber. Und manch Mensch ist wie ein Baum . . . nicht wahr, Veile?"

„Hast du denn gezweifelt, mein Kind," sagte Veile v Weichheit, „daß ich dir Trost bringen werde, wenn es in mein Kraft steht? Wozu wäre ich denn noch auf dieser Welt d Du bist ein Baum, der wieder blühen und Schößlinge treib wird . . . denn so jung du bist, hast du doch schon viel He leid erfahren und Gott ist dir etwas schuldig geworden."

Plötzlich hielt sie im Reden inne; ihre staarblinden Aug rollten unstät herum, als suchten sie etwas.

„Ich bin doch ein alt' vergeßlich' Weib," rief sie schelte „daß ich von Sachen rede, von denen man jetzt nicht red

rf. Du sitzest Trauer, Jonathan, und ich schwatze dir vor
ie ein siebzehnjährig Mädel."

„Du hast Recht, Veile," sagte Jonathan, indem er langsam
dem niederen Schemel zurückkehrte, auf welchem er als
rauernder während der ersten sieben Tage vom frühen Mor-
n bis zur Schlafenszeit sitzen sollte, „du hast Recht! Es ist
cht gut von solchen Dingen jetzt zu reden. Das Herz geht
viel davon auf." —

Veile Oberländer trug ein schweres Leid in sich fort, als
an diesem Abende Jonathan's Haus verließ. Fortwährend,
dem sie nach ihrer alten Gewohnheit ganz allein, nur das
stende Stäbchen in der Hand, ihren Heimweg ging, mußte
aus gepreßter Brust seufzen. Die stille Nacht hörte Worte
ie: „Warum hat Gott grade mir diese Schickung auferlegt?"
id andere mehr, die von der tiefen Erschütterung ihres We-
ns zeugten.

Früh zeitlich am andern Morgen stellte sie sich wieder
m Besuche bei Jonathan ein. Sie sah müde und verfallen
is. Sie tappte ihren Weg nach dem großen Lehnstuhle, in
n sie sich niederließ; sie war ohne Tagesgruß eingetreten,
eil dies nicht gestattet ist, denn der Trauernde könnte dadurch
laut an die Dinge der Außenwelt gemahnt werden.

Auch Jonathan verhielt sich auf dem niederen Schemel
hweigsam, und so verstrich eine geraume Weile, ehe Einer
on Beiden ein Wort fand.

„Die ganze Nacht habe ich an deine merkwürdige Erklärung
es Hiob denken müssen, Veile," begann Jonathan.

„Dann geht es mir grade so, wie einem Schleifsteine,"
einte Veile, aus ihrer Versunkenheit aufwachend.

„Ich verstehe dich nicht."

„Du wirst mich schon einmal verstehen," sagte Veile.

„Anderen kann ein Schleifstein helfen, daß sie scharf werden sich selbst aber ist er ein schlechter Arzt."

„Wie meinst du das?"

„Einem Anderen kann ich Trost zureden, mir selbst abe nicht!" rief die alte Frau, doch so leise, daß Jonathan si kaum verstand.

Aber nach einer Weile sagte er mit scharfer Betonung:

„Es verdrießt dich also, Veile, daß du mich gestern ge tröstet und aufgerichtet hast?"

„Jonathan, mein Sohn!" rief Veile, und aus ihren licht losen Augen drängten sich heiße Thränen hervor, „rede nich so! Du thust mir damit sehr wehe. Mein armer Kopf wei vor lauter Sorgen nicht, was mein Mund spricht."

„Um Gotteswillen," schrie Jonathan, und war an si herangetreten, „was geht mit dir vor, Veile? Willst du auc krank werden?"

Seine Blicke ruhten mit inniger Besorgniß auf ihr; si mochte das fühlen.

„Mach dir keine überflüssigen Sorgen, Jonathan," lächelt sie zwischen Thränen, „du hast genug an den deinen z tragen. Ich mein', es wird schon vorübergehen. Jetzt hat ich aber schier geglaubt, die Last ist für mich zu groß!"

Und als Jonathan in sie drang, ihm doch mitzutheilen was sie bedrücke, es werde doch nicht so groß sein, so weit e sie kenne, daß er ihr nicht auch einmal einen guten Rath gebe könne. Da rief Veile, sich selbst vergessend:

„Und wenn es dich selbst betrifft, mein Kind? . . ."

„Du sorgst um mich?"

„Um dich!" sagte sie mit großem Nachdrucke.

Alles Weiche und Milde war in diesem Augenblicke wiede aus ihrem Antlitze geschwunden, dafür war jene erschreckend

erbigkeit an die Stelle getreten, die Jonathan noch von seinen indertagen her genau kannte.

„Ich kenn' dich ja gar nicht mehr, Veile," rief Jonathan klommen, „du bist wie ausgewechselt!"

„Meinst du?" erwiderte die alte Frau, noch immer im one ärgerlicher Grämlichkeit. „Das kommt aber davon her, enn man Sachen übernehmen muß, die stärker sind, als die raft eines Weibes. Doch," fügte sie sogleich, als bereute sie, r Innerstes zu sehr blosgegeben zu haben, hinzu, „wozu den wir von solchen Dingen? Darf man denn von ihnen den? Heute Abend geht deine Trauer zu Ende, und bis hin laß uns schweigen. Man soll Veile Oberländer nicht chsagen, daß sie es gewesen ist, die einen alten guten Brauch Schanden gemacht hat."

„Ja, laß uns schweigen," sagte Jonathan mechanisch.

War es das seltsam verstörte Wesen der alten Frau und r geheimnißvolles Thun und Reden oder das Gefühl der hnung, daß er einer schweren Stunde entgegengehe, schwerer s alle, die er bisher durchgelebt; an diesem Tage, dem sieben- n seiner Trauer, war Jonathan von einer unbezwinglichen aurigkeit beherrscht. Fortwährend stand das Bild seines men jungen Weibes ihm vor den Augen. Wie sie silberhell chen konnte, wenn ihre Stimmung grade nicht getrübt war! ie fröhlich sie in sein Haus eingetreten war und wie seltsam nell jener Geist der Unzufriedenheit über sie gekommen war! ie Alles so flüchtig geworden war, als sei es Schaum in nem Glase Wein! Wie so gar wenig von dem Allen zurück- blieben war, was sie als junges Weib aus der alten in die ue Heimat mitgebracht hatte! Wie gerne sie gestorben war!

Warum konnte er sie jetzt nicht jede Minute ins Leben rückrufen, in der er ihr schroff und unmuthig und gereizt

entgegengetreten war? Hatte er ihr jemals ein Wort milder Belehrung entgegengebracht, wenn sie, die Unerfahrene, eine andere Meinung über Dinge aussprach, die ihrem Verständnisse und ihrer Erfahrung ferne lagen? Hatte er das Recht, sich als Meister und Herr zu geberden, in dessen Gegenwart sein junges Weib jeder Willensäußerung zu entsagen hatte? Hätte er ihr nicht nachgeben sollen? . . . Stand der Friede einer Ehe nicht höher, als der verbitterte Streit um Aufrechterhaltung alter Bräuche?

Jonathan's Denken war in jenen gefährlichen Dunstkreis gerathen, der die Seele erschlafft, ohne sie aufzurichten. Alle festen Bestandtheile verflüchtigen sich gleichsam in dem Hauche, der ihm verderbendrohend entsteigt.

So saß er, mit Allem, was in ihm dachte und lebte, rückgewandt gegen Erinnerungen, die immer zahlreicher und drängender ihn umstanden, bis in die späte Nacht einsam und allein auf dem niederen Trauerschemel. Die Welt draußen war versunken. Er hörte nur sich; er lauschte nur seinem eigenen Herzschlage. Sein Kind war, da es Schlafenszeit geworden war, hereingekommen, um ihm „gute Nacht" zu sagen; er hatte es kaum bemerkt. Und auch das nahm er nicht wahr, daß die Kerze auf dem Leuchter bereits tief herabgebrannt und dem Erlöschen nahe war.

Endlich erlosch sie auch. Nur das „Seelenlicht," das für Bella in einem Winkel der Stube brannte, flackerte unruhig auf und nieder und gab einen ungewissen Schein.

Da wurde die Thüre leise aufgeklinkt und Dorothee trat herein.

Es schien, als habe sie bereits die Nachtruhe aufgesucht gehabt, denn ihr Anzug war ein solcher, wie wenn sie eben im Dunkeln aus dem Bette gesprungen wäre und was ihr zunächst lag, umgethan hätte. Um die Schultern hing ihr los

ein Tuch und darüber flossen in dichter und langer Fülle die aufgelösten blonden Haare. Sie war nur mit einem dünnen Nachtröckchen bekleidet, unter welchem die nackten Füße hervorsahen. So ging sie geräuschlos an Jonathan vorüber, ohne ihn zu gewahren, zu dem „Seelenlichte" Bella's hin, und jetzt erst konnte er inne werden, was Dorothea's spätes Erscheinen bedeute. Sie war gekommen, um nach dem „Seelenlichte" zu sehen, denn sie mochte sich erinnert haben, daß das Oel für die lange Nacht nicht ausreichen werde.

„Immer dieselbe," sprach es unhörbar in Jonathan's Seele. „Wie sie immer für Alles sorgt und denkt!"

Er hielt den Athem an, um seine Gegenwart nicht zu verrathen, denn von der Gestalt des Mädchens, wie es da vor dem flackernden Flämmchen des „Seelenlichtes" stand, schön und züchtig, trotz der fast durchsichtigen Hüllen, ging ein so unsagbarer Reiz aus, wie ihn Jonathan nur empfunden hatte, als sie zum ersten Male in dem weißen Kleide mit dem blauen Bande und dem gezackten Kamme in den Haaren vor ihm erschienen war . . .

Jetzt wandte sie sich zum Fortgehen. Das neu getränkte Flämmchen flackerte wieder lustig auf.

„Dorothea!" rief er leise.

„Wer ist hier?" rief sie erschrocken.

„Ich bin's, Dorothea! Was thust du hier noch so spät?"

Sie warf einen flüchtigen Blick nach der Stelle, wo Jonathan saß, dann trat sie rasch zu dem „Seelenlichte" hin und blies es aus . . .

Er hörte noch, wie sie in dem nächtlichen Dunkel fast überlaut sagte:

„Ich habe nur nachsehen wollen, ob das „Seelenlicht" nicht verlöscht ist."

Dann war sie zur Thür hinausgehuscht.

Er befand sich allein. —

Als Jonathan am nächsten Morgen nach seinem Knaben rief, um ihn nochmals zu sehen, bevor er das erste Mal nach der siebentägigen Trauer in die Fabrik ging, erschien trotz wiederholten Rufens weder Dorothea noch das Kind. Endlich erschien eine Magd, die ihm berichtete, Dorothea sei mit dem Knaben schon in aller Frühe ausgegangen. Auf die Frage Jonathan's, ob sie nicht wisse, wohin das Mädchen seinen Weg genommen, sagte die Magd:

„Wohin wird sie gegangen sein? Am Tage, als man auf dem Friedhofe die junge Frau begraben hat, hat Dorothea in die frische Erde Blumen eingesetzt. Da will sie jetzt mit dem Knaben nachsehen, ob sie aufgegangen sind."

„Hat sie dir das selbst gesagt?" fragte Jonathan wie zerstreut.

„Spricht die denn etwas zu uns?" meinte die Magd. „Man muß das Alles errathen, denn sie benimmt sich ja wie die Frau im Hause. Das ist gar eine Stolze!"

Die Worte der Magd trafen ihn mit einer Wucht, daß er bis an die Schläfe erbleichte. Aber sie merkte davon nichts und ging gleichgiltig wieder an die Arbeit. Und grade jetzt verkündete von der Treppe das tastende Stäbchen der alten Veile, daß er allen Mannesmuth zusammennehmen müsse, um die schwere Stunde zu bestehen.

„Hast du ein Weilchen Zeit, Jonathan, für eine alte Frau?" fragte Veile, nachdem sie mit aller Umständlichkeit in dem großen Lehnstuhle Platz genommen hatte. „Es ist heute freilich erst der achte Tag, aber ich meine doch, ich begehe keine Sünde, wenn ich von Dingen rede, die mit zum Leben gehören."

Jonathan gab ihr die Versicherung, daß es einer so feierlichen Ansprache gar nicht bedürfe, um ihn zur höchsten Aufmerksamkeit zu stimmen. Sie wisse selbst, von welcher Bedeutung von jeher jedes ihrer Worte für ihn gewesen.

„So ruf' mir vor Allem deinen Knaben! Ich möchte hören, was aus ihm seitdem geworden ist."

„Das Kind ist nicht zu Hause," sagte Jonathan zögernd.

„Nicht zu Hause?" meinte die alte Frau kopfschüttelnd. „So zeitig in der Frühe? Das kann dem Kinde nicht gut thun. Man sieht wohl, zwei Augen haben sich für immer geschlossen."

„Das Kind ist gut aufgehoben," entgegnete Jonathan mit erhöhter Stimme. „Es ist mit Dorothea ausgegangen."

„Wohin?" fragte Veile, anscheinend kühl.

„Wohin?" wiederholte Jonathan ausweichend. „Wohin das Mädchen den Knaben nimmt, da geht er mit. Braucht sie mir Rechenschaft darüber zu geben?"

„Wissen solltest du aber doch, mein Sohn, von jedem Schritte, den dein Kind thut," meinte die blinde Frau, jedes ihrer Worte bedächtig betonend. „Weißt du denn auch, ob es immer die rechten sind?"

„Es sind die rechten, Veile, verlaß dich darauf!" erwiderte Jonathan in steigender Bewegung.

Nicht ohne Anflug von Hohn sagte Veile, ihre lichtlosen Augen unverwandt auf den vor ihr stehenden Jonathan gerichtet:

„Du weißt also wirklich nicht, wohin . . . dein Dienstmädchen den Knaben genommen hat?"

„Dorothea ist nicht mein Dienstmädchen!" rief Jonathan heftig.

„Was ist sie denn?“ fragte die alte Frau ihrerseits mit merkwürdiger Ruhe zurück.

Leise, jedoch ohne daß ihre Worte bis zu Jonathan drangen, klang es zwischen ihren dünnen Lippen:

„Steht es so mit dir, mein Sohn . . .?“

„Es bleibt dir ja doch nichts verborgen, Veile,“ sagte er fast scherzend. „Du siehst und hörst mehr als zehn Menschen mit ihren Augen und Ohren. Vielleicht weißt du also schon, daß Dorothea das Kind auf das Grab seiner Mutter mitgenommen hat, um ihm die Blumen zu zeigen, die sie dort angepflanzt hat.“

Veile ließ das tastende Stäbchen zur Erde gleiten, ein sicheres Zeichen, daß diese Mittheilung für sie eine schreckhafte war.

„Auf so etwas soll ich verfallen?“ rief sie. „Woher soll ich das wissen? Jonathan's Kind ist acht Tage, nachdem seine Mutter gestorben ist, auf ihr Grab gegangen, und . . . ein fremdes Mädchen lehrt es dort, wie man Blümchen einsetzt und daß kein Unterschied ist zwischen unserem „guten Ort“ — und ihrem!“

Jonathan's Blut gerieth neuerdings in Wallung.

„Sag' das nicht, Veile!“ rief er wiederholt. „Du begehst an dem Mädchen ein schweres Unrecht, wenn du das sagst. Dorothea kennt den Unterschied sehr gut und hat es mehr als einmal, seitdem sie in meinem Hause ist, bewiesen. Mag sie gefehlt haben! Sie ist so selbstständig, daß ich ihr nichts vorzuschreiben habe.“

„Wo ist mein Stecken, mein Stecken?“ unterbrach ihn plötzlich die alte Frau, in der leeren Luft herumtastend, mit jener, den Blinden eigenthümlichen Aengstlichkeit.

Jonathan hob den Stab vom Boden auf und legte ihn n ihre Hand.

„Weiter!“ gebot Veile.

„Weiter? Was soll ich noch weiter sagen?“ rief Jonathan. Sein Antlitz glühte, seine Hände arbeiteten in nervöser Aufregung, indem er diese Frage an sich selbst that.

„Soll ich noch weiter reden,“ fuhr er fort, „wie Dorothea sich zu meinem Hause gestellt hat? Du hast sie ein Dienstmädchen genannt, Veile! Wenn aber das ein Schimpfname sein soll, etwas, was die unterste Stufe einnimmt, so wisse, daß Dienen und Dienen zwei ganz verschiedene Dinge sind. Hat sie Einer gezwungen, bei uns zu bleiben, hat sie sich um Lohn vermiethet? Frank und frei ist sie in mein Haus gekommen und ist dageblieben, um meinem Kinde zu dienen. Ihren jungen Schlaf hat sie geopfert, um das Kind zu bewachen, wenn es krank war; all ihr Sinnen und Denken ist auf das Kind gerichtet und sie kennt nichts Anderes als das Kind! Wenn du das dienen nennst, so dient unsere Dorothea, wie anderswo eine Kaiserin gebietet. Wenn das dienen heißt, Veile, daß man sein junges Leben auf ein hülfloses Kind setzt, daß Einem das Wohl eines fremden Wesens höher steht, als das eigene, so ist in diesem Dienen etwas, wogegen sich alles Geld der Erde wie ein nutzloser Plunder ausnimmt. Und einem solchen Mädchen willst du es übelnehmen, wenn es einmal einen alten Brauch vergißt und sich an den hält, der ihr von Kindheit auf bekannt ist? Wo bleibt da die Gerechtigkeit, Veile?“

Während Jonathan so redete, wie er niemals gesprochen und Stück für Stück von dem Vorhange wegzog, der seit Jahren die verborgenen Vorgänge seines innersten Seelen-

lebens bedeckte, zeigte das Antlitz der alten Frau eine Unbeweglichkeit, als wäre es zu Eis gefroren.

Nur das Stäbchen in ihrer linken Hand schien noch einiges Leben in sich zu haben.

Sie saß wieder aufrecht und stramm da, wie in ihren besten Tagen.

Aber noch ein Zug machte sich auf diesem Antlitze geltend, der Jonathan als neu vorkam. An den Mundwinkeln zuckte etwas wie versteckte Bosheit.

„Was erzählst du mir das Alles?" meinte sie. „Was du mir da gesagt hast, das möchte sich merkwürdig schön in einem Zeugnisse ausnehmen, wie man es Dienstboten ausstellt, die man aus dem Hause schickt. Wenn Dorothea so ein Zeugnis vorweist, so wette ich mein zukünftiges Leben darauf, Jeder greift mit hundert Händen nach ihr. Nur vergiß nicht, den Stempel darauf zu kleben, sonst verfällst du in Strafe!"

„Sie ist nicht mein Dienstmädchen, Veile," rief Jonathan auffahrend, „und ich bin nicht ihr Herr!"

„Was bist du ihr denn?" fragte die blinde Frau und richtete sich vor Jonathan in ihrer ganzen schrecklichen Höhe auf. „Kannst du mir sagen, was du ihr eigentlich bist? Bist du ihr Vater, ihr Bruder, ihr Geschwisterkind oder ihr . . ."

„Red' nicht weiter, Veile!" rief Jonathan, sich von ihr abwendend.

Seine Stimme klang gebrochen.

„Warum soll ich nicht weiter reden?" sagte die Blinde dagegen, noch immer in aufrechter Stellung. „Wenn ich jetzt nicht rede, wann hätte ich die Zeit dazu? Meinst du, ein Arzt fragt den Kranken, ob er die bittere Arznei einnehmen will? Oder es ist ein schlechter Arzt."

Die Blinde hatte ihrer eisernen Willenskraft wohl zu viel ugetraut. Ihre aufrechte Haltung verfiel mit einem Male, e mußte sich in den Lehnstuhl niederlassen.

„Jonathan, mein Sohn!" rief sie nach einer Weile mit ganz eränderter Tone; so weich und so milde klang er.

Aber der Angerufene gab keine Antwort.

„Erinnerst du dich noch," fuhr sie fort, „wie du einmal ls kleines Kind zu mir gekommen bist und mir ein großes erzleid geklagt hast? Es war das „Freudenfest der Thora." llen Knaben in der „Gasse" hatte man Fähnchen mit Wachs= rzchen ausgetheilt, damit sie am Abend beim feierlichen Um= ge in Reih und Glied marschiren sollten. Nur auf dich aben sie vergessen gehabt, nur auf dich allein! Da habe ich, eil ich dich nicht weinen sehen konnte, mein seidenes Fürtuch enommen und habe dir daraus eine Fahne gemacht; die war schön, daß Alle gesagt haben: Jonathan hat unter allen naben die schönste Fahne!"

Jonathan stand noch immer von der alten Frau abge= endet; vielleicht hatte er sie nicht einmal gehört.

„Was ich damals für dein kleines kindisches Herzleid ge= an habe," fuhr Veile wie in einem lauten Selbstgespräch rt, „meinst du, ich wäre es nicht im Stande, jetzt, wo etwas nz Anderes bei dir auf dem Spiele steht, als ein seidenes ähnchen . . ."

„Ich glaube dir, Veile!" unterbrach sie Jonathan.

„Ich dank' dir, mein Sohn, ich dank' dir!" rief die blinde rau leidenschaftlich. „Auf meinem Todtenbette will ich dir s gedenken. . . . Weißt du, was mir von jeher als das hönste in der Gotteslehre vorgekommen ist, schöner als Alles, as darin steht, wenn es keine Sünde ist, Eines mit dem

Anderen vergleichen zu wollen? Das sind die Worte: Heili
sollt Ihr sein, denn heilig bin ich, der Ewige, Euer Gott!"

„Ich versteh' dich nicht!" rief Jonathan.

„Um Gotteswillen, sag' das nicht," schrie die alte Fra
auf. „Sag nicht, daß du das nicht verstehst, du verstehst mic
ganz gut. Denn die Worte sind auch für dich geschrieben
Jonathan! Ich sehe dich nicht, aber ich höre dich doch. . .
Und mit diesen blinden Augen sehe und höre ich, wie etwa
von dir ausgeht, etwas wie ein Feuer, das verzehrt und vo
dem ich mich fürchte . . . Heilig sollst du sein, denn heilig i
der Ewige, dein Gott!"

„Was willst du denn von mir, du Furchtbare?" rief Jo
nathan entsetzt.

„Was ich von dir will? Für mich gar nichts, von di
Alles!" rief Veile.

„Sag, was du willst . . ."

„Ausreißen sollst du das Feuer, das von dir ausgeht, Jo
nathan, mein Sohn, und auf dem Boden austreten den Funke
wenn einer noch in dir glimmt!" rief die Blinde, die si
wieder zu ihrer ganzen Höhe aufgerichtet hatte. „Austrete
und auslöschen, bis nichts mehr übrig bleibt!"

Ob sie Erbarmen mit ihm gefühlt hätte, wenn sie hätt
sehen können, wie er, die Hände vor das Antlitz gedrückt, d
stand, gebeugt und gebrochen unter der Wucht ihrer Wort
wie er schmerzlich stöhnte und mühsam nach Fassung rang.

„Austreten und auslöschen," wiederholte Veile noch einm
mit unbeugsamem Tone, daß es wirklich klang, als wolle s
einen thatsächlichen Brand, der sie rings umlohte, vernichte
„denn schon fangen sie in der „Gasse" zu zischeln an, scho
unterstehen sie sich, an meinen Jonathan Hand anzulegen, a
wäre er Einer von ihnen! Ehe ich aber das erlebe, daß s

er dich ihren Schmutz ausgießen, und ehe ich es erlebe, daß
r mein Jonathan verkommt, wie ein verunreinigtes Gefäß
er wie eine übelriechende Blume und daß ich mich abwenden
ß von ihm wie von einer Fäulniß . . . eher möchte ich
ber sterben!"

„Du willst also, daß ich Dorothea fortschicke?" rief Jonathan
dumpfer Verzweiflung.

„Brauche ich dir einen Rath zu geben?" rief sie dagegen.

Sie war währenddem, das tastende Stäbchen in der Hand,
gen die Mitte des Zimmers geschritten. Sie war zum Fort-
gen bereit; es war fast, als wollte sie die Antwort Jonathan's
ht abwarten.

„Dein Wille soll geschehen, Veile!" sagte er endlich mit
ngsamer bebender Stimme. „Ich will noch heute mit Doro-
a sprechen."

---

## X.

### Dorothea verläßt das Haus.

„Auslöschen und austreten," hatte die alte Frau gesagt,
d wie alle gewaltthätigen Naturen hatte sie vielleicht im Fort-
hen die sichere Ueberzeugung mitgenommen, ein wunderbares
tück Menschenkenntniß bewiesen zu haben! Und bis zu einem
wissen Grade war sie damit allerdings in ihrem Rechte.

Sie hatte die Wirkung ihrer starken, über das gewöhnliche
ebemaß hinausragenden Worte nicht unterschätzt.

Jonathan war in seinem innersten Wesen erschüttert; sol-
en Einsprüchen gegenüber mußte er sich bedingungslos er-
ben. Wäre Dorothea in diesem Augenblicke zugegen gewesen,

das „Auslöschen und Austreten" hätte sich wie Ursache ur
Wirkung abgelöst. Aber Eines hatte die Blinde nicht berechne
Sie hatte nicht bedacht, daß sie den jungen Mann einsa
zurückließ!

Es war eine eigenthümliche, fast kühle Ruhe über ihn g
kommen, seitdem er sich nicht mehr im Banne der Augen Veile
befand. Es war aber nicht jenes Gefühl klaren Umsichblicken
wie es der mannhafte Muth empfindet im Angesichte ein
großen Gefahr; es ging vielmehr aus leiblicher Abspannur
hervor.

Zuerst begriff er nicht, was Veile denn eigentlich von ih
gewollt und was ihr ein Recht gegeben, „so mit ihm zu reden.
Daß er selbst es gewesen, der der blinden Frau den weiteste
Einblick in sein Seelenleben gestattet; daß er ihr gleichsa
angelweit das Thor zu seinen geheimnißvollsten Empfindunge
geöffnet, das hatte er — vergessen.

Durfte er Dorothea mit dem erniedrigenden Namen eine
Dienstboten belegen lassen? . . .

An diesem Punkte blieb allmälig wie an einer scharfe
Fußangel all sein Denken gefangen; er kehrte immer wiede
dahin, daß für das Verhältniß des Mädchens zu seinem Hau
keine sagbare Bezeichnung zu finden sei.

Das Alles dachte und grübelte er so vor sich hin, währen
er, innerlich ruhelos, von einer Stube in die andere gin
Wie lautlos und öde starrten ihn die bekannten Wände ar
Niemals hat er gewußt, was Einsamkeit ist, jetzt sagt es ih
das flackernde „Seelenlicht" dort auf dem Tische im Winke
. . . und auch das Kind ist fort und mit ihm Diejenige, di
er sich ohne das Kind gar nicht denken kann. Sie gehöre
zusammen, sie sind unzertrennbar, unzerreißbar . . .

Weißt du noch, wie sie auf dem Bänkchen vor der Schmied

, die flachsblonden Haare in ein Tüchlein gehüllt, daß man r den kleinsten Theil ihres Gesichts erblicken konnte? Weißt noch, wie sie den ganzen Tag nichts that, als weinen, weil als deutsches Taufchkind nicht bei dem czechischen Schmiede iben wollte? Und wie sie dann sogleich aufthaute, als sie ahr wurde, daß ein Kind ihrer Hülfe bedürfe? . . .

Das Bänkchen vor der Werkstätte, worauf sie gesessen, be- t noch, die Schmiede befindet sich noch immer auf ihrem n Platze, der Schmied hämmert wieder wie je zuvor, und mit Dorothea sollte Alles ein Ende haben?

Sie sollte er fortschicken, oder, wie die blinde Frau es hlen hatte, „austreten und auslöschen?"

Die schrecklichen Worte ließen sich nicht abweisen. Er te ihnen einen anderen, deutenden Sinn zu unterlegen, r sie brachen immer wieder unter der dünnen Hülle in r ganzen Furchtbarkeit hervor. Auslöschen und austreten! s ließ keine andere Deutung zu, das wollte entweder be- t, oder weitab von sich gestoßen werden. Er warf sich in nmer Verzweiflung in denselben Lehnstuhl, den kurz zuvor le eingenommen hatte. Aber es währte nicht lange, so ng er wieder auf.

War er würdig, den Sitz Derjenigen einzunehmen, die die uralte Mahnung von der Selbstheiligung des Menschen rgegengeschleudert hatte? Er begann aufs Neue den Rund- g durch die öden Stuben, und so sah er sich mit einem le in der „Kinderstube," in demselben Gelasse, das Doro- t mit seinem Knaben theilte.

Die Thränen entstürzten ihm unaufhaltsam und er schämte ihrer nicht, als ihn die Heimlichkeit dieses traulichen Gemachs ing. Sein Blick umfaßte wie den kleinsten, so den größten Gegenstände.

Dort in dem kleinen Bette schläft sein kleiner Bernho
und hart daneben, daß sie den leisesten seiner Athemzüge
lauschen kann, Dorothea! . . . Und wie hat sie gelauscht u
gehorcht! Jeder Herzschlag seines ehemals hülflosen Kin
stand gleichsam unter der Hut von tausend treuen Aug
Und das ist nicht von gestern auf heute geschehen. Das
Jahre gedauert und eine Stunde glich der anderen, ein
dem anderen, in nimmer müder Geduld, in nicht zu bewä
gender Ausdauer!

Ueber dem Bette Dorothea's hängt ein schlechter farbi
Kupferstich in einem schlechten Rahmen. Es stellt die W
fahrtskirche von Urschendorf vor, über welcher in Wolken,
Krone auf dem Haupte und ein Kindlein in den Armen h
tend, die Mutter Gottes schwebt. Hätte er ihr das verwei
sollen? . . . War es nicht auch ihre Wohnstätte? Konnte
nicht nach ihrem Belieben sich daselbst ihr Heim bereiten u
ausschmücken? Und war sie nicht in der vergangenen N
von derselben Stelle mit nackten Füßen und nur nothdür
bekleidet aufgestanden, weil sie des Glaubens war, das
Bella angezündete „Seelenlicht" sei dem Erlöschen nahe? .

Seine Thränen stockten plötzlich, er drückte die Hände
das flammende Gesicht und so wankte er zu Dorothea's St
hinaus.

„Auslöschen und austreten," daß nicht der kleinste Fun
zurückblieb!

Die alte Frau hatte einen Zauberspruch verkündet!

Es hielt ihn nicht länger in dem öden Hause. Er sch
den Weg zur Fabrik ein. Sie wird ihn der marternden
dankenthätigkeit entreißen und die bösen Geister von seiner S
scheuchen. Denn das fühlt er, daß er es fast mit den Hän
greifen kann: wenn dieser Zustand noch länger dauert, w

r auch nur um eines Tages Stunden einer Lösung nicht zuge-
ihrt wird, die ihn befreit, dann tritt die Gewalt des Blutes
n ihr altes, stets angefochtenes Recht; keine Mahnung, und
mochte sie selbst im Posaunenschalle der Offenbarung ver-
indigt werden, schlug dann an sein Ohr und achtlos verhall-
en dann im Sturme die Worte der blinden Frau: „Auslöschen
nd austreten!"

Die Thätigkeit der Fabrik brachte ihn jedoch bald zur Be-
nnung.

Die Arbeiter empfingen ihn mit ungeheuchelter Theilnahme;
e und da, wie er durch die Räumlichkeiten schreitet, tönt ein
Bort wahrer ungekünstelter Klage hinter ihm. Sonderbares
Biderspiel der menschlichen Natur! Es fällt ihm ein: Wie
Rancher, der dir jetzt voll aufrichtiger Trauer nachblickt, ist
r in jener Nacht, die Bella's Leben gekostet hat, Auge an
uge gegenübergestanden, die mordbewaffnete Hand gegen dich
usgestreckt!

Drüben das neue rothe Dach des Hintergebäudes und
ort auf der Anhöhe über dem Flusse das frische Grab seines
ungen Weibes! Hat sie sein Schicksal versöhnt oder ahnen
e, daß mit dem Opfer ihrer Leidenschaft noch nicht die Schluß-
chnung abgethan ist? . . .

Als die Mittagsglocke läutete und die Fabrik sich leerte
hickte er Einen der Leute in sein Haus, um Dorothea zu
gen, sie möge ihn heute nicht zum Essen erwarten, er sei zu
eschäftigt, aber am Nachmittage möge sie ihm den Knaben
hicken.

Noch hatte er den Weg nicht gefunden, wie er, treu der
lusage, die er der blinden Frau gemacht, mit dem Mädchen
sprechen" solle. Dabei empfand er eine Art trauriger Freude

darin, sich noch einsamer und sein Haus für verödeter anzusehen, als es in der That war.

„Habe ich denn noch ein Haus," sagte er sich, indem er den Boten fortschickte, „seit Bella todt ist? Und wenn sie auch fortgeht, was soll mir das Haus?"

Nach einer Weile kam der Ausgeschickte mit der Nachricht zurück, das Mädchen sei noch nicht zurückgekommen; man habe sie bereits im ganzen Orte gesucht, doch sei sie nirgendwo zu finden.

„Und das Kind?" fragte Jonathan athemlos.

Das Kind sei mit dem Mädchen, lautete die Antwort, aber auch vom Kinde wisse man nichts.

„Sie wird noch auf unserem Friedhofe sich aufhalten," sagte Jonathan. „Geh doch Einer hin und rufe sie zurück."

„Auch das hat die Hausmagd bereits gethan," berichtete weiter der Bote.

Sie sei auf den Friedhof gegangen, dort aber habe sie die Auskunft erhalten, Dorothea sei nur kurze Zeit dort gewesen. Man habe gesehen, wie sie vom Grabe der jungen Frau ein paar Blümchen gepflückt, dann habe sie beim Fortgehen dem Wächter freundlich zugewinkt, hierauf aber unter heftigem Schluchzen zu ihm gesagt: Wenn man nach ihr fragen komme, so solle er nur sagen, sie sei mit dem Kinde spazieren gegangen und man möge sie im Hause sobald nicht erwarten.

„So wird sie wiederkommen, sicher und gewiß," sagte Jonathan halb leise vor sich hin. „Dorothea thut mir das nicht an."

Sprach er das, um sich zu beruhigen, oder um vor den fremden Augen gefaßt zu erscheinen?

Der Mann hatte aber noch etwas zu melden, an das er beinahe vergessen hatte.

„Früh Morgens sah sie Einer aus der Fabrik, wie sie den Weg zum Friedhofe einschlug. Es war nahe an der Brücke, da wo der heilige Johann von Nepomuk steht; sie führte den Knaben mit der einen Hand, in der anderen hielt sie ein kleines Bündelchen. Da kam der junge Priester, auf dem Heimwege von einer Schwerkranken begriffen, und hielt sie an. Mit dem ist sie dann eine geraume Weile im Gespräch gestanden."

Wie der Mann das so gleichgültig und achtlos erzählt, weiß er nicht, wie eisig seine Worte auf Jonathan's Seele fallen. Eine ungeheure Sorge hat sich herangewälzt, aber er kann sie vor dem Manne nicht aussprechen. Er winkt ihm, zu gehen, dann sinkt er machtlos zusammen. Eine neue Heimsuchung hat ihn betroffen!

Dorothea ist vor ihm geflohen?

So fragt er sich rathlos unter dem Anprall des ersten Schreckens. Aber im nächsten Momente bereits blitzt eine Erkenntniß in ihm auf, die ihm die Sachlage in einem ganz anderen Lichte darstellte. Er konnte beinahe lächeln. Hätte sie den Knaben, der ihr doch nur eine Last sein mußte, mitgenommen, wenn sie ohne Abschied sich entfernen wollte?

In dieses lichte Gemälde seiner Selbstbeschwichtigung fiel aber wie ein schwarzer Schatten die Gestalt des jungen Priesters.

War sie nicht mit ihm, bevor sie zum Friedhofe ging, in einem Gespräche begriffen gesehen worden? Kann er nicht Einfluß auf ihren rasch ausgeführten Entschluß genommen haben?

Aber er wies diese Befürchtung sogleich mit aller Entschiedenheit von sich, denn die Verstandeskraft hat in solchen Lagen zehnfach scharfe Augen. Sie trug ja ein Bündelchen mit sich, das ihre nothwendigsten Habseligkeiten enthalten mußte.

Sie war also bereits mit dem Entschlusse, sein Haus zu verlassen, fortgegangen! . . .

Es war ihm so zwischen Sorgen, Bangen und Grübeln eine kostbare Zeit vergangen, bis er dessen mit einem Male inne ward.

„Was zerbreche ich mir den Kopf?" sagte er zu sich. „Bleibt mir denn was Anderes übrig, als sie und das Kind aufzusuchen?"

Eine wilde Willenskraft hatte sich seiner bemächtigt. Er war zur Fabrik hinausgegangen, ohne in sein Wohnhaus einzutreten. Er schlug den Weg über den Ringplatz ein, ohne selbst zu wissen warum. Seine Augen brannten in unheimlicher Gluth, sein Gang war schwankend, wie die Ungewißheit die über ihm lagerte; wer Jonathan nicht kannte, mocht glauben, der Wein, den er getrunken, sei zu stark für ihn gewesen. Er sah weder nach rechts, noch nach links.

Als er an der Schmiede Jaroslaw Patek's vorüberkam, hörte er sich bei seinem Namen angerufen.

„Wohin so eilig?" fragte der Meister. „Du siehst so besorgt aus."

Der Ausruf des Schmiedes klang ihm wie ein freundlicher Gruß.

An der linken Schläfe des Schmiedes, nur spärlich von seinem dünnen Haupthaare bedeckt, glänzt ein blutrother Streifen. Er kommt von jener furchtbaren Nacht und seitdem duzen sie sich gegenseitig.

In drängender Hast erzählte ihm Jonathan sein Vorhaben.

Der Schmied blieb eine geraume Weile nachdenklich stehen, indessen die angeglühte Eisenstange, die er zur Hämmerung bereithielt, verglühte.

„Es muß etwas über sie geflogen sein, was wir Beide nicht kennen," sagte er dann nachdrücklich.

„Wie verstehst du das?"

„Wenn ich etwas sage," meinte Jaroslaw Patek, „so stützt sich das auf eine Erfahrung. Sie war immer ein sonderbares Kind, das nur nach seinem Kopfe gegangen ist. Erinnerst du dich noch, wie du sie vor Jahren von dieser Bank hinweg in dein Haus genommen hast? Sie hätte sich eher zu Tode geweint, als daß sie mein Tauschkind geworden wäre. Und das wird auch heute der Fall sein."

„Du meinst also," rief Jonathan angstvoll, „es ist ihr in meinem Hause etwas widerfahren? . . ."

Der Schmied nickte bejahend mit dem schweren Kopfe.

„Wohin willst du auf die Suche gehen, Bruder?" fragte er.

„Weiß ich es selber? Ich werde sie suchen, bis ich sie gefunden habe," sagte Jonathan beklommen.

„Du hast Recht," sagte der Schmied; „wenn ich dir aber einen Rath geben darf, so wäre es der, du schlägst die Straße ein, die hinaus ins Deutsche führt, denn ich sage mir: Wohin kann das Mädchen gegangen sein? Wohin richtet ein Kind zuerst seinen Weg, wenn es sich nicht zu rathen weiß? Zu seinen Eltern. Dort wirst du sie auch finden. Und noch Eins, Bruder! Wegen deines Knaben mach dir vorläufig kein großes Herzleid. Sie hat ihn nur aus zu großer Liebe zu ihm mitgenommen, und darum und weil du doch ein Recht hast, in Zorn sie zu behandeln, wenn du sie wieder triffst . . . sei nicht zu streng mit ihr."

Jonathan vermochte nicht zu antworten; er neigte nur voll Traurigkeit den Kopf, dann ging er.

Aber der Schmied rief ihn aufs Neue zurück.

„Willst du, daß ich mit dir gehe, Bruder?" meinte er.

„Es wird dir dann leichter ankommen, denn du hast etwas Schweres vor dir. Mich siehst du bereit."

Jonathan schaute zu der stämmigen Gestalt des Schmiedes hinan. Das rothe Mal, die Mahnung jener Nacht, brannte höher an seiner Schläfe.

„Nein," sagte er, „ich danke dir, Jaroslaw! Was ich vor habe, muß ich allein ausführen."

Dann ging er.

Vor ihm lag in der hellen Nachmittagsonne die Straße die nach dem „Deutschen" hinausführte. Dort lag die Heimath Dorothea's, dort war auch sein Kind. Das Ziel stand ihm klar vor Augen.

In dem allerletzten Hause der Vorstadt wußte er zwei kräftige Pferde. Sie sollen ihn zu Dorothea und seinem Kinde tragen!

Unweit von diesem Hause macht die Straße eine entschieden scharfe Biegung von fast einem rechten Winkel. Man kann von da aus die Leichensteine des „guten Orts," der hoch über dem Flusse liegt, recht gut gewahren. Dort saß um diese Stunde, den Rücken gegen einen der Apfelbäume gelehnt, die die Straße besäumen und mit den ersten Frühlingsblüthen bedeckt waren, eine zerlumpte Gestalt aus dem Stande jener fahrenden Bettler, von denen die „Gasse" jahraus, jahrein heimgesucht wird.

Es war ein noch jugendlicher Mensch; sein Reisegepäck lag in einem grauschmutzigen Sacke neben ihm; in den Händen hielt er ein kleines Buch, aus dem er andächtig zu lesen schien. Vielleicht war es ein Gebetbuch. Jonathan's Gefährte fuhr nicht so schnell vorüber, daß sich ihm nicht die Gesichtszüge des verkommenen Landstreichers eingeprägt hätten. Sie schienen ihm so bekannt . . . und aus der Tiefe seines Gedächtnisses

hwankte ein Bild hervor, das jedoch in demselben Augenblicke ieder zerfloß.

## XI.

### Im Wirthshausgarten.

Wie sich oft mitten im Winter ein Vögelchen auf das enſterbrett schwingt, um neugierig in unsere warme Stube lugen, so kam mit einem Male, als Jonathan die ebene traße dahinfuhr, die ihn immer tiefer ins „Deutsche" führte, n halblustiger Gedanke angeflogen.

War es nicht, als ob er auf die „Beschau" führe, als ob ausgegangen wäre, sich eine Braut zu holen? Dieselben ferde vielleicht, die ihn heute zogen, wo es galt, Dorothea nd sein Kind heimzubringen, hatten ihn vor Jahren zur ächsten Eisenbahnstation gebracht, als er auf seines Vaters eheiß um Bella zu freien ging. Das Vögelchen lugte immer eugieriger und kühner in seine warm gewordene Seele hinein, s es wieder plötzlich, als ob es sich in einer andern Laune fiele, aufflatterte und davonflog. — Die trübe Rückerinnerung tte sich wieder zu ihm gesetzt.

War es nicht damals, als er und Bella sich zum ersten ale in Lüge und Selbsttäuschung begegneten? . . .

Es war ein Zug aus jener Brautfahrt, der ihm nicht us dem Sinne wollte. Es war grade Mittagszeit, als er sich dem Hause seines künftigen Schwiegervaters vorstellte. Bella ug ein hellblaues Kleid und die Locken tanzten ihr gleichsam n den lieblichen Kopf. Man lud ihn freundlich ein, über isch zu bleiben, denn das ist so Brauch bei einer Brautschau,

von dem ohne zwingenden Grund nicht abgegangen wird. — Das anmuthige Wesen Bella's berauschte ihn förmlich, wie ihn denn im Hause seines künftigen Schwiegervaters Vieles an das väterliche Heimwesen gemahnte. Als man zum Essen ging, wuschen sich Alle nach alter Sitte die Hände und nach der Mahlzeit ward ihm das übliche Tischgebet „verehrt."

Warum lächelte Bella während dieser frommen Handlung so verstohlen, fast höhnisch?

Er wußte es jetzt.

Sie hatte sich zu einer Täuschung hergegeben; man hatte „Frömmigkeit" und alte Sitte vor ihm gespielt, man hatte endlich seiner Erziehung zuliebe eine „Comödie aufgeführt."

Wenn Bella damals gesprochen hätte: „Wir sind nicht das, wofür du uns genommen hast, bei uns hält man nichts auf die alten Bräuche; du bist im Irrthum, wenn du uns auf deiner Seite glaubst! . . ." wäre sie dann nicht von den Drangsalen der nachgleitenden Lüge verschont geblieben? Wäre ihr junges Leben nicht „anderswo" glücklicher geworden?

Der Abend war bereits angebrochen, als er in das erste ansehnliche Dorf jener Gegend kam, die man die „deutsche" nennt. Bis dahin hatte Jonathan noch überall, wo er die Leute um Auskunft über Dorothea angegangen, die Antwort erhalten, man habe allerdings um diese und diese Stunde ein junges Mädchen mit einem etwa sechsjährigen Knaben durch das Dorf gehen gesehen. Eine Bäuerin, die vom Felde kam, hatte ihn mit einer Art gutmüthigen Verständnisses gefragt, was er mit dem jungen Mädchen wolle und ob bald die Hochzeit sein werde. Dann aber hatte sie sich von ihm abgewendet und war fortgegangen; er hörte noch, wie sie laut zu sich sprach:

„Er kann sie gar nicht heirathen, sie gehört ja nicht zu seinen Leuten." —

Um diese Zeit war die langgedehnte Hauptstraße des Dorfes, in welches er einfuhr, fast menschenleer. Nur hie und da sah er vor den Thüren mancher Häuser spielende Kinder, von einem uralten Mütterchen behütet, das in der scheidenden Sonne seine müden Glieder wärmte. Die Bauern weilten noch bei ihren Feldarbeiten. Was ihm aber zumeist auffiel, war ein gewisser Zug von Aehnlichkeit, die alle diese Kinder mit Dorothea gemeinschaftlich hatten. In ihren flachsblonden Haaren und mit ihren blauen Augen kamen sie ihm alle wie jüngere Geschwister des Mädchens vor. So war er bis in die Mitte des Dorfes an ein Haus gekommen, das er an dem weithin in die Luft hineinragenden Aushängeschild als das Wirthshaus erkannte. Hier ließ er halten.

Während der Knecht die Pferde zur Tränke führte, ging Jonathan in die leere Wirthsstube und setzte sich an einen der Tische. Eine Weile darauf kam die Wirthin breitspurig und behaglich zur Thüre herein und fragte ihn um sein Begehr. Jonathan schüttelte aber nur den Kopf; er verlangte weder nach Speise, noch nach Trank.

Die Wirthin verharrte trotzdem in ihrem freundlichen Wesen. Sie sagte:

„Freilich schmeckt Einem weder Essen noch Trinken, wenn man traurig ist."

„Sieht man mir das an?" fragte Jonathan.

„Dafür habe ich meinen Blick," meinte die Wirthin.

Da faßte er sich Muth und in kurz gedrängten, fast verschämt klingenden Worten klagte er der fremden Frau sein Leid, wie das Mädchen wahrscheinlich wegen einer Kränkung, die es sich zu sehr zu Herzen genommen, sein Haus verlassen habe, und nun suche er sie, um sie wieder heimzubringen. Vom Kinde sprach er nicht.

Dann hielt er inne.

„Ist's vielleicht des Holzendorfer Webers Tochter?“ fragte die Wirthin rasch.

Jonathan war aufgesprungen; das Blut hatte sich ihm zu Kopfe gedrängt. Kaum hörbar bejahte er die Frage der Frau.

„Dann ist sie rückwärts im Garten,“ sagte die Wirthin, „schon an die zwei Stunden.“

„Und das Kind?“ fragte Jonathan.

„Das ist bei ihr.“

Sie erzählte darauf, in welchem Zustande der Ermattung Dorothea angekommen, trotzdem sie vom letzten böhmischen Dorfe her von ihrem Knechte auf den Wagen genommen worden, mit welchem er grade vom Markte in Weißwasser heimkehrte.

„Warum das Mädchen nur so traurig ist? Wenn man in ihre verweinten Augen sieht, vergeht Einem alle Lust der Erde.“

Die Worte der Wirthin gelangten wie traumhaft an das Ohr Jonathan's. Er sah das Mädchen während dem, wie es müde und gehetzt gleich einem flüchtigen Wilde die staubige Straße dahinzog, das Kind an der Hand, jeden Augenblick angstvoll zurückblickend, ob der Verfolger noch nicht nahe! Was mußte Dorothea an dem Einen Tage an innerer Pein und Bedrängniß gelitten haben!

Dann fragte er schüchtern die Wirthin, wie der Weg in den Garten zu finden sei.

„Sie wird aber erschrecken,“ meinte die Wirthin.

Sie ging ihm voraus über den weiten Hausflur, dann über den Hof, bis sie endlich an der Gartenthüre, die sie aufklinkte, stille stand.

„Dort drüben an der großen Linde," sagte sie.

Jonathan war in den Garten eingetreten. —

In dem weichen Grase klangen seine Schritte unhörbar. So war er bis in die Nähe des breitästigen Baumes gekommen, unter dessen grünem Dache auf einem Holzbänkchen Dorothea, das Kinn nachdenklich in die Hand gestützt, saß. Ihr zu Füßen spielte das Kind mit Blumen, die es sich aus dem Frühlingsgrase zusammengelesen hatte. Unbemerkt konnte er eine Weile dem Gespräche der Beiden lauschen.

„Dorothea," fragte der Kleine, „ist bei Euch auch ein Mann, der auf dem „Schofar" blasen kann, sowie bei uns?"

„Nein," entgegnete ihm das Mädchen, „bei uns findest Du keinen, der das kann. Bei uns ist nur eine Kirche."

„Nur eine Kirche?" fragte der kleine Bernhard, dem diese Belehrung offenbar zu dunkel vorkam.

Nach einigem Besinnen meinte das Mädchen:

„Es ist ganz einerlei, Bernhard, ob Einer auf dem „Schofar" bläst, oder ob er ein Glöckchen läutet, wie dies bei uns geschieht."

„Ein „Schofar" und ein Glöckchen sollen ganz dasselbe sein?" lachte ungläubig der Knabe und die helle Kinderstimme hob sich eigenthümlich von dem tiefernsten Tone ab, als Dorothea sagte:

„Lache nicht, Bernhard! Wenn man bei uns in der Kirche das Glöckchen läutet, so kniet Alles nieder, denn da geht Gott durch die Kirche und es weiß das Jeder. So wird es auch mit Eurem „Schofar" sein."

„Ich habe ihn damals nicht gesehen," meinte Bernhard.

„Wann?"

„Wie der Mann den „Schofar" geblasen hat."

„Wenn Du größer wirst, wirst du ihn auch sehen!"

„So groß wie mein Vater?“ fragte Bernhard, indem er die Hand hoch über den Kopf hob, um damit das ihn überragende Körpermaß seines Vaters zu bezeichnen.

Ein breiter Schatten war über den Knaben gefallen; er blickte unwillkürlich zur Seite.

„Dorothea, der Vater!“

Jonathan hatte das Kind zu sich aufgehoben, das ihn mit seinen Aermchen fest und innig umschloß. Die Thränen waren ihm in die Augen getreten.

„Siehst du, Dorothea,“ rief der Knabe von der Höhe seiner Stellung herab, „jetzt bin ich so groß wie der Vater!“

Aber das Mädchen antwortete nichts.

Mit todtblassem Gesichte, aus dem nur die großen blauen Augen hervorleuchteten, war sie auf der Bank sitzen geblieben, die Arme schlaff herunterhängend, unbeweglich, als hätte sie ein rascher Tod in diesem Augenblicke ereilt.

„Dorothea,“ rief Jonathan, der den Knaben noch immer in seinen Armen hielt, „wie hab' ich dich erschreckt?“

War es der weiche Ton dieser Worte? Sie zuckte, wie von einem Fieberschauer ergriffen, zusammen, aber ihre Unbeweglichkeit blieb dieselbe. Noch war der Schreck nicht aus ihrem Gesichte gewichen.

„So sprich doch, Dorothea!“ rief Jonathan. „Brauchst du dich denn vor mir zu fürchten?“

„Ich kann nicht!“ kam es fast wie ein Schrei über die Lippen des Mädchens.

Er war ihr näher getreten; er hatte seine Hand ausgestreckt und berührte sie leise an der Schulter.

„Faß mich nicht an! Faß mich nicht an!“ rief sie schaudernd und bemühte sich, aufzustehen; aber sie vermochte es nicht.

„Dorothea,“ sagte Jonathan, indem er den Knaben nieder

eiten ließ, „wie hat dich nur dieser eine Tag so ändern önnen? Glaubst du denn, daß ich gekommen bin, dir Vor- ürfe zu machen? weil du so ohne allen Abschied, als wären ir wildfremde Menschen, von mir fortgegangen bist und hast ir, dem Vater, nicht einmal gesagt, daß du das Kind mit r nehmen willst?"

„Ich fürchte mich auch nicht," sagte endlich Dorothea, achdem sie mehrmals Athem geschöpft hatte, mit einer Art umpfen Trotzes. „Ich fürchte mich auch nicht," wiederholte e, „es ist ja ohnehin Alles aus und zu Ende! Das Kind eht wieder den Weg rückwärts zu seinem Hause, und ich ehe wieder zu meinem Vater. So ist Alles aus und hat ein nde!"

„Was ist zu Ende, Dorothea?" fragte Jonathan mit leiser timme.

„Was sollte mich," fuhr sie, die Augen gesenkt, noch immer der trotzigen Weise fort, „was sollte mich abhalten, zu thun, as ich nicht mehr lassen gekonnt? Ich habe mit mir gerungen, ott weiß es, aber zuletzt ist mir doch die Einsicht gekommen, ist Alles aus und zu Ende. Aber allein gehen, das habe nicht vermocht . . . das Kind hätte mir auf allen Schritten nd Tritten gefehlt. Da ist es wie die Eingebung einer bösen tunde über mich gekommen mit aller Gewalt; ich habe nicht iderstehen können! Da habe ich das Kind mitgenommen."

„Dorothea," sagte er nach einer Weile, „thu' mir doch den efallen und sprich nicht von bösen Stunden und dergleichen ehr. Bist du eine Diebin, daß du dich anklagst, als hättest u ein Verbrechen begangen, oder bin ich gekommen, um dich nzuklagen?"

Während Jonathan so sprach, zuckte um die Lippen des ädchens ein Zug, wie von innerster Rührung, aber sie be-

zwang sich, und mit derselben Herbigkeit, die nur wenig durch eine gewisse Gleichförmigkeit des Tons gemildert ward, fuhr sie fort:

„Ja, ich bin auch eine Diebin, und wenn der Tod darauf stünde, so würde ich in einem Athemzuge beständig rufen: ich bin eine Diebin. Als ich in der Schule die zehn Gebote lernte, erklärte der Lehrer: Stehlen heißt, sich Dasjenige zueignen, was Einem nicht gehört! Habe ich mir nicht auch Dasjenige zueignen wollen, daß es mein Besitz werde, was mir nicht gehört? Aber was wäre denn am Leben, wenn man Alles in sich ersticken und erdrücken will, was Einen reizt und was man sein Eigen nennen möchte? Weil ich immer geglaubt habe, das Kind gehört mir, davon ist mein Kopf zuletzt so wirr geworden, daß ich nicht mehr wußte, Recht von Unrecht zu unterscheiden. Wenn man jahrelang in einem solchen Irrthume lebt, ist es da ein Wunder, wenn er sich zuletzt im Gehirne festsetzt? „Dorothea," hat es immerfort in mir geschrieen, „das Kind gehört dir nicht! Es wird ein Augenblick für dich kommen, wo sie es von dir zurückverlangen, wie ein Tuch oder ein Stück Wäsche, das man dir zur Aufbewahrung anvertraut hat. Mußt du es nicht herausgeben?" Wenn aber dann eine zweite Stunde kam! „Das Kind gehört dir ja doch! Streck deine Hand aus und nimm dir dein Eigenthum!" Hätte ich mich dabei besinnen sollen? Die Hand hat sich ausgestreckt und ich habe das Kind mit mir genommen."

Ein heftiger Thränenstrom hatte den mühsam aufrecht erhaltenen Trotz dieser Seele gebrochen. Es schien ihr wohl zu thun, so mit einem Male befreit zu werden von der furchtbaren Pein dieses Tages.

Sie hatte sich aber noch nicht ausgeredet; die Augen voll süßer Zärtlichkeit auf den Knaben gerichtet, rief sie:

„Bernhard, mein kleiner Bernhard, was habe ich dir heute früh am Morgen gesagt?"

Der Knabe hatte sich an sie geschmiegt, die klugen Augen auf seine Pflegerin gerichtet.

„Bernhard, sag' selbst," rief sie, „wie ich dich heute früh aus deinem Bette gehoben habe und du, schläfrig, wie du warst, zu mir gesagt hast: Ich will zu meiner Mutter! Zu meiner Mutter will ich! was habe ich dir darauf geantwortet? Sei ruhig, habe ich gesagt, denn deine Mutter ist nicht mehr zu Hause und kommt auch nicht sobald nach Hause. Oder willst du eine neue Mutter? Nein, nein, hast du gesagt, mein kleiner Bernhard, ich will keine neue Mutter, ich bleib bei dir, Dorothea! Hast du so gesprochen oder nicht?"

„Ich bleib' bei dir, Dorothea!" wiederholte wortgetreu das Kind.

Sie neigte sich auf den Kopf des Knaben herab und küßte seine schwarzen Haare. Dann schaute sie mit einem gleichsam entsühnten Antlitze zu Jonathan auf.

Alle Herbigkeit und aller Trotz waren daraus entschwunden und es war darauf nur die ewig verständliche Schrift eines vollunschuldigen Gemüthes zu lesen.

Jonathan konnte ein feines Lächeln nicht unterdrücken. Was war diese Dorothea für ein eigen geartetes Geschöpf!

„Was willst du mit dem Allen beweisen, Dorothea?" sagte er anscheinend ernst. „Etwa, daß du keine Diebin bist? Daß du das Kind nicht gestohlen hast, das glaub' ich dir ohnehin auf Dein ehrliches Gesicht hin."

Sie schaute wieder zu ihm auf, lange und prüfend, als wollte sie in seinem Mienenspiele lesen, ob sich hinter diesen Worten nicht ihr zuliebe eine Verstellung verberge. Ihr Ant-

litz war wieder finster geworden, der alte Trotz ihres Gemüthes hatte also noch nicht ausgelebt.

„Ich bin also keine Diebin?“ fragte sie dumpfen Tones

„So wahr mir Gott helfe, nein!“ sagte Jonathan, indem er ihr die Hand hinbot.

Sie zögerte aber einzuschlagen und drückte sich scheu zu Seite.

Das Kind hatte sich unterdessen von ihr entfernt, indem es einen verspäteten Abendfalter wahrgenommen, der sich einig Schritte von ihm auf das Gras niedergelassen hatte.

„Dorothea,“ sagte Jonathan leise, sich neben das Mädche auf die Bank niederlassend, „bist du jetzt, nachdem du d vielleicht das Schwerste vom Herzen herunter geredet, beruhig genug, um mich anzuhören?“

Sie hatte nur ein trauriges Kopfnicken, aber es genügte ihr

„Dorothea,“ sagte er, „willst du mir auf Alles, was i dich fragen werde, Antwort geben? Ueberlege es dir gut un denke vor Allem auf die heutige Stunde.“

„Ich will,“ kam es zögernd über ihre Lippen.

Aber es währte wieder eine geraume Zeit, bis sich Jonathan's Geiste eine Reihe von Fragen so geordnet hat wie sie diese Stunde eben erheischte.

„Dorothea,“ begann er wieder, „wann hast du den Ent schluß gefaßt, ohne allen Abschied mein Haus zu verlassen

Ueber Dorothea's Antlitz flog ein brennend rother Schei dann wurde es wieder leichenblaß.

„Heute Morgen!“ sagte sie tiefathmend.

„Früher nicht?“

„Nein!“

„Habe ich dich zuvor oder irgend Einer, der mir no steht, gekränkt?“

„Ich erinnere mich nicht."

„Du erinnerst dich nicht, folglich muß dir eine Kränkung der etwas, das dir wehe gethan hat, widerfahren sein?"

Dorothea schwieg. An die Stelle der Bläſſe war aufs Neue der vorüberfliegende Schein eines durchſichtigen Erröthens getreten.

„Du haſt mir ja verſprochen, auf meine Fragen zu antworten."

„Ich kann nicht!" flüſterte ſie, ihr Geſicht von ihm abwendend.

Plötzlich ſtockte auch Jonathan. Eine Erinnerung flog ihm durch den Sinn; er ſah Dorothea wieder vor ſich, wie ſie aus ihrer Stube ſich fortgeſchlichen hatte, um das halberloſchene „Seelenlicht" für Bella wieder mit friſchem Oele zu füllen. Mußte ihr nicht ſelbſt die leiſeſte Anfrage die Lippen verſchließen?

Unſchlüſſig rückte er auf der ſchmalen Holzbank hin und her; ſeine Stirne glühte im Feuer, ſeine Augen ſchweiften bald nach dem Kinde, bald nach dem Mädchen hinüber, das ſtill und in ſich gekehrt neben ihm ſaß. Hätte er der Regung ſeines Blutes nachgeben können, ſo hätte er die Tiefgekränkte mit dem Worte: „Du biſt mehr werth als wir Alle, Dorothea!" um Verzeihung gebeten. Aber zu viele Fragen hatten ſich, und nicht erſt ſeit geſtern und vorgeſtern, in ſeiner Seele aufgehäuft.

Sie mußten beantwortet werden.

„Gut, Dorothea," begann er wieder, „du haſt deinen Entſchluß erſt heute am frühen Morgen in dir gefaßt. Ich darf nicht fragen warum. Aber war nicht Einer dabei, der dich darin beſtärkt hat, der dir zugeredet hat?"

„Wer?"

„War's nicht der junge Geiſtliche?"

„Der?“ rief Dorothea mit erhöhtem Tone. „Er hat m
zwar zugeredet, er hat mir vorgestellt, es sei wie eine Todsün
zu achten, wenn ich länger bleibe; er hat auch gesagt, mei
Mutter im Grabe würde fürder keine Ruhe haben! . . . ab
ihm glaube ich schon lange nicht. Seitdem er hochoben v
der heiligen Kanzel das Feuer in unser Haus geworfen u
die Männer zu uns geschickt hat, die unsere junge Frau
den Tod erschreckt haben, seitdem glaube ich ihm nicht.“

„Es ist also doch Einer dagewesen, der dir gerathen hat

„Habe ich das gesagt? . . .“ meinte Dorothea verwirrt.

„Gesagt hast du es nicht, aber du hast es durchblick
lassen.“

Dorothea's Lippen zuckten, sie athmete schwer. Endli
flüsterte sie:

„Ja!“

„So nenne mir ihn!“

Sie wies mit dem Zeigefinger nach dem spielenden Knabe
der sich in diesem Augenblicke mit dem glücklich erhaschten Falt
angelegentlich beschäftigte.

„Das Kind?“ rief Jonathan ungläubig. „Das Kind h
dir einen Rath gegeben? Wie soll ich das verstehen, Dorothea?

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Dorothea,“ mahnte Jonathan heftiger, „du hast mir ve
sprochen, meine Fragen zu beantworten?“

„Thue ich denn das nicht?“ fragte sie still.

„Das Kind ist es also gewesen?“

Sie sah ihn mit den großen Augen wie flehend an.

„Muß ich das sagen?“

„Ja, Dorothea,“ sagte Jonathan, „es ist zu unserer Beide
Wohl und Besten.“

„Ich habe mit einem Male gesehen,“ flüsterte sie in unsa

arer Scham, „daß ich so allein bin . . . Soll ich erst ab-
arten, bis das Kind eine neue Mutter erhält?"

„Dorothea," rief Jonathan stürmisch, „was bist du doch
ir ein Wesen!"

Noch immer hatte er, der Zweifelnde, die Kraft in sich,
as wallende Blut zurückzudämmen. War es, weil er noch
nmer unter dem Banne jener schrecklichen Worte stand, die
m „auslöschen und austreten" geboten?

Er war von der Holzbank aufgestanden und ging nun mit
astig bewegten Schritten in dem engen Raume, der das grüne
aubdach der Linde begrenzte, auf und nieder.

Der Abend war hereingebrochen. Das Kind spielte noch
nmer mit dem gefangenen Falter. Und ringsherum waltete
ne Stille und Ruhe, als warteten die Geister der Luft nur
uf das erlösende Wort einer Menschenseele, um mit einzu-
immen, sei es in den Jubel oder den Weheschrei zweier
erzen!

Er setzte sich wieder, anscheinend in kühler Gefaßtheit. Aber
uf dem Gesichte Dorothea's lag jetzt ein Zug von schmerz-
aster Trauer, wie er ihn in solcher Schärfe bisher nicht ge-
hen hatte.

„Dorothea," begann er nochmals, „wenn du diesen Baum
nsiehst, unter dem wir da sitzen, kommt es dir nicht vor, als
ären wir zu Hause in unserem Garten?"

„Wie zu Hause!" sprach sie leise nach.

„Erinnerst du dich, wie ich dich damals unter jenem Baume
schworen habe, nicht zur Wallfahrt zu gehen? Warum bist
u doch gegangen?"

„Ich mußte!"

„Hat es dir der Geistliche befohlen?"

„Ja."

„Und hast du ihm gerne Folge geleistet?"

„Damals habe ich ihm noch geglaubt! Er hat mich mit seiner Rede ganz überwältigt. Und dann, ich habe in der Kirche zu Urschendorf etwas ganz Besonderes mit der heiligen Mutter Gottes zu sprechen gehabt, aber es hat kein Mensch davon wissen dürfen."

„Warum nicht?"

„Weil es einem Anderen geschadet hätte!"

„Ich verstehe dich nicht, Dorothea. Willst du nicht deutlicher sprechen?"

„Nun ja!" sagte sie, offenbar im Kampfe mit sich selbst, auch von diesem Geheimnisse ihrer jungfräulichen Seele den Schleier aufheben zu müssen. „Wenn man sich an das Heilige wenden will, um es um eine Gnade zu bitten, weil es der Fürsprecher des verborgensten Gebetes im Menschen ist, wird man es da in die halbe Welt hineinschreien? Man beschreit es dann und es hat keine Wirkung."

„Hast du solche Noth damals gehabt, Dorothea, dein Herz auszuschütten?"

„Ja," sagte sie flüsternd, „der Zustand unseres Kindes hatte mich betrübt; die heilige Mutter Gottes in Urschendorf, die schon so Vielen geholfen hatte, sollte auch mir helfen, daß das Kind einmal sprechen könne!"

Dorothea hatte kaum zu Ende gesprochen, als Jonathan von jener namenlosen Macht erfaßt, die Alles, Alles in ihm ausgelöscht hatte, was ihn noch an sein fernes Haus gemahnen konnte, leidenschaftlich ausrief:

„Dorothea, ruf' doch den Knaben herbei!"

Sie sah ihn unschlüssig erschrocken an.

„Du mußt ihn rufen, Dorothea!" drängte er heftiger.

Der Ruf des Mädchens tönte nur schwach und der Knabe am langsam heran, den gefangenen Falter in der Hand.

„Laß ihn los, Bernhard, laß ihn los!“ gebot Jonathan mit bebender Stimme. „Der Schmetterling muß leben!“

Der Falter flog in die Freiheit zurück.

„Dorothea,“ sagte dann Jonathan, die Hand des Mädchens ergreifend, die es ihm willenlos überließ, „willst du dieses Kind behalten als ein Geschenk von mir und als eine Gnade, die du mir erweisest?“

Sie mochte ihn nicht verstehen. Ihre Augen irrten bald zu dem an sie geschmiegten Kinde, bald zu dem Manne an ihrer Seite. Ging doch ein Gluthstrom von ihm aus, der auch sie zu verzehren drohte . . .

„Willst du die Mutter dieses armen Kindes werden, Dorothea?“

Er fühlte, wie die Hand des Mädchens, die in der seinen lag, von einer plötzlichen Eiskälte durchschauert wurde.

Ein leiser Schrei zitterte an ihren Lippen.

„Dorothea,“ rief er mit erhobener Stimme, indem er sie an sich zog, daß ihr Kopf an seine Schulter zu liegen kam, „was ich jetzt sage, ist mein heiliger Ernst! Willst du die Mutter dieses Kindes . . . willst du mein Weib werden?“

Der Falter war wieder herbeigekommen, derselbe Falter, dem Jonathan die Freiheit geschenkt hatte. War er von der Neugier herbeigelockt, zu erfahren, was dort unter dem grünen Baume vor sich ging?

Aber es war dort unter der Linde so still, daß er nichts vernahm, als das Schwirren seiner eigenen Fittige, und er flog enttäuscht wieder davon.

„Habe ich dich so erschreckt, Dorothea?“ sagte Jonathan

traurig. „Wenn es so ist, so thue, als hätte ich gar nichts gesagt und vergiß Alles."

Mit einem Male beugte sie sich herab und hob den vor ihr stehenden Knaben zu sich auf. Das Kind schloß seine beiden Arme leidenschaftlich um ihren Hals.

„Bernhard, mein kleiner Knabe," rief sie mit einer Stimme, die zwischen Jubel und Schmerz klang, „wäre es denn möglich, daß ich deine Mutter werde?"

„Dorothea, du willst also . . .?" ertönte ein anderer Jubelruf.

Statt aller Antwort drückte sie ihr Gesicht auf den Kopf des Kindes und vergrub damit auf einen Augenblick alle Seligkeit und Wonne ihres jungen Herzens.

Wie sie aber dann zu Jonathan wieder aufschaute mit dem offenen und treuen Blicke ihrer Augen, strahlte ihr Wesen eine innere Freudigkeit aus, die den Mann an ihrer Seite wunderbarer ergriff, als das lauteste Geständniß. Die eine Hand auf den Kopf des Kindes gelegt, die andere ihm hinreichend, sagte sie einfach und schlicht:

„Ich nehme das Geschenk an!"

Nicht wahr, es ist kein Traum, was die beiden Menschenkinder hier unter dem Baume halb flüsternd, halb laut einander vertrauen und erzählen? Es ist kein Traum, daß sich mitten zwischen Beiden aus Schutt und Moder und Drangsal eine Herrlichkeit aufgebaut hat, die sie vor einer Stunde nicht geahnt haben? Und es ist kein Traum, kein aus blöden, verschlafenen Augen blickendes Märchen, daß das Leben einmal wieder mehr gehalten hat, als der wesenlose Schein der Dichtung? . . .

Wie sie jetzt Arm in Arm, weil ihnen der Raum unter dem Laubdache der Linde zu enge geworden war, durch den

Garten schreiten, bleibt Dorothea mit einem Male stehen und sagt:

„Manchmal möchte man sich ein besonders feines Ohr wünschen, um die geheimsten Gedanken der Menschen zu belauschen. Was sie dazu sagen werden!"

„Wer?"

„Die Menschen!"

Jonathan zuckte zusammen.

„Fürchtest du dich vor ihnen?" fragte er.

Sie hatte aber ein ehrliches, vor Allem ein tapferes Gemüth; sie sagte:

„Ich fürchte mich nicht. Ich habe nur nachgedacht, was ich anfangen werde . . wenn sie mir das Kind nicht gönnen."

„Denke an nichts, Dorothea," sagte Jonathan, dem die Worte seines Mädchens tiefer in die Seele gegriffen hatten, als er merken ließ. „Denke in diesem Augenblicke an nichts Anderes, als an uns selbst. Ich habe einmal irgendwo von zwei Kindern gelesen, die haben sich eines Tages in einen kleinen Kahn gesetzt und sind damit auf das weite Weltmeer getrieben worden. Und obwohl sie über sich nichts hatten als den Himmel, haben sie doch immer geglaubt, sie sind zu Hause in ihrem kleinen Flusse. Diese zwei Kinder sind wir, ich und du, Dorothea! Auch wir sind in ein Schiff eingestiegen und treiben nun dem Ungewissen zu. Keiner von uns weiß, auf was wir stoßen werden, nicht nur bei Anderen, sondern auch . . . in uns selbst. Aber mitten in dem Allen wissen wir doch Eines: Wir sind zu Hause!"

„Ich fürchte mich nicht!" sagte sie leise.

Darauf gingen sie zu der Holzbank unter der Linde zurück. Dort hatte sich mittlerweile der Knabe, müde vom Warten und von den Mühen des Tages, behaglich niedergelassen und war

eingeschlafen. Seine Athemzüge gingen still und ruhig, als wäre er zu Hause in seinem Bette. Der Abend war vollständig herangebrochen.

„Laß uns jetzt gehen, Dorothea," sagte Jonathan.

Sie schüttelte den Kopf.

„Jetzt nicht!" sagte sie innig. „Laß mich nach Hause gehen zu den Meinigen . . . Jonathan, ich komme, wenn du es bestimmst!"

„Du hast Recht, Dorothea, wie du in Allem Recht hast!" sagte Jonathan nach einigem Besinnen. „Wenn das Kind morgen in seinem Bettchen erwachen und seine erste Frage nach dir lauten wird, so werde ich ihm sagen: deine neue Mutter hat versprochen, so bald als möglich zu dir zu kommen. Sei ruhig, Bernhard, sie hält ihr Wort."

Behutsam hob er dann den Knaben, damit er nicht erwache, auf seinen Arm. Er ging voran, sie folgte ihm.

So kamen sie aus dem Garten auf den stillen, fast finsteren Hof des Wirthshauses.

Er blieb stehen.

„Dorothea," rief er nach dem hinter ihm schreitenden Mädchen, „hast du nichts vergessen? . . ."

Er fühlte zwei weiche Lippen auf den seinen; so schnell hatte sie das Vergessen gutgemacht. Dann küßte sie den schlafenden Knaben auf den Mund.

Es war der Kuß der neuen Mutter und der jungen Braut!

## XII.

### Auf dem Heimweg.

Ist junge Liebe in der That so weltverloren und vergessen wie junger Wein, dem man nachsagt, daß er dem Kopfe, in dessen geheimsten Kammern sein Duft sich festgesetzt hat, die Fähigkeit benimmt, das Nächstliegende mit klarem Blicke zu unterscheiden?

Von Dorothea wenigstens konnte es behauptet werden.

In dem Augenblicke des Scheidens brannte in ihrer Seele kein anderer Gedanke, als den sie kurz zuvor auf den Lippen Jonathan's scheu und flüchtig zurückgelassen hatte. So wenig dachte sie an etwas Anderes, daß, als Jonathan mit seiner auf dem Arme schlafenden Bürde zum Thore hinausschritt, um den längst angeschirrten Wagen zu besteigen, sie in dem dunklen Flur zurückgeblieben war.

Von dort aus konnte sie noch hören, wie Jonathan dem Knechte den gemessenen Befehl ertheilte, die Pferde laufen zu lassen, so viel sie wollten, damit er noch vor Mitternacht das Kind zu Bette bringen könne. Das brachte sie zur Besinnung.

Jetzt kam sie eiligst aus ihrem Verstecke an den Wagen gesprungen.

„Das Kind, das Kind!" schrie sie fast athemlos. „Wo habe ich denn nur meinen Kopf gehabt?"

„Das Kind?" sagte Jonathan gedehnt, aber sie mochte merken, daß es ihm nicht rechter Ernst war. „Das Kind geht mit mir!"

„Nein, nein," sagte sie eifrig, und ihre Erregtheit ging dabei so weit, daß sie den Rockzipfel Jonathan's erfaßte, „das Kind muß bei mir bleiben. Das wäre ja gegen die Verabredung."

„Vom Kinde war keine Rede," meinte Jonathan, indem er, als wollte er sich in den Wagen schwingen, den einen Fuß auf den eisernen Kutschbügel setzte.

„Du wirst das mir nicht anthun . . . Jonathan!" sagte sie und ihre Stimme klang fast weinerlich. „Wer soll das Kind warten und pflegen? Ist es denn schon so stark, daß man es der ersten besten Magd überlassen könnte? Das Kind muß selbst in der Fremde wissen, es ist zu Hause."

Jonathan zögerte aber noch immer.

„Es kommt mir vor, Dorothea," sagte er lustig, „du möchtest Bernhard als Pfand zurückbehalten?"

„Ja!" meinte sie, indem sie mit sanfter Gewalt den Knaben an sich zu ziehen versuchte, während ihn Jonathan, um Dorothea's Ernsthaftigkeit noch länger zu genießen, um so fester an sich zu pressen schien.

„Da hast du dein Pfand, Dorothea," sagte Jonathan mit einem Male und er legte ihr den schlummernden Knaben in die Arme. „Was wirst du ihm aber am Morgen sagen, wenn er in dem fremden Bette aufwacht und vielleicht sich fürchtet?"

„Bernhard sich fürchten?" rief sie, mit zärtlichem Blicke auf das Kind niederschauend. „Wovor denn? Wenn er aufwacht in der Nacht und in dem fremden Bette, so bin ich da, und dann fürchtet er sich nicht; und wenn er früh Morgens fragt: Wo ist der Vater? so sage ich ihm: dein Vater? Was weiß ich, wo dein Vater ist? Der ist fortgegangen, um dir eine neue Mutter zu holen . . . aber er kommt bald."

Damit war sie in den finsteren Hausflur geschlüpft und ließ Jonathan allein — allein mit einem so siegesfreudigen Lächeln auf den Lippen, daß es die Nacht durchleuchtete, die sich allmälig herabgesenkt hatte.

Nun die Heimfahrt durch die lauwarme Frühlingsnacht!

ielleicht ist das, was wir gewöhnlich Glück nennen, nichts als
e sichere Nähe eines längst Erwarteten, das Bewußtsein eines
ngestörten Besitzes, ein ruhig seliges Ausathmen und Ein-
hmen! Dieses Gefühl der Sicherheit war es, das um Jona-
an's Haupt während der Heimfahrt zauberhafte Silberfäden
ob. Mit wie schwerem Herzen war er ausgezogen, wie leicht
nd beschwingt maß er denselben Weg zurück!

Welch ein Ausklingen und Ausduften der im Garten ver-
bten Stunde!

Dorothea war aus ihr wie eine Lichterscheinung hervor-
gangen, die ihm fast körperlos erschien. Alles, was sie ge-
rochen, die kleinste Bewegung und der unbedeutendste Zug
nd vor ihm, und Alles war so echt und wahr, so ohne Falsch
nd Hehl, wie nur etwas, was unverdorben aus Gottes eigenen
änden kommt! . . .

„Es fehlt ihr gar nichts," lautete ein solches Bruchstück
ner inneren Luft und Freudigkeit. „Sie hat sich benommen,
ie es ihr keine Zweite auf dem ganzen Erdboden nachthut.
olch eine Dorothea ist noch nicht dagewesen!"

Und unmittelbar hinter diesem Gedanken schlüpfte sogleich
n anderer, der sich noch traulicher an ihn heranschmeichelte:

„Es soll eine Zweite aufstehen," so lautete er, „der man
in eigenes Kind auf Meilen weit mit solcher Zuversicht an-
rtrauen kann wie ihr, ohne daß ich etwas Anderes von ihr
eiß, als daß sie die Tochter des Holzendorfer Webers ist und
orothea heißt! Und ich, der ich einmal es nicht hören konnte,
aß sie dem Kinde von einer Kirche erzählte, die irgendwo steht,
gebe ihr das Kind hin und sage zu ihr: „Mach du mit ihm,
as du willst!" Das soll mir Einer erklären, wie das gekommen
! Und doch sieht das aus, wenn man Dorothea nicht kennt,
s ob ich ein schlechter Vater wäre! Gebe ich nicht etwas von

meiner Seite, was ich wie meinen Augapfel behüten sollte
Als ob es einen besseren Vater gäbe als mich! könnte ich de
Leuten sagen. Wer hat jemals für sein Kind so gesorgt? E
ist bei Dorothea zu Hause!"

Mit vollen Zügen sog er dann die würzige Frühlingslu
ein, die seine heiße Stirne linde umwehte. War es da ei
Wunder, wenn es ihm gelang, gewisse Gedanken, die hie un
da den Augenblick abwarteten, um in eine Lücke seiner See
einzubrechen, von sich abzuhalten?

Einer der vorwitzigsten, der sich bis in seine Nähe g
schlichen hatte, wagte sogar aus sicherem Verstecke an ihn d
Frage zu richten:

„Was nun, Jonathan?"

Aber er jagte ihn mit Schande und Spott davon.

Was nun? Sich vollständig hingeben diesem schrankenlose
inneren Schauen, nichts Anderes neben sich aufkommen lasse
als die liebliche Gestalt des Mädchens dort in dem Wirthshau
und nichts zu denken als . . . Dorothea! . . .

Er kam durch die schlafenden stillen Dörfer, die schon d
slawischen Sprache gehörten. Seine Blicke weilten auf de
mondbeschienenen Strohdächern; es war mit ihm, als hätte
mit ihnen und sie etwas mit ihm zu sprechen. Sie hatten ei
ander etwas zuleide gethan; er wußte nur nicht wann nr
warum. Aber im Zusammenhange mit irgend einem Punk
seines Lebens standen sie doch. Und wieder war es Dorothe
die die vermittelnden Gedankenfäden hin und her wob. Woh
kam es, daß das deutsche Mädchen vom ersten Augenblicke a
eine so heftige Abneigung gegen den Eintritt unter ein slaw
sches Dach gezeigt hatte?

„Es muß bei ihr tiefer liegen," so kam er endlich zum Schlu
„War ich ihr nicht auch ein Fremder? War ihr nicht au

s Kind fremd? Und doch ist sie mir sogleich in mein Haus folgt und an das Kind hat sie von der ersten Stunde an ir Herz weggegeben! Warum hat sie bei uns den Unterschied macht? Sollte das blos die deutsche Sprache, weil sie auch eine Muttersprache ist, bewirkt haben? Es ist überhaupt etwas Dorothea, was ich niemals werde ergründen können. Bella ja doch auch als eine ganz Fremde zu uns gekommen . . . d ist dennoch niemals heimisch geworden!"

Er war aber noch nicht an den Schluß gelangt. Die limtückischen Irrwische tauchten wieder auf, er mußte sich in e Ecke des Wagens drücken und die Augen schließen, um sie cht zu sehen. Endlich verlosch einer nach dem anderen; sie nnten seiner Stimmung nichts anthun. Der letzte Gedanke, r ihm unausgesprochen auf die Lippen trat, als er an den sten Häusern seines Heimathsstädtchens vorüberkam, lautete:

„Wenn Dorothea slawisch und nicht deutsch gesprochen tte, wäre sie dann bei uns geblieben? Und was wäre aus ns geworden? Wäre ich jetzt auf dem Heimweg . . . und inge mein Kind nicht mit mir?"

Es war längst nach Mitternacht, als er an seinem Hause kam. Ueber dem Himmel lag bereits das Zwielicht des auenden Morgens. In dem Nachbarhofe war der Hund er= acht.

Der Wagen fuhr von dannen.

Aber Jonathan rührte dennoch nicht den eisernen Klöppel r Thüre, um die Magd zu wecken. Er sah die schlummernde Gasse" hinab, deren Häuser in unbestimmten, in graues Dunkel hüllten Umrissen vor ihm lagen. Es war ihm jetzt, als sollte gar nicht mehr in sein Haus treten. Wird es ihn nicht voll ede und Einsamkeit begrüßen? Das Kind und Dorothea

schlafen nicht mehr unter seinem Dache! . . . Trotz der fröstel
den Morgenluft glühte sein Antlitz.

Drüben, kaum zwanzig Schritte von ihm, ist ein steinern
Brunnentrog, in welchem das Wasser Tag und Nacht rieseln
niederfällt. Bevor er in sein Haus tritt, will er dort sei
Gesicht kühlen.

Wie er aber an den Brunnentrog trat, fand er nicht ohn
Erschrecken, daß auf der steinernen Umfassung, den Rücken a
die Röhre gelehnt, den Kopf tief auf die Brust gesunken, ein
zusammengekauerte Gestalt saß, welche schlief.

Trotz der fahlen Dämmerung erkannte Jonathan in ih
sogleich jenen fahrenden Bettler, den er vor wenigen Stunde
an der offenen Heerstraße in einer der jetzigen ganz ähnliche
Lage getroffen hatte. Der Schnappsack, der seine wenige
Habseligkeiten enthalten mochte, lag zu seinen Füßen und di
eine Hand hielt den knorrigen Reisestock krampfhaft umfaßt.

Voll mitleidiger Regung berührte ihn Jonathan an de
Schulter. Der Kopf des Schlafenden fuhr in die Höhe un
zwei große Augen starrten Jonathan aus einem verwilderten
von einem Vollbarte umrahmten Gesichte entgegen.

„Gast," — denn das ist die Bezeichnung dieser fahrende
Leute in der „Gasse," — sagte Jonathan, „Gast! habt Ih
kein anderes Quartier für die Nacht, als grade hier? Warun
seid Ihr nicht ins Hekdisch (Herberge für Bettler) gegangen?

„Ich gehöre nicht ins Hekdisch," sagte der Landstreiche
mit müder Stimme, ohne sich vom Platze zu rühren.

„So kommt wenigstens zu mir in mein Haus," rief Jo
nathan. „Ich will Euch für die Nacht beherbergen; hier hol
Ihr Euch ja eine Krankheit."

Auf diese Einladung schien die zusammengekauerte Gestal
des Landstreichers zu einer gewaltsamen Anstrengung sich er

annen zu wollen; er richtete den Oberleib in die Höhe und
h einen Augenblick, wie dies Schlaftrunkenen eigen ist, den
r ihm stehenden Jonathan mit unheimlicher Aufmerksamkeit
t. In dem nächsten Momente war ihm aber der Kopf wieder
f die Brust gesunken, seine Augen hatten sich geschlossen.

„Ich gehöre nicht ins Hekdisch," murmelte er schläfrig
dehnt zwischen den Zähnen.

Dann verkündeten die kurzen regelmäßigen Athemzüge,
ß der Landstreicher das harte Lager auf dem Brunnentroge
em anderen vorzog.

Jonathan blieb noch eine Weile vor dem Schlafenden
hen, dann schritt er seltsam bewegt auf sein Haus zu. —

Als er am Morgen nach dem nur wenig durchruhten
chtreste ans Fenster trat, hing der Tag trübe und grau vom
immel herab. In den wenigen Stunden hatte sich das
etter vollständig umgewandelt. In würziger Frühlingsnacht
r er heimgekehrt, und heute sah es draußen aus, als ob
n mehrtägiger Landregen im nahen Anzuge sei. War das
e Antwort des Naturgeistes auf die vermessene Vordringlich-
t seines gestrigen Glückes? . . .

Die „Gasse" war um diese Zeit noch menschenleer, nur
üben am Brunnentroge stand aufrecht, den Rücken ihm zu-
wendet, wie es schien, im Morgengebete begriffen, die Gestalt
s Landstreichers. Denn er sah ihn mehrmals sich bücken
nd beugen; jetzt that er drei Schritte nach rückwärts, woraus
onathan schloß, daß er die achtzehn „Segnungen" beendet
tte. Nun legte er seinen Kopf an die Brunnenröhre und
lieb eine geraume Weile in dieser Stellung, denn sie ist die
nes tieftraurigen Psalmes, der mit den Worten beginnt:
Mir ist gar bange und angst, doch laß uns fallen in Gottes
and!"

Plötzlich drehte er sich um und seine Blicke fielen gra
auf das Fenster, hinter welchem Jonathan stand. Erst je
konnte Jonathan gewahr werden, daß sich die Gestalt des Lan
streichers im Morgenlichte ganz anders und vortheilhafter au
nahm, als gestern am Tage und in der Nacht zusammeng
kauert am Straßenrain und auf dem Brunnentroge. Sie w
fein und schlank gebaut, die gewöhnliche Mannesgröße übe
ragend, und trotz der Verwilderung in Kleidern und Ba
haar ging ein Wesen von ihr aus, das jede Verwechslung m
den gewöhnlichen Leuten seines Schlages ausschloß.

Er mochte jetzt seine Andacht im Freien zu Ende gebra
haben.

Langsamen Schrittes kam er auf das Haus zu.

Indessen legte Jonathan eine Geldgabe zurecht, die i
Verhältnisse zu dem sonstigen Almosen nicht unbeträchtlich wa

Bald darauf klopfte es an die Thür und der Landstreich
trat herein.

Ohne den üblichen frommen Gruß auszusprechen, wär
auf der Schwelle stehen geblieben; dann streckte er seine Ha
gegen die „Mesusah" an der Thürpfoste aus und führte
andächtig zum Munde.

„Ich bin doch hier im Hause des Fabrikanten Jonath
Falk?" fragte er mit weicher wohlklingender Stimme, inde
er unter den buschigen Brauen tieftraurige Augen auf J
nathan richtete.

„Ja," erwiderte Jonathan, „Ihr seid bei ihm."

„So werden Sie mir sagen können," rief der Landstreich
auf die „Mesusah" hinweisend, „ob das dieselbe ist, die au
Ihr Vater, mit dem der Friede Gottes sei, berührt hat u
ob auch Ihre Mutter . . ."

Die letzten Worte hatte er flüsternd, als ob er sie vor innerster Bewegung nicht zu Ende bringen könnte, gesprochen.

Jonathan horchte hoch auf; er war dem Landstreicher näher getreten.

„Es ist dieselbe," antwortete er.

Da warf der Landstreicher mit wilder Geberde seinen Schnappsack und den Reisestock weit in die Stube und rief mit markerschütternder Stimme:

„Hack' mir die Hand ab, Jonathan! Sie ist nicht werth, es zu berühren, was diese Heiligen berührt haben."

„Um Gotteswillen!" rief Jonathan, der vor Schrecken erbleicht war. „Du bist doch nicht mein Bruder Adolph? . . ."

„Heiß' mich nicht Adolph!" schrie der Bettler. „Ich heiße wieder Aaron, wie sie mich geheißen haben, die mit ihren heiligen Händen das berührt haben."

Er hatte das Täfelchen wieder erfaßt und stieß dann wie wahnsinnigem Schmerze seinen Kopf mehrmals gegen die Thürpfoste, als wollte er sie zertrümmern.

„Fasse dich, Bruder," rief Jonathan, „du bist ja jetzt bei mir!"

„Laß mich da liegen," schluchzte der Landstreicher, „laß mich da liegen! . . . An dem Holze da hängt noch etwas von Vater und Mutter. Vielleicht bringt es mir Heilung!"

Jonathan mußte sich abwenden, er vermochte den entsetzlichen Anblick nicht zu ertragen.

War das sein Bruder Adolph, der als dreizehnjähriger Junge, müde der väterlichen Zucht, wie ein wildes Reh in die Welt gesprungen war, als wäre sie ein meilenweiter Wald? Was war mit dieser überschäumend frischen Kraft eines Menschen geschehen?

Allmälig verstummte das Schluchzen des Landstreichers.

Er wendete sich von der Thüre hinweg und setzte sich an de
Tisch, Jonathan gegenüber.

Dicke Thränen standen ihm an den Wimpern, er schie
aber ruhiger geworden.

„Ja," sagte er in einem Tone, der seltsam abstach gege
die unheimliche Gereiztheit des vorangegangenen Augenblick
er klang so, wie man etwas Trauriges beklagt, das sich nic
mehr ändern läßt — „was nützt das Alles, wenn ich dich d
bei ansehen muß, Jonathan? Auch du bist nicht das Kind vo
ehedem, wie ich dich gekannt habe. Aber du hast Eines b
halten! du hast die Augen unserer Mutter, und die vergiß
man niemals, niemals, niemals!"

„Und ich habe dich gestern nicht erkannt, wie ich dich a
der Straße gefunden habe!" rief Jonathan schmerzlich. „Un
als ich dich in der Nacht geweckt habe, draußen an dem Brun
nen, da habe ich dir das „Hekdisch" als Quartier anweise
wollen, mein armer Bruder!"

„Bist du das gewesen? Es ist mir jetzt wie ein Traum!
sagte der Landstreicher. „Du hast mich auch eingeladen, m
dir zu kommen, ich habe das Alles ganz gut vernommen. Abe
ich bin doch nicht mit dir gegangen; mein Lager dort auf de
harten Stein war noch zu gut für Einen wie ich. Gebühr
sich etwas Anderes für mich, der ich so schlecht an Vater un
Mutter gehandelt habe? Mich sollte Keiner, der etwas a
den Frieden seines Hauses hält, um sich dulden; herausjage
sollte man mich wie einen Hund, der keinen Herrn hat . . .

„Laß das, Bruder," sagte Jonathan beschwichtigend, „d
thust mir und dir mit deinen Reden zu wehe!"

„So war er schon als Kind!" murmelte der Landstreiche

Eine Weile saß er dann da still und bewegungslos, al
ob ihn Schläfrigkeit übermannt hätte. Plötzlich fuhr er z

ummen; seine Nerven schienen selbst das kleine Geräusch, das on einer Bewegung Jonathan's entstanden war, nicht er=ragen zu können.

„Wo bin ich denn?" rief er und seine Blicke flogen mit ilder Unruhe durch die Stube.

Da sah er seinen Reisepack und den Stock, den er vorhin eit von sich geschleudert hatte. Mit Einem Sprunge hatte diese Gegenstände erreicht und war damit zur Thüre geeilt.

„Was willst du, Bruder?" rief Jonathan überlaut, indem den Landstreicher festhielt. „Du bleibst jetzt bei mir, ich sse dich nicht fort!"

„Ich muß, ich muß!" stöhnte der Unglückliche, indem er h ihm zu entringen suchte. „Ich ertrag's nicht länger in der ähe deiner Augen."

Aber seine durch Nachtwachen und Entbehrungen tief her=gekommenen Kräfte vermochten gegen Jonathan nichts; er ußte stillehalten und sich wie ein Kind zu dem Sitze am sche geleiten lassen.

Dort brach er kraftlos in sich zusammen. Er weinte wieder terlich.

„Ich will dir was sagen, Bruder!" rief Jonathan. „Du t jetzt müde und die heutige Nacht hat dich zu sehr an=griffen, du mußt dir vor Allem Ruhe gönnen; dann wirst auch über deinen Zustand ruhiger denken. Jetzt bist du deinem Bruder, das heißt: du bist zu Hause."

„Ich weiß, ich weiß," sagte der Landstreicher in seiner flosen Schwäche, indem er den Bruder mit einer gewissen euen Unterwürfigkeit ansah, „du hast nicht umsonst ihre gen! Was wirst du aber mit mir anfangen, Jonathan?"

„Davon laß uns später sprechen, Bruder, bis du dich der gestärkt hast," meinte Jonathan.

„Ja, später, später!“ nickte der Landstreicher matt. „Es ist gar zu viel zu erzählen.“

„Reg' dich nicht wieder auf, Bruder!“ bat ihn Jonathan.

„Stark werde ich dir nicht zur Last fallen, Bruder,“ fuhr der Landstreicher im Tone äußerster Erschöpfung fort. „Was brauche ich denn? Wenn du mir so viel für Kleider giebst, daß mir die Knaben auf der Gasse nicht nachlaufen, und mir ein Bett anweisest, worauf ich am Abend meine müden Glieder ausstrecken kann, so ist das über und über genug. Für Verköstigung brauchst du dich nicht zu sehr anzustrengen. Nur daß ich nicht verhungere! Für alles Andere laß mich sorgen. Wenn man nur sich leben will und dem lebendigen Gotte im Himmel, so braucht man nicht viel. Im Wege werde ich dir auch nicht stehen, Jonathan, weder dir noch einem Anderen. Ich bin ein gebrochener, todtmüder Mann. Es ist nur noch so viel Kraft in mir, daß ich täglich auf das Grab der Eltern gehen werde, um dort „Jahrzeit“ zu halten ... Das habe ich dir sagen wollen, Jonathan, und daß du nicht meinst, ich wolle dir zur Last fallen.“

„Es soll Alles nach deinem Willen geschehen, Bruder,“ sagte Jonathan in tiefster Bewegung.

Dann saß der Landstreicher wieder still und regungslos auf seinem Sitze; er war hinfällig wie ein krankes Kind und athmete schwer.

„Was ist heute für ein Tag, Jonathan?“ fragte er mit einem Male.

Ein nervöses Zucken durchflog seinen ganzen Körper.

„Heute ist Donnerstag.“

„Dann verbiete ich dir,“ rief der Landstreicher, indem er sich zu erheben suchte, mit seltsam veränderter, fast gebietender Stimme, „mir auch nur einen Bissen vorzusetzen. Am Mon

ag und Donnerstag, damit du es weißt und dich danach richtest, a faste ich und kasteie meinen Leib von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Es geschieht für Vater und Mutter! Wehe ir, wenn du mich in Versuchung führst!"

Aber die Leidenschaftlichkeit, die ihn neuerdings ergriffen atte, schien zu gewaltthätig auf seinen erschlafften Körper zu irken. Mit einem tiefen Seufzer sank er wieder in seine frühere Stellung zurück; er hatte die Augen geschlossen. Er schlief.

## XIII.

### Der Landstreicher.

Schon nach wenigen Tagen hatte sich der Landstreicher in Folge der treuen und aufmerksamen Pflege, die ihm Jonathan ngedeihen ließ, so weit erholt, daß er auch äußerlich ein ganz nderes Aussehen bot, als bei seinem ersten Eintritt in das äterliche Haus.

Erst jetzt konnte man gewahr werden, welch ein schöner Mann aus den Hüllen der Verwahrlosung und Verkommenheit hervorgegangen war. Aber wenn Jonathan gehofft hatte, aß mit dem Einleben in die behaglicheren Verhältnisse auch ie geistige Zerfahrenheit seines Bruders schwinden würde, so atte er sich in seinen Erwartungen getäuscht.

Der Landstreicher bot noch immer das Bild eines innerlich ief zerrütteten Daseins, das mit sich abgeschlossen hatte und Niemandem einen Einblick gestattet. Jonathan wußte selbst nach einigen Tagen noch nicht, was er von dem Zustande des uf so räthselhafte Weise heimgekehrten Bruders denken sollte, enn dieser hielt mit jeder Mittheilung beharrlich zurück. Sollte

er ihn für einen Kranken halten, der sich in eine „Idee" eingesponnen hatte, die sein übriges Denken überwucherte und aufsog? Dagegen sprach die Wahrnehmung, daß der Landstreicher weder etwas Widersinniges sprach, noch that; nur seine „Frömmigkeit" überstieg alles Maß des Gewöhnlichen so sehr, daß Jonathan grade in diesem Punkte fast irre an ihm wurde.

Kaum daß der Tag graute, erhob er sich von seinem Lager, und nachdem er um Kopf und Arm die ledernen Gebetriemen geschlungen hatte, hüllte er sich in den weiten Gebetmantel, den er aus dem Nachlasse seines Vaters sich erbeten hatte, und stand dann lange Stunden bis in den lichten Vormittag hinein in der inbrünstigsten, durch nichts zu störenden Andacht.

Trotzdem er die Thüre seiner Stube verschlossen hatte, hörte man doch von Zeit zu Zeit den lauten Hall der Schläge, die er bei gewissen Stellen seiner Brust versetzte, dabei krampfhaftes Schluchzen und Weinen! Wenn er dann aus seiner Stube heraustrat, um ein mäßiges Frühstück zu genießen, so trug sein hochgeröthetes Antlitz eine Art strahlenden Charakters, der sich erst allmälig verlor. Das war auch die Stunde, in welcher er seinem Bruder am willigsten Stand hielt. Es schien, als hielte er es dann für gestattet, sich einer freundlicheren Stimmung für einige Zeit hinzugeben.

Jonathan hielt übrigens getreulich die Zusage, die ihm der Landstreicher am ersten Tage ihrer Zusammenkunft entrungen hatte, indem er seiner Lebensweise kein Hinderniß in den Weg legte. Er duldete es, daß ihm an den zwei Tagen der Woche, am Montag und am Donnerstag, keine Speise verabreicht wurde. An diesen Tagen verließ der Landstreicher schon am frühen Morgen das Haus. Dann sah man ihn hastigen Schrittes, die Augen scheu niedergesenkt und Jedem ausweichend, der ihm begegnete, den Weg nach dem „guten Orte" einschlagen. Dort

erweilte er bis zum späten Abend auf dem Grabe seiner
ltern, die nebeneinander ruhen, in beständigem Gebet. Wenn
r dann nach Hause kam, wartete er erst die gesetzliche Ankunft
er drei Sterne am Himmel ab, und genoß nicht eher etwas
on Speise und Trank, als bis er sich vergewissert hatte, daß
er goldene Schein hoch oben an der blauen Decke kein trüge-
ischer sei.

„Wenn es ihm sein Herz befreit," dachte Jonathan, „so
ag es ihm hingehen."

Was ihn aber am meisten beunruhigte und allmälig wie
was Widerwärtiges erfüllte, war dieser Verkehr des Land-
reichers mit den Todten, den er wie eine Art Götzendienst
trieb.

Niemals ging er an der Thürpfoste vorüber, ohne die
ran befestigte „Mesusah" mit einer Inbrunst zu küssen, die
was Krankhaftes an sich hatte. Alles, was an die Eltern
mahnte, von dem beinahe altersschwachen Gebetmantel an-
fangen, in den sich einst sein Vater gehüllt hatte, bis herab
f das unscheinbare „Hawdalabüchschen," über dessen Gewürze
am Ausgange des Sabbats den Segen gesprochen, war
r ihn ein Gegenstand der Verehrung, die an Anbetung
enzte. Jonathan nannte das „übertrieben;" im Grunde des
erzens hatte er dafür einen weit verdammenderen Ausdruck.
azu kam noch ein anderer Umstand, der an sich zwar äußer-
h, dennoch auf Jonathan's schlichte Natur abstoßend wirkte.

Wenn der Landstreicher nämlich sprach, so hatte er eine
gene Art, dabei die Augen zu schließen und sie doch offen
halten. Sie kamen ihm dann wie verschleiert vor; aber
s diesem Schleier brach zuweilen ein Blick hervor von so
chendem Glanze, daß er gradezu wehe that. Frei von
ntlitz zu Antlitz vermochte er nicht zu blicken.

Auch das viele Beten erschien Jonathan wie ein Verkeh mit Todten . . . .

Trotzdem er mit fast frauenhafter Schonung Alles ver mied, was dem Landstreicher etwa nahegelegt hätte, eine Theil seines Seelenzustandes zu enthüllen, konnte Jonatha einmal doch nicht umhin, sich gleichsam auf einige Schritte i seine Nähe zu wagen.

„Sag' mir nur, Bruder," fragte er ihn, „wozu soll di das viele Beten? Wir Andern sind doch auch nicht von de schlechtesten Sorte, wenn wir dir auch nicht gleichkommen Aber bei uns dauert das Gebet eine halbe, und wenn es be sonders hochgeht, eine ganze Stunde. Woher nimmst du nu die Lunge, die das aushält?"

Aber diese halb scherzhaft klingende, halb im Ernste hin geworfene Frage hätte bald einen Brand entzündet, der ohn Jonathan's Mäßigung kaum gelöscht werden konnte.

Aus jenen verschleierten Augen des Landstreichers wa ein solcher Blick leidenschaftlichen Hasses gefahren, daß Jonatha erbleichte. Zugleich war er aufgesprungen und in schrille Tönen schrie er zwischen Schluchzen und Weinen:

„Ich will fort! Ich will fort! Mein eigener Brude jagt mich aus dem Hause meines Vaters fort. Mein eigene Bruder gönnt mir kein Daheim, wo ich mit mir und meine Gotte leben kann. Mein eigener Bruder macht sich lusti über mich! Nicht einen Augenblick will ich auf dieser Stell verweilen. Verflucht soll ich sein, wenn ich mir das anthu lasse! Ich will fort! Ich will fort!"

Nur mit dem Aufgebote des zartesten Zuredens vermocht Jonathan diese Unbändigkeit des Landstreichers zu beruhigen den hierauf wieder jener Zustand äußerster Erschöpfung befie in welchem er wie ein hilfloses Kind erschien.

„Ich will dir verzeihen, Jonathan," sagte er schwach, „weil du doch meiner Mutter Kind bist. Aber zum zweiten Male komme mir nicht wieder so, denn dann könnte ich es vergessen! Solche Worte wühlen mir in der Seele wie ein zweischneidiges Messer herum . . . Weißt du denn überhaupt was Beten ist? Du bewegst die Lippen dabei und denkst an die Räder in deiner Fabrik oder an noch etwas Aergeres. Weißt du aber, was es für deinen Bruder ist? Für ihn ist es ein eiserner Haken, den er an des Allerheiligsten Gottes Thron anlegt, um ihn zu sich herabzuzwingen! . . . Gott muß zu mir kommen, wenn ich ihn zu mir rufe, Gott muß mit mir reden und zu mir herabsteigen, wenn ich aus der Tiefe meiner Noth und Drangsal zu ihm aufschreie! Ich zwinge ihn dazu, Jonathan! Ich zwinge ihn dazu, und das Alles durch mein Gebet!"

Solche Reden erschreckten Jonathan aufs Tiefste; sie kamen ihm einfach wie Lästerung vor. Er war nicht gewöhnt, von Gott so reden zu hören. Sprach das die Krankheit aus dem Landstreicher? Es war nicht recht zu unterscheiden; denn wenn er selbst annahm, daß diesen wilden Reden eine gewisse Wahrheit innewohne, die über alles Maß hinausgehende Form, in der sie auftraten, war es, die ihm wie etwas Unnatürliches vorkam. Ging er vielleicht fehl, wenn er einen Zustand, der mit dem Allerheiligsten so freventlich zu verkehren glaubte, mit der Trunkenheit eines in der Gasse umhertaumelnden Schlemmers verglich?

Am nächsten Tage, nachdem dieses vorgefallen — es war an einem Donnerstage und der Landstreicher schon in früher Stunde nach dem „guten Orte" hinausgegangen — gerieth Jonathan auf einen eigenthümlichen Einfall.

Halb war es Neugier, halb das unbestimmbare Gefühl

einer sich ihm aufdrängenden Ahnung, was ihn trieb, den Schnappsack des Landstreichers, der in einem Winkel der Stube lag, einer Untersuchung unterziehen zu wollen. Aber außer einigen Habseligkeiten an Wäsche und Kleidungsstücken fand er darin nichts als vergilbte und zerlesene Gebetbücher. Selbst die Titel waren ihm unbekannt; die meisten klangen mystisch und er hatte sie nie zu Gesichte bekommen. Ein eigenthümlich widerwärtiger Duft stieg aus ihnen auf. Nur bei einem in schwarzes Leder gebundenen Büchelchen von mäßiger Dicke, welches sich die „Himmelsleiter Jacob's" benannte, tauchte dämmernd eine Erinnerung aus seinen Kindertagen auf, ein ähnliches Buch mit demselben Titel in den Händen seines Vaters gesehen zu haben. Ein durchreisender polnischer Bettler hatte es ihm zum Geschenke angeboten und dabei gesagt, in dem Büchelchen stecke das „Stärkste" über Gott und seine Engel; der Vater hatte es aber dankend mit den Worten abgelehnt: „das passe nicht für Seinesgleichen in Böhmen, das sollten nur die „Frommen" da oben in Polen und unten in der Walachei für sich behalten, er bleibe seinen alten Gebetbüchern treu."

Lange Zeit hielt Jonathan gerade dieses Büchlein in der Hand; er verstand davon wenig mehr als den Titel. Vorn auf dem ersten Blatte war in schlechtem Holzschnitte eine Leiter sichtbar, auf der einige Engelsgestalten auf- und niederstiegen, während am Fuße der noch jugendliche Jacob träumte. Oben in einer Wolke war die Herrlichkeit Gottes in der Gestalt eines alten Mannes zu sehen.

Es schien das Lieblingsbuch des Landstreichers.

Wenn man es seinen Augen entrückte und ihm so die Gelegenheit benahm, sich daraus zu berauschen, konnte man

ann nicht erwarten, er werde diesen gefährlichen Trunk all-
nälig vergessen? . . .

Jonathan besann sich demnach nicht lange und versteckte
n der Stube selbst das Büchlein an einem Orte, an welchem
s sein Bruder so leicht nicht finden konnte.

Aber noch in derselben Nacht wurde Jonathan durch ein
eftiges Schreien und Weinen, das aus der Stube seines
Bruders drang, aus dem Schlafe geweckt.

Er stand auf und fand, wie der Landstreicher, der der
änge nach noch unausgekleidet auf dem Boden lag, den In-
alt seines Schnappsackes in wilder Unordnung vor sich aus-
ebreitet.

„Wo ist meine „Himmelsleiter Jacob's"?" jammerte er,
ls er Jonathan's gewahr wurde. „Wo ist mein größter
Schatz? Man muß ihn mir gestohlen haben! . . . Ein Dieb
t in deinem Hause, Jonathan, ein tückischer Dieb! Denn er
at gewußt, wo er mich am schmerzlichsten trifft! . . . Ein
Stück meines Lebens hängt an diesem Buche! und ich kann
icht schlafen, wenn es nicht unter meinem Kopfe liegt. Schaff'
ir den Dieb zur Stelle, Jonathan! Er muß es mir heraus-
eben!"

„Betest du auch noch in der Nacht, Bruder?" fragte
onathan erstaunt. „Das muß dich ja ganz zu Grunde
chten!"

Aber mit einer Gewalt in Stimme und Geberde von
ner gebieterischen Wirkung, die er dem erschlafften Leibe des
andstreichers nicht zugetraut hätte, herrschte dieser ihn an:

„Schaff' mir den Dieb zur Stelle, Jonathan, oder ich thue
was, woran das Kind meines Vaters ewig denken wird!"

Und als Jonathan noch eine kleine Weile zögerte, schrie
wüthend:

„Du und kein Anderer hat meine „Himmelsleiter Jacobs! Schaff' es mir zur Stelle, sonst bist du der Dieb!"

Nach einigem Besinnen überwog das Mitleid in Jonathan' Herzen jede andere Bedenklichkeit; er that als ob er das ver lorene Buch emsig in allen Winkeln der Stube suche, bis e es endlich fand.

Als er es dem Landstreicher einhändigte, küßte es diese mit allen Zeichen einer überschwenglichen Inbrunst, und al ob gar nichts vorgefallen wäre, sagte er tonlos, gleichsam sic entschuldigend:

„Ich kann ohne das Buch in der Nacht nicht existiren Wenn ich es nicht unter dem Kopfkissen habe, dann steige meine Engel auf der Leiter nicht auf und ab. Dann sie auch Gott nicht von oben herab auf mich! Wenn das ab in der Nacht nicht geschieht, was soll ich dann am hellichte Tage anfangen?"

Nach diesem Vorgange unterließ es Jonathan wenigsten für die nächste Zeit, an den Zustand seines Bruders die he lende Hand anzulegen. Das Mittel, welches er dazu gewähl hatte sich als schlecht bewährt. Wenn der Landstreicher si immer mehr in die geordneten Verhältnisse seines Hauses wür eingelebt haben, so mußte nach Jonathan's Berechnung ei gewisse Besserung von selbst erfolgen. Er hielt es also f das Beste, ihn einstweilen ruhig gewähren zu lassen.

Aber bei aller Geduld und Nachsicht, die er dem Erbc mungswürdigen bewies, konnte er sich doch einer Wahrnehmu nicht verschließen, die ihn mit einer Art Grimm erfüllte, n sehr er ihn auch zu bezwingen suchte.

Gleich allen Leidenden seines Schlages war der Lan streicher selbstsüchtig. Das Haus seines Bruders schien r als diejenige Stätte für ihn Geltung zu haben, die ihm ei

Unterkunft für seine müden Glieder gewährte. Noch nicht ein einziges Mal hatte er sich nach den Verhältnissen Jonathan's erkundigt; er wußte nicht einmal, daß der kleine Bernhard auf der Welt sei! Gehörte diese Theilnahmslosigkeit zu seiner Krankheit, oder war sie vielmehr ein Ausfluß seines Charakters?

Er war bereits zu wiederholten Malen in die Stube gekommen, in welcher das „Seelenlicht" zum Andenken Bella's brannte, ohne zu fragen, wem es gelte. Endlich fiel es ihm doch in die Augen.

„Für wen brennt denn das Licht?" fragte er, aber zerstreut.

„Das weißt du nicht?" rief Jonathan erzürnt. „Du weißt also nicht, daß ich vor vierzehn Tagen meine Bella begraben habe?"

Aber den Landstreicher schien weder der Ton, noch der Inhalt dieser Mittheilung sonderlich zu berühren.

Die verschleierten Augen kaum aufschlagend, fragte er dann:

„Wer ist Bella?"

Jonathan mußte gewaltsam an sich halten. Hatte er es doch zuletzt mit einem Kranken zu thun? . . .

„Bella war meine Frau, Bruder!" sagte er traurig.

Der Landstreicher fuhr mit den Fingern durch den lang herabwallenden Bart. Ob er dabei empfand und dachte, was mit dem Schmerze seines Bruders im Zusammenhange stand, vermochte Jonathan, der ihn in diesem Augenblicke genau beobachtete, nicht zu ergründen.

„War sie fromm?" fragte er nach einer Weile.

„Was willst du damit sagen?" fuhr Jonathan auf.

„Hat sie ihr eigenes Haar getragen?" ergänzte der Landstreicher, wie zur Erklärung seiner früheren Frage.

Sein Ton war dabei so kalt und nachlässig, als handle

es sich darum, zu wissen, ob es draußen regne oder schönes Wetter gebe.

Er merkte nicht einmal, daß sich Jonathan von ihm abgewendet hatte.

Die verschleierten Augen auf das „Seelenlicht" geheftet, sprach er halblaut vor sich hin:

„Vielleicht ist sie darum so früh gestorben!"

Nach dem Kinde hatte er nicht gefragt. —

Es giebt unter den Völkern der Erde einen tiefdeutigen und auch in der „Gasse" lebenden Spruch vom „bösen Auge," dem die geheimnißvolle Kraft innewohnen soll, Alles, was an Glück und Schönheit in seinen Sehkreis gelangt, zu zerstören. Draußen auf dem Baume singt ein Vogel — er verstummt mit einemmale! Dort läuft ein Kind in munterster Frische und Gesundheit über den Weg — morgen liegt es mit fahlen Wangen auf dem Bettchen. Auf Beide, auf den Vogel sowohl, wie auf das Kind ist irgendwo ein „böses Auge" gefallen.

Ist dieser Spruch ein letzter Rest jenes Naturgottesdienstes, der einst alle Höhen und Tiefen ausfüllte, oder will er nichts Anderes besagen, als daß, was wir Glück, Schönheit und Herrlichkeit nennen, beständig von dem schleichenden Geiste der Zerstörung gefährdet ist? Für den Vogel die Katze, für die wogende Flur der Mehlthau — und für den Menschen das „böse Auge?" . . .

Bist du stark gemuthet genug, vornehm zu lächeln, wenn Jonathan in der Fülle seines in der Ferne weilenden Glückes annahm, das „böse Auge" sei darauf gefallen? . . .

An demselben Tage hatte ihn die blinde Frau zu sich rufen lassen, da sie sich zu schwach fühle, um ihre alten Füße zu bemühen, und Jonathan war zu ihr hingegangen.

Ohnehin war er ihr Rechenschaft schuldig, wie er mit Dorothea gesprochen.

Wollte er das aber in der That?

Konnte er ihr wirklich bereits, uneingedenk ihres „Auslöschens und Austretens," sagen, er finde keine andere Mutter für sein verwaistes Kind, als das fremde Mädchen? . . .

Ja, er trug den Muth in sich, er wollte mit ihr sprechen. Sie sollte Alles erfahren. . . .

Als er in das Stübchen der alten Frau eintrat, fand er sie in aufrechter Haltung im Bette sitzen. Wohlgemuth wies sie ihm einen Brief entgegen, den sie hoch in beiden Händen hielt.

„Wer meinst du, Jonathan, mein Sohn," sagte sie, „ist auf meine alten Tage mein Korrespondent geworden? Zerbrich dir nur nicht den Kopf, du wirst den Schreiber doch nicht errathen."

Da Jonathan die gute Laune der Blinden bemerkte, meinte er in scherzhaftem Tone:

„Weiß ich, von welchem Liebhaber Veile Oberländer Briefe erhält?"

„Recht hast du, daß du dich über mich lustig machst," rief sie mit dem Kopfe nickend. „Es muß ein Liebhaber sein, denn wer sonst möchte an mich denken? Gott der Lebendige allein weiß, daß meine Augen und ein Brief zwei Dinge sind, die ich seit mehr als dreißig Jahren nicht gesehen haben. Auf einmal kommt eigens ein Bote zu mir auf die Stube und sagt mir da den Brief in die Hand und sagt dabei, er müsse ihn nur an Veile Oberländer übergeben. Ist das nicht außerordentlich merkwürdig? Jetzt sei nur so gut, Jonathan, und lies mir ihn vor; ich muß doch wissen, was mir so ein Liebhaber schreibt!"

Jonathan entfaltete den Brief; er rührte offenbar von einer etwas ungeübten Frauenhand her und lautete:

„Liebe Frau Veile!

„Es giebt auch hier bei unserer Dorothea einen Mann, der bläst sehr schön auf dem Schofar. Es klingt nur ein Bischen anders. Da kommen dann die Schafe und Kühe aus den Häusern. Und der Mann steht da und bläst. Ich soll dir auch sagen, liebe Frau Veile, ich bete täglich früh Morgens und vor dem Schlafengehen mit Dorothea das „Schmah Jisrael." Dann hat mir der Vater von unserer Dorothea gezeigt, wie man webt, was man ein Schiffchen heißt. Auch sollst du dem Vater sagen, er soll nicht traurig sein. Dorothea ist auch nicht traurig."

„Ich bin mit Liebe dein kleiner

Bernhard."

Der Brief war Jonathan's Händen entsunken; er hätte ihn kaum, wenn er glücklicherweise nicht so kurz gewesen, weiter lesen können. Welch ein Gefühl des Stolzes und der Bewunderung für „seine Dorothea" schwellte ihm die Brust!

Sie schreibt für Bernhard den Brief, richtet ihn an Veile Oberländer — und doch ist jedes Wort, das darin steht, nur ihm bestimmt! Und Keiner weiß es und Keiner ahnt es, wie geschickt sie es angestellt hat, wenn sie ihm durch das Kind die holde, nur ihm verständliche Andeutung zuschickt: „er soll nicht traurig sein." . . .

„Was sagst du nun zu meinem Liebhaber?" meinte die alte Frau, deren Gesicht wunderbar strahlte. „Soll mir ihn Gott nicht hundertundzwanzig Jahre alt werden lassen? Geht in die Fremde und hat dort nichts Besseres zu thun, als an die alte Veile einen Liebesbrief zu schreiben. Wo das Kind nur die Klugheit und den Verstand dazu hernimmt?"

„Das fragst du noch, Veile?“ rief Jonathan überlaut.

Sein Herz war zum Zerspringen voll und das entschei-
inde Wort drängte sich bereits mit der Gewalt einer ent-
fesselten Naturkraft auf seine Lippen.

„Weiß ich denn das nicht, Jonathan, mein Sohn?“ sagte
eile, klug ablenkend.

Sie hatte wieder mit ihren blinden Augen gesehen, was
ndere, die mit einem minder feinen Sinne begabt waren, nur
us dem Tone seiner Stimme kaum herausgehört hätten. Und
s ob sie ihm nicht Zeit gönnen wollte, setzte sie sogleich hinzu:

„Jonathan, mein Sohn, ich muß dir eine Schmeichelei
gen. Du hast wie ein Weiser gehandelt, wie ich es gar nicht
n dir erwartet habe. Damit das Kind, weil es ihm schaden
nnte, sich nach und nach entwöhne, hast du es dem Mädchen
nstweilen überlassen. Wenn es dann an der Zeit ist, thust
das Uebrige . . . Die Leute zwar, die davon gehört haben,
iß du dem Mädchen nachgefahren bist, haben sich das ganz
nders ausgelegt, aber ich, Veile Oberländer, die doch etwas
der Welt gilt, habe ihnen gesagt: „Mein Jonathan hat wie
n Weiser gehandelt.“ Meinst du denn, ich halte nicht auch
roße Stücke auf das Mädchen? Deswegen gebe ich ihr auch
on ganzem Herzen meinen Segen und wünsche ihr tausend-
ch Glück. Sie hat an dem Kinde gehandelt, wie keine Zweite
ihr nachmachen kann. Nur schade, schade . . .“

„Was?“ rief Jonathan athemlos.

„Aperpos,“ sagte die blinde Frau mit jener der „Gasse“
genthümlichen Aussprache dieses Wortes, indem sie mit der
and die Bettdecke glättete, „Du hast ja einen Gast in dein
aus bekommen, auf den du nicht vorbereitet gewesen? Wenn
an den Leuten glauben soll, ist er ja als ein merkwürdig
ommer Mensch heimgekehrt, dein Bruder Adolph. Sie er-

zählen mir, daß er Tag und Nacht im Gebete liegt und am Montag und Donnerstag soll er den ganzen Tag fasten. Das ist etwas, was mich wie eine Geschichte aus meinen Kindertagen gemahnt. Damals hat es noch solche Menschen gegeben. Das waren aber auch ganz andere Zeiten! Es muß etwas Besonderes mit ihm vorgegangen sein!"

„Ich halte ihn mehr für krank," meinte Jonathan gedrückt.

„Kann sein, kann auch nicht sein!" warf Veile Oberländer leicht hin. „Wie er ein Kind war, hat er deinen Eltern Herzleid genug angethan, daß man schier annehmen könnte, er hat sich jetzt, seitdem er älter geworden ist, eines Besseren besonnen. Man weiß gar nicht, wie das kommt, und doch habe ich meine eigene Meinung darüber."

„Wie meinst du das, Veile?"

Die Alte richtete ihren Oberleib kerzengrade in die Höhe; ein furchtbarer Ernst beschattete ihre Züge.

„Wie ich das meine, Jonathan, mein Sohn?" rief sie mit erhöhter Stimme. „Ich meine nur, du sollst dir an ihm kein Beispiel nehmen, denn solch ein Wesen, wie dein Bruder eines hat, ist wie ein ansteckend Fieber. Ich meine nur, hüte dich vor deinem Bruder!"

„Er ist nur krank, Veile!" rief Jonathan.

„Und ich sage dir, Jonathan, nur Eines: hüt' dich vor ihm!"

Jonathan verstummte.

Stand auch sie, die alte, wehrhafte Frau unter dem unsichtbaren Banne jener verschleierten Augen? Wie konnte er reden, wenn er an diese Augen denken mußte? Konnte er von Dorothea, als der neuen Mutter seines Kindes sprechen, wenn er wußte: zu Hause saß Einer, für den das „Seelenlicht," das für Bella brannte, etwas Gleichgültiges war, weil sie „ihr

rigenes Haar getragen" hatte; der nach seinem Kinde so wenig ragte, als nach der summenden Fliege auf der Fensterscheibe; er den in Moder zerfallenden Gebetmantel des Vaters wie in Heiligthum verehrte?

Laß ab, Jonathan, laß ab und verschließe Deinen Mund! Das „böse Auge" ist auf dein junges Glück gefallen.

## XIV.

### Ein widerspenstiger Sohn.

An demselben Abende war der Landstreicher trüber als onst vom „guten Orte" nach Hause gekommen. Es war ein Donnerstag. Das Nachtmahl stand für ihn bereit, nachdem er ch durch mehrmaliges Hinauslugen überzeugt hatte, daß die esetzlichen drei Sterne vom Himmel strahlten. Er verzehrte ie ihm vorgesetzten Speisen mit der Gier eines reißenden hieres, während Jonathan ihm gegenüber saß. Für die Sinne onathan's war dies ein halb mitleiderregendes, halb widerärtiges Schauspiel. Dazu drängte sich in ihm eine neue Wahrehmung auf, die ihm bisher nur unklar vorgeschwebt hatte.

Der Landstreicher war unstreitig im Besitze einer bedeuenden Bildung; er mußte im Leben viel gelernt haben, weil an ihm so offenkundig die Absicht anhörte, das Gelernte als ergessen erscheinen zu lassen. War es Verstellung oder Natur, aß er, nachdem er, gleichsam unbelauscht, sich im Reden eines ießend reinen Deutsch bedient hatte, mit einem Male zu dem der „Gasse" landläufigen Jargon übersprang? Meinte er amit seine „Frömmigkeit" in ein helleres Licht zu setzen?

Es war jedoch, als ob er der Rolle, die er sich zu spielen

vorgesetzt hatte, nicht immer mächtig wäre. Hie und da klaffte eine Blöße, die er zu verdecken unterlassen hatte, und hinter den Lumpenhüllen der Dürftigkeit quoll dann das Bruchstück einer Bekleidung hervor, die in ihrem Reichthum Alles überstrahlte, was Jonathan bisher gesehen hatte.

Der Landstreicher hatte seine Nachtmahlzeit vollendet und war dann, nachdem er in einförmiger Weise das lange Tischgebet hergesagt, aufgestanden, um sich auf seine Stube zu begeben.

„Bleib noch, Bruder," meinte Jonathan. „Die Nacht ist noch fern und deine „Himmelsleiter Jacob's" bleibt dir auch für später aufgerichtet."

Gegen alle Erwartung nahm der Landstreicher diese spöttische Bemerkung diesmal ohne Gereiztheit hin. Er kehrte wieder zu dem verlassenen Sitze zurück und sagte nicht ohne eine gewisse Sanftmuth:

„Was hat dir meine „Himmelsleiter Jacob's" gethan, daß du von ihr so redest? Es ist ja doch ein heiliges Buch?"

„Habe ich dir das bestritten, Bruder?" rief Jonathan eifrig. „Aber das Heilige, meine ich, ist nicht für alle Tage da und man muß damit sehr haushälterisch umgehen."

Der Landstreicher richtete seine bisher verschleierten Augen voll und klar auf den Bruder.

„Du bist also auch schon darauf gekommen," sagte er nach einer Weile wie verwundert, „daß der Mensch ein Heiliges kennen muß? Da bist du ja auf demselben Wege wie ich. Warum verspottest du mich dann? Nur möchtest du aus den Heiligen eine Feiertagsspeise machen, und das ist der Unterschied zwischen dir und mir. Ich aber sage dir: Heilig muß der Mensch sein von der Spitze des Scheitels angefangen bis herab zur Fußsohle. Jeder Nerv, der in dir zuckt, muß da

wissen und muß sich in Gehorsam davor beugen. Die Luft, die in dich einzieht, und das Wort, das aus deinem Munde kommt, muß davon durchzogen sein, wie ein Tuch, in welches man ein wohlriechend Oel geschüttet hat. Und das ist ja das Große in all unsern Vorschriften und Gesetzen! Sie bewachen deinen Leib und deine Seele auf Tritt und Schritt, bei Tag und Nacht, im Leben und im Sterben? Sie haben für jede Frage eine Antwort, du magst kommen, wann du willst, und thun, was du willst. Von der gemeinen Nothdurft angefangen, bis hinauf zu dem Augenblicke, wo sich deine Seele, als wollte sie in ein kühlendes Bad stürzen, sich im Gebete nackt vor deinen Schöpfer hinwirft, haben sie ihre Anordnungen und Befehle. Sie warten nicht erst, bis du die Feiertagsspeise begehrst, bis es dir vielleicht in den Sinn kommt, Hunger danach zu empfinden! Sie sind immerfort da, unverrückbar fest, wie die Sterne droben am Himmel. Darum läßt sich auch von ihnen nichts wegdeuteln und abscheiden. Durch sechs Tage in der Woche ist das Manna aus den Wolken gefallen! Das ist das Heilige! Und wenn du willst, Jonathan, so steht etwas von diesem Heiligen in meiner „Himmelsleiter Jacob's"."

Die letzten Worte hatte er flüsternd hervorgebracht; die alte Gebrochenheit hatte seinen widerstandlos schlaffen Körper wieder heimgesucht. —

Aber unwillkürlich hatte sich Jonathan von dem Strome dieser verzückten Rede forttragen lassen, der sich uferlos ins Unendliche auszudehnen schien. Hatte Veile Oberländer ihm nicht vor ganz kurzer Zeit etwas Aehnliches zugerufen? Ihr Zuruf hatte ihn erschreckt; dagegen hatten die Worte des vor ihm sitzenden Mannes etwas Berauschendes, die Sinne Betrickendes, dessen Jonathan nicht sogleich gewahr wurde.

Der Landstreicher hatte aber den größten Theil seiner

Wirkung durch die Anspielung auf jenes Büchlein wieder zerstört. Dadurch fand sich Jonathan gleichsam wieder auf festen Boden gestellt. Diese bloße Erwähnung der „Himmelsleiter Jacob's" rief ihm die Krankheit seines Bruders ins Gedächtniß. Hatte Veile Oberländer nicht heute von einem ansteckenden Fieber gesprochen, vor dem er sich hüten solle? . . .

„Adolph," sagte er, alle Besonnenheit zusammenraffend, „laß uns von etwas Anderem sprechen."

„Ich heiße nicht Adolph!" rief der Landstreicher zurechtweisend. „Der Name ist wie ein junger Hund, den man ertränken will, in ein tiefes Wasser geworfen worden."

„Ich erinnere mich," meinte Jonathan, „daß dich unsere Mutter nie anders genannt hat."

„Laß das!" rief der Landstreicher schmerzlich stöhnend.

„Ich wollte dir nicht wehethun, Bruder! Du weißt, daß mir das ferne liegt. Ich habe mich nur mit dir verrechnen wollen."

„Was willst du von mir?" rief der Landstreicher, dessen Augen wieder schläfrig und müde sich in ihr Versteck zurückgezogen hatten.

„Verrechnen will ich mich mit dir, Bruder," sagte Jonathan, „und mit dir reden, wie du dein künftiges Leben einzurichten hättest."

„Mein künftiges Leben?" lächelte der Landstreicher. „Als wenn ich nicht Tag und Nacht darauf bedacht wäre!"

„Ich verstehe dich!" sagte Jonathan. „Aber von diesem Leben will ich nicht mit dir reden, sondern wie du es dir in diesem Hause von nun an einrichtest, das doch auch dir zur Hälfte gehört. Ich bin dir Rechenschaft schuldig, wie ich das Vermögen der Eltern verwaltet habe und wie wir zu einander stehen. Denn da wir niemals gewußt haben, wo du dich auf-

hältst und Alles still war von dir, so konnte man dir auch keine Nachricht zukommen lassen, was aus dem Nachlasse unseres Vaters auf deinen Theil gefallen ist."

„Habe ich nicht seinen „Talith" (Gebetmantel)?" rief der Landstreicher.

„Davon kannst du dein Leben nicht fristen, Bruder," meinte Jonathan mit mitleidigem Spotte. „Du mußt dich im Geschäfte umsehen, du mußt dir die Ueberzeugung verschaffen, daß ich mit deinem Hab und Gut nicht schlecht gewirthschaftet habe. Ich habe lang genug die ganze Last auf meinen Schultern allein getragen; es ist jetzt deine Pflicht, sie mir zur Hälfte abzunehmen. Jetzt, wo du wieder in dein Haus eingekehrt bist, nach so langer, langer Zeit, daß es dich kaum kennt, weißt du, was und ob sich nicht so Manches darin verändert hat? Du mußt dich umsehen, Bruder."

„Was willst du denn von mir, Jonathan?" entgegnete der Landstreicher, der währenddem in seinem Zustande traumhafter Theilnahmslosigkeit verharrte. „Du sprichst von Erbschaft und Haus! Habe ich denn nicht, wovon zu leben? Giebst du mir nicht Kost und Wohnung? Alles Andere ist eine Last für mich; mein Kopf ist nicht auf solche Dinge gerichtet."

„Das lasse ich aber nicht gelten, Bruder!" rief Jonathan in überströmender Empfindung. „Und darf es nicht gelten lassen, weil ich durch die Verantwortlichkeit, die du mir aufbürden möchtest, eine Sünde auf mich lade."

„Weißt du auch schon, was Sünde ist, armer Knabe?" sagte der Landstreicher, sich schwach aufrichtend.

Dabei hatte sich sein Antlitz in dem einen Augenblicke ganz merkwürdig verwandelt; es sah greisenhaft aus, so daß Jemand, der nicht gewußt, daß das Alter der beiden Brüder

nur um wenige Jahre auseinanderging, dem Einen ein mindestens zweifaches zugeschrieben hätte.

Dann erhob er sich leise und blieb vor Jonathan stehen.

„Ich sehe schon", sagte er weich, „ich kann es nicht länger aufschieben, was ich mit dir zu reden habe. Du kennst mich noch nicht und weißt nicht, wen du unter deinem Dache aufgenommen hast. Ich muß dir doch erzählen, wer und was ich bin."

Plötzlich war wieder einer jener blitzgleichen Uebergänge der Stimmung über ihn gekommen, die Jonathan bereits kannte.

„Kennst du mich denn?" schrie er und schlug sich dabei mit geballter Faust auf die Brust.

„Ich weiß nur," sagte Jonathan beschwichtigend, „daß du mein Bruder bist."

Aber schon war die krankhafte Aufregung des Landstreichers wieder gewichen. Er wendete sich von Jonathan ab und ging zu seinem verlassenen Sitze zurück. Eine geraume Weile saß er dann seinem Bruder gegenüber, die Augen mit der Hand beschattend, traurig und gebrochen.

Sein Athem allein verrieth, was sich in ihm allmälig vorbereitete.

„Du sollst mich ganz kennen lernen, Jonathan," begann er. „Zuvor sei aber so gut und hole mir die Bibel, die unser Vater im Gebrauch gehabt hat."

Jonathan brachte das Buch herbei.

„Schlage jetzt das fünfte Buch Moses auf, Capitel 21, Vers 18, und lies es mir vor," rief der Landstreicher. „Ist es aber auch wirklich die Bibel unseres Vaters?"

Jonathan reichte ihm über den Tisch das Buch, damit er sich von dessen Echtheit überzeuge. Erst nachdem er den Ein-

band prüfend betastet, was eine geraume Weile in Anspruch nahm, gab er es seinem Bruder zurück. Dabei zitterte seine Hand.

„Hast du die Stelle gefunden?" fragte er hierauf.

„Ja."

„So lies sie mir vor."

Jonathan las:

„Wenn ein Mann einen unbändigen und widerspenstigen Sohn hat, der nicht gehorcht der Stimme seines Vaters und der Stimme seiner Mutter und sie züchtigen ihn, aber er gehorcht ihnen nicht."

„So sollen ihn sein Vater und seine Mutter ergreifen und ihn hinausführen zu den Aeltesten seiner Stadt und in das Thor seines Ortes. Und sprechen zu den Aeltesten seiner Stadt: „Dieser Sohn ist unbändig und widerspenstig, er gehorcht nicht unserer Stimme — ein Schlemmer und Säufer."

„Und es sollen ihn steinigen alle Leute seiner Stadt, daß er stirbt. Und du sollst ausrotten das Böse aus deiner Mitte und ganz Israel soll es hören und sich fürchten."

„Halt ein, halt ein, Jonathan!" rief der Landstreicher stöhnend und streckte dabei seine Hand wie abwehrend gegen den Bruder aus. „Das ist für mich wie verzehrend Feuer!"

Jonathan hielt es für das Beste, die väterliche Bibel seinem Anblicke zu entziehen. Er trug das Buch wieder zum Kasten zurück.

„Wenn es dich zu sehr angreift, Bruder, so lasse es für heute!" sagte er. „Du bleibst ja noch eine Weile hier!"

„Nein, nein," klagte der Landstreicher, „heute muß es sein! Je früher ich mich davon befreie, desto wohler wird mir dann bei meiner „Himmelsleiter Jacob's" sein."

Und er begann:

„Sieh an, Bruder! Das, was du soeben in der Bibel unseres Vaters, mit dem der Friede sei, gelesen hast — das ist die Geschichte meines Lebens. Ich brauchte dir also weiter nichts zu erzählen; jeder Buchstabe und jeder Punkt in diesen Worten hat Bezug auf mich und trifft mich mit der Wucht eines eisernen Hammers. Ich bin der unbändige und der widerspenstige Sohn, der nicht gehorcht hat der Stimme seines Vaters und der Stimme seiner Mutter, ich bin der Schlemmer und der Säufer! Und mich hätten sie hinausführen sollen vor die Thore der Stadt und mich daselbst mit Steinen bewerfen, bis daß ich todt war."

Wie bei dem Sündenbekenntnisse am Versöhnungstage schlug er dabei an die Brust, und das schien ihm eine große Erleichterung zu gewähren, denn mit freierer und kräftiger Stimme fuhr er dann fort:

„Ich weiß nicht, Jonathan, ob du dich an die Tage unserer Kindheit so haarscharf erinnerst wie ich. Wie man einem klaren Wasser bis auf den Grund sieht und jedes Kieselsteinchen darin erblickt, so könnte ich dir Zug für Zug jeden Tag schildern, den ich als Knabe im väterlichen Hause zugebracht habe. Das kommt daher, daß ich mich später aufs Erinnern verlegt habe. Es ist das eine der größten Künste, sage ich dir, und man kann es darin bis zur Meisterschaft bringen. Aber freilich, man muß auch etwas haben, woran man sich erinnert. Und es muß im Gemüthe liegen, wie ein schweres Felsenstück, das in einen Brunnen gefallen ist. Bei mir war es der „unbändige und der widerspenstige Sohn, der nicht gehorcht hat der Stimme seines Vaters und der Stimme seiner Mutter."

Du warst immer der Liebling unserer Mutter; sie hat dich stets „ihr Zuckerplätzchen" und „Jonathan, mein Rosengarten" genannt. Ich bin dagegen vom Vater vorgezogen worden,

vielleicht weil er seine eigene Natur in mir mehr erkannte, als in dir. Er hat in mir sich selbst wiedergefunden, und das ist für Menschen, die zu Gewalt und Eigenwillen neigen, immer das Höchste. Du weißt, wie er war; es hat sich kein Federchen im Hause rühren sollen, wenn er nicht den Befehl dazu gegeben hatte. Neben seinem Willen war jeder andere ohnmächtig und hülflos. So was hast du — verzeih' mir, daß ich das sagen muß — dir gefallen lassen können und hast es auch ertragen mit deinem weichen Gemüthe. — Du und die gute Mutter mit ihren im Geheimen geweinten Thränen! Ich aber habe ein anderes Blut in meinen Adern gehabt, ich war unbändig und widerspenstig, und wie ich es mir jetzt erkläre, war ich darum sein Liebling. Weißt du, woraus ich das erkannt habe? Denn es giebt nichts Scharfsichtigeres als ein Kind. Es hat seinen Eltern gegenüber die Augen eines Luchses und die Klugheit einer Schlange. Erst später verliert man diese Eigenschaften und verflacht sich durch das viele Lernen. Daß er mich mehr als jeden Anderen mit äußerster Strenge behandelte, aber immer nur in Worten, niemals durch irgend eine That! Das Kleinste wie das Größte fand dieselbe Behandlung, weil nach seiner Ansicht wahrscheinlich Beides derselben Quelle entsprang — meinem unbändigen und widerspenstigen Blute. Dabei hatte er das Eigene an sich, daß ich nur während einer solchen wörtlichen Züchtigung frei und offen sein Gesicht blicken durfte. Andere mußten sich vor ihm ducken, von ihnen verlangte er, daß sie ihn wie ein höheres Wesen betrachten sollten. An mir litt er das nicht. Ich sollte trotz meines Blutes den Nacken hochtragen. Das war so seine Art.

Ich weiß nicht, ob du dich noch an Alles erinnerst. Ich habe in der ganzen „Gasse" den schlechtesten Ruf genossen und man hat auf mich, den halberwachsenen Knaben, mit Fingern

gewiesen. Bald hatte ich in der Schule während des Bibelunterrichts über irgend eine Stelle gelacht und dadurch auch die Anderen zum Lachen gereizt, worauf der alte Lehrer Oberländer zu unserem Vater klagen kam; bald hatte ich irgend ein Kind, das mir im Wege war, niedergerannt. Wenn die Leute in der Synagoge grade im stillen Gebete standen, machte es mir ein Vergnügen, sie in ihrer Andacht durch ein plötzliches Geräusch zu stören, indem ich mein Gebetbuch zu Boden fallen ließ oder einen der „Ständer" umstürzte.

Ein alter Mann sagte damals von mir, es stecke in mir ein „Sched," einer jener höllischen Geister, dem es oft aus Laune gefällt, einen Menschenleib zu bewohnen.

„Ich werde ihm diesen „Sched" schon austreiben!" hatte unser Vater damals gedroht; aber weil ich ihn dabei gradaus ansah und mich vor ihm nicht fürchtete, so mochte ihn das freuen, und der „Sched," der doch eigentlich nur mein wildes Blut war, blieb auch ferner unbehelligt in seinem Verstecke.

Ich hatte damals fast mein dreizehntes Jahr erreicht. Erinnerst du dich noch an den Sohn des katholischen Cantors, den „langen" Johannes, wie er nach seiner hochaufgeschossenen Gestalt hieß und der später beim Baden in der Iser ertrunken ist? Das war mein Freund; er war nur um zwei Jahre älter als ich. Ein seltsames Ereigniß hatte uns zusammengeführt. Unsere gute Mutter hatte gehört, daß die Frau des Cantors in schwerer Krankheit daniederliege und daß ihr der Arzt zur Stärkung einen alten Wein verordnet habe. Darauf hatte mich die Mutter mit einer Flasche, um die sie selbst in den tiefen Keller gestiegen war, zum Cantor geschickt und ich hatte sie dem langen Johannes übergeben. Einige Tage darauf traf er mich irgendwo in der „Gasse." Schon von Weitem rief er mir entgegen: „Meiner Mutter geht es schon besser und da

hat Euer alter Wein gethan." Bei dieser Gelegenheit sind wir Freunde geworden.

Johannes war auf die Ferien nach Hause gekommen. Statt in die Schule zu gehen, saß ich mit ihm stundenlang unter einem Baume und horchte ihm zu, wie er auf der Geige spielte. Es war in dem langen Johannes ein großes Talent; wenn er so ohne Noten seine Musik ertönen ließ, dann schwieg der „Sched" in mir, mein Blut floß ruhig und manchmal habe ich auch geweint.

Ich weiß nun nicht, wie es gekommen ist. Eines Tages überfällt mich eine unbezwingliche Lust, ich möchte auch so eine Geige haben und sie spielen können. Spornstreichs lief ich zu unserem Vater und brachte ihm in beweglichen Worten meine Bitte vor, und er, weil er das von mir nicht gewöhnt war, gab sogleich nach.

„Ich werde dir eine Geige kaufen, sobald ich nächstens nach Prag reise und werde auch den Cantor bezahlen dafür, daß er dich auf dem Instrumente unterrichte. Aber höre mich an. Ich thue das Alles nur unter Einer Bedingung! Willst du die halten, so gieb mir deine Hand darauf."

Du kannst dir denken, daß ich einschlug. Der „Sched" in mir war zu gewaltig.

„Du kannst die ganze Woche auf der Geige spielen so viel du willst, aber am Sabbat und an den Feiertagen muß sie unberührt bleiben," sagte unser Vater mit jener bündigen Kürze, die ihm eigen war, und es dauerte nicht lange, so brachte er mir aus Prag eine Geige nach Hause, mit der ich zum Cantor ging.

O, Jonathan, mein Bruder, wenn ich dir nur sagen könnte, was diese Geige mir war! Ich bin oft in der Nacht aufgestanden und habe mich auf den Socken leise zu ihr geschlichen,

um nachzusehen, ob sie noch in ihrem Gehäuse stecke. Alle meine Träume waren von ihr durchzogen und ich habe schon damals gewußt, was eine Geliebte ist.

Schon nach wenigen Monaten sagte einmal der Cantor zu mir:

„Wenn du so fortfährst, so wird ein zweiter Johannes aus dir."

Das war das Höchste, was er mir als Ruhm in Aussicht stellte.

Ich komme nun zu dem schrecklichsten Tage meines Lebens.

Es war an einem Sabbatnachmittage. Im Hause war Alles still, die Mutter war ausgegangen und drin in der großen Stube schlief unser Vater, nachdem er zuvor, wie das seine Gewohnheit war, ein weißes Tuch über sein Gesicht gebreitet hatte. Da durchzuckte es mich mit einem Male wie die Gier nach einer namenlosen Lust. Im Hause ist Alles still und der Vater schläft fest. Ich höre, wie in dem Gehäuse die Geige zu tönen anfängt. . . . „Spiel sie," ruft der „Sched" in mir, „spiel sie!" Es ist aber Sabbat und ich soll sie ja nicht berühren an diesem Tage! Darauf habe ich ja meinen Handschlag gegeben! „Spiel sie," rumort stärker der „Sched," „er schläft ja!" Darauf schleiche ich mich wieder in die große Stube. Die Athemzüge unseres Vaters sind noch immer die eines Schlafenden. Der „Sched" jagt mich auf mein Zimmer zurück, er öffnet mir das Gehäuse, worin die Geige liegt; er drückt mir den Bogen in die Hand. Ich spiele!

Da, ohne daß ich es bemerke, öffnet sich geräuschlos die Thüre und der Vater steht vor mir.

„Was hast du mir durch Handschlag versprochen?" frag

mich, die buschigen Augenbrauen finster zusammengezogen, ie ich ihn niemals gesehen hatte.

Ich aber, weil es der „Sched" in mir so wollte, glaube s alte Mittel gebrauchen zu müssen, das seinem Zorne gegen- er sich bisher so gut bewährt hatte. Ich schlage die frechen ugen zu ihm auf und blicke ihm wieder geradeaus ins esicht.

Er aber reißt mir zuerst die Geige, dann den Bogen aus r Hand, wirft sie auf den Boden und tritt dann mit beiden ißen darauf herum, daß die Trümmer davonflogen, das eine erhin, das andere dorthin. O, Jonathan, mein Bruder, wenn dir nun klar machen könnte, welch' einen Ton die Geige n sich gab in dem Augenblicke, wo er sie zertrümmerte! War der „Sched," der sich hineingeflüchtet hatte? All' meine ust und mein Glück in Scherben zerbrochen! Und dazu das immern und Klagen meiner sterbenden Geige! .... Da illt mir etwas wie ein Blutstrom vor den Augen. Ich ver- sse mich und hebe die Hand auf. Und mit derselben ver- chten Hand, die du hier siehst, Jonathan, versetzte ich ihm en Schlag in das alte ehrwürdige Gesicht, daß er zurück- umelt.

Ich hatte meinen Vater geschlagen!"

Jonathan war aufgesprungen; kalter Schweiß perlte auf ner Stirne. War es nicht, als ob nach dieser entsetzlichen zählung ein Rad in dem großen Uhrwerke der Schöpfung lle stünde? Als ob sich alles Schöne und Herrliche in ein auenhaftes Zerrbild umgestaltet hätte?

„Setz' dich nur wieder, Jonathan!" rief der Landstreicher, merzlich stöhnend. „Ich bin ja noch lange nicht fertig! ehst du, wie du vor meinem bloßen Worte todesblaß ge- rden bist! Wie dir alles Blut aus den Wangen weicht!

Gelüstet es dich auch jetzt noch, zu wissen, was ich in meiner „Himmelsleiter Jacob's" suche?"

Jonathan saß wieder dem Bruder gegenüber.

„Erzähle weiter," sagte er leise.

„Du bist doch ganz das Ebenbild der Mutter!" seufzte der Landstreicher. „Soll ich jetzt weiter erzählen?"

Jonathan nickte blos mit dem Kopfe.

„Erst nachdem dieses geschehen war," begann der Landstreicher wieder, „hat der „Sched" in mir geschwiegen. Da hat er sich natürlich in sein verborgenstes Versteck zurückgezogen. Was sollte er noch weiter rumoren? Unser Vater ist aber da gestanden, als wenn sich nichts ereignet hätte. Sein Gesicht war bleicher geworden, er hielt sich aber doch aufrecht.

„Knabe," sagte er, und wehe mir, ich höre noch die zitternde Stimme und sehe noch, wie er sich trotz seiner eisernen Willenskraft mühselig an einer Stuhllehne festhält; „Knabe," sagte er, „ich könnte dir jetzt dein starres Genick zerbrechen, denn du hast etwas gethan, was wie ein Schrei durch die ganze Natur schallt, aber ich will es doch nicht thun, und das soll deine Strafe sein. Würde ich dich züchtigen, so würde ich dir wahrscheinlich diese Stunde aus deinem Gedächtnisse löschen, denn du könntest sagen: er hat mich ja gezüchtigt, folglich ist die gegenseitige Rechnung von der Tafel wegzuwischen. Ich will aber, daß du all dein Leben daran denkst."

Darauf erhebt er sich, hoch und stark, wie er damals in seiner besten Kraft war, und herrscht mich an:

„Hole mir von meinem Tische drin die Bibel."

Und als ich, weil der höllische Geist in mir jetzt völlig verstummt war, gehorsam wie noch nie, das Buch vor ihn legte, befiehlt er:

„Schlage das fünfte Buch Moses, Kapitel 21, Vers 18 f und lies mir das vor."

Grade so, wie es vorhin geschehen, nur daß der, an dem mals das Vorlesen war, Derjenige war, der dir das erzählt.

Ich las.

Wie ich aber weinend und schluchzend die vier Verse zu nde gebracht habe, ruft der Vater:

„Halt ein, das Uebrige geht dich nichts an. Hast du ver- nden, was du gelesen hast? Und du mußt es verstanden ben, weil die Sache ganz klar ist."

„Ja," sage ich, „Vater!"

„Du kannst also nicht sagen, daß ich ein Unrecht an dir rübt habe, denn was darin steht, ist Gottes Wort. Vor ei Monaten bist du dreizehn Jahre alt geworden, ich habe so als Vater keine Pflicht mehr gegen dich zu erfüllen. Morgen irst du mein Haus verlassen."

Am Abend, nachdem der Sabbat zu Ende gegangen, höre ich ihn noch, wie er zur Mutter sagt, indem er auf mich mit m Finger wies:

„Felde, du wirst noch heute für den da das Nöthigste an leidungsstücken und Wäsche herrichten; morgen Nachts schläft nicht mehr im Hause. Ich schicke ihn in die Welt."

Und so ist es geschehen, Jonathan. Die Mutter hat nicht wußt, was vorgegangen war. Sie hat mir mit ihren brau- n traurigen Augen aus dem Fenster nachgeblickt, bis ich aus r „Gasse" heraus war.

Von nun an war ich in der weiten, weiten Welt ein vater- d mutterloses Kind."

Wie er das gesagt hatte, legte er den Kopf auf den Tisch d weinte wieder bitterlich.

„Sag mir nur, Bruder," rief Jonathan leise zu ihm hin-

über, „wie kommt es denn, daß ich von dieser Sache niemals etwas erfahren habe? Sowohl unsere Mutter, als auch der Vater haben noch lange genug gelebt, um davon einmal zu reden."

„Das fragst du mich?" sagte der Landstreicher, sein thränenüberströmtes Antlitz zu ihm aufhebend. „Das ist vom Urbeginn der Welt so gewesen. Eltern sprechen nicht von der Schmach, die ihnen von Kindern zugefügt wurde."

„Bruder," rief Jonathan wieder nach einem Augenblicke drückender Stille, „geh für heute schlafen. Du bist zu angegriffen! Wenn du morgen frische Kraft hast, so erzähle weiter. Heute könnte es dir schaden."

Es schien, als ob der Landstreicher dieser Aufforderung Gehör schenken wollte. Er hatte sich erhoben und wankend wie ein Schlaftrunkener einige Schritte durch das Zimmer gethan. Aber dann änderte er sogleich seine Absicht; er kehrte wieder zu seinem Sitz zurück.

„Nein," sagte er, indem er sich niederließ, „noch ist die Stunde nicht gekommen, daß die Thürmer auf den Zinnen der Stadt rufen: Von wannen kommt der Tag? Ich kann heute in der Nacht sterben und du bist mit mir nicht fertig geworden. Und was die Schwäche anbelangt, Jonathan, es ist wahr, sie ist da! Aber wer von jenem Sabbat an bis zum heutigen Tage ausgehalten hat und ist nicht daran gestorben, der ist stark wie ein hundertjähriger Baum. Nur ein gewaltiger Sturm kann ihn fällen, und das ist der Tod! Drum laß mich zu Ende kommen. Ich habe ja kaum den Vorhang weggezogen."

Er begann wieder:

„Ehe ich fortfahre, Jonathan, laß mich dir etwas sagen, obwohl es, streng genommen, mit meiner Geschichte nur in losem Zusammenhange zu stehen scheint. Man ist in neuerer

Zeit gewöhnt worden, über die Größe unserer Bibel grade so
u sprechen, wie von den Sprüngen einer Ballettänzerin im
Theater. Betrachte doch einmal diesen Satz, den du vorhin ge-
esen hast: „Und du sollst ausrotten das Böse aus deiner
Mitte." Ist da nicht jedes Wort wie aus meilengroßen und bis
um Himmel reichenden Felsstücken zusammengesetzt? Sie sagen
etzt: Das kann nur ein Gott der „Rache" anbefohlen haben
nd dieser Gott sei gleichbedeutend mit einem anderen, noch
lteren Gotte, der einmal seine eigenen Kinder gegessen hat.
Die Zunge soll man Denen herausschneiden, die solche Läste-
ung wagen. Sie verstehen diesen Gott der Rache nicht, Jona-
han, weil sie heuchlerisch der Welt einreden wollen, es gebe
ichts Böses! Ich sage dir aber, Jonathan, das Blut, das sich
n mir erhoben hat gegen den eigenen ehrwürdigen Vater, das
t das Böse, das ausgerottet werden muß. Nicht erst „drüben"
nter den himmlischen Schaaren, sondern hier schon auf Erden
nd bei Lebzeiten! Denn es ist die Natur dieses Bösen, wie
s wieder anderswo heißt, „daß es gestraft wird bis ins zweite
nd dritte Geschlecht."

Ja, daran erkenne ich meinen alten Gott der Rache, der
ebenedeit sei von Ewigkeit zu Ewigkeit! Er ist einig und einzig
nd sein Name ist einzig. Er sagt: „Du sollst das Böse aus-
otten aus deiner Mitte." Das Böse stört ihn in seiner Einig-
it und Einzigkeit! Darum muß es fort! Gelobt seist du, mein
ott der Rache!"

„Rege dich nicht wieder auf, Bruder!" bat Jonathan, der
nen neuen Rückfall des Unglücklichen in die krankhafte Auf-
regtheit befürchtete.

Er befand sich jedoch heute in einer Stimmung, daß er
sbald wieder aus der wilden Inbrunst zu seinem Berichte
rückkehrte.

„Ich schweig schon," sagte er im Tone der Entsagung. „Du scheinst aber auch zu Denen zu gehören, die ohnmächtig werden oder Krämpfe bekommen wie die Weiber, wenn sie das Donnergewitter meines Gottes der Offenbarung aus der Ferne hören! Ihnen klingt das freilich sanfter und melodischer, wenn der „Andere," ich meine der von Nazareth, aus dem Rockärmel seines unerschöpflichen Erbarmens das Himmelreich und nichts als das Himmelreich schüttelt. Laß ihn schütteln, Jonathan! Wie Spreu vor dem Winde zerstiebt die „Backe, die ich zum Schlagen meinem Beleidiger hinreichen soll," und in Staub zerfällt der „Balken im eigenen Auge," wenn mein alter Gott der Rache über allen Höhen und Tiefen ruft: „Aug um Auge, und Zahn um Zahn und Fuß um Fuß." Gelobt sei er, der da scheidet zwischen Todten und Lebendigen!

Höre nun weiter:

Mit dem wenigen Gelde, das mir der Vater auf die Reise mitgegeben hat, habe ich mich in langsamen Tagesmärschen bis nach Wien durchgeschlagen. Glaubst du, mit dem „Sched" in mir sei es nun zu Ende gewesen, der habe, weil er mich zu einem herrlichen Werke verleitet, jetzt Reißaus genommen? Im Gegentheil! Noch ehe ich die große Stadt erreicht hatte, war er stärker als jemals und streckte und dehnte sich in mir aus wie Einer, dem kein Bett lang und breit genug ist. Immer fort schrie er in mir: „Er hat dir deine Geige zerbrochen und dich schimpflich aus dem Hause geworfen. Das mußt du ver gelten." Und siehst du, Jonathan, das war der erste und der letzte Gedanke, mit dem ich aufstand und mit dem ich mich niederlegte; mit ihm bin ich in Wien angekommen.

Laß mich über diese Zeit hinübergehen, da ich dir nicht wehe thun möchte. Nur Eines muß ich dir sagen: ich habe manche Nacht unter dem Pfeiler der Donaubrücke geschlafen

ch habe, um meinen Hunger zu stillen, die vertrockneten Brotrumen auf der Gasse zusammengelesen und manchen Tag hat nir auch die Brotkrume gefehlt; ich habe endlich, um dir nichts u verschweigen — an den Küchenthüren gebettelt.

Das war, wenn du willst, der erste Akt der Vergeltung, u der mir mein „Sched" den Rath gab. „Wenn er dich da ehen könnte," raunte er mir in die Ohren, „der da zu Hause n seinem weichen Lehnstuhle am Sabbatnachmittage sein Schläfhen hält, um sein gutes Mittagsessen zu verdauen! Wäre es hm dann nicht leid, daß er dir die Geige zertrümmert hat?"

Die Geige, ja, die Geige! Wenn ich an die gedacht habe, at es in meinen Eingeweiden wie flüssiges Blei gekocht und nein Kopf war ein einziger Brand!

Meinst du, es ist mir manchmal, wenn ich mir an einer arten Semmelrinde fast die Zähne ausbrach, nicht eingefallen: Setz dich hin und schreibe ihm, sage ihm, daß sein eigenes Kind, sein erstgeborener Sohn, unter einem Brückenpfeiler sein Nachtlager aufschlägt und den Hund beneidet, der mit seinem Herrn über die Straße läuft . . ."

„Aber er hat dir deine Geige zerbrochen!" schreit der Sched" in mir.

Und ich habe weiter gehungert.

So stehe ich eines Tages draußen vor einer Kirchenthüre n einer Vorstadt Wiens. Ich mußte zu spät gekommen sein, enn wie ich den Vorhang lüfte, der die Thüre bedeckt, und in as Innere der Kirche schaue, denn hineinzugehen habe ich mich nerkwürdigerweise gescheut, waren schon Alle hinausgegangen nd die Kirche war leer. Wie ich so dastehe, kommt der Geistiche heraus.

„Warum bettelst du, Knabe?" fragt er mich und sieht mich abei scharf an.

„Weil ich hungere," gebe ich ihm mit aller Frechheit meines in mir sitzenden „Sched" zur Antwort.

Er sieht mich nochmals mit seinen grauen Augen durchdringend an, dann sagt er:

„Komm mit mir, ich will dir zu essen geben."

Darauf heißt er mich, ihm in die an die Kirche angebaute Pfarrei zu folgen, läßt mir in seinem Zimmer von der Haushälterin Wein und Essen vorsetzen, und als er mich endlich gesättigt sieht, sagt er:

„Du kannst von nun an alle Tage zu mir kommen, denn du sollst nicht mehr hungern."

So geht es durch eine geraume Zeit fort; er hat auch für ein Nachtlager gesorgt, daß ich nicht mehr nahe dem gurgelnden Wasser der Donau mich herumzutreiben brauchte.

Einmal, nach einer sehr guten Mahlzeit, läßt er mich zu sich auf sein Zimmer rufen und sagt zu mir:

„Ich will dein Glück machen; ich sehe, du hast einen aufgeweckten Kopf. Kurz und bündig: Willst du in unsere heilige Kirche aufgenommen werden? Das Uebrige laß meine Sorge sein."

Wie er nun sieht, daß ich einen Augenblick mit der Antwort zögere, hält er das für mein Einverständniß zu seinem Vorschlage und sagt:

„Du mußt aber von nun an Vater und Mutter verleugnen."

„Auch die Mutter?" fragte ich, und ihre treuen braunen Augen blickten mich so traurig an.

„Auch die Mutter, denn es steht so geschrieben: und von nun an ist die Kirche deine Mutter."

Wieder reckt und streckt sich der Geselle, der in meinem Blute haust, lang und weit und steigt mir bis ins Gehirn.

„Und was soll mein Lohn sein?" fragte ich mit aller Frechheit meiner frühreifen Bosheit.

„Lohn willst du auch haben?" sagte er scharf. „Man merkt, weß Stammes du bist. Gut, du sollst auch deinen Lohn haben. Was willst du werden?"

Es wogt mir dies und jenes durch den Kopf; ich weiß, ich kann zulangen und es wird mir gewährt. Die Noth ist zu Ende und der Hunger kommt nicht wieder, und das Trefflichste an der Sache ist, ich brauche ihm nicht zu schreiben, der mir sein Haus für immer zugesperrt hat. Da sage ich, wie von einer plötzlichen Eingebung erleuchtet, es war aber mein „Sched," der so aus mir redete:

„Ich will die Geige lernen."

„Gut," sagte er darauf, „du sollst die Geige lernen, daran hat die Kirche nur ihre Freude. Was willst du noch?"

„Ich will auch, daß ich meinen Namen ablegen darf. Ich will nicht mehr heißen wie mein Vater heißt," sage ich.

„Auch das will ich dir bewirken," giebt er mir zur Antwort. „Bist du jetzt fertig?"

„Ja."

Am selben Abende, Jonathan, habe ich vor dem Schlafengehen mein erstes Vaterunser beten müssen."

Es war in der Stube stille geworden; der Landstreicher hatte zu reden aufgehört.

Er hatte sich, wie von Ermüdung erschöpft, in den Stuhl zurückgelehnt, die Augen halb geschlossen, den Kopf tief in die Brust gesunken.

„Hast du etwas gesagt?" fuhr er nach einiger Zeit erschreckt auf.

„Nein!" rief Jonathan leise hinüber.

„Was sagst du nun?" fragte wieder der Landstreicher.

„Ich hatte es erwartet," kam es still über Jonathan's Lippen.

„Bist du aber auch im Stande, jetzt noch das Weitere anzuhören, nachdem ich dir dieses Geständniß gemacht habe?"

„Ja," sagte Jonathan leise.

„Du bist aber doch erschrocken?"

„Ich habe dabei an unsere Mutter gedacht."

„Laß mich fortfahren," rief der Landstreicher, sich wieder aufraffend. „Die Mutter wird zu ihrem Rechte kommen. Verlaß dich darauf."

Er begann aufs Neue:

„Habe ich dir nicht vorhin erzählt, was einmal der böhmische Cantor zu mir gesagt hat, nämlich, daß ein zweiter Johannes in mir stecke? Was aus dem langen Johannes geworden wäre, wenn ihn nicht an einem Sommertage die Wellen der Iser tückisch mit sich fortgerissen hätten, weiß ich dir nicht zu sagen, aber aus mir, wie verwundert du auch dreinschauen wirst, ist im Laufe der Jahre ein großer und gewaltiger Geigenspieler wirklich hervorgegangen.

Darüber waren mehr als zehn Jahre meines Lebens vergangen. Denn um die Kunst, Jonathan, muß man werben, wie Jakob um Rahel, die er am Brunnen getroffen hat. Der Brunnen ist tief und kann gar niemals ausgeschöpft werden. Manchmal in dieser langen Zeit ist mir die Hand lahm geworden und das Herz kleinmüthig und verzagt, aber immer wieder war es der „Sched" in mir, der den weggeworfenen Bogen wieder aufhob und mir die beiseite geschobene Geige in den Arm drückte.

Dabei habe ich noch Allerlei gelernt, wozu mein Kopf nur irgendwo ein Eingangspförtchen zeigte. Ja, ich bin ein

großer Geigenspieler geworden, und die halbe Welt weiß davon. —

Wie ich jetzt vor dir sitze, wirst du vielleicht in deinem Innern darüber lachen. Aber du hast die Prinzen und Grafen und andere vornehme Leute nicht gesehen, mit denen ich wie ein Kamerad verkehrte, und hast nicht rollen gehört das Gold, das unaufhörlich zwischen meinen Fingern glänzte. Es hat eine Zeit gegeben, Jonathan, wo das Gold, das ich in der einen Nacht verschwelgt und verspielt hatte — denn mein alter „Sched" war in dieser Beziehung von einer unbezwinglichen Herrschaft über meinen Kopf –, mir in der nächsten verzehnfacht wieder zufloß, weil es mir gefallen hatte, während einer halben Stunde den Bogen an meine Geige zu legen. Wie oft mag unser Vater während dieser Zeit in Wien gewesen sein und hat es nicht begriffen, warum sich die Leute an den Straßenecken um einen großen Anschlagzettel drängten, und hat es nicht gewußt, daß er demjenigen, dessen zwei Namensworte ihm so fremd entgegensahen, als einem unbändigen und widerspenstigen Sohne und als einem verruchten Sabbatverächter die Geige zertrümmert hat.

Du siehst, Jonathan, mitten in Saus und Braus meines Lebens habe ich das nicht vergessen. Es giebt überhaupt zweierlei Gehirne; bei dem einen verwischt sich jeder Eindruck wie ein Hauch auf einer Fensterscheibe im Winter, das andere kann nichts vergessen. Zu dem letzteren gehörte ich. Du verstehst mich schon ... auch was unsere Mutter betrifft.

Ich habe dir schon gesagt, daß die halbe Welt, oder das, was man so nennt, meinen Namen gekannt hat.

Auf einer meiner Reisen komme ich eines Abends müde und matt in einem kleinen deutschen Städtchen draußen in

Bayern an. In dem ganzen Städtchen hat es nur ein einziges Wirthshaus gegeben, wo man mir das beste Zimmer anwies.

In der Nacht kann ich nicht schlafen, denn die Luft war drückend heiß. Da stehe ich auf und nehme, wie es meine Gewohnheit war, die Geige zur Hand. Mir war den ganzen Tag eine Melodie durch den Kopf gegangen, deren Mittelglied mir durchaus nicht einfallen wollte, aber den Anfang und das Ende habe ich gewußt. Ich will dir's kurz sagen, Jonathan, es war eine Melodie aus der Synagoge, denn ich habe nichts vergessen gehabt. Ich stimme sie also auf der Geige an, verbräme sie mit allerlei Variationen und denke dabei in einemfort an jenes Mittelglied, das mir verloren gegangen ist. Da gerathe ich in eine Aufregung, die mir den Schweiß auf die Stirn treibt. Ich zermartere mein Gehirn; das eine Mal ist es mir, als sei ich ihr auf der Spur, aber wie ich sie erhaschen will, sehe ich sie wie ein flatterndes Kleid, das mitten unter den Bäumen eines dichten Waldes verschwindet.

Das ist ein grauenhafter Zustand, Jonathan, für Einen, der ein solches Blut hat wie ich. Endlich lege ich, ergrimmt über mich selbst, die Geige zur Seite. Vielleicht bewirkt es die Stille der Nacht, die um mich waltet, da ertönt plötzlich in dem benachbarten Zimmer von einer weiblichen Stimme dieselbe Melodie, Anfang, Mittelglied und Ende!

„Um Gottes Willen," schrie ich, „wer ist das?" und reiße die Thür auf und stürze auf den matt beleuchteten Gang hinaus.

Da steht an die Wand gelehnt ein altes Weib in nachlässiger Nachtkleidung, von widerwärtigem Aussehen.

„Wer hat das gesungen?" frage ich athemlos und fasse sie an der Hand, als könnte sie mir entfliehen.

„Meine Tochter, gnädiger Herr," sagte sie und zitterte dabei.

Daß ich es kurz mache, Jonathan. Ich wollte mit aller Gewalt die Sängerin sehen, jetzt auf der Stelle, denn mein Blut spürte schon wieder den alten Gesellen in sich. Aber die Alte verweigerte mir das auf das Bestimmteste. „Sie wisse auch, was sich schicke," sagte sie mit widerlicher Förmlichkeit, aber morgen in aller Frühe, wenn ich nicht abreise, wolle sie mir ihre Tochter vorstellen." Drauf habe ich mich gefügt, wie ich nicht anders konnte. Aber als ich auf mein Zimmer kam, habe ich wieder die Geige zur Hand genommen, und nun spielte ich, bis ich sie, zur Erschöpfung müde, mußte sinken lassen, beinahe den ganzen Rest der Nacht an der Einen Melodie . . Anfang, Ende und Mittelglied, besonders das letztere. Ich wollte es vor dem Vergessen bewahren, Jonathan!

Am andern Morgen kommt die Alte mit ihrer Tochter wirklich auf mein Zimmer. Es war ein blutjunges, blasses Mädchen von kaum achtzehn Jahren, schmächtig gewachsen, von jenem Schlage, den man noch überall bei uns in den „Gassen" antrifft. Es giebt dem nichts Aehnliches auf der ganzen Erde. Wenn du in Algier oder in Tunis durch eine Straße gehst, so glaubst du dich in ein mährisches und ungarisches Landstädtchen versetzt, und ein Gleiches begegnet dir, wenn du eines der versteckten Gäßchen der Londoner City aufsuchst oder nach Rom kommst in jenen Winkel, den die Wellen der Tiber bespülen. Die Alte erzählte mir in weitschweifiger Weise, während ihr junges Reh schüchtern neben ihr stand, daß sie aus dem Elsaß sei, wo ihr Mann bis an seinen, vor Kurzem erfolgten Tode, die Stelle eines ministre officiant bekleidet habe. Damit glaubte sie wahrscheinlich sich in meinen Augen auf einen höheren Sockel gestellt zu haben, denn wenn sie dafür

Vorbeter oder Vorsänger gesagt hätte, wie es in deutscher Sprache heißt, so hätte ich sie nach ihrer Meinung nicht verstanden. Darum also konnte mich das Mädchen auf das Mittelglied einer so qualvoll gesuchten Melodie bringen.

Weiter erzählte sie, Elodie, ihre Tochter, habe schon als Kind großes Talent für die Schauspielkunst gezeigt, und Einer aus ihrem Heimatsorte, der lange Zeit in Paris gelebt, habe immer behauptet, die berühmte Rachel habe grade so begonnen, wie ihre Elodie. Nach dem Tode ihres Mannes, des ministre officiant, der immer dagegen gewesen, habe sie dem Berufe des Kindes freie Laufbahn gelassen. Elodie sei gegenwärtig unter allerdings bescheidenen Bedingungen Mitglied einer Schauspielergesellschaft, die morgen Abend in dem großen Saale des Wirthshauses ihre Vorstellungen beginnen würde.

Ich verstand die Alte ganz gut, denn der Verruchtheit meines Herzens, die sich an dem wüstesten Umgange mit allerlei Leuten noch breiter und voller gesogen hatte, war eine solche Sprache etwas Landläufiges. Dennoch vermochte ich nicht, ihr den Fußtritt zu versetzen, den sie verdiente. Neben ihr stand, wie ich dir gesagt, das schüchterne junge Reh . . . und die Melodie der Nacht tönte durch meine Seele. Ich sagte ihr also nur, ich würde den Tag über noch hier bleiben und am Abend in das Theater kommen, um mich von dem Talente Elodie's zu überzeugen. Dabei bot ich ihr ein nicht unbeträchtliches Geldgeschenk. Wie aber das Mädchen das sieht, reißt es der Alten das Geld aus der Hand, wirft es weit fort von sich und flieht dann mit allen Zeichen des Entsetzens zum Zimmer hinaus.

Am Abende gehe ich ins Theater und sehe da mein junges elsässisches Reh als erste Liebhaberin in einem Stücke, dessen Titel ich bereits vergessen habe. Um es dir aber gleich zu

igen: es war keine Spur einer natürlichen Begabung in der ochter des ministre officiant. Ich will nicht davon reden, aß sie ihre Rolle gar nicht verstand; aber Alles, was sie sprach nd that, war bis in den innersten Kern hinein falsch und ermals falsch. Da war an keine Besserung zu denken. Und ennoch, Jonathan, trotz dieser Falschheit und Geschraubtheit, e ich mit nichts Anderem vergleichen konnte, als mit einem änzlich verstimmten Instrumente, war dieses Mädchen im tande, meinen alten „Sched," der ohnehin seit der gestrigen acht sein Spiel in mir trieb, bis zur Fieberhitze zu entflam= en. War es die Melodie, zu der mir das Mädchen verholfen atte? Oder etwas Anderes? Ich weiß es nicht mehr.

Nach dem Theater ließ ich es mir nicht nehmen, die Alte it ihrer Tochter zu bewirthen. Ich ließ vom Besten auftragen, as nur zu haben war, und da sie Beide aus einem Wein= nde waren, auch guten Wein. Meinem jungen Reh war er ld zu Kopfe gestiegen. Da begann ich von ihrem vermeint= chen Talente zu reden und bewies ihr haarscharf, daß sie gentlich, was sie ihren „Beruf" nenne, für einen großen Rech= ungsfehler ansehen müsse.

Anfangs stutzte sie, dann aber brach sie in ein leidenschaft= ches Weinen aus. Die Alte geberdete sich wie wild und annte mich ein über das andere Mal einen Lügner und Ver= eumder. Da wird plötzlich mein junges Reh ruhig und sagt:

„Beschimpfe ihn nicht, Mutter! Er lügt und verleumdet icht, denn er versteht es besser wie wir."

Mir gefällt die Umkehr des Mädchens ganz ausnehmend.

„Was soll ich aber jetzt anfangen?" fragt sie mich traurig.

„Komm mit mir, Elodie!" rufe ich mit allem Ungestüm meiner Sinne. „Komm mit mir, und wäre es auch nur, daß

ich Jemanden bei mir habe . . . der die alte Melodie auswendig weiß!"

Es steht irgendwo etwas geschrieben von einem „Taumelkelch." Aus diesem Kelche hatten wir Beide getrunken. Sie hat zitternd ihre Hand in die meine gelegt. Elodie wollte mit mir gehen.

Gut! Am folgenden Tage habe ich die Alte, nachdem ich sie mit hinlänglichem Reisegelde ausgestattet, in ihre elsässische Heimat zurückgeschickt. Beim Abschiede sagte sie, es sei gut, daß es so gekommen, sie wäre auf eine solche Lösung ihres Verhältnisses zu Elodie immer gefaßt gewesen. Ich verstand das nicht und legte auch kein Gewicht darauf, weil mir nichts daran lag, welche Meinung sie von mir und meinem jungen „Reh" hegte. Erst viel später erfuhr ich, daß sie die Mutter nur gespielt hatte!

Betrachte nun wohl, Jonathan, wie das Alles zugegangen ist.

Kann etwas gedeihen, was der Sturmwind zusammengeführt hat? Und wenn du Distelkörner in die Erde gestreut hast, können da Cedern und Palmen hervorsprießen? Wenn etwas grünen und keimen soll, schickt Gott nicht den Sturm als seinen Boten, sondern den sanften, eindringlichen Frühlingsregen. Und der hat uns Beiden gefehlt.

Anfänglich ging Alles noch leidlich gut! Mein junges Reh war folgsam und treu und schien es dankbar anzuerkennen, daß ich es aus der Einöde auf den rechten Weg geleitet hatte. Sie zog mit mir überall hin, wo man meine Geige begehrte, und ich ließ es ihr an nichts fehlen. Auch hatte ich mich über sie in nichts zu beklagen. Sie ging still und gefaßt ohne aufdringlich zu werden, neben mir einher. Für Naturen wie die meinige, die in ihrer wilden Rücksichtslosigkeit nicht gerne gehemmt wer-

en, war sie wie im voraus geschaffen. Sie nahm ihre Pflicht egen mich viel ernster, als ich eigentlich verlangte. Das er- nüdete mich zuletzt, weil der alte Geselle in mir, mein „Sched," uf so etwas nicht vorbereitet war.

Nur Eines erließ ich ihr nicht, und das begehrte ich von hr mit herrischer Gewalt. Sie mußte zu jeder Stunde des ages und der Nacht darauf gefaßt sein, daß sie sich zu mir insetzte, um mir die eine oder die andere Melodie aus der ynagoge, wie sie mir gerade durch den Kopf fuhr, vorzu- ngen. Als Tochter des ministre officiant zu Winzenheim n Elsaß trug Elodie sie alle im Kopfe. Oft wenn ich in äter Nacht aus wüster Gesellschaft nach Hause kam, das Ge- irn voll Weindampf und die Hände geschändet vom rouge et oir — immer fand ich sie meiner wartend. Sie konnte es ch nicht abgewöhnen, wach zu bleiben, denn sie mußte ja ereit sein, mir auf die Spur des einen oder des anderen anges zu verhelfen, wenn ich gerade wollte. . .

Dabei, das mußt du wohl beachten, habe ich ihr niemals esagt, wer ich eigentlich sei; sie hat auch niemals darnach ge- ragt. Sie mochte sich oft denken, das sei die Laune eines ünstlers, der sich aus diesen seltsam verschnörkelten Sing- eisen etwas Apartes gestalten wolle. Habe ich es doch selber icht gewußt!

O, Jonathan, es giebt keine schönere Geschichte, als die om König Saul, dem sein Page David den Trübsinn mit er Harfe wegbannen muß, und auf der Erde lebt Keiner, der e besser versteht als ich! . . . .

Eines aber hatte ich dabei übersehen, daß nämlich in der tille und Schweigsamkeit solcher Naturen wie Elodie etwas errätherisches liegt. Mit einem Male öffnen sich die Lippen

und da gewahrst du erst, welch ein Zündstoff von langer, langer Zeit her sich in ihnen angesammelt hat.

So komme ich einmal mitten in der Nacht nach Hause und verlange sogleich von ihr, sie solle mir die Melodie vorsingen die ihr Vater, der gewesene ministre officiant zu Winzenheim am Versöhnungstage bei dieser Gelegenheit anstimmte. Zum ersten Male jedoch, seit wir uns kennen, weigert sie sich dessen sie habe Kopfweh.

„Du mußt es aber singen!" rufe ich herrisch.

„Und ich singe es doch nicht!" ruft sie dagegen mit blitzenden Augen. „Ich lasse mich nicht länger erniedrigen!"

Gott im Himmel, das nannte sie Erniedrigung! War da nicht etwas, wovon mein ohnehin heißer Kopf sich noch mehr entflammen mußte? Dennoch bleibe ich, weil ich doch hören muß, was so urplötzlich über mein schüchternes Reh gekommen ist, gelassen und ruhig.

„Warum erniedrigt dich das?" frage ich.

„Warum?" schrie sie aus keuchender Brust, ganz verwandelt. „Weil ich für etwas Anderes geboren bin, als um dir wenn du grade die Laune in dir spürst, alten Singsang vor zuleiern."

„Für was hältst du dich denn geboren?" fragte ich mehr erstaunt als erbost.

„Du hast mich aus meiner Laufbahn herausgerissen!" rief sie wieder, aber noch schriller, wie wenn man Einem an eine schmerzhafte Wunde greift. „Ich wäre eine zweite Rachel geworden!"

Da steigt mir endlich mein alter wilder Geselle wieder ins Gehirn.

„Du eine zweite Rachel?" sage ich hohnlachend und mit der mir eigenen Frechheit ihr ins Gesicht. „Ein einziges, j

as kleinste Bruchstück von dem Singsang deines Vaters ist ehr werth als dein schauspielerischer Kram!" und was der- leichen schöne Reden noch mehr waren, die ich ihr nach und ach beibrachte; denn wenn wir so fortleben wollten mit- und ebeneinander, mußte ich ihr ein- für allemal ihre vermeint- che „Laufbahn" unter kaltes Wasser stellen.

Endlich wurde sie allmälig ruhiger, das heißt, ich nahm n, daß sie meine Worte beherzigt habe. Aber ich selbst glaubte icht daran, denn von dieser Stunde an habe ich nie versucht, nir etwas von ihr vorsingen zu lassen. Mit dem war es also uch vorüber. Sie hat mich darum gebracht.

Ich habe seitdem oft daran denken müssen, ob es nicht amals ein Fehler gewesen, daß ich mich nicht auf der Stelle on Elodie trennte. Man soll einen Menschen nicht wie eine Spieluhr ansehen, die ihr Stückchen aufspielt, je nachdem man e aufzieht. Aber der Fehler war einmal geschehen und ich ar nicht die Natur, die sich das gerne eingestand.

Allerdings, Eines hätte ich damals, wenn eben nicht mein Sched" sich dagegen gesträubt hätte, thun sollen: meinem eißen Blute Zügel anlegen, was Jedem, der seine Mutter ekannt hat, als wie etwas Heiliges erschienen wäre. Nur ich ar blind und verrucht genug, um es nicht zu gewahren.

Zwei Monate nachher gab Elodie einem Kinde das Leben. Wir nannten es nach ihrer Mutter, denn darauf bestand sie nit einer ihr sonst nicht gewöhnlichen Heftigkeit: Perlchen.

Höre mich nun zu Ende, Jonathan! Es kommt noch das Traurigste.

Wie das Kind da war und ich zum ersten Male in seine Augen gesehen und ich mir gesagt habe: das ist dein Kind! a habe ich gleichsam an einem Rucke in meinem Gehirn ge- ühlt, daß der, von dem ich dir schon so Vieles erzählt habe,

mein alter wilder Kamerad in mir für lange Zeit, wenn nicht für immer sein Spiel verloren habe. Er mußte es verloren haben, denn ich ließ ihm von nun an keine Spannweite Raum, um sich wieder in mir auszudehnen und zu strecken.

Vor einem solchen Kindesstimmchen schweigt jeder Sturm, und wenn es weint ... wenn es jauchzend in seinem Bettchen zappelt, dann zieht sich alle Verruchtheit und Schlechtigkeit des Herzens in einen Winkel zurück und man versteht erst dann, was das heißt: Aus dem Munde der Säuglinge und Unmündigen hast du die Welt gegründet! Was geht da in Einem vor, Jonathan? Und erst wenn in dem Kopfe des Kindes der Funke menschlicher Vernunft zu glimmen, wenn es zu sprechen anfängt!

Merkwürdigerweise war Elodie seit der Geburt Perlchen's stiller und in sich gekehrter als jemals zuvor. Das machte mir, wie ich damals gestimmt war, um es dir aufrichtig zu gestehen, eigentlich nur wenig Kummer, und ich habe ihr darum auch keine Vorwürfe gemacht, wiewohl es mir vorkam, ich müsse diesen falschen Ton aus dem Jubel meiner Seele entfernen und dürfe es nicht leiden, daß sie mir mit ihrem blassen Gesichte meine Freude verfinstere.

„Hat sie nicht ihr Kind?" sagte ich mir zuweilen selber vor. „Kann sie nicht den ganzen Tag in seine Augen sehen, während ich alle Kräfte daran setze, damit es ihr an nichts fehle? Lebt sie nicht wie eine Königin? Und habe ich mich nicht eben, weil sie die Mutter meines Kindes ist, zu bezähmen angefangen? Was will sie also?"

Wie ich aber gewahr wurde, daß sich ihr Zustand nicht ändere und sie im Gegentheil immer stiller und gedrückter wurde, schoß mir einmal mit der alten unbändigen Kraft ein

Gedanke durch den Kopf: Sie denkt noch immer an ihre so-
genannte „Laufbahn" und das Kind ist ihr im Wege!

O, Jonathan, ich hatte niemals gewußt, was Furcht ist,
aber von diesem Augenblicke an begann ich für etwas, was
unbestimmt vor mir schwebte, zu fürchten und zu zittern.
Kennst du einen derartigen Zustand? Er reibt die Seele auf
und ist eine Krankheit, der keine andere gleichkommt.

So waren fast zwei Jahre vergangen. Da machte ich
eines Tages eine ganz andere Entdeckung. Das Kind war mit
einer für sein Alter fast unglaublichen Leidenschaft seiner Mutter
zugethan, gegen mich aber zeigte es einen unbezwinglichen
Widerwillen. Anfangs habe ich diese Idee, wie es sich von
selbst versteht, als über alle Maßen lästerlich von mir ge-
wiesen, aber er rührte sich wieder in mir, der tückische „Sched,"
und ohne daß ich dagegen ankämpfte, führte er mich wieder zu
ihr zurück.

Du kennst vielleicht das Spiel, das man mit Kindern
treibt. Man lehrt es auf die Frage: Wem gehört dein Herz-
chen? oder: Wem gehört dein linkes, wem gehört dein rechtes
Füßchen? zu antworten: Das gehört dem Vater und das der
Mutter, und wie solche Narrheiten schon lauten, die so alt
sind wie die Welt. Wenn ich das Kind um solche Dinge
fragte, antwortete es regelmäßig mit einem Blicke auf mich,
Jonathan, den ich niemals vergessen werde: „Alles, Alles ge-
hört der Mutter!" Und wenn ich dann zärtlich böse fragte:
„Für mich hast du also gar nichts übrig, Perlchen?" so sagte
es mit einer Entschiedenheit, die zu ernsthaft und bewußt war,
als daß ich sie nicht für etwas Unnatürliches hätte halten
sollen: „Nein, nein, ich will nur die Mutter!"

Es war Alles vergebens! Dem Kinde gegenüber war ich
ein machtloser Schwächling, nie ist ein Wort der Strenge über

meine Lippen gekommen. Wenn es mich so behandelte, so lachte ich dazu und hielt es anfangs für kindische Ungezogenheit.

Was willst du mit einem Kinde anfangen? Selbst der Trotz eines solch kleinen Wesens, sein Schmollen und Grollen entzückt dich ja und wirft auf dein Tagewerk einen rosigen Schein. Denn ob so ein Kind an dich oder an die Mutter seine Schmeicheleien und Liebkosungen verschwendet, ist das, im Grunde genommen, nicht einerlei? Es gehört ja doch Beiden an, und wenn die Vernunft wächst in dem kindischen Gehirne, gleicht sich das nicht von selbst aus? Das sage ich jetzt — damals dachte ich ganz anders über diesen Gegenstand.

Perlchen war nur mein Kind, sein Herzchen, sein rechter und sein linker Fuß, sein Lachen und Weinen, Alles, Alles an ihm gehörte nur mir allein und ein Anderer hatte kein Recht darauf. Niemand sollte genießen, Niemand sich an dem Kinde erfreuen, wenn es nicht gleichsam mir seine Erstlinge dargebracht hatte. Und weil es nicht so war, weil ich der Allerletzte war, dem Perlchen wie einem zudringlichen Bettler sein Almosen hinwarf, und das mit Widerwillen ... darum fühlte ich mich höchst unglücklich.

Ich sagte es einmal zu Elodie.

„Warum ist das Kind nur so gegen mich? Steckt da nicht etwas Unnatürliches im Spiele? Du erziehst es schlecht."

„Ich erziehe es noch gar nicht," gab sie gelassen zur Antwort.

Ich brauste auf.

„Dann mußt du ihm," rief ich, „mit der Muttermilch das eingeflößt haben!"

„Was denn?" fragte sie wie verwundert.

„Perlchen's Widerwillen gegen mich!" rufe ich außer mir.

Da lächelte sie so fremdartig . . . so über alle Beschreibung eigen . . . und wendete sich von mir ab.

Grade damals erhielt ich die Einladung eines polnischen Grafen, auf sein Schloß in Polen zu kommen und daselbst einige Wochen zuzubringen. Er wollte dem benachbarten Adel des Landes neben anderen Unterhaltungen auch den berühmten Geigenspieler vorführen. Ich machte mich also mit Elodie und dem Kinde auf den Weg. Es war mitten im Winter. Ueberall grundlose Straßen, von Schnee und Eis starrende Bäume und von der Kälte zu Boden geschleuderte todte Vögel. Nur noch wenige Meilen vom Schlosse des Grafen erkrankt uns plötzlich das Kind und wir mußten in einem kleinen Städtchen, Busk ist sein Name, Halt machen. Außer einigen Gendarmen und Beamten, die dort in des Kaisers Namen Recht sprechen, findest du in ganz Busk Keinen, der nicht zu uns gehörte, und es sind lauter „fromme" Leute, oder, wie man sagt, „Chassidim."

Bei Einem von ihnen fand ich mit Elodie und dem Kinde eine nothdürftige Unterkunft. Kaum waren wir so untergebracht, so fiel auch, als wenn sie nur auf ein ruhiges Bett gewartet hätte, eine Krankheit über das Kind, und mit so rasender Schnelligkeit, als hätte sie es wieder nicht abwarten können, bis sie fertig mit ihm war . . . mit meinem armen kleinen Perlchen!

Ich ließ dem Kinde alle Hülfe gedeihen, die in dem Städtchen nur zu haben war — Tag und Nacht saßen wir, ich und Elodie, an seinem Bettchen, sie still in sich gekehrt wie immer, ich mit dem beständigen Aufschrei im Herzen: Was thust du, wenn dir das Kind stirbt?

O, Jonathan, was waren das für Tage und Nächte! Das Kind lag meist in bewußtloser Fieberhitze, aber selbst in diesem Zustande glimmte der Funke menschlicher Vernunft in ihm noch

stark genug, um mir seinen Widerwillen zu bezeugen. Von Elodie ließ es sich Alles gefallen, sie durfte es drehen und wenden und auf den Arm nehmen und ihm Arznei geben, wie sie wollte; wenn ich aber die Hand nach ihm ausstreckte, um seine heiße Stirne zu berühren, wurde es unruhig, schrie oder wendete sich scheu zur Seite. —

In einer Nacht, es war der siebente Tag der Krankheit, sitze ich mit Elodie am Bette des Kindes. Es schläft. Manchmal kommt über seine Lippen ein Wort; es gilt immer der Mutter. Von mir ist niemals die Rede. Da höre ich nebenan in der Kammer ein lautes Gesumme von Stimmen, und wie ich aufhorche, höre ich, daß sie drin Psalmen beten. Dann kommt ein Mann in unsere Stube, der der Quartiergeber selbst war, und fragte mich, ob ich einverstanden damit sei, wenn dem Kinde ein anderer Name gegeben werde, denn das betrüge den Tod, weil er dann gleichsam ein anderes Kind und einen anderen Namen antreffe. Ich nickte blos mit dem Kopfe, während dem aber erwacht Perlchen und schlägt die Augen auf. Es begehrt um Wasser; aber wie Elodie aufsteht, es ihm zu reichen, bemerke ich, daß sich das Angesicht des Kindes völlig verändert hat.

Entsetzt reiße ich es aus dem Bettchen.

„Perlchen," schrie ich, „stirb mir nicht!"

Aber selbst in diesem Augenblicke ist in dem sterbenden, zuckenden Körperchen eine Kraft vorhanden, die sich gegen mich richtet. Es ringt in meinen Armen und will von mir befreit sein.

„Zur Mutter!" ruft es.

Elodie nimmt das Kind an sich — es war eine Leiche.

Es ist mir noch, als hörte ich eine Stimme neben mir sagen:

„Jetzt ist die Laufbahn frei!"

Das höre ich noch deutlich und klar; nur weiß ich nicht, war sie es oder ich, der so gesprochen.

Dann umhüllte mich selbst die Nacht des Todes.

Wie lange dieser Zustand angedauert hat, möchtest du wissen? Viele, viele Monate.

Die furchtbare Krankheit, die mein Kind hingerafft, hatte mich selbst ergriffen, aber da ich einen eisenharten Körper habe, war es ihr schwer, mir beizukommen. Sie hätte mir gerne angethan, was sie meinem Perlchen gethan hat, aber dagegen wehrte sich mein alter „Sched," der bei Allem gesund geblieben war. . . .

Als ich eines Morgens von meinem Bette aus durch das geöffnete Fenster blicke, sehe ich einen polnischen Bauernburschen vorübergehen, der auf seiner Mütze ein Hollunderbüschchen trug. Der Frühling hatte den starren Winter längst begraben.

Ich war ein gebrochener stiller Mann geworden. Elodie war noch in derselben Nacht, in der unser Kind gestorben, spurlos verschwunden. Gott der Lebendige weiß, wo sie jetzt ihrer Laufbahn nachgeht!

Die „Frommen" hatten mich gepflegt und gewartet, die „Frommen" hatten das Kind auf ihrem „guten Ort" zur Erde bestattet. Ich habe sie auch nicht mehr verlassen und bin fortan bei ihnen geblieben.

Sollte ich in meine frühere Welt zurückkehren? Ein Ekel erfaßte mich, wenn ich daran dachte. Ich habe die Geige niemals mehr berührt.

Vierzehn Tage darauf, an einem sonnigen Sabbattage, habe ich mich, mühsam gestützt auf einen Stab, in die Synagoge geschleppt und daselbst habe ich mit lauter und vernehmlicher Stimme vor der offenen Thorarolle die Segensformel,

die man nach einer überstandenen Gefahr betet, gesagt: „Gelobt seist du, Gott, unser Gott, Herr der Welt, der uns sich verpflichtet hat durch seine Wohlthaten — er hat mir wohlgethan!“ Und die ganze Gemeinde antwortete mir darauf: „Der dir wohlgethan, der thue dir ferner alles Gute, Sela!“

Ich bin also bei meinen „Chassidim“ geblieben. Von ihnen wird einst das Licht ausstrahlen über die Finsterniß, denn sie sind stark und gewaltig in ihrem Glauben und haben mich das Mittel gelehrt, wie man Gott selbst zu sich herabzwingen kann. Sie werden einst auch den Erlöser in ihrer Mitte führen.

Für heute genug. Es wartet auf mich meine „Himmelsleiter Jacob's.“ —

Er war aufgestanden.

Greisenhaft schlich er in seine Kammer.

## XV.

### Perlchen.

Es läßt sich nicht länger verschweigen.

Jonathan's Wesen ist im Innersten seiner Wurzel erschüttert. Seitdem sich seines Bruders Lippen erschlossen haben, seitdem er einen Einblick in dieses zerschmetterte Leben gewonnen hat, fragt er sich oft erschreckt:

„Wie konnte es dir einfallen, ihn für krank zu halten! Ist Reue und Bußfertigkeit eine Krankheit des Gehirns? . . Er hat die Hand gegen den Vater aufgehoben, „ein ungehorsamer und widerspenstiger Sohn,“ und vom dreizehnten Jahr angefangen bis zum heutigen Tage gleicht das Dasein dieses Bruders jener ersten Geige, die ihm der Vater am Sabbat

zertrümmert hat. In Scherben liegt es umher und jetzt versucht er, ob er es mit Hülfe seiner „Himmelsleiter Jacob's" wieder nothdürftig für den kommenden Rest zusammenstücken kann. Er spricht immer von seinem wilden „Sched" und mißt ihm alle Schuld zu. Ist es nicht dasselbe Blut, das auch in meinen Adern rollt? Was unterscheidet ihn von seinem Bruder?

War es nicht, als sollte er mit linder Hand über die Stirne des Landstreichers fahren, um jede Falte und jede Runzel, die das erbarmungslose Leben dort hineingeätzt, auszulöschen und ihm zu sagen: Bruder, du bist entsühnt! . . . Stehe ich nicht im Begriffe, dem Andenken des Vaters einen noch heftigeren Schlag ins ehrwürdige Antlitz zu versetzen?"

Um die Persönlichkeit des Landstreichers, wie wir ihn auch fortan nennen wollen, breitete sich in Jonathan's Augen etwas Ehrfurchtheischendes aus. Er konnte ihn seitdem nicht anschauen, ohne eine gewisse Scheu vor ihm zu empfinden. Jetzt begriff er, warum sich sein Bruder an Alles, was an den Vater gemahnte, so fest anklammerte, warum ihm der in Moder zerfallende Gebetmantel über Alles ging! . . . In den Moderstäubchen wehte der Geist des Vaters. Das war auch ein Herabzwingen, wie er es nannte . . ., aber er war entsühnt. Aus dem widerspenstigen und ungehorsamen Sohne, der nicht gehorcht hatte der „Stimme seines Vaters," war ein neuer Mensch hervorgegangen, sein Erz hatte sich von den Schlacken gereinigt.

Es ist wie in der Nacht, bevor der Morgen graut!

Ein Stern ist im Niedergange und lischt aus, der andere strahlt in höherem Glanze auf.

Der Landstreicher erschien seit jener Nacht eigenthümlich verwandelt. Sein Auge blickte freier und klarer, sein Gang war weniger gedrückt und scheu. Wenn er am frühen Morgen

nach dem „guten Orte“ ging, machte er einen Umweg durch die „Gasse,“ und es war schon vorgekommen, daß er hie und da mit einem oder dem anderen Kinde im Gespräche stehend gesehen wurde, das nicht Eiligeres zu thun hatte, als nach Hause zu rennen, um seinen Eltern die seltsame Begegnung zu berichten. Er hatte dabei die Gewohnheit, dem von ihm ausgefragten Kinde die Hand auf den Kopf zu legen. Es hatte dann den Anschein, als wollte er es segnen. Wenn er aber Frauen und Mädchen begegnete, so wich er ihnen aus; er behastete seine Schritte, um sobald als möglich aus ihrer Nähe zu kommen. Die Einen kicherten dann hinter ihm, wie es nur Mädchen können, welche die Welt als nur zu ihrer Bewunderung geschaffen betrachten, die älteren Frauen dagegen konnten sich eines gewissen Schauers nicht erwehren, wenn sie ihm nachblickten, den sie doch einst in der Unbändigkeit seines wilden Blutes gekannt hatten.

Weit, weit von Polen her, da wo es noch Wölfe gibt, war er nach Böhmen gekommen, um auf dem Grabe seiner Eltern „Jahrzeit“ zu halten. Was gehörte dazu für eine Frömmigkeit! Dazu fastete er am Montag und am Donnerstag, und an diesen Tagen erschien seine Gestalt gleichsam durchsichtig. Von jeher weiß es die Menschheit nicht, den sich seltsam aus dem Rahmen des alltäglichen Thuns Herausdrängenden gegenüber den Mittelweg zu finden. Sie hat entweder das Lächeln mitleidigen Spottes für sie, oder den scheuen Aufblick bewundernder Demuth.

Unvermuthet kam er einige Tage nach jenem nächtlichen Gespräche während der Arbeitsstunde in die Fabrik. Wie im Traume schritt er durch die weiten Säle, wo die Räder schnurrten und fleißige Menschen ihrem Tagwerk oblagen, bis er endlich in einem Seitengemache mitten unter Büchern und

Rechnungen seinen Bruder fand. Jonathan bezeugte ihm in fast ehrerbietiger Weise seine Freude, daß er es über sich gebracht, ihm diesen Besuch abzustatten; aber der Landstreicher schnitt ihm diese Aeußerung sogleich mit der Frage ab:

„Wo ist dein Kind? Ich suche es schon seit guten zwei Stunden und kann es nicht finden."

„Was willst du von ihm?" fragte Jonathan erschrocken.

„Ich will sehen, ob es irgend eine Aehnlichkeit mit meinem Perlchen hat. Seit einigen Tagen geht mir das Kind nicht aus dem Kopfe. Vielleicht hat es etwas in den Augen oder in seinem Gange oder in seiner Bewegung, was mich an Perlchen erinnert. Es könnte ja doch sein! Ich muß das Kind sehen, ich muß!"

Es lag eine Kraft und eine Entschiedenheit in diesem gebieterisch klingenden Wollen, gegen die selbst eine mehr gefestete Seele, wie die Jonathan's, keinen Widerstand versucht hätte.

„Ich habe das Kind nicht zu Hause," gab er stockend zur Antwort.

„Ein Kind nicht zu Hause?" rief der Landstreicher mit einiger Gereiztheit. „Ich muß es aber sehen!"

„Ich habe ihn mit Dorothea auf einige Zeit aus dem Hause gegeben," sagte Jonathan, der die schrecklichen Augen seines Bruders, ohne daß er aufblickte, auf sich gerichtet fühlte, leise.

Dennoch hatte ihn der Landstreicher verstanden.

„Wer ist Dorothea?" fragte er trocken.

Jetzt that Jonathan, als ob er die Frage überhört hätte. Er hatte sich zur Seite gebückt; das Blut hämmerte gegen seine Schläfen.

Mittlerweile schien der Landstreicher in einer jener An-

wandlungen von Vergessenheit, die seinem Zustande eigenthümlich waren, die Antwort Jonathan's nicht abwarten zu wollen.

Er hatte sich wieder zum Fortgehen gewendet.

„Ich will um das Kind schicken," rief ihm Jonathan nach. „Du sollst es bald zu sehen bekommen."

„Was für ein Kind?" fuhr der Landstreicher auf. „Meinst du Perlchen?"

Er war an der Thüre stehen geblieben und suchte, trotzdem sie vor seinen Blicken lag, die Klinke, dann kehrte er sich um.

„Vergiß darauf nicht, Jonathan!" sagte er nachdrücklich. „Das kann einem Menschen so leicht zukommen! Ich muß das Kind noch heute sehen! Ich muß Vergleiche anstellen, ob es mit Perlchen etwas Aehnliches hat. Vergiß also nicht darauf!"

Woher hatte der Landstreicher Kunde von dem kleinen Bernhard? Er hatte bis dahin noch nicht ein Mal nach ihm gefragt. Kannte er die Verhältnisse seines Bruders besser, als er zu verrathen es für gut fand?

Eine Lösung dieser beunruhigenden Frage fand Jonathan erst am späten Abende.

Bella hatte einige Monate vor ihrem Tode von einem durchreisenden Photographen das Bildniß des Knaben anfertigen lassen; es hing unter Glas und Rahmen an der Wand und der Landstreicher hatte es an sich genommen.

Am Abend vor dem Schlafengehen saß er davor mit auf den Tisch gestützten Armen, es aufmerksam beobachtend, indem er es bald näher an die Augen rückte, bald wieder in einige Entfernung vor sich hinlegte, als wolle er es in allen seinen Einzelheiten prüfen.

„Das ganze Perlchen," hörte ihn Jonathan vor sich flüstern, „besonders was den Schnitt der Augen betrifft. Weiß ich aber, ob es schwarze oder blaue sind? Sogar das kleine Löckchen auf der Stirne hat es von ihm, das ich immer das Fragezeichen genannt habe. Und ich wette auch darauf, es lacht auch so wie Perlchen gelacht hat, nämlich so, daß plötzlich auf der linken Wange ein Grübchen erscheint, das dort für gewöhnlich nicht zu sehen ist."

Plötzlich das Bildchen weit von sich fortschiebend, rief er mit der alten ungestümen Leidenschaftlichkeit:

„Ich wills und kann es nicht länger ansehen, du mußt mir das Kind zur Stelle schaffen, Jonathan! Ich muß wissen, ob die Augen deines Knaben blau sind oder schwarz. Ich muß wissen, ob, wenn er lacht, auch solch ein Grübchen zum Vorschein kommt; ich muß endlich wissen, ob nicht auch in seiner Stimme und Geberde etwas liegt, was mich an Perlchen erinnert."

Wie er das sprach, war in dem Landstreicher allmälig der wüste Geselle wieder erwacht, den er seinen „Sched" nannte.

Er stand jetzt mitten in der Stube, hoch aufgerichtet, einem gewaltigen Gewitter vergleichbar, neben dessen Machtvollkommenheit kein anderer Wille bestehen darf.

Demüthig sagte Jonathan:

„Ich verspreche es dir, Bruder, ich will um das Kind schicken. Du sollst es zu sehen bekommen." —

Eine kurze Weile darauf schien der Landstreicher wieder Alles vergessen zu haben, was ihn unmittelbar zuvor so mächtig bewegt hatte.

Er schlich gebückt und gebrochen, ohne das Bildchen Bernhard's eines weiteren Blickes zu würdigen, wieder zu seiner „Himmelsleiter Jacob's."

Jonathan hatte sich die Art seines Bruders, daß sich nämlich dessen Gedankenleben gleichsam in Sprüngen bewegte, bereits so zu eigen gemacht, daß er mit Sicherheit darauf rechnete, der Landstreicher werde in den nächsten Tagen auf den Gegenstand seiner Sehnsucht nicht zurückkommen. In dieser Voraussetzung hatte er sich auch nicht getäuscht. Weder am folgenden Tage, noch auch später gedachte er des Knaben oder vielmehr seines Perlchens. Das Bildchen hing wieder unangerührt an der Wand; er war wieder in seine dumpfe Theilnahmslosigkeit zurückgefallen.

Aber soweit war es bereits mit Jonathan gekommen, daß er zwischen Fürchten und Bangen dem Augenblicke entgegensah, der dem Landstreicher wieder die Lippen öffnen konnte. Wie sollte er ihm entgegentreten, wenn der Bruder einmal in vollem Besitze seiner erschreckenden Willensgewalt verlangte, das Kind zu sehen? Konnte er es ihm verweigern? Er suchte nach allerlei Vorwänden, sogar zur Lüge wollte er greifen! Alles schien ihm geboten und gestattet, wenn es ihm nur gelang, den nahenden Sturm zu beschwören. Mitten in seiner Seele war ein Riß entstanden, den nur die Feigheit ausfüllte.

Wem aber Furcht das Gemüth umfängt, der geht auf abschüssigen Wegen. Er vernimmt stets Schreckensrufe hinter sich, daß er sich hüte vor den Abgründen rechts und links, und erst, wenn er heil und gesund unten in der Ebene angelangt ist, überkommt ihn ein Gefühl wie von Scham, sich vor sich selbst nicht muthiger bewiesen zu haben.

Eines stand schon jetzt in ihm fest: wenn der Landstreicher ernsthaft wollte, so konnte er ihm nicht widerstehen. Dann mußte Bernhard zurückberufen werden.

Die Tage schwanden so in bleierner Schwüle hin. Es regte sich kein Wölkchen hoch oben in der Luft. Von keiner

Seite ein erfrischender, belebender Hauch! Vor seinen Augen beständig die gefürchtete Gestalt des Bruders, der zu irgend einer beliebigen Stunde aus seinem Traumleben erwachen konnte, in sich aber die qualvolle Gewißheit, daß er dieser Stunde mit gelähmter Schwungkraft gegenüberstand.

So traf ihn eines Tages eine neuerliche Botschaft der blinden Veile, er möge, wenn er noch ein „Bröfele" an sie denke, zu ihr kommen; sie hätte ihm diese Mühe gern erspart, aber ihre alten Füße hätten ihr mit einem Male, ohne zu fragen, den Dienst aufgekündigt. Sie werde ihn aber in keinem Falle lange über Gebühr aufhalten.

Zu jeder anderen Zeit hätte ihn der leise Vorwurf, der in der Botschaft Veile's lag, schmerzlich berührt; sie sagte ihm nichts weniger, als daß sich die alte Frau von ihm vernachlässigt fühle. Heute ging er verdrossen zu ihr.

„Was wird sie mir zu sagen haben," grollte es tief in ihm, „was ich nicht längst weiß und mit mir ausgemacht haben sollte?"

Diese Stimmung besserte sich auch nicht, als er beim Eintritte in das Stübchen der alten Frau ohne den sonst üblichen Gruß von ihr empfangen wurde. Als er an ihr Bett trat, rief sie ärgerlich:

„Hundertmal hätte ich indessen sterben können und kein Mensch in der „Gasse," am allerwenigsten aber du, hätten eine Ahnung gehabt, daß es eine Veile Oberländer weniger auf der Welt giebt."

„Bist du denn so allein?" fragte Jonathan erschrocken.

„Allein? Ob ich allein bin?" rief Veile, in dem bereits angeschlagenen Tone fortfahrend. „Ich soll mich vielleicht in großer Gesellschaft glauben, wenn die Bedienerin, die du zu

meiner Wartung bestellt hast, lieber einer verlaufenen Henne nachjagt, als sich nach mir umsieht?"

Jonathan entschuldigte sein langes Ausbleiben mit den vielerlei Geschäften, die grade jetzt auf ihm lasteten. Er habe Niemanden, der ihm auch nur den kleinsten Theil davon abzunehmen die Lust hätte.

„Und dein Bruder?" fragte Veile.

„Mein Bruder," sagte Jonathan stockend, „ist noch nicht im Stande, mir zu helfen."

„Fastet er noch immer am Montag und Donnerstag?" fragte Veile rasch.

„Noch immer!" gab Jonathan zur Antwort.

„Und er thut den ganzen Tag nichts als beten und wieder beten?" rief die alte Frau nicht ohne Hohn. „Und hat dabei den Gebetmantel deines Vaters um?"

„Er ist fromm bis in die kleinste Ader hinein!" sagte Jonathan im Tone der innersten Ueberzeugung.

Veile Oberländer horchte hoch auf.

Er erkannte dies an dem Größerwerden ihrer glanzlosen Augen, daß es schien, als wolle der vertrocknete Lichtquell sich noch einmal öffnen.

„Und das nennst du fromm sein?" rief sie mit einer Bitterkeit, die ihr vielleicht selbst ungerecht vorkommen mochte, „das nennst du fromm sein, wenn Einer an nichts Anderes denkt als an sich, und auf nichts Anderes sinnt, als wie er sich am Schönsten zu dem lieben Gott stellt? Wenn er fromm sein will, warum war er es nicht als Kind? Warum hat er damals deinen Eltern das Herz abgegessen? Red' mir nicht von einer solchen Frommheit, Jonathan! Wenn er heute zu dir in die Fabrik kommt und setzt sich an ein Rad, um es zu drehen, damit du einen Arbeiter ersparst, so wäre mir das

ber, als all sein Fasten und Beten, von dem kein Mensch was hat, als er selbst."

„Du thust ihm Unrecht, Veile," sagte Jonathan gereizt. „Wenn er die Eltern gekränkt hat, so hat er dies bitter gebüßt! as Herz durchbohrt es Einem, der ihn gehört hat, so wie ich. as ist keine Heuchelei und Verstellung, Veile! Das ist wirkhe Frömmigkeit und ich am wenigsten habe Grund, sie in weifel zu ziehen."

„Nimm du nur seine Partei, Jonathan!" rief die blinde au nun mit mächtig hervorbrechendem Grollen. „Vertheidige n nur! Du wirst schon an dir selbst erfahren, wie weit dich ne Frömmigkeit bringt. Ich höre und sehe es dir ja schon ! Schlepp' mich, ich geh' gerne, heißt es im Sprichwort, Welt wird noch etwas Schönes erleben!"

„Was hätte ich thun sollen?" entgegnete Jonathan, anseinend gelassen. „Hätte ich ihm die Schwelle zu überschreiten rwehren sollen? Er kommt nach langen Jahren nach Hause, n kranker und gebrochener Mann, abgehetzt und müde! Hätte ich ihm sagen sollen: Das Haus des Vaters gehört dir nicht! u bist uns fremd geworden! Sag' selbst, Veile, was hätte ich thun sollen?"

„Weiß ich's," rief die blinde Frau mit erschreckender ockenheit, „wenn du es nicht einmal weißt?"

Sie mochten Beide fühlen, daß ihre Unterredung in diesem one, der so fernab klang von dem, wie er früher zwischen ihnen altete, nicht fortgesetzt werden konnte. Die Saiten waren zu ch gespannt und mußten reißen. Weil hierzu aber Keiner n Beiden gewillt war, schwiegen sie lieber.

Die blinde Frau war es, die zuerst das lastende Schweign brach.

„Das muß anders werden, Jonathan, mein Sohn," fing

sie wieder an, wie aus tiefem Nachdenken erwachend, und e
war der alte zärtliche Ton, den Jonathan so gut kannte. „Je
darf nicht zugeben, daß du zu Grunde gehst. Das darf nich
vorkommen. Er vielleicht" — sie machte dabei eine sehr deu
liche Handbewegung, die Niemanden im Unklaren gelassen hätt
wen sie damit meine — „er vielleicht möchte es gerne seher
wenn du so wirst wie er, und am liebsten wäre es ihm, wen
Ihr Euch Beide in den alten Gebetmantel Eures Vaters zu
sammenwickeln würdet. Und auf das, glaube mir, geht er los.

Wie ein heller Sonnenstrahl fuhren diese Worte übe
Jonathan's Gesicht.

In ihrer Sorge um Jonathan hatte sie nicht berechne
daß das Bild von den zweien in Einen Gebetmantel gewickelte
Brüdern gradezu belustigend auf den vor ihr sitzenden Jona
than wirken mußte.

Er lachte laut auf.

„Gott sei gedankt und gepriesen," rief Veile Oberländ
mit überströmender Wärme, „daß du nur wieder lachen kannst
Ich habe schier gemeint, der „Fromme" hat's dir abgewöhnt.

Sie wurde nun eigenthümlich gut aufgeräumt, was ihre
sonst so ernsthaften Antlitze außerordentlich schön stand. Jed
Falte und Runzel leuchtete und strahlte. Das Einverständni
zwischen ihr und ihrem Lieblinge war wieder vollständig he
gestellt, und das mochte sie so lustig, ja übermüthig machen.

„Was krieg ich von dir, Jonathan, mein Sohn, wenn i
dir eine gute Botschaft vermelde?" rief sie dann und hol
unter ihrem Kopfkissen ein zusammengelegtes Briefchen hervo
das sie ihm reichte. „Und — damit du es nur gleich weiß
Jonathan," fügte sie mit holdseliger Schämigkeit hinzu, „ur
nicht auf böse Gedanken geräthst, mein Liebhaber hat m
wieder geschrieben!"

„Ein Brief von Bernhard?" rief Jonathan überlaut.

Es war gut, daß die blinde Frau ihn nicht auch sehen konnte.

„Wundert dich das," meinte Veile, noch immer schelmenhaft gestimmt, „wenn mir wenigstens Einer treu bleibt? Es kommt das nicht alle Tage vor! Da, nimm den Brief und lies mir ihn vor. Es geht dir doch auch das Herz dabei auf."

Das Kind schrieb:

„Herzliebste Frau Veile!

Ich kann schon bis Hundert zählen und mache keinen Fehler. Dorothea sagt, ich werde ein guter Rechenmeister werden und werde dem Vater bald helfen können. Ich kann auch schon Ziffern schreiben. Ich möchte aber nicht, daß du es ihm sagst. Dorothea meint, ich muß das dem Vater selbst zeigen. Ich grüße dich von ganzem Herzen und den Vater auch. Dorothea sagt jeden Tag zu mir: Heute wird er kommen und uns abholen, heute ganz gewiß! Aber er kommt nicht! Warum kommt der Vater noch nicht? Manchmal ist mir sehr bang. Ich und Dorothea gehen zusammen bis weit auf die Straße, wo man zu uns fährt und nach Hause kommt. Dann gehen wir wieder zurück. Der Vater ist heute auch nicht gekommen. Dorothea läßt dich fragen, ob dich Einer führt. Sie sagt auch, es ist nicht recht, daß du allein ausgehst.

Ich verbleibe mit Liebe dein treuer

Bernhard."

Während Jonathan dieses las, war die alte Frau still und bewegungslos, wie dies allen Blinden eigenthümlich ist, die darauf angewiesen sind, die vernommenen Eindrücke nur durch das Ohr beurtheilen zu müssen, auf ihren Kissen gelegen.

Jetzt sah Jonathan, daß ihr heiße Thränen langsam über die gefurchten Wangen herabrannen.

„Kommt nichts mehr, Jonathan?“ fragte sie leise.

„Es steht nichts mehr drin.“

„Sei so gut und lies mir das noch einmal vor.“

Jonathan that ihr ihren Willen.

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich möchte nur wissen,“ murmelte sie vor sich hin, „was sie damit meint, ich soll nicht allein ausgehen? Gehe ich denn überhaupt mehr aus, ich Riesin?“

Ein irres, flüchtiges Lächeln schwebte dabei wie verstohlen um ihre feinen Lippen.

Sie hatte die Augen geschlossen und lag dann wieder da, still und bewegungslos, eine geraume Weile.

„Jonathan!“ rief sie dann leise, ohne die Augen zu öffnen.

„Ich bin da!“ sagte dieser.

„Jonathan,“ rief sie dann mit schwacher Stimme, „möchtest du mir nicht einen Gefallen thun? Bleib in deinem Stuhl nur ein Viertelstündchen ruhig sitzen. Es hat mich auf einmal eine Schwäche überfallen und eine Lust zum Schlafen; ich weiß gar nicht, woher das kommt. Vielleicht hat das der Brief gethan! Er ist mir zu Kopf gestiegen wie Wein und den bin ich nicht mehr gewohnt. Nur ein Viertelstündchen, Jonathan! Dann sollst du sehen, daß ich wieder frisch und munter sein kann wie ein sechzehnjährig Mädel!“

Jonathan versprach ihr, auch länger auszuharren, wenn es ihr nur gut bekomme; er werde sich still verhalten wie ein Mäuschen.

Sie lächelte noch einmal und rückte dann ihren Kopf gegen die Wand.

Es war in dem kleinen Stübchen so stille geworden, daß selbst die verirrte Wespe, die mit ihren Flügeldecken an eine Fensterscheibe stieß, sich darob wundern mochte.

Schlief Veile Oberländer wirklich? Es war eine gute Viertelstunde vergangen und Jonathan saß noch immer da, ihren Schlummer bewachend und beinahe mit Aengstlichkeit auf seinen eigenen Athem achtend, damit er die Greisin nicht störe.

Mit einem Male war sie wieder wach und wendete ihr Antlitz gegen Jonathan; es zeigte jene feine Röthe, wie sie nur der gesunde Schlaf verleiht.

„Habe ich lange geschlafen, Jonathan?" fragte sie.

Jonathan versicherte, sie habe zum mindesten eine volle halbe Stunde geschlafen, was sie aber hartnäckig, wie die meisten alten Leute, in diesem Falle nicht zugeben wollte.

„Du meinst das wirklich?" rief sie mit der Entrüstung einer unschuldig Gekränkten. „Dann hast du dich von meinem Aussehen foppen lassen. Weil ich so still und ruhig dagelegen bin und es hat sich kein Federl an mir gerührt, hast du geglaubt, ich schlafe. Ich habe aber nicht geschlafen, denn mein Denken ist wach geblieben. Und zum Beweise dafür will ich dir sagen, was für ein guter Gedanke mir eingefallen ist, indessen du der Meinung warst, ich liege im tiefen Schlafe."

„Ich habe mich geirrt, Veile!" sagte Jonathan lachend.

„Lach nur, mein Sohn, lach nur!" rief die blinde Frau. „Du weißt nicht, wie wohl mir das bekommt. Noch besser als der gesundeste Schlaf! Und jetzt höre, auf was ich verfallen bin . . . wenn du willst, im Schlafe."

Sie hatte sich kräftig aufgerichtet, alle Schwäche schien von ihr gewichen.

Ihre Stimme klang klar und rein, wie in ihren besten Tagen.

„Da schreibt mir dein Bernhard — oder vielmehr das liebe Mädchen, denn ich bin nicht so von Sinnen, daß ich nicht weiß, das Kind kann noch keine Feder anrühren, aber ich thue

so, als wenn ich es glaubte — da schreibt mir also dein Bernhard und fragt mich, warum ich denn allein ausgehe? Warum fragt mich denn das Kind nicht lieber, warum ich alte blinde Frau allein schlafe? Höre an, was Einem Alles zukommen kann. Ich bin in finsterer Nacht wach geworden, und weil ich mich durstig fühle, will ich Wasser trinken. Wer aber nicht kommt, wie ich auch rufe und schreie, das ist die Bedienerin, die du für mich zahlst, Jonathan. Da merke ich aus einem kalten Luftzuge, der durch die Stube streicht, daß die Thür offen steht und ein Dieb oder Räuber kann hereingekommen sein und ich sehe es nicht. Sie ist nämlich hinausgeschlichen, heimlich und verstohlen, denn du mußt wissen, sie hat Einen, der ein Maurer ist, und der führt sie ins Wirthshaus zum Tanze. Weil ich mich nun so allein gesehen habe, Jonathan, so ganz allein, und Niemand war da, der mir den Trunk Wasser gereicht und die Thür geschlossen hätte, damit mir die Kälte nicht schade .... ich schäme mich nicht, es dir zu sagen, Jonathan, mein Sohn, ich hab mich gefürchtet wie ein Kind, das man im Dunkeln zurückgelassen hat. Und ich habe auch geweint wie ein Kind. Ich bin eine alte nutzlose Frau, Jonathan, und dazu blind!"

„Das muß sich ändern, Veile!" rief Jonathan in großer Bewegung. „Du wirst von nun an bei mir wohnen!"

„Damit mich dein Heiliger, den du jetzt bei dir im Hause hast, fromm macht auf meine alten Tage?" unterbrach sie ihn mit herzlichem Lächeln. „Auf die Letzt könnte er sich noch rühmen, aus Veile Oberländer eine verdrehte und übertriebene Person gemacht zu haben, was sie doch, Gott der Lebendige sei dafür gelobt und gepriesen, all' ihr Leben nicht gewesen ist? Nein, mein Jonathan! Bei dir wohnen! Hat man jemals eine solche Narrethei gehört? Eine alte Frau sich einwirth-

schaften, wo, ich hoffe, einmal eine ganz andere walten soll! Nein, nein, Jonathan, mein Sohn, dazu bringst du mich einmal nicht und wenn du mich mit sechs Pferden wie eine Kaiserin abholen ließest. Ich bleibe schon in meinem Stübchen, wo mich jede Fliege kennt und mir guten Morgen wünscht. Ich kenne fast jede an ihrem besonderen Summen. Weißt du, daß mich sogar die Bretter meines Fußbodens zu kennen scheinen? Da, wo sie ausgetreten sind oder ein Loch sich aufthut, da rufen sie mir zu: Veile gib Acht, du kannst fallen! Damit darfst du mir also nicht kommen, Jonathan, mein Sohn! Nur vor Einem fürchte ich mich, und da kannst du mir helfen! Nur nicht allein schlafen möchte ich, nur nicht allein!"

„Was willst du also, das geschehen soll?" rief Jonathan. „Du findest mich zu Allem bereit, Veile."

„In Wahrheit?" fragte die blinde Frau mit eigenthümlicher Betonung zurück. „So thu' mir den Gefallen, Jonathan, mein Sohn, und setz' dich dort an den Tisch. Du findest dort ein „Tinterl," Papier und eine geschnittene Feder — sie kommen noch von meinem guten Mann, deinem ehemaligen Lehrer, her — und schreib mir einen Brief an das liebe Mädchen."

„Veile!" schrie Jonathan auf.

Sie aber, ohne sich daran zu kehren, fuhr fort:

„Und sag' ihr in meinem Namen, im Namen der alten Veile Oberländer, sie möchte zu mir kommen und bei mir bleiben und mich bedienen."

„Ich kann nicht, Veile!" stöhnte Jonathan.

„Du kannst nicht?" fragte sie dagegen. „Was soll das heißen? Hast du mir nicht vor wenigen Augenblicken erst versprochen, du willst mir helfen? Jetzt weigerst du dich? Gut,

ich will niemals mehr auf das Wort eines Mannes bauen, niemals, niemals!"

Sie hatte die letzten Worte im Tone eines schmollenden Kindes gesprochen.

Sie hatte allerdings gut so zu reden, denn sie vermochte die Todesblässe nicht gewahr zu werden, die Jonathans Antlitz bedeckte. Sie sah aber auch den Blitz nicht, der mit einem Male siegesfreudig darüber hinzuckte, daß es gleichsam in Flammenröthe getaucht schien.

Sie hörte, wie er sagte:

„Gut, ich will schreiben!"

Die blinde Frau wiegte nachdenklich ihren Kopf.

„Du mußt mir aber noch einen Gefallen thun, Jonathan, mein Sohn," sagte sie.

„Sprich nur."

„Wie heißt man Einen, dem ein großer Herr, der nicht selbst schreiben will, in die Feder diktirt und es sieht dann aus, als ob er's selber geschrieben hätte? Ich kann auf das Wort mich nicht besinnen."

„Das ist ein Sekretär."

„Gut, Jonathan, du sollst mein Sekretär sein, denn ich will selbst an sie schreiben."

Jonathan hatte sich an den Tisch gesetzt.

Er horchte hoch auf.

„Bist du bereit?"

„Ja."

„So schreibe:

„Mein liebes Mädchen!

Es hat mich ganz insbesonders erfreut und erquickt, daß du mich in Bernhards Briefe gefragt hast, ob ich noch allein ausgehe, aber lieber wäre es mir gewesen, wenn du mir das

persönlich sagen möchtest. Ich will dir also hierauf, wie du es verdienst, eine Antwort geben. Ich gehe gar nicht mehr aus und bin allein, ganz allein! Und in der Nacht, wenn Alles schläft, wache ich oft auf und da kommen allerlei schreckhafte Gedanken auf mich zu, daß ich mich schier fürchte, und manchmal läßt Eine die Thüre meiner Stube aus Leichtsinn offen und es kommt ein kalter Luftzug auf meinen Leib. Wenn du also glaubst, daß man sich mit einer alten Frau vertragen kann, die gar nicht diejenige ist, als was sie die Leute gewöhnlich ausgeben, so komme zu mir, mein liebes Mädchen. Du sollst es bei mir nicht schlecht haben, mein liebes Mädchen, denn ich falle Niemandem gern zur Last. Du kannst bei mir wohnen, es ist noch genug Platz da für dich, und Bernhard kann den ganzen Tag bei dir bleiben. Nur in der Nacht möcht' ich nicht gern allein sein. Bei Tag kannst du dich am Kinde erfreuen, so viel du willst. Wirst du zu der alten blinden Frau kommen, weil sie dich darum bittet, mein liebes Mädchen? Dann bin und verbleibe ich in baldiger Erwartung deine aufrichtige

Veile Oberländer."

Jonathan hatte die Unterschrift noch nicht beigesetzt, als die alte Frau mit einer Art gebieterischer Ungeduld fragte:

„Bist du fertig?"

„Ja."

„Dann thu' mir noch den letzten Gefallen, Jonathan, mein Sohn, und schreibe darunter:

„Nachschrift: Das hat mein Sekretär geschrieben.

Die Obige."

Jonathan schrieb auch dieses Diktat.

Dann trat zwischen den Beiden ein minutenanhaltendes Stillschweigen ein.

Warum die Wespe an der Fensterscheibe gar so beharrlich summte und ihre Flügeldecken rieb? Es klang fast wie ein Lied.

Endlich rief die blinde Frau:

„Weißt du, was ich jetzt thun möchte, wenn ich du wäre? Ich möchte sogleich ein Wägelchen und einen Kutscher aufnehmen, dem möchte ich den Brief übergeben und zu ihm sagen: Da hast du den Brief und dort und dort wohnt das liebe Mädchen mit dem Kinde. Die bringst du Beide zurück. Das kann morgen oder übermorgen sein. Ich kann's gar nicht erwarten, Jonathan, mein Sohn!"

---

## XVI.

### Dem Glücke entgegen.

Den Brief Veile's in der Hand, hatte Jonathan langsamen und gemessenen Schrittes das Stübchen der alten Frau verlassen. Er war an seinem Hause vorübergekommen, ohne es zu wissen, er hatte den „Ringplatz" betreten, bis ihn die Hammerschläge vor der Schmiede Jaroslaw Patek's belehrten, wohin er eigentlich wollte. Der Schmied rief ihn beim Namen an.

„Wohin geht dein Weg?" fragte er ihn, in seiner Arbeit innehaltend.

„Zu dir, Jaroslaw," sagte Jonathan.

„Was willst du von mir?"

„Ich habe da einen Brief an Dorothea, sie soll mit dem Kinde wiederkommen," sagte Jonathan mit verlegenem Wesen. „Ich brauche Einen, der sie abholt."

„Schicke mich," meinte der Schmied in seiner schlichten Weise.

Jonathan schaute zu der stämmigen Reckengestalt Jaroslaw's auf. Er war bis an die Stirne roth geworden.

„Wie du meinen geheimen Gedanken errathen hast, Jaroslaw," sagte er, „grade als wenn du mir in der Seele gelesen hättest. Ich kenne Keinen, den ich lieber schicken möchte . . . denn es soll kein Fremder sein."

Der Schmied reichte ihm über den Ambos hinüber die rußgeschwärzte Hand, die Jonathan herzlich drückte.

„Das ist also abgemacht, Bruder!" sagte Jaroslaw. „Morgen in aller Frühe mache ich mich mit dem allerbesten Wägelchen, das aufzutreiben ist, auf, und am späten Abende oder höchstens übermorgen bringe ich dir deine Dorothea mitsammt dem Kinde zurück."

Seine Dorothea!

Von einer plötzlichen Wallung erfaßt, mußte sich Jonathan vom Schmiede abwenden.

„Habe ich ihr sonst noch etwas von dir auszurichten?" fragte der Schmied.

Jonathan zögerte mit der Antwort.

„Nichts!" sagte er darauf. „Gieb ihr nur den Brief, Jaroslaw. Wenn sie ihn gelesen hat, wird sie dir sagen, ob sie kommen will oder nicht."

„Du willst doch aber, daß sie kommt?" rief der Schmied etwas verwundert.

Jonathan verließ ohne Gegenrede den Ort, wo er stand und ging.

Der Schmied schaute ihm eine geraume Weile kopfschüttelnd nach. Aber indem er seinen wuchtigen Hammer zur Fortsetzung der unterbrochenen Arbeit wieder aufnahm, schwirrte

ihm ein Gedanke durch das struppige Haupt, und dieser Gedanke lautete:

„Warum sagt er mir nicht, was in ihm vorgeht? Sehe ich es ihm denn nicht an, daß ihm das Herz an dem Mädchen hängt? Aber sie sind schon einmal so; es ist Einer wie der Andere. Selbst er macht davon keine Ausnahme! Sie haben kein Vertrauen zu uns; es steht immer wie eine Mauer zwischen uns und ihnen! Warum muß das so sein? Czechen gegen Deutsche und Deutsche gegen Czechen, und wenn Leute aus Jonathan's Volk zwischen sie kommen, werden sie von Beiden erdrückt! Aber am heiligen Weihnachtsfeste, da singen sie allerorten und in allen Kirchen: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! . . . Mit den heiligen Worten ist es aber, wie mit dem Sack Erbsen, den der Teufel einmal über die Erde ausgestreut hat. Die Menschen sollten sie wieder zusammenklauben und dann wird ewiger Friede auf Erden sein, hat der Teufel gesagt. Warum? Das weiß ich so wenig wie der Herr Jonathan. Wenn ihm das Herz an dem Mädchen so hängt, warum sagt er nicht zu ihr: Werde mein Weib!? Dazu haben sie ihm ja in Wien das Gesetz gegeben! Es steht ihm ja nichts im Wege! Aber hüben wie drüben haben sie die Erbsen noch nicht zusammengeklaubt. Das ist's!"

Ein kräftiger Hieb des Hammers auf den Amboß bekräftigte zuletzt die etwas abfällige Meinung des guten Schmiedes über Weltordnung und Menschen. Niemand hat sie gehört, als Hammer und Amboß. Aber was der böhmische Schmied in seiner Einsamkeit dachte, wird das nicht einmal Allen gehören? Wer wird es wissen, daß in dem Manne mit blutrothen Schrammen an der Schläfe schon lange vorher derselbe Gedanke gehämmert hat? . . .

Von der Schmiede hinweg lenkte Jonathan seine Schritte nicht nach seinem Hause; er ging geradewegs wieder nach Veile's Stübchen.

„Dein Brief ist bestellt, Veile," sagte er athemlos, als käme er soeben von einem hastigen Gange zurück. „Morgen in aller Frühe fährt Jaroslaw Patek, der Schmied, mit einem Wägelchen ab. Uebermorgen kann sie hier sein mit dem Kinde. Ich komme nur, um dir das zu sagen, Veile."

„Es ist gut so, Jonathan," meinte die blinde Frau, die von dem abermaligen Besuche gar nicht überrascht schien.

„Glaub mir, es ist gut so. Du hast es nicht besser ausrichten können."

„Du bist also zufrieden, Veile?" fragte Jonathan.

„Ganz zufrieden, mein Kind," sagte Veile. „Jetzt, wo ich nicht mehr allein schlafen werde, bin ich überzeugt, ich werde wenigstens einhundertundzwanzig Jahre alt, wie meine Urbabe (Urgroßmutter) Milke, die in ihrem hundertundzehnten Jahre einmal gesagt hat: Kinder, jung sein ist Alles. Gehts tanzen!"

Dann setzte er sich wieder an den Tisch, an welchem er vor kaum einer halben Stunde in Veile's Namen den Brief an Dorothea geschrieben hatte.

Hat er ihn wirklich geschrieben? Hat er ihn wirklich dem Schmiede Jaroslaw Patek zur Bestellung an das Mädchen übergeben?

Er hatte das Gefühl, als brauste ein breiter und tiefer Strom, den er in der Dunkelheit nicht ganz überschauen konnte, an seinem Ohre vorüber.

In dieses Nachtdunkel leuchten nur zwei geheimnißvoll verschleierte Augen hinein .... Sie sprechen ihm von dem tiefen Wehe eines Menschen, der ihm so nahe verwandt ist, der mit ihm unter demselben Herzen dem jungen Leben ent-

gegengeathmet hat. Es ist Alles eitel und nichtig! Der Strom wird nicht schmäler und sein Rauschen und Brausen verstummt nicht.

Er seufzte tief auf.

„Vor einer halben Stunde hast du gelacht, Jonathan," rief Veile aus ihrem Bette vorwurfsvoll, „und jetzt thust du das grade Gegentheil! Eine kuriose Welt das!"

„Gute Nacht, Veile!" sagte Jonathan plötzlich und ging.

Es war Abend geworden.

Erst jetzt erinnerte er sich, daß es Freitag Abends sei und der Sabbat bereits seinen Einzug in die stille „Gasse" gehalten habe.

Ein Gedanke durchzuckt ihn, bevor er über die Schwelle seines Hauses tritt. Noch ist es Zeit! Jaroslaw Patek, der Schmied, fährt erst morgen in der Frühe mit dem Wägelchen ab, um Dorothea und das Kind abzuholen. Soll er nicht noch in dieser Stunde zu ihm eilen und ihm den Brief abfordern? ...

Die Versuchung geht vorüber. Mit einem Lächeln auf den Lippen tritt er in sein Haus ein. Jaroslaw Patek, der Schmied, wird morgen mit dem Wägelchen davonfahren. Die Bitte der blinden Frau wird erfüllt werden. Morgen oder höchstens übermorgen wird Veile Oberländer nicht mehr „allein" schlafen.

Auf dem Hausflur muß Jonathan mit angehaltenem Athem eine Weile lauschen. Aus der großen Stube drang ein eigenthümlich wildes Singen. Es ist der Landstreicher, sein Bruder, der den Sabbatgesang angestimmt hat:

„Frieden Euch, Engel des Herrn, Euch, Engel des Höchsten!"

Jonathan hat diese Melodie noch niemals vernommen, sie

klingt so fremdartig, hie und da ertönt zwischendurch eine Art lachender Aufschrei, der die Seele schmerzlich berührt. Als Jonathan eintrat und seinem Bruder den üblichen Gruß entbot, schien dieser ihn nicht zu bemerken. Er schritt mit großen Schritten in der Stube auf und nieder, seinen Kopf bald nach rechts, bald nach links verbeugend, dann wieder die Augen zur Stubendecke aufschlagend, als sähe er wirklich die Engel auf- und abschweben, denen sein Friedenslied galt. War das derselbe Mensch, mußte Jonathan fragen, der einmal mit seiner Geige die halbe Welt bezwungen und einer abgerissenen Singweise zuliebe sich an eine Schauspielerin gekettet hatte?

Dieses unregelmäßige Aufjauchzen und Aufschreien, das ward ihm jetzt klar, war etwas Gemachtes oder Angelerntes, es lag ursprünglich nicht im Wesen des Landstreichers. Es war in ihn hineingekommen, wie ein falscher Tropfen in eine edle Flüssigkeit.

Nach beendetem Nachtmahle, an welchem die Brüder, ohne ein Wort miteinander zu sprechen, theilgenommen hatten, lehnte sich der Landstreicher mit geschlossenen Augen, als ob er ruhebedürftig wäre, in den Stuhl zurück. Gegen seine Gewohnheit murmelte er das lange Tischgebet leise vor sich hin; nur am Schluß, als er an die Worte gelangt war: „Ich bin einst jung gewesen und bin auch alt geworden, aber noch niemals sah ich einen Gerechten verlassen," schrie er laut auf und sagte dann ohne alle Vermittlung, indem er die buschigen Augenbrauen runzelte:

„Jonathan, in dir geht etwas vor! Ich sehe dir's an!"

Wieder fühlte er sich unter dem Banne dieser Augen.

„Was habe ich gethan?" rief Jonathan erschrocken.

„In dir geht etwas vor!" wiederholte der Landstreicher mit erhöhter Stimme. „Du wirst es mir nicht ausreden. Du

denkst Tag und Nacht daran. Du willst, daß ich wieder fortgehe. Ich soll meinen Stecken wieder ergreifen und nach Polen zurückwandern. Das willst du und das sehe ich dir auf tausend Schritte an!"

„Du thust mir Unrecht, Bruder!" sagte Jonathan still, ohne den Blick aufzuheben.

„Unrecht! Was heißt Unrecht?" schrie der Landstreicher und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch. „Hast du nicht versprochen, mir das Kind zur Stelle zu schaffen? Wo ist es? Wo ist Perlchen? Ich will sehen, ob es ihm ähnlich ist."

„Das Kind wird kommen," sagte Jonathan, „es wird bald kommen!"

„Wo ist es?" rief der Landstreicher gebieterisch. „Jedes Haar auf dem Haupte dieses Kindes ist gezählt und du bist verantwortlich dafür! Weißt du, was mit dem Kinde in diesem Augenblicke vorgeht? Ob sie es nicht anhalten, früh Morgens, wenn es aufsteht, und Abends, wenn es sich niederlegt, ein „Vaterunser" oder den „englischen Gruß" zu beten? Wo ist das Kind? Ich will es sehen und will es statt meines Perlchen's haben. Ich will mich überzeugen, ob nur ein einziges Haar auf seinem Köpfchen gekrümmt ist, denn das Kind ist der Enkel unseres Vaters!"

„Das Kind ist in guter Hut!" rief mit einem Male Jonathan wunderbar entschlossen. „Sorg dich nicht, Bruder, es ist bei Dorothea!"

„Wer ist Dorothea?" fragte der Landstreicher, wie er schon einmal gefragt hatte.

Offenbar hatte ihn die kräftige Sprache seines Bruders ernüchtert; seine krankhafte Aufgeregtheit war, wie Jonathan

s schon öfters wahrgenommen hatte, einer plötzlichen Ermüdung gewichen.

„Wer Dorothea ist?“ sagte Jonathan langsam. „Dorothea . . . ist die zweite Mutter meines Kindes!“

Aber der Landstreicher schien auf die eben erhaltene Auskunft kein Gewicht mehr legen zu wollen; äußerlich war er davon befriedigt. Denn sein inneres Leben war wieder dem Banne jenes geheimnißvollen Zaubers verfallen, den er irgendwo bei den „Frommen“ in Polen gefunden hatte.

Mit diesem Zauber hatte es seine eigene Bewandtniß; er trat nach jeder Kraftanstrengung mit doppelter Gewalt hervor, und so war es auch diesmal. Die Stirn in die hohle Hand gestützt, über den Augen jenen feuchten Glanz, der sie wie jedem äußeren Schauen abgewendet erscheinen ließ, sprach er im Tone der Verzückung:

„Aus dem Osten kommt das Licht, von dort bricht es an; es wandert vom Morgen bis zum Abende. Wehe Denen, die sich vermessen seinem Laufe entgegenstemmen wollen, die da glauben, weil es noch klein ist und unbedeutend, sei es ein Lichtstümpfchen. Wie feurige Ruthen wird es auf sie niederregnen und sie werden wie dürres Stroh verzehrt werden. Denn die Welt ist krank am Kopf und siech am Herzen, und in der gleißend schönen Frucht bohrt der Wurm der Fäulniß! Wer kann jetzt sagen, daß er sein Kind in guter Hut hält? Stehen sie nicht allerorten in den Straßen und Ecken, um ihnen aufzulauern? Der Eine zieht ihn zu seinen Büchern, der Andere zu seinen Lüsten hin, und die Dritte wirft sich ihm mit verbuhlten Augen um den Hals. Aber Alle sagen sie: Ich bin die Freiheit! Komm mit uns, schmeicheln sie, und sei uns gut! Wir sind dir auch gewogen und von Haß ist nichts mehr in mir geblieben! Lies mit uns, regiere mit uns,

freue dich mit uns! Aber du hast noch nicht Zeit gehabt, einmal die Wimper aufzuschlagen, so ist das Kind verloren und verdorben ... ein stummes Grab gähnt vor dir! Warum hast du es nicht gehütet, warum hast du nicht jedes Haar auf seinem Haupte gezählt? Am Tage des Weltgerichts wird es dich anklagen! Da wird es hintreten und aus dem Munde der Kinder werden schreckliche Worte hervorgehen. „Wo ist mein Liebling, meine Augenweide, wo ist mein Volk?" wird der Weltrichter fragen. „Es ist nicht da!" wird eine Antwort erschallen. „Es hat sich verloren und aufgegeben, denn es hat seine Kinder nicht gehütet! Es ist todt!"

Er hielt eine Weile inne.

War sein Reden bis dahin ein mit sich selbst geführtes Selbstgespräch, bei dem er vielleicht keinen Zeugen vermuthet hatte, so erhob er sich jetzt zu einer unmittelbaren Ansprache an den ihm gegenübersitzenden Bruder.

Er hatte seine Stellung verändert; er saß aufrecht und sein Angesicht war ganz frei.

Seine Stimme klang voll und durchdringend, als er wieder begann:

„Aber nicht so sprechen die „Frommen" und Gerechten im Osten, denn von dort wird das Licht ausgehen, und nicht eher endet sein Lauf, als bis es nach Westen gelangt ist. „Wir haben dein Erbtheil gehütet, Herr," werden sie sagen, „und als Alle aus deinem Weinberge entflohen waren, um in den benachbarten Gärten ihrer Lust nachzugehen, haben wir, wir allein treu und wachsam ausgehalten. Nicht wir, o Herr, haben unsere Kinder, deine Augenweide, in die Freiheit geführt; nicht wir haben dein Erbe verschlemmt und vergeudet; nicht wir sind zu ihnen hinabgestiegen, die mit ihren Weibern lauerten, um dann von sich rühmen zu können: Siehe, wir

haben Euch vermindert, denn das Kind gehört nicht mehr seinem Vater an, es gehört uns. Nicht wir haben uns von dem Gifthauche ihrer Bücher bethören lassen, in denen dein heiliges Wort angespieen wird! Wir haben gebetet indessen und gläubig auf die Ankunft deines Boten geharrt. Deine Getreuen sind wir, gieb uns unseren Lohn! Wir, deine Frommen und Gerechten, beugen vor dir das Knie, wir bücken uns vor dir und bekennen unseren Glauben; wir sind noch dein Volk und du bist unser Herr! Dein Erbe und dein Liebling, deine Augenweide und der Erstling deiner Liebe! An dem Tage ist Gott der Einzige und sein Name der Einzige!"

Er war aufgestanden und dicht vor Jonathan hingetreten. Es ging von ihm wie eine versengende Lohe aus.

„Jonathan," rief er, „antworte mir, wenn du kannst!"

„Was willst du von mir?"

„Hast du dein Kind in guter Hut?" fragte der Landstreicher, die Blicke mit einer Art auf ihn gerichtet, als hätte er die Gewalt, die widerwilligsten Gedanken an sich zu ziehen und zu unterwerfen.

Aber Jonathan hielt diesen Blick aus.

„Ja," sagte er, „das Kind ist in guter Hut!"

Es ist beschlossen! Morgen in der Frühe wird Jaroslaw Patek, der Schmied, mit dem Wägelchen aufbrechen. Er wird den Brief Veile's mit sich nehmen. Dorothea wird ihn lesen und verstehen. Wenn nicht, so haben wieder einmal die alten schlimmen Gewalten, zwei „böse Augen," gesiegt.

---

## XVII.

### Auf grünem Feldrain.

Der Sonntagmorgen war gekommen. Der Landstreicher hatte sich seiner Gewohnheit gemäß frühzeitig erhoben und war eben im Begriffe, das Haus zu verlassen. Er trug um Kopf und linken Arm die ledernen Gebetriemen geschlungen.

Unten in dem Hausflur traf er mit Jonathan zusammen. Er sah ihn mit erstaunten Augen an.

„Wohin willst du so frühe?" fragte er.

„Ich gehe meinem Kinde entgegen," sagte Jonathan.

„Deinem Kinde?" rief der Landstreicher mit schlecht verhehltem Verdrusse. „Ein Vater soll seinem Kinde niemals entgegengehen, das ist gegen die Zucht. Das Kind muß kommen und der Vater es sitzend erwarten," fügte er mit unsagbarer Härte hinzu.

In seinem mächtigen Gehirne hatte er wieder den Faden gefunden, der ihn in die Wirrniß seines gestrigen Selbstgesprächs zurückführte.

„Ich freue mich aber auf das Kind," meinte Jonathan.

„Freuen? Wer freut sich noch auf dieser Welt?" sagte der Landstreicher, die Brauen dichter zusammenziehend.

„Ich!" sagte Jonathan.

Der Landstreicher berührte mit der Hand den ledernen Knopf der Gebetriemen, der grade über der Mitte seiner Stirn saß und führte sie dann andächtig zum Munde.

Wollte er sich damit gleichsam feien gegen die Gewalt des von ihm ausgesprochenen Gelüstes? . . .

„Du wirst auch einmal ganz anders reden!" sagte er.

Sie waren auf die Gasse getreten. Der Landstreicher blieb zögernd stehen.

„Ich sollt' dich heute nicht verlassen, Jonathan," rief er und seine Stimme klang mit einem Male weich.

Er hatte die Hand auf Jonathan's Schulter gelegt, was er noch niemals gethan hatte.

„Ich gehe, auf dem Grabe meiner Eltern „Kadisch" sagen. Komm mit, Jonathan. Wir könnten da zusammen unser Herz ausschütten. Du hast es vielleicht auch nöthig. Komm mit, Jonathan!"

Sein ganzes Wesen erbebte unter dem einschmeichelnden Klange dieser Worte. Es war wie eine Mahnung an sein Gewissen; es überlief ihn eiskalt. Er sah den Ringplatz hinauf, über welchen die Straße in die deutsche Gegend führt. . . .

„Ich gehe meinem Kinde entgegen," sagte Jonathan rasch und entschlossen.

Die Hand des Landstreichers glitt von seiner Schulter.

Sie trennten sich. Der Eine ging rechts, der Andere links. Zu den Todten lenkte der Eine seine Schritte, während der Andere dem frischen Leben entgegen ging.

Die Sonne war prächtig aufgegangen. Vorbei an der noch geschlossenen Schmiede, der gestern der Meister gefehlt hat, wandelt er die Straße hinab, bis da, wo die letzten Häuser stehen und die Felder beginnen. Er will seinem Kinde entgegengehen; wie weit? Das weiß er noch selber nicht.

Die Morgenluft weht erquickend; der letzte beengende Dunst verfliegt; er fühlt sich so frei und wohlgemuth! Er will fortschreiten, so lange ihn seine Füße tragen, bis er das Wägelchen findet, das ihm den Knaben und Dorothea bringt.

Es wogt ein tausendfältiges Sinnen in seinem Gemüthe; kein Gedanke hat den rechten Platz, wo er sich ausbreiten und ausruhen könnte. Dabei ist sein Wahrnehmungsvermögen in einem ungewöhnlichen Grade klar und bestimmt. Er sieht und

hört nur das Ganze, er lauscht auch dem Einzelnen, das ihm entgegentritt. Auf den Feldern liegt bereits der sommerliche Duft. Die Zeit der Einheimsung wird bald beginnen. Er sieht nicht nur die reifende, im leisen Morgenwinde wallende Flur; er weiß und beurtheilt auch das einzelne Feld, welchen Ertrag es geben wird, wer sein Eigenthümer ist und ob es gut oder nachlässig bestellt wurde.

Hie und da fliegt ein Vogel aus dem Gebüsche auf; er kennt zwar nicht seinen Namen, aber er verfolgt ihn mit seinen Augen, wie er weiter fliegt und sich auf einen andern Baum niederläßt.

Er ist über die heimliche Gemarkung längst hinausgekommen; ein fremdes Gebiet beginnt sich auszubreiten. Aber wie der Vogel auf dem Baume sich darum nicht kümmert, wem der Zweig gehört, auf dem er sitzt, so schweiften auch seine Gedanken acht- und schrankenlos bald zu Dem, bald zu Jenem.

Vor ihm lag die Straße, die in das „Deutsche" zieht. Er schreitet immer weiter; alle Müdigkeit hat sich gelöst, alles Bangen ist von ihm gewichen. Er sagt es sich nicht, aber in seiner Seele tagt die Ueberzeugung: er ist aus dem Bereiche der „bösen Augen."

Mittlerweile ist die Sonne schon hoch heraufgekommen; es sind bereits einige Stunden, daß er sich von der Heimat entfernt hat. Noch immer ist die Straße, die er dahinschreitet, menschenleer, die Sonntagsruhe waltet noch immer. Er wandert mit ungeschwächter Kraft rüstig vorwärts. Zur Rechten sieht er aus der Niederung, die dort beginnt, den spitzen Thurm einer Kirche ragen; es ist das letzte czechische Dorf, das noch am Wege liegt. Dort an der Grenze zwischen deutschem und slavischem Wesen will er eine Weile rasten. Jetzt kommen ihm die ersten Menschen entgegen.

Es ist ein uralter Bauer, der mühsam, auf einen Stock gelehnt, dahinschleicht, während neben ihm die Bäuerin trippelt, ein gleichfalls betagtes Weiblein, dem aber die Last der Jahre den Gefallen an sich selbst nicht benommen hat. Sie trägt ein Blumensträußchen vorn am Brustlatze und die rothglühenden Nelken stehen ihr gut. Sie lenken soeben von einem Seitenwege in die Straße ein und wollen wahrscheinlich nach der Kirche, woher die reine Luft die Klänge der Glocke trägt.

An der Straße steht eine verwitterte Steinsäule und daran hängt unter Glas und Rahmen ein Bild der Mutter Gottes, die Krone auf dem Haupte und im Arme den gleichfalls gekrönten Heilandsknaben, wie er die Welt segnet. Davor bleiben die beiden alten Leute eine Weile stehen und, indem sie sich zu öfteren Malen bekreuzigen, geht über ihre Lippen wohl ein stilles Gebet.

Als er des Weges weiter ging, mußte er mehrmals zurückschauen. Er sah die Steinsäule zwar, aber von den alten Leuten war nichts mehr zu sehen. Sie waren in den Thalgrund hinabgestiegen und das wallende Getreide entzog sie seinen Blicken.

Es kann die Zeit kommen, wo er und Dorothea gemeinschaftlich an einer solchen Säule vorüberkommen werden, die ein ähnliches Bild an sich trägt, denn die Kirche, der Dorothea angehört, sucht und findet ja ihre Kraft besonders darin, daß sie ihre Erinnerungszeichen überall hinsetzt, ihre Kreuze, ihre Kapellen und Stationsbilder! Wenn Dorothea dann von seiner Seite fortgeht, wenn sie zu dem Bilde oder dem Kreuze hintritt, um ihm einige Minuten stiller Andacht zu widmen; wenn dann Worte über ihre Lippen gleiten, die er nicht mitempfindet, an denen er nicht theilnimmt ... steht er dann nicht allein, verlassen und ausgeschlossen? Hat dann ihre Ge-

meinsamkeit nicht aufgehört, wenn auch nur für eine kurz gemessene Zeit?

Die zwei uralten Leute, der Bauer und die Bäuerin, sind zusammen vor dem Bilde gestanden: Ein Hauch berührte ihre Lippen, sie bewegten sie gleichsam nach demselben Takte . . . Ruht nicht darum auf allem ehelichen Leben ein so unnennbares Wesen, weil es aus der vollen und rückhaltlosen Einigung zweier Menschen hervorgegangen ist? Worin bestand denn sein und Bella's Unglück?

Er schaute noch einmal nach der Standsäule am Wege zurück. Er sah sie nicht mehr; wie ein grauer Flor hatte es sich um seine Augen gelegt. Er hatte vergessen, daß er sich auf einer ziemlich scharfen Biegung der Straße fortbewegt hatte. Allmälig kam wieder Klarheit in sein Sinnen. Er sah die Straße wieder in gerader Richtung vor sich liegen und er mußte lächeln. Eine Erinnerung, die schon Jahre alt war, hatte sich ihm, ohne scheinbaren Zusammenhang mit dem früher Gedachten, in den Weg gestellt; er mußte ihr Stand halten. Wer hatte am Freitag Abend in seinem Hause die silbernen Leuchter auf den Tisch gestellt? Wer hatte das weiße Linnentuch darüber gebreitet? Wer hatte endlich seinen kleinen Bernhard an den Klang des „Schofars" gewöhnt? . . .

Als hätte er sich stundenlang einer trägen Ruhe hingegeben und hätte versäumte Zeit nachzuholen, schritt er jetzt mit behastetem Schritte vorwärts. Er hatte die ersten Gehöfte des Dorfes erreicht. Eine andere Bildsäule steht vor dem Eingange desselben, wie zur Wacht hingestellt. Diesmal ist es der Heiligste unter den Heiligen des Landes. Um das Haupt und die steinernen Arme des im Priestergewande gemeißelten Johannes von Nepomuk hängen verwelkte Blumengewinde, denn es ist jüngst sein „Namenstag" gewesen. Hätte

Dorothea, wenn sie zufällig im Dorfe anwesend gewesen wäre, ihre Spende dem Heiligen vorenthalten? Er lächelt wieder. Ihm ist's, als müßte er den heiligen Johannes von Nepomuk mit dem andächtig schief geneigten Kopfe, auf welchem fünf goldene Sterne leuchten, wie einen alten Bekannten seines blondhaarigen Mädchens grüßen.

Nein, nein, sie hätte gewiß die allerschönsten Blumen zu seinem Schmucke ausgesucht! Das sah ihr so ähnlich . . . aber auch, daß sie am nächsten Freitage das weißeste Linnen des Hauses über den Tisch breiten wird.

Was kann Jonathan dafür, daß das uralte Räthsel der Menschheit noch nicht gelöst ist? . . .

Er lenkte jetzt seinen Schritt in das Dorf; der Sonntag war erst jetzt im vollen Erwachen. Nicht mehr einzeln, sondern in hellen Haufen kamen ihm von allen Seiten die Kirchengänger entgegen. Lustige Knaben in frisch gewaschenen Hemden tummelten sich mitten durch und wurden nur hie und da durch das strenge Wort eines Vaters zur Ordnung verwiesen. Dazwischen Gekicher der jungen Mädchen, denen hie und da ein Bauernjunge im Vorbeigehen wahrscheinlich etwas Lustiges zugerufen hatte.

Was ihm jedoch auffiel, war, daß nur die Weiber neben dem unumgänglichen Blumensträußchen ein Gebetbuch in Händen trugen. Die Männer schritten ohne diese Bürde einher. Sind die Frauen überhaupt frömmer als die Männer?

Von der im Thalgrunde liegenden Kirche kamen jetzt die mahnenden Klänge stärker durch die Luft; Mädchen und Frauen behasteten ihre Schritte, während die Männer ihre gleichmäßige Gangart beizubehalten bemüht waren. Hie und da noch ein Nachzügler; ein trippelndes Mütterchen oder eine junge Mutter, die sich noch unter dem Thore von einem an ihre Rockschöße

angeklammerten Jungen loßreißen muß. Dann ward es mit einem Male überall stille.

„Gestern wir und heute sie!“ dachte Jonathan laut, als er zum Dorfe hinausgekommen war. „Ist das nicht so wie ich und Dorothea?“

In demselben Augenblicke, wie er zum Dorfe hinauskam, sah er auf der Landstraße, die jetzt in schnurgerader Richtung vor ihm lag, einen fernen schwarzen Punkt, der immer größer und größer wurde, bis er sich zu einem Gefährte gestaltete.

Jetzt erkannte er bereits den Mann, der vorn auf dem Kutschbocke saß; es war Jaroslaw Patek, der Schmied. Nun nur noch eine kleine Weile lauschender Erwartung. Das Gefährte kommt immer näher; lustiges Peitschenknallen und eine Kinderstimme ruft:

„Vater, Vater!“

Und der Wagen hielt mitten auf der Straße.

„Da bringe ich sie dir wieder, Bruder!“ rief der Schmied, indem er mit dem Peitschenstiele nach rückwärts deutete. „Und auch dein Söhnchen habe ich dir mitgebracht.“

Und Bernhard, der neben ihm saß, rief übermüthig:

„Nicht wahr, Vater, ich habe gut geknallt? Das war ich, der so schön geknallt hat.“

Jonathan war bei den Pferden stehen geblieben, er schaute bald zu dem Schmied, bald zu seinem Knaben hinan, der, von Sonne und Luft gebräunt, in strotzender Gesundheit zu ihm niederblickte. Von Dorothea war nichts zu sehen. Die saß, verdeckt von dem schützenden Ledertuche, im Innern des Wägelchens und rührte sich nicht.

„Jaroslaw,“ sagte er, seine mächtige Empfindung hinter einer gleichgiltigen Miene verbergend, indem er das eine der

Rosse leise mit der Hand tätschelte, „warum kommst du erst heute? Ich habe dich schon gestern am Abend erwartet."

„Red' du mit so einer Frommen!" lächelte der Schmied, und sein sonst so melancholisches Antlitz heiterte sich dabei seltsam freudig auf. „Sie hat an Eurem Sabbat nicht fahren wollen und hat sich dagegen gesträubt wie ein Vögelchen, das nicht auf den Leim gehen will."

Da wurde die Lederdecke plötzlich zurückgeschlagen; in einem Satze war das Mädchen aus dem Wagen gesprungen und stand nun flink und behende auf dem Erdboden.

„Du Lügner!" drohte sie, über und über von Röthe übergossen, zu dem Schmiede hinauf. „Ich bin nicht gefahren, weil ich das Kind nicht der kühlen Nachtluft aussetzen wollte."

Jaroslaw Patek lachte hell auf.

„Die hat Ausreden," rief er munter, „um den lieben Herrgott um seine Reputation zu bringen. Du mußt es ihr nur nicht glauben."

„Geschah es wirklich wegen des Sabbats?" fragte Jonathan leise, ohne die Augen aufzuschlagen.

Und sie, ebenso leise, entgegnete:

„Muß er denn das sagen?"

Dem Schmiede mochte dieses stille Zwiegespräch nicht ganz unbedenklich erscheinen; in scherzhaftem Zorne, wobei sein ehrliches Gesicht vor Freudigkeit leuchtete, rief er:

„Was, du nennst mich einen Lügner, Dorothea? Dafür muß Strafe sein, denn das kann ich nicht auf mir sitzen lassen. Soll ich mir das sagen lassen, von so einem grünen Blut? Ich weiß aber, was ich thue! Sie darf mir gar nicht in den Wagen hinein. Da führt ein schöner Weg durch die Felder ringsum das Dorf, bis man wieder auf die Straße kommt. Den muß sie zu Fuß gehen und ich und der Junge da fahren

indeß lustig davon. Ein anderes Mal heiß mich nicht einen Lügner!"

Er schnalzte mit der Peitsche — und das Wägelchen rollte lustig in das Dorf hinein.

Sie waren allein.

Es war Dorothea, die zuerst in den ihr vom Schmiede angewiesenen Feldweg einlenkte; sie lief mehr als sie ging. Jonathan folgte ihr nur langsam. Zu beiden Seiten des Weges stand das reifende Getreide schon so hoch, daß es die Gestalt des Mädchens, wie es so flüchtig dahineilte, zuweilen ganz verdeckte.

„Dorothea!" rief er hinter ihr.

Sie blieb, ihm abgewendet, stehen.

„Warum eilst du so, Dorothea?" sagte er, nachdem er sie erreicht hatte. „Glaubst du, der Schmied wird auf uns nicht warten?"

Sie wendete sich zögernd ihm zu. Ihr Antlitz trug einen ängstlich lauschenden Ausdruck an sich, den er früher niemals an ihr bemerkt hatte. Schwere Thränentropfen standen in ihren Augen.

„Was ist dir, Dorothea?" fragte er erschrocken. „Fürchtest du dich?"

„Ja," sagte sie, sich mühsam zusammenraffend, „ich fürchte mich vor dem Schmied. Was hat er da auf der offenen Straße hinauszuschreien, was nur zwischen mir und dir vorgeht? Und dann das Kind? Was wird das Kind sagen, wenn es erfährt, daß etwas Fremdes steht zwischen mir und ihm? Was geht das den Schmied an, was ich thun oder nicht thun will?"

Es war wirklicher Zorn, was aus dem Mädchen so sprach; das Weiße ihrer Zähne schimmerte dabei so sichtbar und ihre

Hände waren geballt, daß der Schmied von gutem Glücke sagen konnte, nicht gegenwärtig sein zu müssen.

„Dorothea," rief Jonathan ganz verwirrt, denn diese leidenschaftliche Art des Sprechens lag nicht im Charakter Dorothea's, „was willst du von Jaroslaw Patek? Du weißt, er ist ein guter Mensch und er hat es auch nicht ernst gemeint."

„Darum bin ich ja böse auf ihn," sagte das Mädchen finster. „Kein Mensch hat das Recht, mit solchen Dingen Spaß zu treiben. Was soll das unschuldige Kind denken, wenn es hört, daß ich an „Euerem" Sabbate nicht fahren wollte? Bisher war es gewohnt, was sein ist als mein, und was mein ist als sein anzusehen. Ich habe keinen Unterschied in ihm aufkommen lassen, und so habe ich es auch fortsetzen wollen. Jetzt hört es mit einem Male aus dem Munde des Schmiedes, daß es etwas in der Welt giebt, was ihm allein gehört. Muß es da nicht von selbst auf den Gedanken kommen, daß es wieder andere Dinge giebt, die nicht ihm gehören? Seit das Kind bei mir ist, hat es niemals gehört, daß sein Sabbat nicht auch mein Sabbat und mein Sonntag nicht auch sein Sonntag ist. Wozu sagt das der Schmied? Das Kind sitzt neben ihm, es hört ihn und wird mir in Zukunft nicht mehr glauben."

„Du bist zu streng, Dorothea," lächelte Jonathan, „und du siehst die Sache viel zu ernst an."

Sie schüttelte mit einer Art wilder Entschlossenheit den Kopf und Jonathan erkannte daran, daß der Zorn noch immer nicht von ihr gewichen war. Welch ein holdseliger Reiz um das Mädchen lag!

„Du hättest Recht, Dorothea," sagte er, ihr in die feucht glänzenden blauen Augen sehend, „wenn das Kind immer in deiner Hut bleiben könnte. Wenn es keinen anderen Laut hören würde, als der aus deinem Munde kommt, und keine

Hand seinen Kopf berühren dürfte, als eben die deine! Kannst du aber der Luft verwehren, daß sie nicht zu dem Kinde kommt? Kannst du den Menschen verbieten, wenn das Kind älter wird, daß man es lehrt, wie es Dinge giebt, die nur sein sind und nicht dein?"

„Ja, ich kann," sagte das Mädchen mit leuchtenden Augen, „ich kann."

Ihr ganzes Wesen schien bei diesen Worten wie um eine Kopfeslänge dem Boden der gemeinen Wirklichkeit entrückt.

Jonathan sah sie erstaunt an. Solch eine Wandlung hatte er noch nie erlebt; vor seinen Augen blühte ein sichtbares Wunder auf, die volle Entfaltung einer Seelenknospe, die Lösung eines Geheimnisses, das ihn bisher im Dunkeln gelassen hatte.

„Wie willst du das anfangen, Dorothea?" fragte er wieder mit einem Lächeln.

Die holdeste Schamröthe war dem Mädchen wieder in die Wangen gestiegen. Mochte es darum sein, daß sie Rede und Antwort geben sollte auf etwas, was ihr selbst ungeklärt im Gemüthe lag? Ihre Stimme war zu einem leisen Flüstern geworden, als sie, halb zur Seite gewendet, die Hände ineinandergelegt, in reizender Verlegenheit sagte:

„Man muß dem Kinde nur tagtäglich vorsagen: Der Sabbat ist ganz dasselbe, was der Sonntag ist, und der Sonntag hat keinen Vorzug vor dem Sabbat. Ein Kind glaubt Alles, das Gute wie das Schlechte. Es kommt nur darauf an wer es ihm sagt."

„Dorothea," rief Jonathan, und er umfaßte sie dabei mit beiden Armen, „wo hast du das gelernt?"

„Ich denke nach!" sagte sie einfach und entwand sich ihm züchtig.

„Dorothea," sagte er noch einmal, „wo und von wem hast du das gelernt?"

„Gelernt?" gab sie zur Antwort. „Gelernt habe ich es nicht, aber ich habe es bei dir in deinem Hause gesehen, Jonathan."

Es war das erste Mal, daß sie ihn so und nicht anders nannte. Dies sowohl, als die einfach schlichte Aufklärung, die sie ihm gegeben, brachte ihn in die äußerste Verwirrung.

„Dorothea," sagte er stockend und fast traurigen Tones, „ich muß dir deinen Irrthum benehmen. Bei mir hast du so etwas weder gesehen, noch gehört. Grade im Gegentheile. Du möchtest ganz anders reden, wenn du die Gedanken hättest belauschen können, die ich vor kaum einer halben Stunde gehabt habe."

„Jonathan!" sagte das Mädchen, und das einzige Wort richtete ihn belebend wieder auf.

Er schaute wieder in ihre Augen und fand, daß es nichts Treueres auf dieser Erde gab.

„Warum bist du so traurig?" fragte sie ihn nach einer Weile.

„Du sagst, du habest in meinem Hause das gesehen? Du willst dein goldenes Wort von mir gelernt haben, Dorothea? Bist du da nicht im Irrthum?" rief er.

„Es ist so," nickte sie mit dem Kopfe, „du und kein Anderer bist mein Lehrmeister gewesen. Erinnerst du dich noch, wie du mich, die auf dem Bänkchen vor des Schmiedes Werkstätte weinend saß, mit dir genommen und in dein Haus gebracht hast? Hast du mich damals gefragt: Mädchen, wirst du auch über unseren Sabbat nicht lachen? Oder wird dir Das und Jenes, was du von uns siehst, nicht fremd erscheinen? Nein, du hast so etwas nicht gefragt, weil es gar nicht in

deiner Natur liegt. Du hast nur einfach zu mir gesagt: Bleibe und wein' dich aus. Und nachdem ich mich ausgeweint hatte, bin ich bei dir geblieben und habe all das, was ich von dir gesehen habe, auf dein Kind übertragen. Bist du da nicht mein Lehrmeister gewesen?"

„Und doch bist du im Irrthum, Dorothea!" sagte er mit neu hervorbrechender Traurigkeit. „Armes Kind, ich bin gar nicht, wie du mich dir vorstellst. Ich stehe tief unter dir und reiche zu dir nicht hinauf. Ich bin ein von Zweifeln gequälter Mensch! Ich sehe das Glück vor mir, es steht vor meinen Augen und ich kann es mit der Hand ergreifen. Warum bin ich nicht so wie du?"

Sie sah ihm mit ihren treuen Augen voll, und als wollte sie bis an den Kern seiner Seele dringen, ins Angesicht.

„Warum redest du nur so, Jonathan?" sagte sie. „Ich verstehe dich nicht. Wenn ich dich so reden höre, so ist es mir, als ob ich Bernhard hören möchte, wenn er aus dem Schlafe spricht. Manchmal ist das, was er sagt, ganz zusammenhängend und hat einen Sinn. Dann aber, wenn ich meine, er ist wach, und ich will zu ihm sehen, kommt etwas dazwischen, was mir zeigt, daß er blos träumt. Warum träumst du, Jonathan?"

„Vielleicht ist es so, wie du sagst, Dorothea!" sprach er leise vor sich hin.

„Ein Mensch muß nicht mit offenen Augen träumen!" sagte das Mädchen mit ihrer ruhigen Festigkeit, und auch nicht der fernste Anklang eines Vorwurfes lag in diesen wenigen Worten. „Das erschreckt Einen," fügte sie noch hinzu.

„Laß uns gehen, Dorothea," rief Jonathan mit einem Male überlaut, „der Schmied wird auf uns warten."

Jetzt schritt er ihr voran; sie folgte ihm nur zögernd.

Aber der Weg zwischen den Getreidefeldern ward oft so enge, daß ihnen die bereits der Reife entgegenwallenden Aehren ins Gesicht schlugen.

Es kam ihnen Niemand entgegen, dem sie auszuweichen hatten.

Die Luft war so still; oben am Himmel schwamm die Sonne im reinsten Gold. Sie hörten nur das Pochen ihres eigenen Herzens — und zuweilen das Summen eines Käfers, den sie aufgestört hatten. Von der Dorfkirche im Thalgrunde erschollen jetzt drei rasch hintereinander folgende Schläge.

Jonathan wendete sich um; da sah er, wie Dorothea sich bekreuzte und dann mitten im Getreidefelde auf ihre Knie gesunken war . . .

„Was war das, Dorothea?" sagte er.

„Sie haben zum Sanctus geläutet," gab sie zur Antwort.

„Ist das ein Gebet?"

„Ja."

„Kannst du es auswendig?"

„Ich kann es."

„So sag's, Dorothea, wenn du es darfst."

„Ich soll das nicht sagen dürfen?" rief sie verwundert.

„Es muß etwas Besonderes sein," sagte Jonathan, „weil du dabei auf die Knie gefallen bist."

„In unserer Kirche muß man sehr oft knien," antwortete sie, „besonders beim Sanctus."

„Wie lautet das?"

„Heilig, heilig, heilig ist der Herrgott Zebaoth, —" begann Dorothea, indem sie unwillkürlich sich der Gegend zuwendete, woher die Glockenklänge gekommen waren.

Sie hatte die wenigen Worte in jenem Tonfalle, den man den psalmodirenden nennt, gesprochen.

„Merkwürdig," unterbrach sie Jonathan, „sagt man das auch bei Euch?"

„Das ist unser Sanctus," sagte Dorothea mit großem Ernste.

Dann setzten sie ihren Weg weiter fort, still und schweigsam, und je nachdem der Feldrain sich erweiterte, oder verengte, gingen sie bald neben-, bald hintereinander. Oft war das Mädchen so dicht an ihn geschmiegt, ihr Athem wehte ihn an und all die Lieblichkeit ihres Wesens war ihm niemals, selbst nicht unter der Linde des Wirthshausgartens, so unmittelbar nahegetreten. Und doch war es Beiden, als schritte der Engel mit dem flammenden Schwerte mitten zwischen ihnen und hielt sie auseinander, daß sie, wie durch meilenweite Entfernungen getrennt, nebeneinander gehen.

So hatten sie den großen Kreis, den der Feldrain rings um das Dorf zieht, beinahe zurückgelegt. Die weiße Straße ward sichtbar, und dort wartete Jaroslaw Patek, der Schmied, um sie der Heimat entgegenzuführen.

Wieder blieb Jonathan stehen.

„Dorothea," rief er ihr zu, die indessen um einige Schritte zurückgeblieben war, weil sie Zeit gefunden hatte, einige verspätete Korn- und Mohnblumen zu einem Strauße zu binden. „Dorothea," rief er, „komm zu mir, ich habe mit dir ja noch gar nichts gesprochen."

„Gleich, gleich," rief sie aus dem Getreide zurück, „ich brauche nur noch zwei Blumen, eine rothe und eine blaue, dann bin ich fertig."

Sie kam dann, hochgeröthet von dem in der steigenden Sonnenhitze doppelt beschwerlichen Bücken, auf der Stirn perlende Schweißtropfen.

„Für wen sind denn die Blumen?“ fragte Jonathan eugierig.

„Die bringe ich der alten Frau Veile mit,“ sagte Dorothea, ıdem sie das Sträußchen in liebevoller Selbstbewunderung or sich hinhielt.

„Sie ist ja blind, Dorothea!“ rief er.

„Was thut das zur Sache?“ meinte sie. „Wenn ich der ten blinden Frau erzähle: da in diesem Strauße, den ich dir die Hand gebe, sind rothe und blaue Blumen, Kornblumen ıd Mohnblüthen, und ich habe sie für dich auf dem Felde pflückt, da wird sie sich erinnern, wie so ein Feld einmal sgesehen hat. Und das wird ihr wohlthun. Wie ist's so reklich, daß ein Mensch sagen muß: einmal, vor so und so el Jahren, habe ich einen grünen Acker gesehen, oder ein ornfeld, worin blaue und rothe Blumen gestanden sind. Kannst dir das vorstellen, Jonathan?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte er halb zerstreut und schaute r sich hin.

Er hatte ja nicht von den Blumen sprechen wollen, die orothea für die alte Veile gepflückt hatte. Er hatte sie zu f gerufen, weil sich ganz andere Fragen auf seine Lippen drängt hatten. Nun aber floß der Strom ihres Redens golden und klar, daß er ihr mit einer Art wonnigen Be- hens fort und fort gelauscht hätte.

„Ich sage dir, es muß was Schreckliches sein, wenn man mit aller Gewalt darauf erinnern soll, wie es einmal vor und so vielen Jahren draußen auf einem Felde ausgesehen ,“ fuhr Dorothea fort, während die feine Röthe ihres Ge- ts allmälig wieder hervortrat. „Darum sollte man die Men- n schon frühzeitig daran gewöhnen, sich eine Sache ganz

gut und genau anzusehen. Man kann ja nicht wissen, wa
Einem geschieht."

Sie schwieg eine Weile; ihr Antlitz hatte einen eigenthüm
lich sinnenden Ausdruck angenommen. Dabei hielt sie da
Sträußchen wieder vor sich hin, als gälten ihm allein sein
Gedanken.

„Weißt du, Jonathan," begann sie wieder, und ihr To
hatte etwas Geheimnißbergendes, „ich habe lange Zeit, ohr
daß du es vielleicht bemerkt hast, mit unserem Bernhard ma
ches stille Leid gehabt. Das Kind war merkwürdig eing
nommen gegen alles Grüne, ja gegen alles Wachsende übe
haupt. Wenn ich ihm eine Blume in die Hand gegeben hab
um damit zu spielen, hat er sie leichtsinnig weggeworfen; i
mochte so lange im Garten sein, als ich wollte, das Kind h
sich nie herbeigelassen, ein paar armselige Blümchen mit nc
Hause zu bringen, um sie seiner Mutter zu übergeben. Ab
gepflückt hat er sie und umhergestreut, als wollte er dan
sagen: sie sind zu gar nichts nütze. Das hat mich von d
Kinde lange Zeit bitter gekränkt, ohne daß ich ein Mittel
gegen gewußt habe. Aber mit Geduld habe ich ihn endl
doch dazu gebracht, eine Blume und überhaupt ein grünes F
anders anzusehen, als sein eigensinniges Köpfchen gewollt h
Jetzt ist das, Gottlob, mit ihm ganz anders geworden. J
hält er sich nirgendswo lieber auf, als draußen im Frei
und wenn er jetzt hier wäre, hättest du gesehen, wie grade
die schönsten Blumen für Veile's Sträußchen gefunden hä
viel schönere als ich, denn seine Augen sind jetzt offen. War
das früher so ganz anders gewesen ist? Ich habe oft darür
nachgedacht und habe es nicht herausgefunden, bis es mir
einmal eingefallen ist. Das war in jener Nacht, als
Männer mit den geschwärzten Gesichtern in unser Haus

rangen. Wie soll das Kind Freude an einer Blume oder an inem grünen Felde finden, habe ich mir damals gesagt, wenn s in seiner eigenen Wohnstätte nicht sicher ist? In der Stille er Nacht, heimlich wie die Diebe und gewaltthätig wie die Räuber sind sie gekommen und haben ihn erschreckt. Als ich einem Vater davon erzählt habe — denn du mußt wissen, r hat Bernhard auch sehr gerne —, so hat er gemeint: „Was illst du, Mädchen? Es hat einmal noch ärgere Zeiten ge=eben, das ist jetzt wie Tag gegen Nacht. Nicht einen Fleck rünen Bodens haben sie besitzen dürfen; blos die Stelle, wo e ihre Todten begraben konnten, war ihr eigen. Sonst nichts." Jetzt habe ich gewußt . . . warum sich unser Bernhard so ngsam und widerwillig an Blumen gewöhnen ließ."

„Du hast mit deinem Vater gesprochen, Dorothea?" fuhr Jonathan auf. „Um das habe ich dich ja fragen wollen!"

„Ja," sagte sie, ihn verwundert ansehend.

„Und was hat er dir gesagt?" fragte Jonathan nach einer Weile stockend.

„Das habe ich dir soeben erzählt," meinte Dorothea.

„Von dem ist nicht die Rede, Dorothea!" sagte Jonathan n einer Verwirrung, die den Augen des Mädchens nicht ent=ehen konnte.

„Ich verstehe dich nicht," erwiderte sie mit einem lieb=chen Kopfschütteln.

„Hast du ihm gesagt, Dorothea . . ." sprach er leise, in=em er ganz nahe an sie herangetreten war, „hast du ihm auch esagt, daß du Bernhard's Mutter werden willst?"

„Gleich am ersten Tage, als ich nach Hause gekommen ar," sagte sie offen und klar.

Jonathan's Frage schien sie nicht im mindesten überrascht der verwirrt zu haben.

„Und er?“ fragte Jonathan.

Sie lächelte gar fein.

„Jetzt verstehe ich dich!“ sagte sie leise.

„Was hast du mit ihm gesprochen, Dorothea, und er mit dir?“

Es waren hastige, hervorquellende Worte, die Zeugniß gaben, wie stürmisch bewegt sein Gemüth war.

„Mußt du das Alles wissen, du Gewaltthätiger?“ meinte Dorothea. „Du bist doch kein Priester, dem ich zu beichten habe?“

„Sag's nur, Dorothea!“ drängte Jonathan.

Sie besann sich einen Augenblick. Sie schien im Kampfe mit sich zu sein, ob sie der Bitte Jonathan's willfahren solle oder nicht. Ihre Augen hatten den ruhig sicheren Glanz verloren; es leuchtete darin etwas Irres. Um ihre Mundwinkel hatte sich ein Zug gelagert, als wenn sie dem Weinen nahe wäre.

„Muß ich dir das sagen?“ wiederholte sie unentschlossen.

Und da er nur mit dem Kopfe die Antwort nickte, schien mit einem Male ihr altes Wesen wieder in sein Recht getreten zu sein. Sie sah wieder mit ihren großen treuen Augen zu ihm hinan und es war kein Falsch, keine Verstellung, auch nicht die flüchtigste Spur von Ziererei darin zu lesen. Der weinerliche Zug um die Mundwinkel war verschwunden.

Sie athmete tief auf, bevor sie redete.

„Nun gut, Jonathan,“ sagte sie, „da du es willst, so muß ich es dir wohl sagen. Du wirst aber sehen, es hätte damit noch Zeit gehabt, denn es ist nicht viel zu berichten. Der Vater, das mußt du wissen, ist ein Mann von kurzem Wort; es muß das von seinem Webstuhl kommen. Wenn er davor sitzt und webt, so muß er stille sein, denn sonst geräth sein

Arbeit in Verwirrung. Wie ich ihm nun meine Sache erzählt habe, hat er einfach und ohne es sich lange zu überlegen gesagt: „Soll ich dir einen Rath geben, Mädchen, oder erwartest du von mir einen Befehl?“ „Weder das Eine, noch das Andere,“ habe ich ihm geantwortet, „denn so lange ich lebe, bin ich stets mit mir selbst fertig geworden.“ Erst sieht er mir, wie das so seine Gewohnheit ist, eine Weile ins Angesicht, dann sagt er: „Du hast Recht, Mädchen, und bist auch alt genug, um dir selbst zu rathen. Du mußt es wissen, ist es dein Glück oder nicht. Ich könnte dir zwar als dein Vater befehlen, denn das Recht steht mir zu, aber weil ich dich kenne, mache ich keinen Gebrauch davon.“ Dann setzte er sich wieder an seinen Webstuhl und webte weiter. Aber am Abende, als ich meinen Bernhard, der müde zum Umsinken war, zur Ruhe gebracht habe, und Bernhard hat grade sein Nachtgebet beendigt und war bei den letzten Worten eingeschlafen, kommt er wieder und sagt: „Dorothea, du solltest die Sache nicht ganz allein auf dich nehmen. Deine Schultern werden sich zu schwach dafür erweisen. Dafür ist ja eben ein Anderer bestimmt und dessen Amt ist es, daß er dem Hilflosen seinen Rath giebt.“ „Bin ich denn hilflos?“ frage ich darauf. „Halte dich nicht für zu stark, Mädchen,“ sagt der Vater, „und suche ihn auf.“ „Wen meinst du, Vater?“ frage ich wieder. Er sagt: „Geh' zum Geistlichen in die Kirche, Dorothea, denn es ist ja doch eigentlich *seine* Sache.“

Jonathan fiel der sonderbar scharfe Ton auf, den Dorothea in diese letzten Worte legte.

„Das hat dir dein Vater gesagt?“ unterbrach er sie. „Und du?“

„Muß ich dir das auch sagen?“ meinte sie traurig.

Ihre Augen waren wie bittend auf ihn gerichtet.

„Das ist ja die Hauptsache, Dorothea!“ sagte Jonathan leise.

„Es ist wahr,“ rief sie, sich ermannend, „du mußt jo Alles wissen. Aber ich weiß nicht, ob du Recht daran thust Oft ist es besser, daß man etwas für sich behält ... und nich Alles sagt!“

„Dorothea,“ rief er heftig, „behalte es nicht für dich! Es könnte uns Beide einmal reuen! Und es hängt davon so vie ab ... Glück und Unglück!“

„Red' nicht so, Jonathan!“ rief sie ängstlich. „Was ich dir zu sagen habe, ist ja nicht so wichtig. Wenn du es nach allen Seiten umkehrst und umwendest, so findest du darin nichts, was der Mühe werth wäre. Ich bin ein einfältiges Mädchen.“

Ein Schatten flog über Jonathan's Angesicht.

„Sei nicht böse, Jonathan!“ bat sie. „Ich kann es nich sehen, wenn du so dreinschaust. Ich will dir ja nichts ver hehlen.“

Es verging aber doch noch einige Zeit, bis sie das aus sprechen konnte, was ihr auf der Tiefe der Seele lag und sie ihr so schwer losrang.

„Was mir der Vater gesagt hat,“ begann sie halb zögernd halb entschlossen, „das habe ich mir wohl gemerkt. Der Vat meint es ja so gut mit mir! Es ist mir die ganze Nacht dur den Sinn gegangen. Ich soll zum Geistlichen gehen, hat mir gesagt, denn das wäre seine Sache. Erst hat es mir v lauter Gedanken das Gehirn zerwühlt, als wären Ameise darüber gekommen. Ist es nicht der Vater, der dir das g rathen hat, und bist du nicht sein Kind? Und ich habe n bittere Vorwürfe gemacht, daß ich ihn wie eine Vornehme l handelt habe. Warum soll ich nicht zu dem Geistlichen gehe

rage ich mich zum hundertsten Male. Gehen sie nicht Alle
u ihm, weil es seines Amtes ist, ihnen ihre Last und ihre
Bedrängniß abzunehmen? Willst du allein eine Ausnahme
nachen? Sie werden ja mit Fingern auf dich deuten, wenn
u es nicht thust! Sie werden dich nicht in die Kirche lassen!
Sie werden dich wie eine Kranke betrachten, der man aus dem
Wege gehen muß!"

Das Mädchen mochte in diesem Augenblicke das Schwerste
hres Lebens ausgesprochen haben. Jeder einzelne Satz hatte
ich ihr stoßweise entrungen; es war, als hätte sie mit jedem
inen Kampf zu bestehen gehabt.

Von nun an sprach sie leichter und freier. Alles
Zaghafte war von ihr gewichen. Es war wieder die alte
Dorothea.

„Bist du böse?" fragte sie mit dem vollen Anblicke ihrer
reuen Augen.

Jonathan entgegnete nichts.

„Das war eine traurige Nacht, Jonathan!" begann sie
vieder. „Aber wie es Morgen ward und draußen auf dem
Hofe kräht der Hahn, und ich sehe, wie mein Bernhard in
einem Bettchen allmälig munter wird und die Arme ausstreckt,
a ist mir mit einem Male der Nebel der ganzen Nacht von
en Augen gefallen. Warum soll meine Sache, für die ich
och allein verantwortlich bin, seine Sache sein? habe ich mich
efragt. Warum soll das seine Sache sein? Und wenn ich
un nicht will? ... Hat er das Kind aufgezogen so wie ich?
Hat er seinen Schlaf bewacht, wenn es krank war, oder hat
r es zum ersten Male sprechen gehört? Nein, nein! hat es
n mir gerufen. Was weiß der, was ein Kind ist? War er's
icht, so war's der Andere, der mit der glatten Zunge, der
ns die schwarzen Männer ins Haus geschickt hat. O, Jo-

nathan, was hat ihm das arme Kind gethan, womit hat es ihn beleidigt? Wie mir das klar geworden war, da war ich auch schon fertig in mir. Seine Sache kann ja gar nicht die deine sein, habe ich mir gesagt. Und du gehst nicht hin zu ihm, Dorothea! Und Bernhard ist deine Sache und sie geht ihn nichts an. Das Alles habe ich mir gesagt, und wie Bernhard das erste Wort zu mir gesprochen hatte, war Alles gut .. Alles, Alles!"

„Warum pressest du die Lippen so zusammen, Jonathan?" unterbrach sie sich mit einem Male. „Es sieht fast aus, als ob du böse auf mich wärest. Ist denn nicht Alles gut?"

Er versuchte zu lächeln, aber der Schatten der Traurigkeit die sich wieder über ihn gelagert hatte, verscheuchte es.

„Alles ist gut, Dorothea," sagte er, „was von dir kommt Hat dir dein Vater sonst nichts mehr gesagt? Er muß mit dir noch etwas geredet haben."

„Nichts!" meinte sie ausweichend.

„Erinnere dich, Dorothea!"

„Wie bist du doch!" rief sie, ihr tiefes Erröthen vor ihm verbergend. „Kann denn gar nichts in mir zurückbleiben?"

Er faßte sie an der Hand und zog sie an sich.

„Was hat er dir noch gesagt?" fragte er über sie gebeugt

„Wie du mir geschrieben hast, ich soll zu der alten blinden Frau kommen, hat er aufs Neue mit mir geredet. „Dorothea, hat er gesagt, „ich sehe, deine Sache geht jetzt ihrem Ende zu Du hast von mir keinen Rath annehmen wollen und bist zu dem Geistlichen nicht gegangen. Jetzt wirst du es ganz allein durchzuarbeiten haben und Niemand wird dabei sein, der dir hilft. Zweierlei Wege sind es, die vor dir offen liegen. Entweder du mußt es über dich bringen, seine Religion anzu

nehmen, oder er muß sich zu deiner bekennen. Einen dritten Weg giebt es nicht . . ."

Unwillkürlich hatte sie das Wort „nicht" so scharf betont, daß Jonathan, der sie, wie in stiller Verzückung, noch immer an der Hand hielt, nur dieses Eine gehört zu haben schien.

„Nicht?" schrie er überlaut.

Dann mochte ihm wieder die Besinnung gekommen sein.

„Dein Vater hat also gemeint, es giebt nur zweierlei Wege?" sagte er mit dem Tone verhaltener Leidenschaftlichkeit.

„Ja."

Plötzlich ließ er ihre Hand los; er hatte sich niedergebeugt und mit hastiger Bewegung von den Halmen des Feldes, die ihm zunächst standen, eine Handvoll Aehren abgerissen, die er dann wie prüfend wog.

„Sie sind noch nicht reif," bemerkte das Mädchen.

Da warf er die Aehren weit fort ins Feld; er riß Dorothea in stürmischer Umarmung an sich. Sein flammendes Gesicht an das ihre gedrückt, rief er:

„Dorothea, ich kann nicht von dir lassen, ich kann nicht! Ich werde den Einen Weg gehen, ich . . ."

Dorothea stieß einen Schreckensschrei aus, wie er ihn noch niemals vernommen hatte.

Sie hatte sich aus seiner Umstrickung losgerissen und stand gleich und mit allen Anzeichen tiefster Verstörtheit vor ihm.

„Was ist dir?" rief er. „Warum bist du so erschrocken, Dorothea? Hörst du denn nicht, daß ich Alles thun will, um dich zu behalten!"

Sie stand einige Schritte von ihm entfernt.

„Das willst du thun, Jonathan?" rief sie mit trocken heiserem Tone. „Warum willst du es thun?"

„Bist du dessen nicht werth, Dorothea?“ fragte er, dessen Augen und Antlitz leidenschaftlich flammten, zurück.

„O, mein Gott!“ sagte sie und griff dabei nach der Stelle ihres Herzens, als ob sie dort einen Schmerz empfände.

Dann kam sie langsam, ohne die Augen aufzuschlagen, auf ihn zugeschritten und legte ihre Hände auf seine Schulter.

„Thu' das nicht, Jonathan,“ sagte sie innig, „thu' das nicht meinetwegen.“

„Was willst du? . . .“ rief er, unter dieser Berührung zusammenzuckend.

Sie aber war kraftlos an ihm hinabgeglitten, so daß sie fast den Erdboden berührte, und in dieser Stellung rief sie mit von Schluchzen erstickter Stimme:

„Thu' das nicht, Jonathan! Wer bin ich, daß du um meinetwegen deine Seele schänden solltest? Ich könnte es ja nicht ertragen, daß du das meinetwillen gethan hast! Denn ein Schänden deiner Seele wäre es, weil ich dich kenne und weil du das nicht ertragen könntest. Denk doch nicht dran! Du mußt so einen Gedanken weit fort von dir schleudern. Er darf dir nie mehr kommen. Du darfst es nicht thun, schon weil das Kind da ist. Um Bernhard's Willen thue es nicht, Jonathan! Das Kind darf keinen Lügner zum Vater haben.“

„Ich verstehe dich nicht, Dorothea!“ rief er verwirrt. „Willst du denn nicht mein Weib werden, Dorothea?“

„Thu' es nicht, Jonathan!“ wiederholte sie unter strömenden Thränen. „Wozu bin ich denn da? Warum sagst du nicht zu mir: Dorothea, der Weg, den ich nicht gehen darf, gehe du ihn! . . . Ich bin ja bereit, ihn zu gehen.“

„Dorothea!“ schrie Jonathan und er wollte das Mädchen an sich reißen.

Sie entwand sich ihm aber scheu und trat einige Schritte von ihm zurück.

In demselben Augenblicke fing die Glocke im Thalgrunde wieder zu läuten an. Mit vorgebogenem Leibe horchte sie nach den Klängen hin, welche die Luft in aller Reinheit zu ihr trug; dabei ging ein leises Zittern durch ihren ganzen Körper.

Auf ihrem Antlitze lag keine Freude, wohl aber der Ausdruck einer gewissen Aengstlichkeit.

Als die Glocke geendigt hatte, rief sie:

„Komm, komm, der Schmied wartet auf uns und das Kind wird sich fürchten, wenn es so lange allein bleibt."

Ohne nach rückwärts zu schauen, schritt sie hastig voraus. Jonathan folgte ihr in einiger Entfernung. Nach dem gewaltsamen Aufschrei seines Glückes war er jetzt wie betäubt. Sie aber schritt immer hastiger und schneller vor ihm einher. Einige Male rief er wohl ihren Namen, sie aber kehrte sich nicht daran.

So hatten sie den Feldrain, der sich im großen Halbkreise um das Dorf zieht, zurückgelegt, ohne ein einziges Mal anzuhalten. Jetzt lag die Straße vor ihnen, und dort, wo die Bildsäule des heiligen Johannes von Nepomuk steht, harrt der Wagen mit den zwei Pferden.

Da blieb sie stehen; ihre Kräfte waren erschöpft. Nach einer Weile kam auch Jonathan.

„Dorothea," sagte er, und es klang wie ein Vorwurf, „es sieht ja fast aus, als ob du vor mir fliehest? Was ist über dich gekommen?"

Sie vermochte aber vor Erschöpfung nicht zu reden.

„Komm, komm," rief sie endlich mühsam, „der Schmied wartet und das Kind ist mit ihm allein. Wie leicht kann es nicht Schaden nehmen! Und dann die alte blinde Frau! Sie

wartet auch und sie kann nicht schlafen, hat sie mir geschrieben, ohne mich. Komm, komm, Jonathan!"

## XVIII.

### Das Kind lernt.

Stumm und in sich gekehrt, als wäre aus der Welt Alles verschwunden, was sie sich noch mitzutheilen hatten, saßen sie in dem engen Wagen nebeneinander. Es wollte kein Wort zwischen ihnen aufkommen. Nur der Knabe wurde, je näher es der Heimat zuging, desto lustiger. Jaroslaw Patek, der Schmied, mußte ihm bald die Peitsche, bald die Zügel in die Hand geben, und aus den übermüthigen Zurufen an die Pferde mußte man erkennen, er sei der stolzen Meinung, die Thiere wüßten keinen besseren Führer als ihn. Dann glitt ein flüchtiges Lächeln über die bleichen und erschöpften Züge des Mädchens; man sah es ihr an, sie freute sich über die wachsende Kraft des Knaben und über die Heiterkeit seines Gemüths.

Als sie an dem ersten Hause angelangt waren, da wo der Mauthschranken steht, sagte Dorothea auf den Schmied deutend:

„Laß ihn jetzt halten, Jonathan. Ich will von hier aus sogleich zu der blinden Frau gehen. Es ist besser so und das Kind braucht es nicht zu wissen."

„Wozu das?" meinte Jonathan. „Sie sollen wissen, die ganze Welt soll es wissen, daß ich dich wieder zurückgebracht habe."

Darauf sah sie ihn mit ihren treuen Augen bittend an.

„Red' nicht so laut," flüsterte sie, den Finger, wie Schwe

en gebietend, an die Lippen gelegt. „Der da draußen könnte ich hören."

„Er kann es hören!" rief Jonathan überlaut, und es war ut, daß das Rasseln des Wagens auf dem holperigen Pflaster n übertönte.

Der Schmied schaute sich nicht um.

Sie aber sah sehr erschrocken aus und duckte sich scheu n die Ecke des Wagens zurück. Nach einer Weile sagte sie ieder leise:

„Laß mich jetzt, Jonathan! Es ist besser so, glaube es mir."

„Warum bist du nur so ängstlich?" fragte er sie.

Ihre Unruhe wuchs aber zusehends. Das Sträußchen, as sie auf dem Felde für die blinde Frau gesammelt hatte, tterte krampfhaft in ihren Händen.

„Laß mich, Jonathan!" rief sie, während sich ihr Thränen r Angst zu den Augen herausdrängten. „Die Luft ist mir enge . . . laß mich . . . ich glaube, ich muß ersticken, wenn länger bleibe . . ."

Da sagte Jonathan dem Schmiede, er möge einen Augenick halten.

Dorothea sprang flink und behende heraus. Weder der chmied, noch der Knabe schenkten dem ganzen Vorgange die ringste Aufmerksamkeit.

„Dorothea," rief ihr Jonathan noch einmal zu, „warum illst du gehen?"

Sie legte den Finger wieder an die Lippen, daß er weigen solle.

„Es ist besser so," flüsterte sie halb abgewendet von ihm. Zu Fuß bin ich von hier fortgegangen, zu Fuß will ich wieder rückgekehrt sein. Dem Kinde sage, Dorothea muß jetzt bei r alten Frau wohnen, weil die so blind ist . . . und mache,

daß es sich nicht kränkt. Wenn du willst, kann Bernhard sich während des ganzen Tages bei mir aufhalten."

Ehe Jonathan ein Wort der Entgegnung finden konnte, war sie in ein Seitengäßchen eingebogen, durch welches man auf einem kürzeren Wege als über den Ringplatz zu dem Häuschen der alten Frau gelangen konnte.

In dem nämlichen Augenblicke war es Jonathan, als hörte er neben sich eine unsichtbare Stimme sagen: Wie eine Königin hättest du sie in dein Haus einführen sollen. Warum hast du sie von dir gehen lassen? Warum hast du sie nicht zurückgehalten? Grade jetzt hättest du mit ihr unter die „bösen" Augen deines Bruders treten können. War zwischen dir und Dorothea nicht Alles fertig? Was bedurfte es denn noch ferner?

Und nun geht sie zu der alten Blinden, um ihr als Dienstbote die schlaflose Nacht zu unterhalten! —

Er war voll Zorn gegen sich selbst und Dorothea, derweil seine eigene Seele noch unter den Nachwirkungen einer mächtigen Leidenschaft zitterte, war ihr das Verständniß für das Thun einer anderen verflüchtigt worden. Er begriff offenbar Dorothea's Scheiden nicht. In dieser Stimmung betrat er mit seinem Kinde das Haus, seinem Bruder entgegen.

Kaum daß der Landstreicher den Kopf von dem großen Folianten aufhob, der vor ihm auf dem Tische lag, als ihn Jonathan, gereizt, wie er noch immer war, seinen Knaben mit den Worten vorstellte:

„Da ist das Kind, Bruder! Sieh ihn an, ob du eine Aehnlichkeit findest."

Jetzt erst richtete der Landstreicher die müden, unter den Lidern halbverborgenen Augen auf das Kind.

Durch die fremdartige Erscheinung erschreckt, die so fern ab
on dem bisher Gesehenen sich ihm darstellte, stand das Kind
ie in den Boden eingewurzelt da und starrte den wilden
Mann mit dem lang herabwallenden Barte, der das bleiche
Gesicht umrahmte, an.

Die Prüfung schien nicht zu Gunsten des Landstreichers
usgefallen zu sein.

„Komm näher, Knabe!" sagte dieser, nicht unfreundlich,
ber gleichgiltig.

Das Kind aber hatte nicht den Muth, dieser Weisung zu
olgen.

„Gib ihm die Hand, Bernhard," rief Jonathan, „es ist
ein Onkel Adolph."

Da richtete sich der Landstreicher wieder in seiner ganzen,
über das Gewöhnliche weit hinausragenden Höhe auf.

„Was redest du ihm diesen Namen vor?" brauste er heftig
uf. „Verflucht ist dieser Name! Ich heiße Aaron und ich habe
einen anderen Namen und will auch keinen anderen Namen
aben."

Dadurch steigerte sich der Schreck des Kindes bis zum
Entsetzen. Es flüchtete sich, als wenn es dort Schutz suchen
ollte, in den Schoß seines Vaters und verbarg sein Angesicht,
m die wilde Gestalt nicht gewahr zu werden.

„Geh sogleich zu ihm," gebot nun Jonathan mit Strenge,
er ist dein Onkel."

Das brach in dem Kinde, das diesen Ton vielleicht zum
rsten Male in seinem kurzen Dasein in aller Entschiedenheit
ines unabweisbaren Befehles vernahm, den Widerstand. Es
ing von seinem Vater, die zaghaften Blicke auf die schreck-
afte Gestalt geheftet, zu dem Landstreicher und blieb vor ihm
tehen.

In dem Landstreicher schien sich aber in diesem Augenblicke eine jener Wandlungen zu vollziehen, die Jonathan bereits so gut kannte. Sie kamen und gingen, unvermittelt, ohne Uebergang, wie die meisten Naturprozesse.

Er hatte sich wieder gesetzt und den Knaben an sich gezogen. Das war nun nicht in barscher und täppischer Weise sondern so zart geschehen, wie man es ihm kaum zugetraut hätte. Es sah aus, als ob er eine zerbrechliche Puppe zwischen den Händen hielte, die keine unsanfte Berührung gestattete. Erst hob er dem Kinde, das sich willenlos in Alles fügte, was er mit ihm vornahm, den Kopf in die Höhe und schaute ihm lange in die Augen, dann fuhr er ihm mit der Hand leis über Stirne, Wangen und Kinn; zuletzt legte er ihm den Finger auf die Lippen und nahm dabei eine horchende Stellung ein, als ob sie ein zartbesaitetes Instrument wären, dessen Tonklang er erproben wollte.

„Perlchen!" seufzte er tief auf und drückte dann einen Kuß auf den Mund des Kindes.

Er zog es noch fester und inniger an sich und schien sich an seinem Anblicke nicht sättigen zu können. Er betastete sein Wangen und Lippen aufs Neue, und wieder waren es die Augen, die für ihn unergründliche Geheimnisse zu bergen schienen.

Dadurch einigermaßen ermuthigt — denn ein Kind legt seine Furcht bald ab, sobald es gewahr wird, daß ein Blick freundlich auf ihm weilt — wagte Bernhard zu sagen:

„Onkel, ich heiße nicht Perlchen!"

Er lächelte fein. Die volle Schönheit seines Antlitzes war erst jetzt sichtbar. Wie er so da saß, das Kind vor sich halten und es anlächelnd, mochte sich Alles von ihm losgelöst haben

was seit langen Jahren sich um den Kern seines Wesens angesammelt hatte; er war wieder rein und blank hervorgegangen.

Er legte beide Hände kreuzweise auf das Haupt des Kindes, als wolle er es segnen, und in dieser einfachen Handlung lag eine unendliche Zärtlichkeit.

„Wenn er das Kind liebgewinnen würde," dachte Jonathan, wie gut wäre es für ihn und — für uns!"

Mit einem Male rief der Landstreicher, indem er den Knaben unsanft von sich stieß, rauh und trocken:

„Geh mir aus dem Gesicht, du! Du bist ja nicht Perlchen! Du hast mich gefoppt!"

„Was hast du, Bruder?" rief Jonathan erschrocken. „Was hat dir das arme Kind gethan?"

„Er ist barhäuptig!" schrie der Landstreicher, am ganzen Leibe zitternd. „Ich habe geglaubt, es ist Perlchen! Er hat mich betrogen. Ich habe ihn gesegnet und er ist barhäuptig."

Das Kind hatte sich laut weinend zu seinem Vater geflüchtet.

Die Aufregung des Landstreichers ward aber grade dadurch noch mehr gesteigert.

„Sich von mir segnen zu lassen," schrie er mit verstärkter Gewalt, „von mir, auf den der große Rabbi von Sadagora, der alle Tage Wunder verrichtet, seine Hand gelegt hat! Und ist dabei barhäuptig und verleitet mich zu einer so großen Sünde! Geh mir aus dem Gesichte, daß ich dich niemals mehr erblicke."

Jonathan's Seele gerieth in Aufruhr.

„Laß dir sagen, Bruder," rief er ihm mit rücksichtsloser Härte zu, „und wenn es deine Wunderrabbis auch hundert Mal beschwören, es ist keine Sünde, auch ein barhäuptiges Kind zu segnen."

Wieder ereignete sich, was Jonathan schon zu öfteren Malen zu beobachten in der Lage war. Wenn man den krankhaften Ausbrüchen des Landstreichers mit Kraft und Entschiedenheit begegnete, so trat mit verblüffender Raschheit eine Wandlung ins Gegentheil ein. Dies war auch jetzt der Fall.

Die Augen scheu auf den hochaufgerichteten Jonathan gerichtet, an den sich das Kind fest angeschmiegt hielt, war er plötzlich ein ganz Anderer geworden. Es war wieder der kraftlose Mann, der an Leib und Seele gebrochene Landstreicher, der aus dem fernen Polen gekommen war, um „Jahrzeit" auf dem Grabe seiner Eltern zu halten.

„Die Rabbis lügen nicht," sagte er leise vor sich hin. „Was möchte aus mir werden, wenn sie Lügner wären!"

Ueber Jonathan war wieder das tiefste Erbarmen mit dem Zustande des Bruders gekommen; er bereute innerlich, ihm wehgethan zu haben. Darum gab er dem Knaben allerlei schmeichelhafte Worte, um ihn zu bewegen, wieder „zum Onkel zu gehen, der es doch so gut mit ihm meine".

Aber das Kind schrie in seiner noch nicht beschwichtigten Furcht:

„Ich will zu Dorothea! Wo ist Dorothea?"

Eine Weile lang besann sich Jonathan, dann sagte er hastig:

„Geh zu ihr, sie ist jetzt bei der alten Veile." —

Kaum war das Kind zur Thür hinaus, so rief der Landstreicher in einem Tone, der die unbezwingliche Sehnsucht ausdrückte, das Haupt auf die Blätter des vor ihm aufgeschlagenen Folianten legend:

„Perlchen, wo ist mein Perlchen!"

Inzwischen hatte sich Dorothea in der Stube der blinden Frau bereits häuslich eingerichtet. Die Greisin lag grade in

einem leichten Schlummer, als sie still und geräuschlos eintrat. Sie wachte nicht auf und Dorothea setzte sich an ihr Bett. Nach dem auf der Landstraße zwischen ihr und Jonathan Vorgefallenen that es ihr wohl, in dem dämmerigen Gemache zu sitzen und zuzusehen, wie eine alte Frau schlief.

So konnte sie ungehindert einem schrankenlosen Sinnen sich hingeben. Sie war von Jonathan mit einer Zusage fortgegangen, die sich erst jetzt in der Einsamkeit groß und lebendig vor ihr aufrichtete. Es ist so ganz anders gekommen, als sie es sich gedacht. . . . Sie möchte weinen und kann es nicht; sie möchte sich aussprechen, bis sie von Allem sich befreit hat, was wie ein Druck auf ihrem feinsten Empfinden lastet, und hat Niemanden vor sich, als die alte schlafende Frau. Sie seufzte tief und davon wurde Veile Oberländer wach.

„Wer ist da?" fragte die blinde Frau mit lauter Stimme.

„Ich!" sagte Dorothea leise.

„Wer ist ich?" rief Veile übellaunig. „Gott allein kann sagen: Ich! Ein Mensch hat seinen Namen zu sagen."

„Dorothea ist da, Großmutter," sagte das Mädchen nochmals leise.

„Du mußt höher reden, mein Kind," rief Veile, „wenn ich dich verstehen soll."

Dorothea wiederholte, indem sie sich zu ihr herabbeugte, ihren Namen.

„Bernhard's . . . Mädchen?" fragte die alte Frau mit einer Art Schrecken.

Das dauerte jedoch nur einen flüchtigen Augenblick, kaum länger, als sie Zeit gehabt hatte, diese Worte zu sprechen.

Gleich darauf erhellte sich ihr Angesicht.

„Gieb mir deine Hand, Dorothea!" rief sie.

„Da hast du sie, Großmutter," sagte das Mädchen.

Sie hielt sie eine Weile, ohne ein Wort hervorzubringen, zwischen ihren knochigen Fingern; nur ihre Lippen bewegten sich. Ihre lichtlosen Augen hatten sich ungewöhnlich groß erweitert.

„Du bist also wirklich die Dorothea?" sagte sie dann, tief Athem schöpfend. „Und bist zurückgekommen, um eine alte blinde Frau, die nicht mehr schlafen kann, zu bedienen? Du bist wirklich die Dorothea?"

„Ja, Großmutter," sagte Dorothea.

„Gott der Lebendige hat doch noch immer seine Wunder!" sagte Veile Oberländer, ihr greises Haupt wie in unsagbarer Verwunderung schüttelnd.

Sie hielt die Hand Dorothea's, als ob sie sie nicht mehr lassen wollte, fest umklammert in der ihren.

„Dorothea, mein liebes Mädchen!" sagte sie nach einer Pause ruhigen Stilliegens .... „Du bist doch wirklich die, die ich meine, du bist doch Bernhard's Dorothea, und ich foppe mich nicht?"

„Ja, Großmutter," betheuerte Dorothea mit ihrem so ehrlich klingenden Tone.

„Merkwürdig," murmelte die blinde Frau, „was Alles in der gegenwärtigen Zeit sich zutragen kann! Wer hätte das gedacht?"

„Was, Großmutter?" fragte Dorothea.

„Was hast du davon, Dorothea, mein liebes Mädchen?" sagte die blinde Frau mit bedeutsamem Achselzucken.

Und unmittelbar darauf, als wollte sie den Eindruck dieser Worte aus dem Gemüthe des Mädchens verwischen, sagte sie:

„Ich möchte nur Eines gerne von dir wissen, Dorothea

Warum heißest du mich Großmutter? Ich habe ja niemals Kinder gehabt, folglich habe ich auch keine Enkel."

„Weil mir kein anderer Name eingefallen ist," meinte Dorothea. „Bei uns nennt man jede alte Frau so."

„Nur bei Euch?" rief Veile Oberländer mit der uns bekannten Schärfe. „Warum nur bei Euch? Ich will auch so heißen, denn im Grunde genommen, wenn ich auch niemals das Glück gehabt habe, selbst ein einziges Kind mein zu nennen ... was deinen kleinen Bernhard betrifft, so ist es mir nicht anders, als wäre ich wirklich seine Großmutter. Du mußt nämlich wissen, wie meine Urbabe, das ist so viel, wie wenn du Urgroßmutter sagen möchtest, gestorben ist, hat sie nicht weniger als acht verheiratete und lebende Söhne und drei Töchter gehabt, und die zusammen haben wieder nicht weniger als vierundvierzig Kinder und zweiundzwanzig Enkel gehabt. Wenn sie alle am Sabbat zu der Urbabe gekommen sind, um sich von ihr benschen (segnen) zu lassen, so hat's in ihrer großen Stube ausgesehen, daß eine Stecknadel sich um einen Platz hätte bekümmern müssen. Kannst du mir sagen, wie viel Enkel und Urenkel auf eines ihrer Kinder gekommen sind?"

„Grade sechs!" meinte Dorothea nach kurzem Nachdenken.

Veile Oberländer schlug ganz verwundert die Hände zusammen.

„Gott Lebendiger," rief sie, „was bist du doch für ein Mädchen, Dorothea! Rechnen kannst du auch? Ehe man Eins zählt, hast du herausgebracht, worüber ich mir den ganzen Tag den Kopf zerbrochen hätte. Wie hast du das nur angestellt?"

Dann lag sie einige Minuten still und regungslos da;

die Sonne fiel durch die kleinen Fenster der Stube und ließ auf ihrem Angesichte holde Lichter spielen.

„Dorothea, mein liebes Mädchen!“ rief sie wieder.

„Was willst du, Großmutter?“

„Wenn ich mich als deine Großmutter ansehen soll,“ sagte sie leise, „was bist dann du zu Bernhard?“

Dorothea gab aber keine Antwort.

„Komm her, ich will dir's ins Ohr sagen,“ flüsterte sie. „Doch nein,“ fügte sie sogleich hinzu mit ihrem holdesten Lächeln, „ich behalt' es doch lieber für mich, ich könnt' so ein junges Blut eitel machen. Einmal werde ich dir es aber schon sagen. Es kommt für Alles seine Zeit.“

„Großmutter,“ rief Dorothea mit einem Male so laut, als hätte sie es mit einer Tauben zu thun; es war aber nur, um ihre übergroße Bewegung den lichtlosen Augen der alten Frau zu entziehen, „da habe ich dir etwas Schönes mitgebracht.“

Sie drückte ihr das Blumensträußchen in die Hand.

„Was ist das?“ fragte Veile Oberländer.

„Merkst du das nicht, Großmutter,“ meinte das Mädchen. „Blumen sind es!“

„Blumen?“ rief Veile. „Wie bist du auf die verfallen? Ich weiß ja gar nicht mehr, was eine Blume ist! Doch weil sie von dir kommen, will ich sie bei mir behalten. Du mußt nämlich wissen: nicht erst seitdem ich blind bin, weiß ich nicht mehr, was eine Blume ist, sondern seitdem mein Mann von mir gegangen. Er war so lange, lange krank gelegen, und das ist von den vielen Schülern gekommen, die ihm eine schwache Brust gemacht haben. Es ist aber merkwürdig, was solche Sterbende für Gelüste haben. Einmal sagt er zu mir: „Veile, mein Herz, ich möchte etwas Gutes riechen.“ „Willst du das Gewürzbüchslein?“ frage ich ihn. „Ich möchte eine frische

Blume haben." „Woher soll ich aber gleich auf der Stelle eine frische Blume nehmen? Bin ich ein Gärtner?" Weil aber sein Wunsch so inständig gelautet hat, und ich ihm doch nichts habe abschlagen dürfen, habe ich mich auf den Weg gemacht. Auf Eines habe ich aber vergessen gehabt: es war bereits Winter. Wie ich nun, da mir das einfällt, durch die „Gasse" gehe und zu allen Fenstern sehe, ob ich da nicht einen Blumentopf sehe, es war aber in der ganzen „Gasse" nichts zu erblicken, begegnet mir Madlena, des Schusters Weib, die mir am Sabbat immer das Feuer angezündet hat, denn du weißt, das ist für uns ein Tag, an welchem man kein Licht anzünden darf. „Was suchst du?" fragte sie mich. „Ich suche eine frische Blume für meinen Mann," sagte ich; „er möchte etwas Gutes riechen." „So komm mit mir nach Hause," meinte sie, „meine Tochter hat ein Nelkenstöcklein, das ist ihr so ans Herz gewachsen, als ob es ein Liebhaber wäre. Weil du es aber bist, für dich wird sie eine herunterschneiden." Ich bin also mit ihr gegangen und habe richtig meine frische Blume bekommen. Und siehst du, Dorothea, mein Mädchen, mit der Blume an den Lippen ist mein Mann gestorben; sie hat ihm wohlgethan bis zu seinem letzten Athemzuge. Seit der Zeit habe ich keine Blume mehr in der Hand gehabt. Wozu auch, frage ich dich? Ich kann sie ja ohnehin nicht sehen."

Sie hatte kaum geendigt, als die Thüre hastig aufgerissen ward und Bernhard hereingestürzt kam.

„Dorothea!" rief der Knabe mit dem ganzen Jammer eines Kinderherzens.

Weiter vermochte er kein Wort hervorzubringen.

Krampfhaft hatten sich seine Arme um das Mädchen geschlungen.

„Wer ist das?“ fragte die blinde Frau aufhorchend. „Ist das nicht dein Bernhard?“

„Mein Bernhard?“ rief dagegen Dorothea mit zärtlich zänkischem Tone. „Nein, Großmutter, das ist ein verzärtelter Knabe, der sich nicht schämt, weinend und schreiend über die Gasse zu laufen! Er kann nicht fünf Minuten ohne mich leben. Schickt sich das für einen Knaben, der schon über sechs Jahre alt ist?“

Veile Oberländer murmelte etwas vor sich hin, was für Dorothea unverständlich klang. Wahrscheinlich war sie aber der Meinung, daß das Kind unter allen Umständen Recht habe, denn alte Leute nehmen seltsamer Weise immer Partei für die Kinder.

„Warum weinst du und schreist du?“ fragte Dorothea, sich zu dem Knaben niederbeugend. Ihr Ton klang ungewöhnlich streng und verweisend: „Kommt man so zu Veile Oberländer?“

Erst nach vielen Fragen gelang es Dorothea, in die verworrenen, von verzweifeltem Schluchzen unterbrochenen Reden des Knaben einen Zusammenhang zu bringen. So viel war klar: Zu Hause in der großen Stube saß ein Mann mit einem langen Barte, der ihm bis auf die Brust herabfloß, vor einem großen Buche; der war sein Onkel und hatte ihn anfangs geküßt und gestreichelt und ihm den Namen Perlchen gegeben. Dann aber sei er böse geworden und habe ihn von sich gestoßen, weil er . . . weil er barhäuptig vor ihm gestanden, und da sei er zu Dorothea gelaufen.

„Das ist so ein Stück von dem „Frommen,“ sprach die blinde Frau halblaut vor sich. „Was liegt ihm daran, ob sich so ein Kind seinethalben fast die Augen ausweint.“

„Sag das nicht, Großmutter!“ rief das Mädchen in großer Aufregung. „Das Kind muß etwas begangen haben, was

wahrscheinlich eine Strafe verdient. Würde er es sonst von ich gestoßen haben?"

„Was bist du doch für ein Narrele, Dorothea!" meinte agegen die alte Frau. „Hörst du denn nicht, warum man en Knaben so behandelt hat? Weil er barhäuptig vor ihm estanden ist!"

Dorothea schüttelte ungläubig den Kopf; dann beugte sie ich zu dem Knaben herab.

„Bernhard," sagte sie und ihr sonst so liebliches Antlitz ar von einem erschreckenden Ernste beschattet, „sieh mir in ie Augen, Bernhard! Sprichst du die Wahrheit?"

Das Kind schaute mit einem innigen Blicke zu ihr auf; s weinte nicht mehr.

„Ja, Dorothea!" sagte es.

„Dann verstehe ich nicht, was vorgegangen ist. Dann t ja dem Kinde ein großes Unrecht geschehen!"

Und um dieses Unrecht gleichsam zu sühnen, beugte sie ch nochmals zu dem Knaben herab und küßte ihm zärtlich die Stirne und den Mund.

„Großmutter," rief sie dann der alten Frau zu, „er hat n von sich gestoßen, weil er barhäuptig war? Ist denn das ine Sünde?"

„Was fragst du mich, Dorothea?" meinte Veile Oberländer n übel verhaltener Laune. „Da mußt du den „Frommen" agen, der neulich aus Polen gekommen ist. Der kann dir arauf eine viel bessere Antwort geben als ich vermag."

„Es muß aber eine Sünde sein, Großmutter!" rief Doro- ea heftig. „Wäre er sonst mit einem Kinde so hart um- gangen?"

Auf dem Antlitz der alten Frau malte sich sichtlich ein

Kampf widerstreitender Gefühle. Sie wollte reden, schien abe
das rechte Wort nicht finden zu können.

„Was willst du von mir, Dorothea?“ sagte sie endlich m
einiger Anstrengung. „Es ist eine Sünde und es ist au
wieder keine, je nachdem man es nimmt. Keineswegs hat
das Recht gehabt, sich an dem Kinde zu vergreifen. Ist do
nicht eine noch größere Sünde? Aber daran denkt dies
„Fromme“ nicht.“

Dorothea schien aber von dieser etwas zweideutigen Au
kunft nur wenig befriedigt. Ihre Lippen zuckten und ihr ganz
Wesen sprach von einer namenlosen Angst.

„Großmutter,“ rief sie, „ich fürchte sehr, das Unrecht
ganz auf meiner Seite. Warum habe ich den Knaben nic
gelehrt, daß er nicht barhäuptig gehen darf? Warum habe i
das nicht gewußt?“

Veile Oberländer horchte wieder hoch auf.

„Sei ruhig, Dorothea, mein liebes Mädchen,“ sagte
nach einer Weile, „du hast keine Sünde begangen!“ —

Von diesem Augenblicke an blieb Dorothea still und
sich gekehrt. Das Kind hatte sich wieder vollständig beruhi
und trotzdem sie für sein Thun und Treiben nur geringe A
merksamkeit zu haben schien, war doch die Nähe der geliebt
Pflegerin allein genügend, um allen Harm und alle Drang
aus seiner kurz vorher so stürmisch bewegten Seele zu v
bannen.

Als es dem Abende zuging, sagte sie mit einem Male
dem Knaben:

„Bernhard, du wirst jetzt allein nach Hause gehen. S
wirst aber nicht mehr weinen, denn es schickt sich nicht m
für dich und ich kann es nicht leiden. Du weißt auch, n
du vor dem Schlafengehen zu thun hast. Du kannst ja

achtgebet ganz auswendig wie ein großer Mensch . . . Und enn der Onkel dich wieder fragt: Warum warst du barhäuptig, Bernhard? so sage ihm nur: Dorothea hat das nicht gewußt, nd er wird vielleicht nicht mehr so böse auf dich sein. Jetzt eh!" —

Sie küßte ihn nochmals.

Das Kind schlich aber traurig von dannen. —

---

## XIX.

### Fragen und Antworten.

Enge und klein ist allerdings der Schauplatz der auf diesen lättern verzeichneten Geschichte. Menschen sowohl wie Dinge eifen dort mit langsamer Bedächtigkeit irgend einer Lösung, ag diese in ihnen selbst liegen, oder von Außen an sie rantreten, entgegen. Sie gleichen darin dem Kornfelde, das rade um diese Zeit in ihrer allernächsten Nähe seine goldenen Bogen wälzt; ihm haben sie es abgelernt, wie man warten, h gedulden, vor dem Winde sich beugen, von dem Regen sich feuchten lassen muß, bis die Rispe stillvergnügt sagen kann: etzt bin ich fertig!

Die goldene Frucht da draußen wird bald eingeheimst erden; dann kommt der scharfe Pflug und legt das Feld um, nn seine Aufgabe ist Keimen und Wachsen. Das Alles geht inen gesetzmäßigen, von jeher ihm vorgeschriebenen Gang. Barum ist dasselbe nicht dem Menschen gegeben? Sie sagen, in schönstes Theil sei die Willensfreiheit. Er vermag zu achsen und zu gedeihen, wenn er es will, aber er kann auch

das Wachsende zerstören bis auf die letzte Spur. Das ist sein uraltes Recht.

„Großmutter", sagte Dorothea am anderen Morgen, nachdem sie eine geraume Zeit still und in sich gekehrt neben dem Bette der alten Frau gesessen, „ich möchte dich um Etwas fragen, wenn du gut aufgelegt bist."

Veile Oberländer war aber in der That heute sehr gut aufgeräumt; sie hatte gleich in der Frühe beim Erwachen zu Dorothea gesagt, einen solchen „Schlumm" habe sie schon seit Menschengedenken nicht gemacht; sie sei sich wieder wie ein Säugling vorgekommen, an dessen Wiege die Amme sitze.

„Frag mich nur, mein liebes Mädchen," rief sie lustig, „Mit Fragen kommt man durch die ganze Welt. Aber frage mich nur nicht um etwas, worauf ich keine Antwort weiß."

„Eine Großmutter muß Alles wissen!" meinte Dorothea.

„Zum Beispiel? Laß mich hören!"

„Mein kleiner Bernhard soll nicht barhäuptig gehen. Steht das irgendwo in . . . einem Religionsbuche geschrieben?"

„Warum soll es nicht geschrieben sein?" rief die blinde Frau im Tone der Verwunderung. „Alles ist aufgeschrieben und steht in den Büchern. Und das steht gewiß auch drin."

Nach einer Weile fragte Dorothea wieder:

„Giebt es auch Dinge, die in keinem Buche stehen?"

„Du fragst mich zu viel, Dorothea," meinte Veile mit einer gewissen Trockenheit. „Wie stellst du dir denn vor, daß ich das wissen soll? Ich weiß ja noch gar nicht, auf was du hinauswillst, Dorothea!"

Als Dorothea schwieg, rief Veile ungeduldig:

„Ist das Alles, was du mir zu sagen hast?"

„Ja!" flüsterte Dorothea.

„Es kann aber nicht Alles sein, Dorothea!“ rief Veile. In dir steckt noch etwas. Warum hältst du es zurück?“

„Ich meine,“ sagte Dorothea, „es muß etwas geben, was n allen Büchern zusammengenommen nicht steht. Wie kann ein Buch wissen, was zwei Menschen lange Zeit hernach von nander denken und was sie thun wollen? Kann es ihre geeimsten Gedanken errathen? Wie kann so ein Buch im Voraus twas verbieten?“

„Du stellst deine Worte so kurios, Dorothea, mein Mädhen,“ sagte die alte Frau nach einigem Ueberlegen, „daß mir er Kopf ordentlich davon schmerzt. Wie soll ich errathen können, as du mir als ein Räthsel aufgiebst? Ich meine nur, wenn e zwei Menschen, von denen du mir da erzählst, etwas miteinder haben, was in einem solchen Buche nicht steht — es muß ber ein heiliges sein — so sollen sie es eben nicht thun! . . nd dann, Dorothea, mein liebes Mädchen, man kann es ja uch vergessen haben!“

„Vergessen?“ rief das Mädchen mit bebender Stimme. Kann man etwas vergessen, was für zwei Menschen so wichtig i? Besinne dich doch, Großmutter, es muß eine ganz andere rsache haben. Ich glaube aber es ist so: die das Buch gemacht haben und die anderen vielen Bücher, haben sich gedacht: Wenn einmal zwei Menschen kommen wie die, welche ich meine . . und sie wissen nicht, was sie thun sollen, so sind sich diese wei Menschen selbst ein Buch und das ist ebenso heilig! Wozu ollen wir ihnen also etwas vorschreiben? Wissen die Beiden icht selbst am besten, was sie thun und was sie unterlassen ollen?“

„Fast magst du Recht haben, Dorothea, mein Mädchen,“ einte die blinde Frau, gegen ihre sonstige Natur bedächtig und ihl. „Aber du mußt etwas Anderes bedenken. Es giebt nichts

Neues unter der Sonne. Meinst du, deine zwei Menschen sin
die ersten, die nicht wissen, was sie thun sollen? Es hat kei
Mensch, sage ich dir, das Recht, sich selbst ein Buch zu sein
Ich kann dir nicht helfen, Dorothea, es kommt mir das ebens
vor, als ob Jeder einen Gott für sich allein hätte und al
brauchte sich Einer um den Andern nicht umzusehen. Möchte
du aber auf einer solchen Welt leben? Ich nicht!"

„Großmutter," entgegnete Dorothea, „die Welt ist so gro
und so weit! Wie Viele, die man niemals zählen kann, habe
darauf Platz! Die zwei Menschen verlieren sich unter ihne
wie zwei Wassertropfen im Flusse! Was geht das diese Viele
was geht das die Welt an? Was schaden sie ihnen damit?"

„Es geht sie aber an," rief die Blinde, ihren Kopf energis
aufwerfend, „es geht sie ganz gewaltig an, Dorothea! Wen
es sich nur um die Zwei handelte; die können Jeder für si
thun, was ihnen einfällt und aus ihrem eigenen Buche lese
wie du sagst, und es braucht sich Keiner darum ein schwer
Herz zu machen. Aber aus den Zweien werden dann Viele .
Uebrigens, was zerbrechen wir uns den Kopf über solche Dinge!

Dorothea seufzte tief auf.

„Was hast du, Dorothea?" rief die Blinde, die mit ihre
feinen Ohre es vernommen hatte. „Ist dir schon leid daru
daß du zu mir gekommen bist? Warum hast du dich von ein
alten Frau verlocken lassen?"

Dorothea beugte sich über das Antlitz der alten Frau.

„Großmutter," flüsterte sie ihr zu, „ich fürchte mich do
nicht vor dir, wenn du auch solche Reden führst . . . Ich b
gerne zu dir gekommen und werde bei dir bleiben, so lange i
willst . . ."

„So lange als ich will?" wiederholte Veile. „Und wei

dir gar zu lange dauert, Dorothea? Weißt du, was das ißt?"

„Ich bleibe bei dir, Großmutter," sagte Dorothea, „du kannst ch darauf verlassen."

„Ist das dein Ernst, Dorothea, mein Mädchen?" rief die inde Frau mit leuchtender Miene. „Wart' nur ab, du wirst hen, es wird dir Segen bringen. Das Beste, was vielleicht Mensch dem andern anthun kann, ist, wenn er ihn nicht ein läßt. Und ich bin so allein gewesen!"

Solche und ähnliche Gespräche fanden von nun an häufig, meist aber in stiller Nacht zwischen den Beiden statt.

So oft die Blinde schlaflos in ihrem Bette lag und sich ruhig bewegte, schien es Dorothea mitten in ihrem eigenen sunden Schlummer zu wissen. Dann kam sie geräuschlos an s Lager der Greisin und wich nicht eher von ihr, bis Veile t bitterbösen Worten erklärte, „so eine Dorothea habe es ch niemals auf der Welt gegeben." Aber das zürnende Wort tte keinen ernsten Hintergrund und auf Dorothea übte es ne Wirkung. Ehe die blinde Frau es wahrnahm, befand sie mitten in einem Gewebe von Fragen und Antworten, die orothea ebenso geschickt zu stellen, als hervorzulocken verstand.

Es betraf zumeist ganz abseits liegende Gegenstände, die eignet schienen, die Aufmerksamkeit der schlummerlosen Frau f sich zu ziehen, kleine Vorgänge in der „Gasse," wie sie der g brachte und der Tag wieder verwischte.

Aber in dem seltsam gearteten Mädchen pochte die Gedankenarbeit zu gewaltig, als daß es dabei geblieben wäre. Unversehens wußte sie dem Gespräche eine Wendung zu geben, der alten Frau erst zum Bewußtsein kam, wenn sie sich allen Seiten umgarnt sah. Es muß gesagt werden: durch Fragen des Mädchens klang immer und immer wieder der

Ton jenes ersten Gespräches; sie wollte wissen, ob dies, ob jene eine „Sünde" sei, und darin war sie unermüdet.

Einmal rief die blinde Frau unwillig:

„Soll ich dir sagen, was eine Sünde ist? Eine Sünd ist, daß ich mich schon eine ganze geschlagene Stunde von d habe anreden lassen und du stehst da mit bloßen Füßen un kannst den Tod davon haben, Gott behüte und beschütze un Was möchte dein Herr sagen, wenn er dich so sehen könnt „Veile", möchte er sagen, „du benimmst dich wie eine herzlo Mörderin, du läßt sie auf dem kalten Boden stehen mit nackt Füßen, indessen du dich in deinem warmen Bette gemächli ausstreckst. Habe ich dir sie darum abgetreten", könnte er mi weiter fragen, „daß du sie ärger wie einen Dienstboten b handelst?"

In der Stille der Nacht sproßte zwischen den Beiden e Geheimniß auf, das ihnen gemeinschaftlich gehörte . . .

„Großmutter," rief Dorothea, indem sie die Hand d blinden Frau ergriff, „weißt du, daß du jetzt in diesem Auge blicke eine Sünde begangen hast?"

Es klang ein Ton von überquellender Lustigkeit aus dies Worten, eine Art schelmischer Jubel, wie ihn Veile Oberländ noch nicht vernommen hatte.

„Wieso? Wieso?" fragte sie erschreckt.

„Du hast etwas gesagt," lachte das Mädchen hell a „was nicht wahr ist und jetzt hast du dich verrathen."

„Ich bin also eine Lügnerin?" rief die Blinde.

Dorothea lachte aber wieder.

„Ich habe bisher geglaubt, du hast mich zu dir eingelade jetzt mit einem Male heißt es, Jonathan, mein Herr, hat m dir abgetreten. Ist das wahr?"

Die blinde Frau entgegnete nichts; sie war wirklich erschrocken.

„Wie kommt das Eine zum Andern?“ sagte sie endlich. „Meine Zunge hat sich versprochen, ich kann dir darauf schwören, wenn du willst. Ich habe dich eingeladen, Dorothea, ein Herr hat's nur geschrieben. Habe ich damit eine Lüge gesagt?“

Dann neigte sie den Kopf zur Seite, als wollte sie sich den Augen des Mädchens entziehen.

„Geh schlafen, Dorothea!“ rief sie verdrießlich. „Du verstörst mir die ganze Nacht. Wie soll mein schwacher Kopf das ertragen? Da kommen mir dann solche Reden über die Lippen, die ich nicht verantworten kann. Geh schlafen! Und wenn du dir und mir einen Gefallen thun willst, so verschlaf, was du gehört hast. Es ist nicht gut, daß der Mensch sich Alles auf ein Schreibtäfelchen schreibt, damit es ihm nicht verloren geht. Manches muß er vergessen.“

Darin aber hatte sich die blinde Frau trotz ihres sonst so hellen Verstandes gründlich getäuscht. Ein junges Gehirn „verschläft“ nichts: seine Geister haben stets wache Augen. Seine Oberländer sprach wie eine Greisin. Weil ihre Kräfte im Niedergange waren und die Nebel der Vergeßlichkeit sich bereits leise über sie zu senken anfingen, glaubte sie dem jungen Mädchen diesen Rath ertheilen zu müssen. Sie allerdings schien am anderen Tage die ganze Unterredung wirklich verschlafen zu haben. Es war aber seltsam, daß sie von nun an Jonathan's Namen gar nicht nannte; es fiel ihr auch nicht auf, daß er nicht zum Besuche kam.

Selbst wenn das Kind zugegen war, kam sein Name nie über ihre Lippen; sie schien mit ängstlicher Absichtlichkeit sich davor zu hüten.

Eines Tages aber kam die blinde Frau unaufgefordert auf den Gesprächsgegenstand, der mit Dorothea's Gedanken leben in so innigem Zusammenhange stand.

Es war wieder Sonntag; die Glocken läuteten. Es ware grade acht Tage um, seitdem das Mädchen zu Veile Oberlände gekommen.

„Hörst du nichts, Dorothea?" fragte Veile aufhorchend i ihrem Bette.

„Das ist die Glocke, Großmutter."

„Ich bin ja nicht taub!" rief Veile. „Für mich aber i die Glocke nicht da. Warum machst du nicht, daß du in d Kirche kommst?"

„Ich komme immer noch zur rechten Zeit," erwider Dorothea fast gleichgültig.

„Zur rechten Zeit!" eiferte die blinde Frau. „Was hei das, die rechte Zeit? Weißt du denn immer, wo m grade hält?"

„Du meinst, Großmutter, bei welchem Gebete in d heiligen Messe?"

„Meinetwegen, ja!" sagte die Blinde mit übel verhehl Verdrießlichkeit.

„Man braucht blos den Priester zu sehen, Großmutte sagte Dorothea.

„Das kann nicht sein, Dorothea," rief die Blinde erre „das kann nicht sein!"

„Nur den Priester braucht man zu sehen," meinte Dorot im Tone der Belehrung. „Meinst du denn, es können A lesen . . ?"

„Das ist merkwürdig wie nur etwas auf der Wel meinte Veile. „Wie kann man beten, wenn man kein B vor sich hat, einen Siddur, oder was man sonst ein Gebetb

nennt? Verstehst du so was? Selbst jetzt, wo meine Augen blind sind, kommt es mir manchmal vor, als sei all mein Beten, mein Singen und Sagen nur halb. Es fehlt mir das Buch."

Dorothea antwortete nicht sogleich.

„Großmutter," sagte sie nach einer Weile, die Hand sinnend an das Kinn gestützt, „wenn du mir versprichst, nicht böse zu werden, möchte ich dir etwas anvertrauen."

Die blinde Frau wurde unruhig.

„Red'!" sagte sie kurz.

„Giebt es nicht auch bei Euch Leute, die in dem Gebetbuch nicht lesen können?" fragte Dorothea.

„So viel als du nur willst, Dorothea! Die verachtet man aber, die nennt man Unwissende. Denn es ist eine große Schande und Schmach für sie. Eltern sparen sich den Bissen vom Munde ab, damit ihr Kind ordentlich und fein unterrichtet wird; denn eine Mutter möchte sich noch im Grabe umdrehen, wenn sie wüßte, daß man ihr Kind zu den Verachteten und Unwissenden wirft, auf die Niemand sich umsieht. Und so ist es auch recht. Warum soll man die Sprache nicht lesen können, in welcher einmal Gott selbst zu uns gesprochen hat?"

„Es ist also eine Sünde, wenn man in dem Gebetbuche nicht lesen kann?" fragte Dorothea.

„Habe ich das gesagt?" rief die Blinde, die heute überhaupt einen schlimmen Tag hatte, sich im Bette aufrichtend. „Wer hat denn gesagt, daß es eine Sünde ist? Aber eine Schande ist es, die Einem das ganze Leben nachgeht, und es giebt kein Wasser, um sie abzuwaschen."

„Also verachtet und verworfen! Sag' es noch einmal, Großmutter. Verachtet und verworfen!" sagte Dorothea dumpf.

„Ja," sagte Veile, „es ist so. Ich kann davon nichts zurücknehmen, doch ich will dir das deutlicher erklären, weil

du . . mich vielleicht doch nicht verstehst. Weißt du, was ein „Kadisch" ist? Du wirst schon davon gehört haben, du bist ja schon so lange unter uns!"

„Ich weiß das, Großmutter. Es ist das Gebet für die Todten. Als die Frau begraben ward, hat es mein Herr auf dem Friedhofe gebetet und man hat ihm dabei mit einem stumpfen Messer in den Rock geschnitten."

„Es ist so," nickte die blinde Frau, „es ist so! Du hast überhaupt einen merkwürdigen Kopf, Dorothea, und behältst Alles, als wärest du damit geboren . . . Nun denke dir ein mal . . . . Da ist Einer, den man in seiner Jugend niemals gelehrt, in einem Gebetbuche zu lesen; es ist ihm so fremd wie etwas, was er nie zu Gesichte bekommen hat. Da stirbt ihm sein Vater, seine Mutter, sein Weib oder sein Kind! und er ist nicht einmal im Stande, dem Theuersten, was er hat die letzte Pflicht zu erweisen. Er muß dabei stehen und muß zuhören und nachsagen, was ein Anderer, ein ganz Fremder für ihn sagt. Er muß sich einen Stellvertreter nehmen und auch bezahlen, Dorothea, für das, was von seinen eigenen Lippen und aus seinem eigenen Munde kommen soll. Hätte es denn sonst für den todten Vater oder für die todte Mutter irgend eine Bedeutung? Mit einem Male ertönt eine fremde Stimme, die klingt dir so gleichgiltig, als wenn der Mann sagen wollte: Ich weiß ja noch gar nicht, was ich dafür bekomme? . . . Oder aber lauscht der todte Vater oder die todte Mutter, sie höre eine Stimme, aber es ist nicht die ihres Kindes . . . sie möchte sie ja aus Tausenden von Stimmen wieder herauserkennen. Nein, ihr Kind steht beiseite, es kann ja nicht lesen! Jetzt ist es freilich zu spät! Jetzt geht es ihnen freilich ans Herz und sie haben ein großes Weh davon, wie es sich gar nicht b

hreiben läßt. Sie schämen sich ihrer Schande und sind trau-
ig . . . sehr traurig! . . ."

Eine minutenlange Stille trat ein.

Die lichtlosen Augen der alten Frau starrten vor sich hin,
ls sähe sie in der That Alles, was sie soeben erzählt, in greif-
aren Gestalten an sich vorüberschweben . . .

„Großmutter, Großmutter," rief das Mädchen athemlos,
enn die Schauer des Gehörten bewegten ihr die Brust, „ich
anke dir! Ich danke dir aus voller Seele, daß du mir das
esagt hast . . . Jetzt erst weiß ich recht, was ich zu thun habe.
Bisher habe ich nur herumgetappt wie in einem Nebel."

„Was ist dir, Dorothea, mein Mädchen?" rief Veile Ober-
inder unruhig.

„Ja, Großmutter," sagte Dorothea, sich zu der blinden
rau niederbeugend, daß ihr heißer Athem sie berührte, während
re Stimme sich zu einem leisen Flüstern herabgestimmt hatte,
seine Mutter soll sich ihrer Schande nicht schämen! Bern-
ard wird lesen können, darauf verlasse dich, und wird keinen
Stellvertreter brauchen. Er wird lesen können, Großmutter!
Nein Bernhard wird kein Verachteter und Verworfener sein!"

Die Blinde fand aber kein Wort der Entgegnung. Ver-
and sie die Aufregung des Mädchens nicht?

Auch nicht das leiseste Muskelspiel verrieth, was in ihr
orging.

Es war wieder die alte unbeugsame Veile, die alte „Be-
emmerin", vor der sich einst Bella gefürchtet hatte.

Trotz des Sonntags ging Dorothea auch diesmal nicht
ur Kirche.

## XX.

### Das weiße Vögelchen.

Wer es Dorothea gesagt hätte:

Allerdings bist du mit deinem bedrängten Einzelleben ein kaum nennenswerthes Bruchtheilchen in der Gesammtziffer der Menschheit, ein Stäubchen auf der Waagschale des staatlichen Daseins, das sich Vaterland benennt! Aber Bruchtheil zu Bruchtheil geworfen, Stäubchen zu Stäubchen geballt, erhöht es sich zu einer so schwerdrückenden Last, daß man mit ihr, wie sie in ihrer landläufigen Weise vermeinen, ganz ernsthaft „rechnen" muß.

Weißt du nicht, daß sich deinetwegen tage- und wochenlang die Gesetzgeber deines Landes in dem hohen Berathungssaale abgemüht haben, um ein Mittel zu ersinnen, das dir helfen soll? Sie haben ihre Stirnen in krause Falten gelegt und eine Weile schien es, als ob daraus einer jener großen und befreienden Gedanken hervorgehen sollte, wie er die Menschheit in einer gleichsam geweihten Stunde überkommt. Du weißt das nicht?

Währenddem sie drin beriethen in dem hohen Saale mit den vielen Bänken, die sich längs der Wände rothgepolstert in aufsteigenden Stufen erheben, saßen draußen auf dem steinernen Gesimse eines Fensters zwei Vögel, ein schwarzer und ein weißer. Es waren aber zwei Geister, die, um besser horchen zu können, ihre sonstigen Hüllen von sich abgeworfen hatten. Der schwarze Vogel aber sagte zu dem weißen:

„Du wirst dich überzeugen, der Sieg ist mein! Ich erkenne drin in dem Saale manchen Gesellen, der trägt meine Federn und folgt meinem Geheiß."

Der weiße Vogel entgegnete:

„Der Sieg wird mir gehören. Warten nicht Tausende darauf?"

Aber als es Abend wurde — drin im Saale hatten sie bereits die Lichter angezündet und es herrschte in der abgematteten Versammlung jene schwüle Stimmung, wie sie einem Gewitter vorangeht; die Augen glühten und manche Brust arbeitete mühsam unter dem Drucke der furchtbaren Aufregung — da sagte der schwarze Vogel zu dem weißen:

„Der Sieg gehört weder Dir, noch mir! Sie haben die „confessionslose Nothehe" erfunden! Das ist ein griesgrämig hingeworfenes Almosen, davon wirst Du nicht fett, Du weißer Vogel, und ich verliere dabei nichts."

Und der schwarze Vogel flog von dannen . . . .

Vielleicht, wenn Jemand das Alles dem Mädchen berichtet hätte, es hätte darauf in aller Ehrlichkeit seiner Natur geantwortet:

„Haben sie das Gesetz wirklich für mich gemacht? Wer hat ihnen das Recht gegeben, an mich zu denken? Wenn ich nun nicht will? Sie haben mich nicht gefragt und ich habe mich mit keinem Sterbenswörtchen verrathen. Und sie glauben zu wissen, daß mir geholfen wird?"

. . . Es war aber Niemand da, der dem Mädchen von der Unterredung des schwarzen und des weißen Vogels erzählt hätte. Es schwirrten Stimmen in ihr, die ganz anders lauteten; denn die Lösung, die sie suchte, richtete sich nach einem anderen Ziele.

Indessen hatte die blinde Frau den Ausgangspunkt des Gesprächs, das sie heute mit Dorothea gehabt, im Laufe des Tages nicht vergessen. Als es zu Mittag läutete, rief sie erschrocken:

„Dorothea, jetzt ist deine Kirche aus und du kannst heute nicht mehr dahin gehen!"

„Mach' dir keine Sorgen, Großmutter," sagte das Mädchen.

„Sie werden dich aber darüber zur Rede stellen," meinte Veile Oberländer warnend.

„Wer kann mich zur Rede stellen, Großmutter?" fragte Dorothea.

„Wer? Weiß ich's, wer Alles dazu das Recht hat?"

„Großmutter," sagte das Mädchen nach einigem Besinnen, „man kann ja auch außen vor der Kirche bleiben und es ist so, als wenn man drinnen gewesen wäre."

„Das verstehe ich nicht," meinte die Blinde trocken.

„Ich will dir sagen, wie ich das meine," sagte Dorothea. „Da, wo ich zu Hause bin — aber man hat noch an zwei Stunden zu gehen, bis man dahin kommt — steht eine große, große Kirche, die ist so groß, daß, wenn all' die Tausende und Tausende von Wallfahrern im Frühlinge kommen, kaum der zehnte Theil von ihnen in ihr Platz findet. Die Anderen bleiben draußen stehen und hören zu, wie die Orgelklänge und die gesungenen Lieder zu ihnen herauskommen und knieen nieder, sobald drinnen in der Kirche das Glöckchen ertönt. Sie wissen ganz genau, welche heilige Handlung dort vorgeht. Großmutter, ist das nicht ebenso, als ob sie Alle mitten in der Kirche wären?"

„Dorothea," sagte die Blinde zögernd, „ich weiß nicht, ob das ein und dasselbe ist. Ueber diesen Punkt hat Jeder seine eigene Meinung. Wenn man aber dich hört, so glaubt man, du hast Recht."

„Ich habe Recht, Großmutter!" rief das Mädchen, und seine Stimme klang so ernst und überzeugungstief, als sollte

sie vor Gericht einen Schwur ablegen. „Ich habe Recht und dann —"

„Was?"

„Bin ich nicht, währenddem die Anderen in der Kirche gewesen, bei dir geblieben?"

„Gott soll dich dafür segnen, mein liebes Mädchen," rief die Blinde mit überströmender Lebhaftigkeit, „und für Alles, was du mir anthust . . . Ich möcht' nur nicht, daß sie mit Fingern auf dich weisen und sagen: Wegen . . . Veile Oberländer geht sie nicht in die Kirche! Es könnte dir das einmal schaden."

„Mach' dir keine Sorgen, Großmutter," rief Dorothea, „du kannst meinetwegen ganz ruhig schlafen. Wer kümmert sich um mich? Ich habe es nur mit mir selbst zu thun."

„Dorothea, mein liebes Mädchen," erwiderte die alte Frau mit einer Art geheimnißvoller Zurückhaltung, „es ist etwas sehr Schweres, was du da unternommen hast. Es wird dich zu Boden drücken; denk' daran, daß ich dir das vorausgesagt habe. Ein Mensch *darf* nicht allein stehen. Das will Gott nicht und hat es niemals gewollt. Es thut mir leid um dich, mein liebes Mädchen, und ich habe großen Kummer. Ich sollt' dir das Alles ausreden, daß auch nicht ein kleines Bröselchen in dir zurückbleibt. Aber ich rede nicht, weil ich weiß, du hast einen Kopf . . . der muß erst mit sich selbst fertig werden, ehe etwas Anderes hineingeht." —

Es giebt Tage im Leben, da ist das Gemüth gleichsam bettererprobt gegen jeden traurigen Gedanken; ein gewisser Verchenton durchzieht und durchklingt Alles. So war es an dem heutigen Sonntag . . .

Selbst die letzten Worte der alten Frau vermochten nicht, die gehobene Stimmung des Mädchens herabzudrücken. Die

Blinde mußte ein- über das andere Mal den Kopf schütteln, wenn Dorothea, statt auf ihre Fragen zu hören, mit irgend einer spaßigen Bemerkung antwortete, die damit in gar keinem Zusammenhange stand.

„Weißt du, Großmutter," lachte sie einmal hell auf, „was du dir heute anthun könntest?"

„Was denn?"

„Du könntest dir deine Feiertagshaube anziehen; ich meine die mit den rothen Bändern, sie steht dir besonders gut zu deinem feinen Gesichte. Soll ich sie dir aus dem Kasten holen?"

„Dorothea," rief die blinde Frau, einen erschreckten Laut ausstoßend, „bist du sinnedig oder willst du dir einen Spaß mit mir machen?"

„Warum einen Spaß?" lachte Dorothea auf. „Heute ist mein Sonntag, und da möchte ich, daß Alles sonntäglich aussieht."

„Dorothea, sei nicht übermüthig!" warnte Veile Oberländer mit aufgehobenem Finger.

Aber das Mädchen ließ sich nicht warnen.

Als das Kind spät am Nachmittage kam, fiel sie ihm mit einem Jubelschrei um den Hals, als hätte sie es monatelang nicht zu Gesichte gehabt.

Dann erst bemerkte sie, daß der Knabe ein schweres Buch unter dem Arme trug, der seiner Last kaum gewachsen schien.

„Dorothea," sagte der Knabe mit leuchtenden Augen, „siehst her, was mir der Onkel geschenkt hat, weil ich zum ersten Mal so gut gelernt habe."

Er zog ein hölzernes Büchschen aus der Tasche, ohne dabei das schwere Buch zu vergessen, das er sorgsam mit der einen Hand gegen seine Brust gepreßt hielt.

„Was ist's mit dem Büchschen?" fragte Dorothea.

Mit der größten Ernsthaftigkeit sagte der Knabe:

„Du meinst, Dorothea, das Büchschen ist gewöhnliches olz? Das kommt von einem Baume und wächst hoch in inem Walde, der heißt Libanon, und Dorothea! als der König David noch lebte, war das schon ein Baum, der war so hoch, ie . . ."

„Nun, wie hoch?" fragte Dorothea zerstreut.

„Wie der Thurm unserer Kirche!" rief der Knabe in seiner ndischen Begeisterung.

„Ein kurioser Vergleich!" murmelte die Blinde vor sich hin.

„Und er hat dir das für dein gutes Lernen gegeben?" agte Dorothea wieder.

„Ja, und er hat noch gesagt: wenn ich erst das erste Kapitel r Bibel weiß, so bekomme ich etwas noch Schöneres von ihm."

„Er lernt . . . also Bibel mit dir?" sagte Dorothea nlos.

Man hörte es ihr an, daß sie diese Kunde fremd an- uthete.

„Wie fängt er das nur mit dir an? Du kannst ja nicht sen!"

„Er sagt, man kann die Bibel lernen, ohne lesen zu nnen," meinte der Knabe mit jener Sicherheit des Selbst- wußtseins, die Kindern eigenthümlich ist, wenn sie auf einen ewährsmann sich berufen können. „Er spricht mir einen atz so lange vor, bis ich ihn auswendig weiß. Heute habe ch schon drei Sätze auswendig gelernt und dafür hat mir r Onkel das Büchschen geschenkt. Er sagt, es ist etwas eiliges."

„Hast du schon so was all dein Lebtag gehört, Dorothea?" ef die Blinde von ihrem Bette aus voll Hohn und Bitter- t. „Er will Bibel mit ihm lernen und das Kind weiß noch

nicht einen Buchstaben von dem andern zu unterscheiden! Das sieht dem „Frommen“ ähnlich! Und das leidet ein Jonathan und sieht es an und sagt kein Wort dazu?“

Es war das erste Mal, seitdem Dorothea in ihr Haus gekommen war, daß sie diesen Namen offen und ohne Hehl aussprach.

„Was willst du von Jonathan, Großmutter?“ rief dagegen das Mädchen mit ungewöhnlich scharfer Betonung. „Was willst du von ihm, der Nachts und Tags seine Augen offen halten muß? Muß er nicht immer sorgen und trachten? Denkst du denn gar nicht, Großmutter, an jene Nacht, wo er allein, ganz allein sich gegen die Männer mit den rußigen Gesichtern wehren mußte? Und wie sie damals das ganze Haus in Feuer stecken wollten? Weiß er, ob sie morgen nicht wieder kommen? Er muß so viele Menschen ernähren und muß Acht haben auf alle die großen und kleinen Räder, damit keines ins Stocken komme. Denk doch nur daran, Großmutter! Was geschieht, wenn ihn eine Krankheit niederwirft? Da hat er Niemanden, der für ihn die Augen offen behält. Wer soll dann für die vielen Menschen sorgen und darauf sehen, daß Jeder an seinem Platze und in seiner Ordnung ist? Wenn man so viele Dinge im Kopfe trägt, Großmutter, so wie er, dann kann man nicht darauf achten, ob das Kind die Bibel lernt, ohne lesen zu können. Und darum ist es ja so ein Unglück, wenn eine Mutter so frühzeitig von ihren Kindern fortgeht. Eine Mutter sollte niemals sterben, als bis alle ihre Kinder gestorben sind!“

„Dorothea,“ schrie die blinde Frau mit durchdringender Stimme, „was redest du da?“

Dorothea achtete aber nicht auf den Schrei, noch daß das

Antlitz der Blinden sich in dem Einen Augenblicke so merkwürdig verändert hatte.

„Zeig mir doch dein Buch, Bernhard," sagte das Mädchen; „ich will doch auch sehen, was du lernst."

„Ich darf nicht, Dorothea . . ." sagte der Knabe ängstlich.

„Du darfst nicht? Du darfst das Buch deiner Dorothea nicht zeigen? Wer hat es dir verboten?"

„Zu Hause, der Onkel . . ."

„Der? Er kennt mich ja nicht!"

„Er hat gesagt, ich darf das Buch von Niemandem berühren lassen; es hat einmal dem Großvater gehört."

„Nur darum nicht?" rief Dorothea eindringlich. „Nur darum nicht? Sag's offen heraus, mein kleiner Bernhard."

Sie hatte sich zu ihm gebeugt.

Der Knabe rief, von diesem Tone und der Nähe ihrer Augen erschreckt:

„Ich will dir ja Alles sagen, Dorothea! Ich habe ihn da sogleich gefragt: Darf ich's auch unserer Dorothea nicht zeigen? Und da hat er geschrieen und gesagt: Grade der nicht, grade der nicht! Ich kann ja nichts dafür, Dorothea!"

Als wollte er die ihr angethane Unbill fortschmeicheln, hatte er ihre Hand, wie das seine Gewohnheit war, an seine Stirne gelegt.

„Nicht einmal mir darfst du es zeigen, Bernhard?" rief sie mit einer Stimme, die zwischen Zärtlichkeit und Strenge klang. „Nicht einmal mir?" wiederholte sie.

„Er will es ja nicht, Dorothea," rief der Knabe, „er hat es ja verboten!"

„Geh von mir fort, geh fort! Ich mag dich nicht mehr!" schrie Dorothea plötzlich mit aller Gewalt einer wilden Leidenschaft. „Geh fort, du bist auch nicht besser als alle Anderen!"

„Dorothea!“ rief die Blinde aufhorchend.

Darauf ward es todtenstille in der kleinen Stube un wieder fragte die alte Frau:

„Was geht denn vor, Dorothea? Es kommt mir vor, al wärest du gar nicht mehr dieselbe Dorothea.“

„Es ist nichts, Großmutter, gar nichts!“ rief Dorothe wieder zur Besinnung erwacht. „Es ist gar nichts, Großmutte . . . ich habe nur vergessen gehabt, daß ich es mit einem Kind zu thun habe.“

Das Alles sagte sie in diesem Augenblicke leidenschaftslo und dumpf, wie Jemand, der ein schweres Leid hinter si geworfen hat.

„Wie du so sonderbar redest, Dorothea!“ sagte die Blind „Es geht mir wie ein Stich durchs Herz.“

„O, Großmutter,“ rief das Mädchen, „da siehst du, wo aus Einem werden kann!“

Sie hatte sich an dem Bette niedergelassen und die herab hängende Hand der alten Frau ergriffen.

„Ja, Großmutter,“ schluchzte sie, und es waren heiß Thränen, die auf die Hand der Blinden niederflossen, „za mich aus und sag mir das Schlimmste, was man einem Me schen sagen kann! Und vielleicht wäre es das Allerbeste fü mich wie für dich, wenn du mich fortgehen hießest. Denn i bin wirklich nicht die Dorothea, wofür du mich gehalten ha Ich bin gar nicht gut . . . ich bin schlecht im Grunde mein Herzens, und das ist jetzt zum Vorschein gekommen.“

Die Lippen der alten Frau zitterten; sie vermochte n in klagendem Tone zu sagen:

„Was geht denn mit dir vor, Dorothea? Ich erkenne di ja nicht mehr.“

„Weiß ich's doch selber kaum, Großmutter!“ rief d

Mädchen. „Aber es ist etwas Schreckliches mit mir vorgegangen. Ich habe die Schlechtigkeit meiner Natur erkannt. Ich habe zu viel auf mich selbst gebaut und getraut, und nun sehe ich, daß sich ein Mensch auch selber betrügen und belügen kann."

Die Alte streichelte ihr mit ihrer welken Hand das Haar und das schien ihr wohl zu thun. Die Herbigkeit ihres Schmerzes war gebrochen; sie redete von nun an ruhiger und gefaßter.

„Sieh an, Großmutter," begann sie wieder, „seitdem ich das Kind kenne und das Kind mich, habe ich immer geglaubt, es mag kommen, was da will: zwischen dem Kinde und mir steht nichts Fremdes. Was mein ist, ist sein, und was sein ist, gehört auch mir. Das, habe ich geglaubt, wird so bis ans Ende aller Tage dauern und Niemand wird es auseinanderreißen können. Hast du aber gehört, wie es mit einem Male ganz anders gekommen ist? Zum ersten Male werde ich gewahr, es ist doch nicht so, und die Natur ist stärker als das Alles . . . Muß es so sein, Großmutter? Und wie ist das so geworden? Kaum wird der Knabe größer, so ändert er sich; es ist, wie wenn plötzlich der Winter hereinbricht und gestern hat noch ein lauer Wind geweht. Der Schnee jagt durch die Lüfte und wohin das Auge sieht, ist Alles weiß und kalt . . ."

Die Hand der alten Frau ruhte so weich und lind auf dem Kopfe des Mädchens!

„Sieh an, Großmutter," fuhr Dorothea fort, „sie haben ihm ein Buch in die Hand gegeben. Ich weiß, es ist ein heiliges Buch und es kommt von seinem Großvater her. Aber wie ich zu ihm sage: Zeig mir doch das Buch, Bernhard! da wehrt er sich dagegen. Er darf nicht! Sie haben es ihm verboten. Großmutter, er darf das Buch seiner Dorothea

nicht zeigen. Es giebt also etwas, was dem Kinde gehört und mir nicht! Es giebt also etwas, woran man mir meinen Antheil verweigert? Warum darf er mir das Buch nicht zeigen? Warum darf ich es nicht anrühren? Bin ich eine Diebin mit unreinen Händen? Ich bin ehrlicher Leute Kind, Großmutter . . . ich bin Dorothea!"

Die Blinde sagte leise, indem sie ihr müde gewordenes Haupt auf das Kissen sinken ließ:

„Ich versteh' dich, Dorothea, mein liebes Mädchen, ich versteh' dich vollkommen und sehe dich jetzt so deutlich vor mir stehen, als ob ich noch meine Augen hätte. Was soll ich dir aber thun? Wie kann ich dir helfen?"

„Helfen?" rief das Mädchen zurück. „Habe ich gesagt Großmutter, daß du mir helfen sollst? Ich muß mir selber helfen. Ich muß meine ganze Natur zusammennehmen, daß sie nicht widerspenstig wird. Wie hätte ich sonst dem Kind wehe thun können? Mein armer kleiner Bernhard!"

Nicht sobald hatte der Knabe seinen Namen nennen gehört, als er mit dem feinfühligen Verständnisse, das an liebevolle Behandlung gewöhnten Kindern eigenthümlich ist, sogleich die günstigere Wendung seiner Lage begriff.

„Dorothea," rief er, „da hast du mein Buch! Ich werde dem Onkel sagen, daß ich es dir gezeigt habe."

„Du giebst es mir wirklich, mein kleiner Bernhard?" rief sie.

Die Bibel des Knaben in der Hand kniete sie an dem Bette der blinden Frau nieder.

„Sieh' an, Großmutter", sprach sie, „das Kind hat mir sein Buch gegeben. . . . Ich habe ihn dazu nicht gezwungen . . freiwillig hat er es mir abgetreten. . . . Und jetzt ist Alles wieder gut . . . Alles. . . . Sag' nur jetzt ein einziges Wort Großmutter, denn du bist über alle Menschen hinaus, die

ch kenne, weise und klug! Darf ich das Buch in die Hand ehmen? Darf ich's berühren und ist's keine Sünde, wenn ch es von dem Knaben annehme? Sag' nur ein einziges Wort, Großmutter, darf ich's . . ."

Die Blinde sagte nach einer kurzen Weile:

„Du darfst es, Dorothea, es ist keine Sünde!"

## XXI.

### Die goldene Rispe.

Dorothea hatte übrigens die volle Wahrheit errathen. Jonathan hatte wirklich nicht die Zeit, sich um das Kind zu ekümmern.

Dieselbe Triebkraft vielleicht, die aus Jonathan's und Dorothea's Liebesleben mit so geheimnißvollen Lauten sprach, atte sich in diesem Jahre mit überschwellender Kraft überall hin rgossen.

Baum und Feld, Wiese und Weingarten bewiesen wieder inmal nach langer Zeit, was es heiße, wenn Sonnenschein nd Regen, Thau und Wind gute Brüderschaft halten. Da atte Jemand aus einer Gegend, die die breite Donau durch=ießt, zum Beweise, „wie es in Ungarn aussehe," eine volle Getreiderispe nach Böhmen geschickt; sie wog ungewöhnlich chwer, und als man die Körner zählte, fand es sich, daß sie icht weniger als fünfunddreißig wohlbeschaffene, mehlreiche nthielt. Das war eine Freudenbotschaft für die schnurrenden nd pustenden Räder in Jonathan's Fabrik, denn es waltet eit langer Zeit ein geheimnißvolles Zusammenhängen und mpfinden zwischen ihnen und der Sense, die die goldene Saat

des Feldes vor sich niederlegt. Wenn das scharfe Eisen sich dem Müßiggange ergeben muß, dann ergreift es auch das Rad an der Maschine mit einer Art Schwermuth; es möchte nicht gerne „umsonst" sich drehen und abdrehen und lieber stellt es seine Schwingungen von selbst ein. Seitdem die ungarische Rispe gesehen worden war, wußten sich diese Räder vor Uebermuth und Wohlleben nicht mehr aus; es war, als wüßten sie erst jetzt, wozu sie denn eigentlich auf dieser Welt da seien. Tief „unten in Ungarn," so sagte Eines dem Andern, warten ungarische Mädchen auf buntes Band und Tuch, sputet Euch, daß ihr fertig werdet mit dem farbigen Gewebe, denn die Ernte ist gut und der Bauer — sieht nicht auf das Geld.

Das Alles hatte die Eine Rispe zuwege gebracht.

Und Tag auf Tag, oft bis in die späte Nacht hinein, saß Jonathan an seinem Schreibtische und schrieb und rechnete, um, wenn das nächste Morgengrau hereinbrach, neuerdings die Mittel zu berathen und vorzubereiten, wie man das Versprechen der goldenen, aus Ungarn gekommenen Rispe am besten einlösen könne.

Jonathan hatte wirklich keine Zeit, sich um das Kind zu kümmern. War es, daß er Dorothea in der Nähe wußte? Oder hatte es ihm die goldene Rispe angethan? Unter dem Schnurren und Pfeifen seiner Räder hatte er überhört, was sein Bruder, der „Landstreicher," einmal gesagt hatte:

„Das muß anders werden, ganz anders. Das Kind muß wissen, warum man nicht barhäuptig gehen darf. — Warum ist Perlchen nicht ein Knabe geworden? Sie hätte es längst gewußt! Das muß von nun an anders werden."

Dann nahm er die Bibel seines Vaters, die beständig

vor ihm auf dem Tische lag, zur Hand und rief den Knaben an sich.

Er faßte ihn beim Kopfe und schaute ihm wieder lange in die Augen.

„Weißt du schon," fragte er ihn, „warum ein Knabe nicht barhäuptig gehen darf?"

„Nein," sagte der Knabe, wie gebannt unter dem aus finsteren Brauen hervorlugenden Blicke des Landstreichers. „Dorothea hat es mir nicht gesagt."

„Schande über dich, Kleiner!" rief der Landstreicher, indem er den Knaben mit der Hand wieder fortschob. „Wer ist diese Dorothea, daß du sie zu fragen brauchst? Warum kommst du nicht zu mir und fragst mich?"

Darauf, da er wie ein schwankes Rohr in der Gewalt seines unberechenbaren Gemüthes war, schien er wieder von Mitleid für den zarten Knaben bewegt zu werden. Er zog ihn wieder schmeichelnd an sich und bedeckte ihn mit Liebkosungen.

„Siehst du," sagte er zu ihm mit dem zärtlichsten Tone, indem er sein Kinn aufhob, um ihm besser in die Augen sehen zu können, „Perlchen hätte das schon längst gewußt, schon längst ... Wie kommt's, daß du es nicht weißt?"

Das Kind bekam wieder Zutrauen zu dem so sanft redenden Manne.

„Wer ist Perlchen?" fragte er mit unbedachter Verwegenheit.

„Perlchen?" rief der Landstreicher, mit der Hand über die Stirne streichend, als besinne er sich auf die zu ertheilende Antwort. „Perlchen," sagte er nach einigem Besinnen, „ist etwas, was gar nicht mehr existirt ... was nicht da ist und auch

niemals mehr da sein wird. Wer Perlchen ist, willst du wissen? . . . Perlchen bist du!"

Kaum aber hatte er das gesagt, als er, von einer anderen Gedankenströmung erfaßt, den Knaben hastig an sich riß.

„Willst du jetzt lernen," rief er, „warum ein Knabe nicht barhäuptig gehen darf? . . . Siehst du da das Buch? Darin steht Alles, was du zu wissen brauchst, Alles, Alles, und man braucht dann gar kein anderes Buch. Ich frage dich noch einmal, willst du lernen?"

„Ja," sagte Bernhard und legte neugierig den Finger auf den Einband des merkwürdigen Buches.

„Rühr's nicht an," schrie er, „das ist die Bibel deines Großvaters! Du mußt mir zuvor versprechen, daß du das Buch in keines Anderen Hand geben wirst. Jedes Blatt darin ist ein Heiligthum."

„Was ist Heiligthum?" wollte der Knabe fragen, aber er brachte die Worte, wie gebannt von dem Klange dieses geheimnißvollen Begriffes, nicht über die Lippen.

„Ich werde es Keinem als Dorothea zeigen," sagte er scheu.

„Das darfst du nicht, Knabe," rief der Landstreicher mit starker Stimme, „das darfst du nicht! Dorothea ist ein Weib . . . und dann gehört sie nicht zu uns. Perlchen hätte das Buch auch Niemandem gezeigt, wenn man es ihr verboten hätte. Wenn ich einmal zu Perlchen gesagt hätte: „Perlchen, thu' das, oder thu' das nicht" . . . Perlchen hätte gefolgt und wenn es ihm das Leben gekostet hätte. Und so wie Perlchen, muß auch die ganze Welt sein. Sonst bist du ein ungehorsamer und widerspenstiger Sohn, den man hinausführt vor die Thore der Stadt und daselbst steinigt man ihn mit Steinen, bis daß er todt ist."

Trotz dieser schrecklichen Drohung zeigte das Kind merk-

würdigerweise keine Spur von Ergriffenheit; es blickte ihn mit seinen großen braunen Augen unverwandt an. Vielleicht kam dies daher, daß der Knabe ihn einfach nicht verstand. Diese Haltung des Kindes entwaffnete einigermaßen den Landstreicher und verwirrte ihn.

„Laß uns jetzt ans Lernen gehen," sagte er hastig; „die Zeit verfliegt und du hast sehr viel zu lernen."

Er schlug das erste Blatt der Bibel auf — die Schöpfungsgeschichte.

„Sag mir das nach," rief er, „was ich dir jetzt vorrede, Wort für Wort."

Er las zuerst aus dem Buche den ganzen Satz, dann mußte das Kind jedes einzelne Wort so lange wiederholen, bis es sich seinem Gedächtnisse eingeprägt hatte. Hierauf mußte der Knabe zwei Worte verbinden, und erst nachdem ihm dies gelungen war, schritt der Landstreicher in seiner sonderbaren Methode weiter; es kam ein drittes, ein viertes und ein fünftes hinzu, bis endlich der Knabe den ganzen ersten Satz der Schöpfungsgeschichte vollständig inne hatte. Darüber war fast eine halbe Stunde verflossen.

Das Antlitz des armen Kindes glühte von Eifer und Ermüdung zugleich.

„Jetzt hast du das Schwerste hinter dir," sagte der Landstreicher, zufrieden mit dem Kopfe nickend. „Wenn man den ersten Satz dieses Buches auswendig weiß, so wie du, dann ist man wie durch ein großes Thor in die Welt eingetreten und sie steht Einem nach allen Seiten offen. Du kannst dich dann gar nicht verirren und brauchst keinen Wegweiser. Willst du heute noch weiter lernen?"

Dabei legte er ein hölzernes Büchschen vor sich hin, und nachdem er ihm den Ursprung desselben, als vom Libanon

stammend, in seiner geheimnißvollen Weise mehr angedeutet als erklärt hatte, sagte er:

„Das gehört dir, wenn du es noch heute auf drei Sätze bringst. Willst du?"

Die Augen des Knaben leuchteten von kindischer Begehrlichkeit.

„Ja, Onkel!" rief er.

Es war die Neuheit der Sache sowohl, als die gleißende Belohnung in Gestalt des Libanonbüchschens, das vor ihm auf dem Tische lag — die Erlernung der nächsten zwei Sätze gelang dem Knaben in überraschend kurzer Zeit.

„Du hast einen Kopf wie Perlchen!" sagte der Landstreicher, und zur Bekräftigung dieses höchsten Lobes gab er ihm das Büchschen.

Der Knabe betastete es nach allen Seiten.

„Darf ich das behalten?" fragte er unsicher.

„Ich schenke dir's ja zur Belohnung."

„Und das Buch?" . . .

„Das darfst du bei dir aufheben," sagte der Landstreicher nach einer Weile, während ein merkwürdig lauernder Blick hinter den Augenbrauen über das Gesicht des Kindes glitt . . .

Mit dem Büchschen in der Tasche, die schwere Bibel unter dem Arme war der Knabe spornstreichs zu — Dorothea fortgerannt.

Wir haben bereits erzählt, wie er seinem Versprechen untreu gemacht wurde. —

Am anderen Tage begann der Landstreicher, nachdem er früher als gewöhnlich vom „guten Orte" heimgekehrt war, der Unterricht mit Bernhard, abermals in der von uns angedeu-

teten Weise; er befand sich mit dem Knaben allein, da Jonathan schon früh Morgens in die Fabrik gegangen war.

Ohne jede Einleitung, als bedeute der Tag, an welchem ein Kind zum ersten Male den Ernst des Lernens kennen lernt, in dem Leben desselben gar nichts, forderte er den Knaben auf, die gestern gelernten drei Sätze der Schöpfungsgeschichte zu wiederholen. Aber in den wenigen Stunden, die seitdem verflossen waren, hatte sich das Kind, vielleicht nur dem Auge des Landstreichers nicht sichtbar, eigenthümlich verwandelt.

Es saß bleich und abgespannt vor seinem Lehrer und vermochte nicht einmal das erste Wort des Erlernten seinem Gedächtnisse zu entlocken.

Er hatte Alles vergessen.

„Besinn' dich nur!" sagte der Landstreicher, anscheinend mit gewinnender Milde. „Perlchen hätte sich auch besonnen!"

Er hatte indeß das erste Blatt der Bibel aufgeschlagen und that so, als ob er der Gedankenarbeit des Kindes keine Aufmerksamkeit schenken wollte.

„Weißt du's jetzt?" fragte er ihn, vor sich hinstarrend, nach einer mäßigen Pause. „Ich habe dir eine lange Zeit gelassen und Perlchen hätte sich längst schon besonnen gehabt."

Aber auch diese Hinweisung auf den Ehrgeiz und die Lernfähigkeit eines anderen Kindes fruchtete bei dem Knaben nichts.

Er hatte Alles vergessen. Auch nicht die leiseste Spur war dem kleinen Gehirne verblieben.

„Du kannst dich also nicht besinnen?" sagte der Landstreicher, seine Stimme nur unmerklich erhöhend, während sein tiefliegendes Auge mit einem Ausdrucke lauschender Neugier auf dem Gesichte des Knaben haften blieb. „Ich will dir aber sagen, woher das kommt. Statt Tag und Nacht daran zu

denken, wie du die heiligen drei Sätze in deinem Kopfe behalten könntest . . . hast du nicht daran gedacht. Das sehe ich dir an . . . und auch etwas Anderes, was du mir verschweigen willst, sehe ich dir an. Ist es nicht so?"

„Ja, Onkel!" stöhnte der arme Knabe.

„Was hast du gethan?" fragte der Landstreicher leichthin. „Sag's frei heraus . . . Perlchen hätte sich nicht so lange besonnen."

„Onkel," rief der Knabe, angstvoll die großen braunen Augen zu ihm aufschlagend, „ich habe das Buch meiner Dorothea gezeigt."

„Hab' ich's dir nicht vorausgesagt?" schrie der „Fromme" und als wäre seine nervige Faust die Kralle eines Geiers, hatte er blitzschnell die beiden Hände des armen Kindes umfaßt und hielt sie an sich gepreßt.

Der Knabe fühlte sich in der Gewalt des Schrecklichen, ein Entrinnen aus dieser Umklammerung war nicht möglich. Es war ein kurzer und banger Augenblick, aber er genügte, um das in seinem tiefsten Wesen aufgeschreckte Vögelchen unter den Fängen seines Verfolgers in ein entseeltes Nichts zu verwandeln.

„Hab' ich dir's nicht vorausgesagt? Hab' ich nicht Recht gehabt?" rief er noch einmal, in die entsetzten Augen des Kindes wie in einen Spiegel starrend. „Du hast es aber nicht glauben wollen. Und darum wird an dir das Wort wahr werden, wie es geschrieben steht. Man wird den ungehorsamen und widerspenstigen Sohn hinausführen vor die Thore der Stadt und daselbst wird man ihn steinigen mit Steinen, bis daß er . . ."

Plötzlich ließ er die Hände des armen Knaben los.

„Ich kann's nicht sagen," murmelte er, „ich bring' es nicht über die Lippen! Was möchte Perlchen dazu sagen? . . ."

Er war wieder in die gewöhnliche Gebrochenheit zurückgesunken. Den Kopf in den Lehnstuhl geworfen, saß er mit geschlossenen Augen vor dem Knaben; kein Muskel regte sich an ihm, es schien, als wäre alles Leben aus ihm gewichen. Für das Kind hatte dies das Gute, daß es sich allmälig erholte und mit Staunen die Wandlung wahrnahm, die neuerdings mit dem Onkel vorgegangen war.

Dann richtete er sich mit seinem Oberleibe mühsam auf, aber die Schwäche übermannte ihn und er sank wieder kraftlos in seinen Sitz zurück.

„Kannst du dich jetzt besinnen?" fragte er den Knaben, ohne ihn anzuschauen.

Seine Stimme klang so leise wie die eines Schwerkranken, der zum ersten Male seine Umgebung anspricht.

„Ja, Onkel," sagte der Knabe muthig, „es ist mir grade eingefallen."

„So sag's!"

Ohne zu stocken wiederholte Bernhard die drei ersten Sätze der Schöpfungsgeschichte; sie waren auf der leichten Tafel seines Gedächtnisses nur verdunkelt, aber nicht verwischt worden und traten jetzt, da der Druck des Schreckens von ihm gewichen war, mit aller Klarheit vor seine Seele.

„Es ist gut," sagte der Landstreicher müde, „es ist ganz gut. Du hast einen merkwürdigen Kopf . . . wie Perlchen. Sie hätte das auch nicht vergessen gehabt, und wenn ein Jahr darüber vergangen wäre. Denn darin bestand ihre größte Kraft. Sie war wie ein lebendes Wunder auf die Erde hergeschickt worden . . . Uebrigens kannst du jetzt gehen, ich will heute nichts lernen mit dir. Morgen ist auch ein Tag

. . . und der Mensch vergißt doch eigentlich nie etwas, was er einmal gelernt hat."

Er winkte dem Knaben mit der Hand, damit er sich entfernen solle; aber das Kind schien dieses Zeichen seiner Entlassung nicht verstehen zu wollen. Es blieb sitzen.

Da rief der Landstreicher:

„Warum gehst du nicht? Ich gebe dir ja die Freiheit. Komm morgen wieder, übermorgen . . . wenn du willst. Dann will ich mit dir lernen und du wirst dann einholen, was wir heute versäumt haben . . . Nur heute nicht . . . das Herz thut mir zu wehe."

Als der Knabe schon an der Thür stand, rief er ihn wieder zurück.

„Wenn ich wieder so zu dir spreche," sagte er zu ihm mit gesenkten Blicken, als hätte ihn die Scham überkommen, „wie ich vorhin mit dir gesprochen habe, so sieh mich nicht so an... Du mußt deine Augen nicht so offen und groß auf mich richten. Das schickt sich nicht für ein Kind. Dann sehe ich einen Knaben vor mir, der war einmal dreizehn Jahre alt und hat es grade so gemacht wie du . . . Und was war das Ende davon? Willst du wissen, was das Ende war? Sieh mich an! . . ."

Das Kind schlich still und demüthig davon.

Für diesen Tag war aber die Freudigkeit seiner jungen Seele gebrochen. Ziel- und absichtslos irrte der Knabe während der Zeit bis es Mittag ward, in dem weiten Fabrikshofe umher oder in dem dahinter liegenden Garten. Keiner achtete auf den Knaben; er war im Hause seines eigenen Vaters wie verloren. Beim Mittagessen saß er den beiden Männern stumm gegenüber. Wohin war das sonst so laute Geplauder des Kindes gekommen? Auch darauf achtete Jonathan nicht . . .

Das Kind war wirklich wie verloren.

An diesem Tage suchte der Knabe seine Dorothea nicht auf.

Aber am folgenden Tage, als der Landstreicher von seinem Gange nach dem „guten Orte" heimkehrte, fand er den Knaben seiner vor dem Hause wartend.

„Gehen wir lernen, Onkel," sagte das Kind.

Der Landstreicher konnte wahrhaftig stolz auf sein Werk sein. Ungerufen war das Vöglein herbeigekommen und bat ihn: Sperre mich in den Käfig!

„Gehen wir lernen, Onkel," hatte das Kind gesagt, und so begann denn der Landstreicher aufs Neue den Unterricht. Er brachte an diesem Tage den ersten Schöpfungstag zu Ende und das Kind hatte mit ängstlicher Aufmerksamkeit den ihm eingeträufelten Wortschatz in sich aufgenommen. Wäre ein Zeuge dagewesen, der ihn beobachtet hätte, wie er durch keine Vergeßlichkeit des Kindes sich aus seiner steinernen Gelassenheit aufschrecken ließ, wie er Schritt für Schritt dem bald langsamen, bald wieder beschleunigten Erfassen seines Schülers folgte, er hätte sagen müssen: In diesem Manne ruht eine Fülle unerschöpflicher, fast übermenschlicher Geduld! . . . und er hätte ihn vielleicht bemitleidet.

Als er diesmal den Knaben entließ, sagte er zu ihm:

„Jetzt weißt du schon über den ersten Tag hinaus und es geht dir auch nicht ein einzig Wort davon ab. Du darfst dich darüber freuen, denn so weit hat es nicht einmal Perlchen gebracht gehabt. Wirst du es aber wieder vergessen?"

„Nein, Onkel," sagte das Kind, „ich will es nicht vergessen."

„Wie willst du das aber anstellen?"

„Ich will immerfort daran denken," sagte der gelehrige Knabe, „Tag und Nacht."

„Daran thust du Recht," sagte der Landstreicher, in einem

fast unmerklichen Lächeln seine Zufriedenheit kundgebend. „Du mußt in einem fort an das Gelernte denken und dich durch nichts herauswerfen lassen. Dann steht es felsenfest für dein ganzes Leben in dir. Denn es steht geschrieben: Du sollst es dir einschärfen und sollst davon sprechen, wenn du aufstehst und wenn du dich niederlegst, wenn du in dein Haus zurückkehrst oder wenn du aus demselben gehst . . . Perlchen hätte es nicht anders gethan . . ."

Wieder schweifte das Kind an diesem Tage ziel- und absichtslos im Hof und Garten umher, schweigsam und verloren. Und doch gehörte es nicht zu jenen Naturen, die empfangenes Lob still macht. Es mußte also in seine sonst so offene Gemüthsart ein fremdartiger Tropfen gekommen sein, den es nicht zu bewältigen vermochte. War das vielleicht bereits das dumpfe Behagen des Vögelchens, dem die Stäbe seines Gefängnisses lieb geworden sind? . . .

Der Landstreicher hatte dem Kinde durchaus nicht verboten, zu Dorothea zu gehen. Warum ging es nicht? Wer verwehrte es ihm?

Erst spät am Nachmittage sah man das Kind den Weg zum Häuschen der blinden Frau einschlagen.

Aber auch in der Nähe der geliebten Pflegerin kam kein erfrischender Hauch über die schlaff gewordene Kindesseele.

Dorothea war dessen im ersten Augenblicke gewahr geworden.

„Wo warst du gestern gewesen?" fragte sie den Knaben.

„Im Hof und im Garten," entgegnete Bernhard, ohne sie anzusehen.

„Darum bist du nicht gekommen?"

Sie sagte weiter nichts.

Das Kind hatte sich auf einen Schemel zu ihr gesetzt und

erhielt sich, als wäre jedes Wort vom Ueberflusse, mit einer rt grämlicher Verdrossenheit vollkommen ruhig neben ihr.

„Hast du heute schon gelernt?" fragte sie ihn nach einer Weile.

Statt aller Antwort kamen über die Lippen des Knaben ngsam und gedehnt, als spräche er sie aus dem Schlafe, in en Lauten der heiligen Sprache die Worte:

„Und die Erde war wüste und leer und Finsterniß auf em Abgrunde, und der Geist Gottes schwebte über den Ge- äffern."

„Was ist das?" rief Dorothea aufhorchend und faßte den eben ihr sitzenden Knaben an der Schulter, um ihm voll ins esicht sehen zu können.

„Und es ward Abend und es ward Morgen . . . Ein ag," wiederholte das Kind in der ihm angelernten Weise, ntönig und verdrossen, ohne dabei die Augen zu seiner Pfle- rin aufzuschlagen.

„Großmutter," rief das Mädchen zu der blinden Frau nüber, „was hältst du von dem Kinde?"

„Krank, krank!" ertönte es wie ein Klageruf von den ppen der alten Frau.

„Meinst du das wirklich, Großmutter?" rief Dorothea. Wo wäre ich denn gewesen!"

Sie legte ihre Hand auf die Stirne des Kindes.

„Der Kopf ist kalt, Großmutter!" sagte sie nach einer Weile im Tone ruhiger Fassung. „Fühl' ihn selber an, Groß- utter."

Sie war mit dem Knaben an das Bett der alten Frau treten, aber Veile Oberländer weigerte sich beharrlich, die and auszustrecken, um die Stirne des Knaben zu berühren.

„Was hast du davon, Dorothea, mein liebes Mädchen?"

sagte sie, sich gegen die Wand wendend, „und wenn ich di
hundertmal in Einem Athem sage: Sein Kopf ist kalt wie ei
Stück Eis? Ich höre den Knaben nur, aber ich sehe ihn j
nicht. Und da sage ich dir, das Kind ist krank . . ."

„Krank?" rief Dorothea.

Jedes andere Wort erstarb in ihrem Munde vor der
Ernste, mit welchem Veile Oberländer ihre Behauptung au
recht hielt.

„Ja," sagte die alte Frau.

Und nach einem Augenblicke Nachsinnens fügte sie hinzu

„Ich will dir etwas sagen, Dorothea, aber du darfst da
über nicht erschrecken. Es giebt etwas Aergeres als blos kra
sein, und das ist, wenn man krank wird. In diesem Zustand
ist das Kind . . ."

Dorothea versuchte mit einigen scherzhaften Worten d
Besorgniß der alten Frau fortzulächeln, aber an der B
klommenheit ihrer Stimme hätte wohl Jeder und nicht n
Veile Oberländer, erkannt, daß sie von dem Ausspruche d
Blinden in ihrem Gemüthe sich bedrängt fühlte.

Sie hatte sich mit dem Knaben wieder an das Fens
hingesetzt. Das Kind hatte nach alter Gewohnheit das Köpfch
auf ihren Schoß gelegt, die Augen nach aufwärts zur Stube
decke gerichtet, während sich seine Lippen unaufhörlich bewegte

Dorothea beobachtete ihn genau.

„Bernhard," flüsterte sie, indem sie sich zu ihm herabbeugt
so daß ihr warmer Hauch ihn ganz nahe berührte, „was spric
du denn in einem fort für dich hin und ich höre es nicht?"

„Ich denke nach," sagte das Kind mit greisenhaftem Ern
die Augen zu ihr aufschlagend.

„Du denkst nach? Kann denn das nicht ein anderes M

schehen?" fragte das Mädchen leise, um die Aufmerksamkeit r alten Frau nicht auf sich zu ziehen.

„Nein," sagte der Knabe laut. „Ich muß in einem fort ran denken, sonst vergesse ich es."

„Was denn, Bernhard?"

„Was ich bei dem Onkel gelernt habe."

„Ist das so schwer?"

Das Kind schwieg; zwischen seinen Lippen drängten sich lblaut die Worte der Schöpfungsgeschichte hervor.

„Gott sprach: Es werde Licht, und es ward Licht!"

Beide Oberländer hatte sich während dieses Zwiegesprächs r Beiden anscheinend ruhig verhalten und doch war ihre nze Seele dabei. Jetzt rief sie mit kräftiger Betonung:

„Siehst du, Dorothea, wie Recht ich habe? Hast du je- als an einem Kinde schon so was erlebt? Das kann ja um ein Großer, was der da oben" — sie streckte dabei ihren rgeren Arm nach der Gegend aus, wo sie den Landstreicher ver- thete — „an dem Kinde in kaum drei Tagen zu Stande pracht hat. Mein Mann, mit dem der Friede Gottes sei, r doch auch ein Lehrer, aber das hat er nicht vermocht! m liegt die Frage so für mich: Entweder er muß eine ene Kunst besitzen, mit welcher er das Kind auf unnatürliche eise so weit treibt, aber ich weiß nichts von einer solchen nst und mein Mann hat auch nichts davon gewußt, oder er t gar keine Kunst, sondern strengt nur das Kind übermensch- h an. Mir scheint aber, Dorothea, er macht es mit dem naben wie mancher Fuhrmann mit seinem Pferde. Er schlägt auf los, bis daß es geht . . ."

„Schlagen, Großmutter!" schrie Dorothea auf.

„Hab' ich das gesagt, Dorothea?" rief die Blinde. „Selbes ist mir nicht beigefallen. Es giebt aber noch etwas Aergeres

als Schlagen; wenn man nämlich dem Menschen, besonders einem Kinde, eine Kraft zutraut, die es nicht besitzt. Und darum muß es davor gehütet werden, Dorothea . . . sonst wird unser Kind krank und geht zu Grunde!"

„Das Kind ist nicht krank, Großmutter," rief Dorothea zu der blinden Frau hinüber, „es darf nicht krank werden. Weißt du denn nicht, daß ich seiner Mutter, wie sie mich zum letzten Male an ihr Bett gerufen hat, es versprochen habe? Das Kind kann ja gar nicht krank werden."

Das alles sagte sie voll Festigkeit, ja Heiterkeit, daß sie der alten Frau damit jeden Einwand abschnitt.

Dann bettete sie den Kopf des Kindes noch weicher in ihrem Schoße, als erwartete sie, daß es von einem Augenblick zum andern seine Augen zum Schlafe schließen könnte.

Aber das Gehirn des armen Knaben war zu aufgeregt um diesem süßen Heilmittel der Natur zu verfallen; er lag da wach, die Blicke zur Stubendecke hinangerichtet, während sich seine Lippen wieder unaufhörlich bewegten. Da rief die Blinde mit einem Male:

„Ich errathe, warum du so redest, Dorothea! Du möchtest ihn nur nicht erschrecken, und es war Unrecht von mir, daß ich meine Gedanken so in seinem Beisein herausgesagt habe. Was willst du aber von mir? Ein Blinder meint immer, es sei nur der Mensch in der Stube, der gerade mit ihm spricht . . . dessentwegen bleib' ich aber doch bei meiner Meinung. Das Kind wird verruinirt!" —

Es war bereits dunkler Abend geworden, als Dorothea das Kind nach Hause entließ. Und wieder war es weder Lust noch Unlust, was sich im Wesen des Knaben aussprach, als er von seiner Pflegerin schied. Schläfrig und verdrossen sagte er ihr:

„Gut' Nacht, Dorothea!"

Aber in demselben Augenblicke mochte ihn wieder die Erinnerung an seine Aufgabe überkommen haben, denn noch im Fortgehen lallte er im Texte der heiligen Sprache:

„Da machte Gott einen Unterschied mit dem Lichte und der Finsterniß. Und Gott nannte das Licht Tag und die Finsterniß nannte er Nacht."

Dorothea war am Fenster sitzen geblieben; sie sah in die dämmrige menschenleere Gasse hinaus, bis die völlig hereingebrochene Nacht allem Schauen und Sinnen ein Ende machte. Dann zündete sie das Nachtlämpchen an und setzte sich an das Bett der gleichfalls still gewordenen Blinden.

„Großmutter," rief sie mit einem Male, „hörst du mich?"

„Ich bin ja nur blind!"

„Glaubst du, Großmutter, daß sie täglich in der Nacht zu ihm kommt?"

„Wer denn?"

„Die blasse junge Mutter unseres Knaben! . . . Ich habe einmal erzählen gehört, daß im ersten Jahre die todten Mütter zu ihren Kindern kommen, um nachzusehen, ob im Hause Alles in Ordnung ist und ob es ihnen gut geht. Man darf sie aber dabei nicht stören, sonst zerfließen sie in die Luft."

„Glaubt man das auch bei Euch?" fragte die Blinde, das letzte Wort scharf betonend.

„Jedermann glaubt es."

„Warum fragst du mich?"

„Weil ich an unsern Knaben denke. Es will mir nicht aus dem Sinne, was du gesagt hast."

„Was kannst du ihm helfen?" rief die Blinde, deren Laune

beim Herannahen der Schlafensstunde eine arge Verbitterung erfahren hatte.

„Ich werde ihm helfen, Großmutter," sagte das Mädchen sich erhebend, „ich werde ihm helfen! Ich habe es seiner Mutter versprochen."

Draußen hatte die Nacht indessen einen vollständigen Umschlag des Wetters herbeigeführt. Es fiel jener feine, sachte Regen vom Himmel, dem man nicht lauschen kann, ohne daß davon die Sinne wie von einem Wiegengesange in den Schlaf gelullt werden.

Die blinde Frau verspürte alsbald die Wirkung, und als Dorothea, einmal aus ihrem Sinnen erwachend, nach ihr sah, lag sie im gesundesten Schlafe.

Was ging in der Seele des Mädchens vor?

Sie hatte sich leise aufgerichtet, so leise, daß auch nicht das kleinste Geräusch an das Ohr der Schlafenden drang. Mit vorgebeugtem Leibe horchte sie dann eine zeitlang, ob die Blinde wirklich schlief. Sie täuschte sich nicht. Hierauf schlich sie an den Tisch und stellte das Lämpchen so, daß dessen Schein auf das Gesicht der Schlummernden nicht fiel. Sie horchte wieder auf und langte dann rasch nach dem wollenen Kopftuche, der unentbehrlichen Kleidungsstücke aller böhmischen Mädchen.

Die Blinde schlief noch immer.

Noch einen Augenblick zögerte Dorothea . . . aber schon hat die Thürklinke dem Drucke ihrer Hand nachgegeben. Die Thüre bleibt halb offen. Dorothea ist draußen in der Nacht.

Trotz der Dunkelheit, die sie umgiebt, weiß sie den Weg zu finden, den sie zu gehen hat. Dort unten am Bach, nahe dem Stege, der über ihn führt, befindet sich eine unscheinbare, gewöhnlich unversperrte Thüre, die in den Fabriksgarten führt.

Wird sie auch heute offen stehen? Wird kein böser Zufall sie arren? . . .

Durch die Stille der Nacht rauscht der sonst so stille Bach. Wie gierig schlürft er das kostbare, vom Himmel strömende Naß in sich ein!

Jetzt steht sie am Stege. Stürmisch jagt ihr das Blut urch die Adern. Gottlob, das Pförtchen läßt sich leicht auf=inken! . . .

Sie ist im Garten, sie befindet sich auf Jonathan's Besitze!

Ohne Furcht und Zagen betrat sie den in Finsterniß ge=uchten Raum. Wovor sollte ihr bangen? Kennt sie daselbst icht jeden Baum und Strauch, jeden Weg und Steg? Wissen icht Alle davon zu erzählen, wo das Kind einmal gestrauchelt, o sie ihm ein Geschichtchen erzählt, wo sie es in den Schlaf elullt hat? Jetzt kommt sie an der großen, weitästigen Linde orbei, die mitten im Garten steht.

Wer sieht das siegreiche Lächeln auf ihren Lippen, das urch die Nacht leuchtet? Unter diesem Baume war es, daß onathan ihr so strenge verboten hat, mit der Wallfahrt nach rschendorf zu gehen. Und sie war trotz dieses Verbots doch egangen . . .

Warum Jonathan damals so überaus strenge that . . . as Lächeln auf ihren Lippen verstärkt sich; es ist, als wollte die Schleier der nächtigen Dunkelheit durchbrechen und gen: „Vor dem Lächeln einer Menschenseele geht ein ewiges icht einher . . ." Aber es erstirbt in demselben Augenblicke, s sie, aus dem Garten tretend, ein hellbeleuchtetes Fenster n Fabriksgebäude sieht.

Dort weilt Jonathan um diese Stunde . . . und schreibt nd rechnet. Und mitten unter seinen Ziffern und Schreibe=ien kommt ihn nicht der Gedanke an, daß sein Kind allein

mit dem Manne ist, der es krank machen wird? Die Blin hat es ja gesagt und sie muß es wissen.

Noch einen Blick wirft sie zu dem erleuchteten Fenster d Fabriksgebäudes hinan.

Wer will die Gedanken zählen, die mit tausend Stimm aus dem Mädchen drängen? Es sind Gluten, mühsam ve deckt und gehütet ... aber kein Regen ist so feucht, daß er löschen könnte.

„Warum zögerst du?" fragt es zu dem hellen Fenst hinan. „Weißt du nicht, daß dein Kind allein ist? ..."

„Warum zögerst du selbst?" tönt es durch die Nacht a Antwort zurück.

Sie erschrickt; von einem kalten Schauer erfaßt, hüllt ihren Kopf dichter in das Tuch. Der Regen fällt schwer Sind es nicht Tritte, die hinter ihr hörbar werden? Doroth ist aber eine Natur, die den Schrecken starkgemuthet übe windet. Wenn Er es wäre! ...

Eine dunkle Glut überfliegt sie, und ehe sie selbst ihr Wollens ganz klar geworden ist, steht sie jetzt in der Hausfl vor der Thüre der Stube, in welcher das Kind schläft.

Sie lauscht.

Ihre ganze Seele ruht in diesem Augenblicke in de Athemzuge, den sie in ihrer Brust zurückhält, um ihre A wesenheit nicht zu verrathen.

Draußen plätschert der Regen einförmig auf das Pflast des Hofes nieder. Drin in der Stube ist Alles so still . das Kind hat also einen gesunden Schlaf.

Warum ist sie von dieser Stätte ausgeschlossen? ...

Und noch Ein Gedanke kommt ihr. Sie kann ihn a den Blättern ihres bisherigen Lebens nicht herausreißen, hat zu starke Wurzeln in ihrem Gemüthe gefaßt:

Weil das Kind so ruhig schläft, . . . sitzt vielleicht die lasse Mutter an seinem Bette und breitet ihre kühlenden chwingen über den Knaben aus, damit ihm die Nacht kein nheil bringe.

Sie lauscht wieder.

Ist es jetzt nicht, als ob drin in der Stube Jemand laut räche? . . . Sie täuscht sich nicht, sie vernimmt es ganz utlich.

Es ist die Stimme des Knaben, die sie so gut kennt, wie ne sonst auf Erden. Er scheint aus dem Schlafe erwacht, nd doch ist es nicht so.

Was sie vernimmt, sind abgebrochene, unverständliche ute jener Sprache, die sie schon heute gehört hat. Wie das auerlich durch die stille Nacht tönt! Die blinde Frau hat o doch Recht. Das fiebernde Gehirn des armen Knaben zt also noch im Schlafe seine Tagesarbeit fort! Das Kind nt im Traume!

Dann muß ja der Knabe krank werden! Die alte Frau t Recht!

„Ich komme schon!" will sie aus der Tiefe ihres Jammers fen, da lassen sich mitten durch den plätschernden Regen hende Männerschritte auf dem Pflaster des Hofes vernehmen. e kommen näher. Er kommt, der sie hier nicht treffen darf . . er kommt bereits die Treppe herauf.

Die Hand gleitet von der Klinke, die sie schon ergriffen t. Sie entflieht.

„Wer ist das?" ruft die starke Stimme Jonathan's.

Eine dunkle Gestalt ist an ihm auf der Treppe vorüber=uscht.

„Wer ist das?" ruft er nochmals.

Keine Antwort.

Trotz seines männlichen Muthes kann er sich eines leichte Schauers nicht erwehren . . .

Jetzt huscht es über den Hof und dann wird es mit einer Male still.

Aus der Ferne klingt es, als ob Jemand mit starker Han das Pförtchen, das aus dem Fabriksgebäude in den Garte führt, in das Schloß geworfen hätte . . .

Der Regen hat aufgehört.

---

## XXII.

### Sie sprechen sich aus.

Am anderen Morgen fragte Veile Oberländer, die heu gegen ihre Gewohnheit in den hellichten Tag sich „verschlafer hatte, sogleich nach ihrem Erwachen:

„Was ist für ein Wetter draußen, Dorothea?"

„Die Sonne scheint wieder, Großmutter."

„Wieder? Warum wieder?"

„Da sieht man, was du für einen gesunden Schlaf ha Großmutter! Es hat ja die ganze Nacht geregnet."

„In Wahrheit?" fragte die blinde Frau in jener grämlich Laune, wie sie den meisten Leuten am frühen Morgen eige thümlich ist. „Zuletzt wirst du mir noch einreden wollen, hat mitten in der Nacht geschneit, und das Alles darum, w ich blind bin."

„Warum zweifelst du, Großmutter?" sagte Dorothea, u trat an das Bett der Blinden. „Habe ich dich einmal sch belogen?"

Veile richtete ihr erloschenes Augenpaar mit zwingender Gewalt auf das vor ihr stehende Mädchen.

„Es könnte aber geschneit haben," sagte sie mit nachdrucksvoller Langsamkeit, „es könnte ganz gut geschneit haben, trotzdem es schon tief in den Sommer hineingeht und der Schnitt vor der Thüre steht. So etwas ist schon vorgekommen, denn auf einmal habe ich in der Nacht eine Kälte in meinem alten Leibe gespürt, daß ich schier geglaubt habe, ich erfriere."

„Die Thüre war offen geblieben, Großmutter," sagte Dorothea leise.

„Was sagst du?"

Dorothea wiederholte ihre Worte; sie schienen die Blinde zu beschwichtigen, aber nicht lange darauf richtete sie ihr greises Haupt mit einer gewissen Entschiedenheit auf, was immer geschah, wenn ihr Geist mit etwas Wichtigem beschäftigt war.

„Du warst fort gewesen in der Nacht?" sagte sie mit frauenhaftem Ernste.

„Ja, Großmutter."

„Du leugnest das also nicht?"

„Großmutter!"

Mehr sagte das Mädchen nicht. In dem Einen Worte lag Alles, was sie zu sagen hatte. Es war kein Aufschrei sittlicher Entrüstung, wohl aber die sicher ruhige Abwehr eines klaren Gewissens.

Die Wirkung zeigte sich sogleich auf dem Antlitze der alten Frau.

„Verzeih mir, Dorothea," rief sie mit ungewöhnlicher Milde, „ich habe dir nicht wehe thun wollen! Wer weiß besser als ich, was du bist, und daß nicht ein Aederchen von einer Lüge oder Verstellung in dir steckt? Und habe ich denn ein Recht überhaupt, dich so zu fragen? Du bist freiwillig zu mir

eingetreten, es hat dich Keiner dazu gezwungen. Was fäl
mir also ein, von dir zu verlangen, daß du mir sagst, ob d
in der Nacht von mir fortgegangen warst oder nicht?"

„Frag' mich nur, Großmutter!" sagte Dorothea leise.

„Wo warst du gewesen, Dorothea?", fragte die Blinde.

„In Herrn Jonathan's Hause."

„Um Gottes des Allmächtigen Willen," rief Veile, dere
Unruhe mit jedem Worte zu wachsen schien, „du bist noch z
jung und weißt daher nicht, wie die Menschen sind. Was o
ganz gerade und gerecht ist, kommt aus ihrem Munde krum
und unrecht heraus. Ich will darüber weiter nichts sagen, abe
denk dir, wenn dich Einer mitten in der Nacht dort gesehe
hätte!"

Die Blinde hatte wahrscheinlich geglaubt, mit dieser un
verhüllten Anspielung einen großen Eindruck hervorzubringer
Dorothea meinte aber in derselben Redeweise:

„Ich gehöre ja dorthin, Großmutter. Das Kind ist j
nicht bei mir. Da habe ich hingehen müssen."

„Du warst also bei dem Knaben gewesen? Warum ha
du das nicht gleich gesagt?" rief die blinde Frau hochaufathmend
„Ich habe in der Nacht, wie du fort warst und ich nach di
gerufen habe, nicht anders geglaubt, als ich liege auf laute
spitzigen Stacheln und Brennesseln. Du bist also bei den
Kinde gewesen! Warum hast du mir das nicht gleich ein
gestanden?"

„Ja," sagte das Mädchen, „ich habe an seiner Thüre ge
lauscht, denn ich habe mich überzeugen wollen, wie er schläft . .
O, Großmutter, wie schrecklich klingt das, wenn so ein Kind
mitten aus dem Schlafe herausspricht! Es sollte ruhig da
liegen, wenn es sich am Tage müde gelaufen hat, und nichts
sollte ihm die Ruhe stören. Denn das ist so seine Natur, und

enn es anders ist, so geht in dem Kinde etwas vor. Aber nser armer Knabe hat nicht einmal in der Nacht Ruhe vor en Gedanken! Sie kommen zu ihm und zermartern ihm das ehirn, Großmutter. Sag', muß das sein? Muß der arme nabe sogar im Traume lernen?"

„Es muß nicht sein!" sagte die Blinde mit ihrem kräftien Kopfschütteln. „Warum, du einfältiges Mädchen, soll etwas in müssen? Muß der Mensch krank werden? Muß ich zuhen, wie Einer den Andern zu Grunde richtet? O ja! es ebt schon etwelche Menschen, die sagen bei solchen Gelegeniten: Wer bin ich? oder wer bist du? daß ich mich in deine eschäfte einmengen soll? Laß sie reden, Dorothea, laß sie den! Wenn es nach dem Kopfe derartiger Leute gehen sollt', wäre es besser, daß Gott lieber heute als morgen die Welt Scherben zerschlagen möchte! Es wäre nicht um Einen roschen Schade um sie. Aber die Welt ist nicht so, Dorothea, und die Menschen auch nicht. Und gerade du, mein bes Mädchen, bist ein lebendiges Beispiel davon. Mußt zusehen und warten, bis man dir das Kind wie eine verbene Uhr zurückstellt und du weißt nicht, was damit anfangen? Greif zu, Dorothea, mein Mädchen, greif zu, sonst rd es zu spät und er bekommt die Gewalt!"

Voll Ehrfurcht und Staunen blickte Dorothea auf das alte Antlitz der Blinden; es sprühte in diesem Augenblicke wie von Flammen ewiger Jugend. Es war eben Dasjenige eingetreten, as uns so selten im Leben begegnet. Eine Menschenseele hte sich schlackenlos und echt einer anderen aufgethan.

Unwillkürlich war sie an dem Bette der Blinden in die Knie gesunken.

Aber Veile Oberländer war schnell wieder in die Niederungen ihres bisherigen Thuns und Redens herabgestiegen, denn

als Dorothea nach einer Weile fragte: „Ich habe also Recht gehabt, Großmutter, daß ich zu unserem Knaben hingegangen bin? Darf ich wieder zu ihm gehen?", sagte die Blinde kühl und bedächtig, als ob eine rauhe Hand Alles bis auf die kleinste Spur in ihr ausgelöscht hätte, was doch kurz vorher so lebendig von ihren Lippen gesprüht hatte:

„Du bist ja erst dort gewesen, Dorothea! Warum fragst du mich das nicht später? Mein alter Kopf ist an so schwierige Antworten nicht gewöhnt. Er hat nur eine kleine Eingangsthüre und da kann nicht viel auf einmal hinein. Meinst du sie ist groß wie das Thor einer Getreidescheuer? Frag' mich später, Dorothea, frag' mich später!"

Aber Dorothea fragte nicht. Es verging eine Stunde nach der anderen, ohne daß das Mädchen in die Nähe der Blinden gekommen wäre. Sie verrichtete die wenigen Hausarbeiten, die ihr oblagen, still und geräuschlos. Vielleicht erwartete die alte Frau gar nicht, am heutigen Tage noch gefragt zu werden; denn so kurzlebig auch das Alter sich fühlt, in Allem, wo es auf ein rasches Aussprechen und Beantworten ankommt, verfährt es mit einer Bedächtigkeit, als ob sein Lebensstunden ungezählt wären, wie der Sand am Meere.

Es war später Nachmittag geworden. Das Kind war nicht gekommen.

„Sieh du hinaus mit deinen guten Augen, Dorothea," sagte Veile Oberländer mit einem Male, „ob er noch nicht kommt."

„Ich sehe schon seit einer Stunde zum Fenster hinaus," meinte Dorothea, „er will aber nicht kommen."

„Er will nicht!" rief die Blinde mit ihrer gewöhnlichen Herbigkeit. „Sag lieber, der „Fromme" läßt ihn nicht fort."

Plötzlich stand Dorothea neben dem Bette der alten Frau

„Großmutter!" sagte sie leise, ganz nahe zu ihrem Antlitze niedergebeugt.

„Was willst du, mein liebes Mädchen?"

„Ich gehe jetzt fort und lasse dich allein. Ich muß es noch heute zu Ende bringen."

„Du willst es noch heute zu Ende bringen?" wiederholte Veile Wort für Wort.

Wie sie das so sprach, war ihr der Kopf auf die Brust gesunken; es schien, daß eine plötzliche Schwäche sie übermannt habe. Die greisenhafte Verfallenheit ihres Gesichts trat jetzt erschreckend hervor; so hatte Dorothea sie noch niemals gesehen.

„Soll ich nicht gehen, Großmutter?" rief sie beängstigt.

Mit dem Aufgebote aller Kräfte richtete sich aber die Blinde in ihrem Bette auf; an die Stelle der Hinfälligkeit war mit wunderbarer Schnelligkeit eine Art Scheinkraft getreten, die ihre blassen Wangen mit einem durchsichtigen feinen Roth bedeckte.

„Du hast mich jetzt gefragt," sagte sie, „sowie es sich schickt. Früher hat nur dein Wille aus dir gesprochen, und das hat mich so erschreckt ... So will ich dir auch jetzt antworten wie es sich schickt. Geh', sag' ich dir, geh' und bring' es zu Ende. Es handelt sich um meines Jonathan's Kind! Geh!"

Sie hatte die Hand, gleichsam als wollte sie ihr den Weg zeigen, gebieterisch ausgestreckt; dann sank sie kraftlos in ihr Kopfkissen zurück. —

Diesmal ging Dorothea nicht an den Steg, der über den Bach führt, um von da aus durch den Garten in das Wohnhaus zu gelangen. Sie ging geradenwegs durch die „Gasse,"

hochaufgerichteten Hauptes, von der Abendsonne beschienen, daß ihr blondes Haar wie in eine Goldfluth getaucht schien.

Manches Auge sah dem Mädchen nach wie einer fremdartigen Erscheinung, über die sich nichts Bestimmtes denken ließ. Und doch kannten sie sie ja Alle als das „deutsche Mädchen," das vor Jahren in Jonathan's Haus gekommen war.

An dem Mädchen war keine Hast bemerkbar; gleichmäßig war ihr Gang; man hätte vermuthen können, sie gehe zur Kirche.

Sie war in das Haus eingetreten.

Auf derselben Flur, auf welcher sie in der gestrigen Nacht den Schlaf des Kindes belauscht hatte, stand sie wieder und . . . horchte. Anfangs war Alles fast unheimlich still, es regte sich nichts in dem Hause.

„Sag's noch einmal, Knabe!" hörte sie plötzlich eine zornige Männerstimme drin in der Wohnstube. „Gerade jetzt hast du mich wieder so angesehen . . . du weißt, ich kann das nicht ertragen. Sag's noch einmal."

Drauf hörte sie die Stimme des Knaben. Was er sprach, kam nur unverständlich an ihr Ohr, ihr schien es aber, als klinge es wie unterdrücktes Weinen. Noch stand sie einen Augenblick wie in den Boden gewurzelt. Sie athmete kaum.

„Und jetzt schlage mit der Hand an deine Brust und sage mir Wort für Wort nach, was ich dir vorsprechen werde," tönte wieder die zornige Stimme. „Du mußt dich demüthigen, Knabe, und dein Hochmuth muß gebrochen werden! Ich habe gesündigt, mußt du sagen, ich habe mich vergangen, ich habe gefehlt. Ich habe nicht gehorcht der Stimme meines Vaters und nicht der Stimme meiner Mutter . . ."

Darauf erfolgte ein Aufschrei des Kindes, der das Wesen Dorothea's in seinem Innersten erbeben machte.

„Ich kann das nicht sagen, Onkel!“ hörte sie das Kind ufen.

„Ich habe gesündigt, ich habe mich vergangen,“ wieder- olte dagegen die andere Stimme.

Da trat Dorothea in die Stube.

Mit einem Blicke überschaute das Mädchen den ganzen Vorgang. In einer Ecke des Zimmers, in sich zusammen- ekauert, das heiße Gesicht von Thränen überströmt, stand der Knabe. Im Lehnstuhle saß die finstere Gestalt des Land- reichers, den sie zum ersten Male gewahr wurde, die Augen st gerichtet auf ein Buch, das vor ihm auf dem Tische lag. r hatte den Eintritt des Mädchens nicht bemerkt; erst der uf des Kindes: „Da ist Dorothea!“ machte, daß er auffuhr. Seine Blicke ruhten eine lange Weile mit durchdringender Schärfe auf der ihm fremden Gestalt.

„Wer bist du und was willst du?“ rief er mehr neugierig ls erzürnt.

Der Knabe war während dieser Zeit aus seiner Ecke erbeigekommen und hatte sich zu Dorothea gestellt.

„Dorothea!“ schmeichelte er und sah mit den großen Augen u ihr auf.

„Geh' wieder dorthin, wo du gestanden bist!“ schrie der andstreicher, die Hand gegen den Stubenwinkel ausstreckend. Und nicht eher wirst du von dort weichen, bis du gesagt hast, as ich dir vorgesprochen habe: Ich habe gesündigt, ich habe ich vergangen —“

„Ein Kind sündigt nicht!“ unterbrach ihn Dorothea, indem e den Knaben innig an sich drückte.

Ihre Lippen bebten, als sie sprach, aber ihr Ton klang ahig.

„Wer bist du?“ rief der Landstreicher, stand auf und trat

ihr in seiner schreckhaften Höhe fast unter das Weiße ihrer Augen.

Darüber erschrak Dorothea derart, daß sie keines Wortes sich mächtig fühlte.

„Ich frag' dich noch ein Mal," rief er mit schriller Stimme, „wer bist du, daß du so zu mir sprichst?"

War es die Verwirrung darüber, daß sich das, was sie sich vielleicht in ihrem Gedankenleben als ausführbar dargestellt, ihr jetzt in dieser Gestalt entgegentrat? Sie war zaghaft geworden wie das Kind, das sich Hülfe suchend an ihre Seite geschmiegt hatte; dazu kam noch, daß ihr erst jetzt in der unmittelbaren Nähe des Landstreichers die große Aehnlichkeit desselben mit seinem Bruder auffiel. Das war Jonathan und er war es wieder nicht! Es war, als wenn die Natur an einem ihrer Kunststückchen ein besonderes Wohlgefallen gefunden hätte: dieselben Züge und dieselbe Lagerung der Formen und doch in dem Allen ein unsagbares, ein nicht nachweisbares Etwas, das die Beiden auseinander hielt, wie Nacht und Morgen.

„Ich bin ... Dorothea!" sagte sie mit einem scheuen Aufblicke zu dem vor ihr stehenden Manne.

Er maß sie mit seinen furchtbaren Augen vom Scheitel bis zu den Fußspitzen, so daß hohe Röthe und tiefes Erblassen ihr bis an die Schläfe stieg.

„Bah," sagte er wegwerfend, „jetzt weiß ich, wer du bist. Du bist das Dienstmädchen meines Bruders. Du hast das Kind auferzogen und nun hast du die Frechheit jener Personen, die man lange im Hause duldet. Mit dir habe ich nicht zu thun."

Er wendete sich von ihr ab und ging langsam zu seinem Lehnstuhle zurück, in den er sich niederließ.

„Komm jetzt her zu mir, Knabe," rief er dem Kinde zu, hne sich nach ihm umzusehen. „Du hast dein Sündenbekennt- iß noch nicht gesagt. Wie lange soll ich warten?"

Da schrie Dorothea außer sich:

„Geh nicht, Bernhard, geh nicht!"

Der Schreck, der bis dahin ihr Wesen gelähmt hatte, war ebrochen. Sie vermochte wieder zu athmen.

„Was geht denn hier vor?" sagte der Landstreicher ohne Bereiztheit vor sich. „Bin ich im Hause meines Bruders oder in ich es nicht? Warum tritt sie zwischen mich und das Kind?"

Er schien wieder einer jener seltsamen Träumereien ver- allen zu sein, die ihn, wie wir bereits öfter erfuhren, mitten n geregelten Gespräche der Wirklichkeit entführten. Seine Gedanken waren wieder in jene Wildniß gerathen, aus der er ur nach mühseligem Suchen den Heimweg fand.

Unter den finsteren Augenbrauen sammelte sich allmälig n kalter Blick, der auf dem Mädchen eine Weile ausruhte.

„Ich versteh mich nicht," sagte er ganz langsam, Wort ir Wort abwägend. „Wie kommst du dazu, ein fremdes Mädchen, das ich nicht kenne und das ich niemals gesehen habe, n mein Thun einzugreifen? Ich habe mir vorgenommen, den Ungehorsam dieses Kindes zu brechen ... Wer darf mich aran hindern? Wer bist du denn, daß du dich unterstehst? ..."

In Dorothea war währenddem der alte Muth wieder ge- achsen.

„Ich habe ein Recht dazu," sagte sie leise nnd schaute ihn urchtlos an.

„Du hast ein Recht?" fragte er, sie neugierig anstarrend.

„Ja," sagte Dorothea, sich zu dem Knaben niederbeugend, ill und doch verständlich, „denn ich bin die Mutter dieses indes."

Der Landstreicher schien jedoch auf diese Mittheilung durchaus kein Gewicht legen zu wollen.

„Bah," rief er leichthin, „das ist so eine von den Redensarten, die ich viel tausendmal in meinem Leben gehört habe. Darauf gebe ich nichts. Weil du das Kind gewartet und für seine Nothdurft gesorgt hast, bist du noch nicht seine Mutter. Man hat dich dafür bezahlt."

Trotz dieses nicht mißzuverstehenden Hohnes verharrte das Mädchen in seiner ruhigen Fassung.

„Es ist so wie ich gesagt habe, ich bin die Mutter dieses Kindes," kam es flüsternd über die Lippen Dorothea's.

„Gut," meinte der Landstreicher, indem er die Gestalt des Mädchens mit einem fast wohlwollenden Blicke maß, „ich will das gelten lassen. Wenn ich dir aber diesen Namen belasse, weil du es so willst, wie kommt es dann, daß du mich unterbrichst, wenn ich das Kind züchtigen will? Und das Kind muß gezüchtigt werden, denn es fehlt ihm an Demuth in seinem kleinen Kopfe. Es sieht darin schon ärger aus als in manchem großen. Das muß herausgeworfen werden und dazu hat mich Gott in seiner großen Gnade bestellt . . ."

„Auch wenn das Kind krank wird?" fragte Dorothea mit unsicherer Stimme, denn auf ihr Gemüth hatten die letzten Worte des Landstreichers großen Eindruck gemacht.

„Auch wenn es krank wird!" kam die finstere Antwort des Landstreichers zurück.

Er hatte sich erhoben und stützte dabei seine Hände auf die Tischkante, während seine Augen auf die Blätter des vor ihm aufgeschlagenen Buches starrten.

„Besser krank sein und gestorben, als so leben wie dieses Kind, abfällig von Gott und keine Furcht in seinem Herzen vor den heiligen Geboten!"

„Ein Kind? Ein so kleines Kind und soll schon sündi-
en?“ rief Dorothea in tiefer Bewegung und trat ihm näher.

Der Landstreicher veränderte aber seine Stellung nicht.

„Was kann denn ein Weib anders glauben?“ sprach er
alblaut vor sich hin. „Sie glauben erst an die Sünde, wenn
e die Flammen ringsum lodern sehen. Ich will dir aber
twas sagen, Mädchen, was vielleicht auch dein beschränkter
Sinn begreifen wird.“

Seine Sprache klang wieder weich, beinahe traurig.

„Vor einigen Tagen habe ich den Knaben barhäuptig ge-
unden und habe ihm das für alle Zukunft verboten. Heute
ufe ich ihn zum Lernen und er setzt sich wieder barhäuptig
n den Tisch. Und wie ich ihm das verweise, sagt er mit aller
rechheit seines unfolgsamen Herzens: „Dorothea hat mich
mmer so gehen lassen.“ Das Kind weiß also, daß es ge-
ndigt hat. Und die Verführerin . . . bist du!“

„Komm, komm, Bernhard!“ rief das Mädchen ängstlich
nd machte, den Knaben an der Hand, einige Schritte gegen
e Thüre.

„Bleib!“ schrie der Landstreicher, in welchem alle Wildheit
nes Raubthieres erwacht zu sein schien, mit gellender Stimme,
dem er mit blitzschneller Behendigkeit an den Knaben sprang,
n ihn ihr zu entreißen.

Sie aber preßte das Kind mit der einen Hand an sich,
ährend sie die andere wie abwehrend ihm entgegenhielt.

„Ich lasse das Kind nicht hier!“ rief sie athemlos. „Du
dtest ihn noch!“

„Du willst mir ihn also entziehen!“ schrie er wieder, daß
sein Athem wie ein heißer Gluthstrom überfluthete.

„Ja!“ sagte Dorothea, alle Kraft zusammennehmend; es
ar aber bereits zu spät.

Er hatte sie mit nerviger Faust an der Schulter gefaßt; seine Augen glühten und sein Antlitz trug den Ausdruck einer Verzerrung, wie sie nur die entfesselte, über alle Dämme hinwegfluthende Leidenschaft des Menschen gestaltet. Das währte aber nur einen Augenblick. Kaum fühlte das Mädchen die rohe Gewalt an seinem Leibe, als es, von dunkler Zornesgluth flammend, die Hand, die auf ihr lag, niederreißend, rief:

„Rühr' mich nicht an! Ich werde das Weib deines Bruders!"

Er fuhr mit beiden Händen über das Gesicht, als wär der Blitz grade neben ihm in den Erdboden gefahren, dann taumelte er rückwärts und fiel wie eine leblose Masse in den Lehnstuhl zurück; seine Augen hatten sich geschlossen, er athmete kaum. Dabei war sein Antlitz fahl geworden, wie das eines Todten.

Als ihn Dorothea in diesem hülflosen Zustande gewahrte, wurde ein großes Mitleid mit dem Unglücklichen in ihrer Brust rege. Noch empfand sie den schmerzenden Griff seiner Faust an ihrer Schulter, und schon war sie bereit, ihm Abbitte zu thun, denn ihr gereifter Verstand sagte ihr sogleich, daß sie ihm diese Lage bereitet hatte. Schwankenden Schrittes näherte sie sich dem Tische.

„Ich kann ja nichts dafür," sagte sie demüthig. „Warum habe ich das sagen müssen!"

Er schien aber von diesen Worten nichts vernommen zu haben; er seufzte nur tief auf, wie wenn sich der jähe Krampf der ihn befallen hatte, nun gelöst hätte. Mit einem Male schlug er die Augen auf, und mit einer Art müder Gedankenabwesenheit blickte er zuerst die vor ihm in scheuer Züchtigkeit stehende Gestalt, dann das Kind an; er schien es nicht zu begreifen, daß sie Beide noch da waren. In Dorothea aber, die

den sprunghaften Wechsel in den Stimmungen dieser kranken Seele noch nicht kannte, wuchs der Muth; sie sah, daß er ihr jetzt nichts anhaben werde.

„Was ist vorgegangen?" fragte er schwach. „Hat nicht Einer hier gesagt, daß Perlchen krank geworden ist?"

Jetzt erst schien er sich vollständig zu ermannen. Die Erinnerung an das Vorgefallene war ihm zurückgekehrt.

„Nicht wahr," fragte er mit einem seltsam forschenden Blicke, der auf dem Mädchen haften blieb, „es ist noch gar nicht lange her, da habe ich dich schlagen wollen? Leugne es nicht. Du brauchst mich nicht zu schonen, denn du hast Augen, die weinen können; man weiß nicht, wie man ihnen ausweichen soll . . . Warum hast du solche Augen? Aber das Schlagen gehört schon seit meinem dreizehnten Jahre zu meinem Handwerke . . . Darin bin ich ein Meister, wie es keinen zweiten auf dieser Erde giebt. Es soll Einer kommen, der es mir in dieser Kunst nachthut! Heute den eigenen Vater und morgen ein kleines Kind und übermorgen das Weib meines eigenen Bruders! . . ."

Er sprach das Alles mit einer Art zufriedener Gelassenheit, kaum daß sich hie und da seine Stimme steigerte. Diese Selbstzerfleischung schien ihm wohlzuthun, ein müdes Lächeln umspielte seine Lippen. Dabei schaute er unverwandt nach dem Mädchen hin.

„Warum kehrst du dich nicht von mir ab," fuhr er fort, „und warum senkst du so verschämt deine Augen? Die sind ja das Schönste, was ich noch zu sehen bekommen habe! Wenn man hineinsieht, so meint man, ringsumher ist tiefe Nacht und nur auf dem Platze, wo du stehst, ist blauer Himmel! Deswegen, weil ich dir das so ins Gesicht hineinsage, brauchst du noch nicht stolz zu werden! Ich habe das so mancher, die mir im

Leben begegnet ist, schon gesagt ... und manche hat es auch bereut. Was war mir daran gelegen? Warum hat sie sich in die Augen sehen lassen? Mit dir aber fühle ich Erbarmen .. und doch habe ich dir viel Bitterniß und Kummer zu verkünden . . ."

Dorothea unterbrach ihn. Der Blick des Landstreichers hatte einen Glanz angenommen, der ihr züchtiges Wesen in Unruhe versetzte. Ihre einfache Natur verstand den Sinn dieser Worte nicht, aber der heiße Hauch, der daraus hervorwehte, war ihr zu Kopfe gestiegen.

„Komm, Bernhard," sagte sie zu dem Knaben, und ihre Stimme schwankte unsicher, „wir wollen zur alten Veile gehen!"

„Bleibe doch, blauer Himmel!" rief der Landstreicher mit so einschmeichelnder Gewalt, daß das Mädchen zögernd inne hielt. „Meinst du, ich weiß nicht, was ich schuldig bin dem Weibe meines Bruders?"

War es der weiche, berückende Ton dieser Worte, dem sie nicht widerstehen konnte? Ein holdes Lächeln blühte um ihren Mund auf und über ihr Antlitz ergoß sich ein rosiger Schimmer. Sie war ihm wieder näher gekommen. Oder war es unschuldiger Stolz, daß er keinen Anstand nahm, sie an ihre künftige Stellung im Hause seines Bruders zu gemahnen?

„Sieh mich nicht so süß an mit deinen Augen," rief er mit plötzlich neu erwachter Heftigkeit, indem er sich aufzurichten versuchte, „du Diebin! du tückische Katze! du Hauseinschleicherin und Einbrecherin! Weil du dem Bruder und seinem Kind das Herz gestohlen hast, meinst du, es wird dir auch bei mir gelingen? Nimm dich in Acht, Mädchen, nimm dich in Acht! Mit einem einzigen Drucke meines kleinsten Fingers kann ich dich zerdrücken und zertreten; mit einem Hauche meiner Lippen kann ich dich fortblasen, daß nichts von dir übrig bleibt. E

ark bin ich und so gewaltig! Ich habe blos ein Wort aus-
usprechen und es fährt dahin über dich wie ein kalter Wind
ber ein Stoppelfeld . . . und „auch deine Augen will ich blind
achen", sagt der Herr!"

„Jesus Maria!" schrie das Mädchen auf. „Warum fluchst
u mir?"

Ihr Angesicht war völlig entgeistert; sie zitterte heftig.
Plötzlich schossen ihr Thränen in die Augen.

„Warum fluchst du mir?" fragte sie noch einmal, flehend
nd gebrochen. „Was habe ich dir gethan?"

Er fuhr, wie von einer unwillkürlichen Rührung erfaßt,
it der Hand über das Gesicht.

„Gethan?" fragte er so ruhig und gelassen und mit einer
lchen Sanftmuth in Stimme und Geberde, als ob ihm jedes
ehebereitende Wort fern liege. „Was sollst du mir gethan
ben? Kann mir überhaupt ein Mensch noch etwas anthun?
ber droben auf dem „guten Orte" — er sagte das stockend
id wie verloren in sich selbst — „droben auf dem guten
rte, da liegen zwei alte gute Leute; die Eine davon war
eine Mutter gewesen, der Andere mein Vater. Ich will zu
nen gehen und sie befragen, ob man ihnen nichts gethan
t? Du meinst vielleicht, weil sie todt sind, werden sie keine
ntwort haben? Ich aber sage dir, sie werden ihre Gräber
rengen und mit weithin vernehmbarer Stimme mir ant-
orten. Laß mich vorbei, Mädchen!"

Er hatte sich erhoben; dann that er einige Schritte durch
e Stube.

„Nein, nein!" sagte er vor sich hin, indem er wieder zu
nem Sitze zurückkehrte. „Er muß auch dabei sein. Er muß
ch hören, was sie da oben sagen werden! Warum soll er
cht dabei sein?"

Es schien, als sei er wieder jenem gefährlichen Halbleben anheimgefallen, das ihn so oft zwischen Traum und Wirklichkeit mitten inne schweben ließ.

„Geh' um deinen Vater, Knabe!" rief er mit einem Male. „Sag' ihm, ich will auf den „guten Ort" gehen. Und er muß mit mir gehen. Er muß! Hörst du gut? Er muß!"

Das klang so gebieterisch und hell; selbst ein gestählter Wille hätte sich der gewaltigen Naturkraft, die daraus sprach, nicht zu widersetzen gewagt.

Der Knabe hatte sich eiligst entfernt, nachdem ihm Dorothea zuvor einen Wink gegeben hatte, den er wohl verstand.

Sie waren allein.

„Ist er fort?" fragte der Landstreicher nach einem Augenblick tiefster Stille.

„Ja!" flüsterte Dorothea.

Nach einer Weile meinte er wieder, ohne sich nach ihr umzusehen:

„Fürchtest du dich?"

„Nein!" sagte sie ebenso leise.

„Du sollst dich aber fürchten," rief er gereizt, „denn ich habe ein Wort auf den Lippen, das wird über dein Herz hinfahren, wie die Pflugschaar über einen Acker . . . Deine blauen Augen werden von Thränen überfließen und es wird Niemand da sein, der sie abtrocknen wird. Du mußt dich fürchten."

„Nein," wiederholte sie, still vor sich hinlächelnd. „Das Kind kommt ja wieder . . . und mit ihm kommt Jonathan."

Der Landstreicher stöhnte schmerzlich auf.

„Wie sie den Namen ausspricht!" murmelte er halblaut vor sich. „Meint man nicht, wenn man sie so anhört, sie sei mit dem Namen auf den Lippen zur Welt gekommen? Wie sie ihn so ausspricht!"

Wie er aber darauf sich wieder zu Dorothea wandte, mochte er bemerkt haben, daß um ihren Mund noch immer dasselbe sieghafte Lächeln der Furchtlosigkeit glänze. Er fuhr ungestüm auf.

„Lachen und immer lachen. Das ist so die rechte Weiberart! Warum lachst du, wenn du den Namen meines Bruders nennst?"

„Es ist ein so schöner Name," sagte Dorothea mit großem Ernste, „und es läßt sich so viel dabei denken!"

„Ein schöner Name!" spottete der Landstreicher. „Du sagst das grade so, als hättest du vor dir ein schönes Band, daran Euer Herz hängt vom ersten bis zum letzten Lebenstage. Ich will dir aber etwas sagen, Mädchen! Ein Name ist kein Stück Band, an einem Namen hängt Fleisch und Blut! Das wißt Ihr am besten, die Ihr uns unseren Tischai und unsere Miriam gestohlen habt . . . Aber der Jonathan ist unser geblieben. Ich lasse mir ihn nicht nehmen. Der ist unser!"

Wie es schon seine Art war, spann er den Gedankenfaden, den er spottend begonnen hatte, in einer allmälig veränderten Stimmung weiter.

„Du meinst," fuhr er fort, und sein Auge begann wieder zu glühen und mit bannender Gewalt auf Dorothea's Wesen auszuruhen, „du meinst, es ist ein so schöner Name! Ich aber sage dir, es ist ein königlicher Name! Denn königlich ist das Volk, dem er angehört, und königlich ist der Stamm, aus dem er entsprossen ist. Jonathan's Name steht da, wo das Allerheiligste steht! Kann einer von allen Fürsten und Grafen der Erde von sich sagen, was mein Bruder Jonathan sagen kann? Was sind Jahrhunderte? Schaumblasen, gegen die Zeit von Jahrtausenden gehalten. Wo steht ihr Name und

wo steht mein Bruder Jonathan? Im schönsten Klaglied das die Welt noch gehört hat, ein König hat es gesungen für einen Königssohn; da heißt es: „Wehe ist mir um dich, mein Bruder Jonathan! Wie sehr warst du mir lieb! Einzig war mir deine Liebe . . ."

Plötzlich stockte er. Die Zornesader auf seiner Stirn war wieder mächtig angeschwollen; er schlug mit der Faust an die Stirne.

„Warum lachst du schon wieder?" schrie er.

Sie aber, nicht im mindesten erschreckt, wiederholte leise für sich die Worte aus dem uralten Klagelied und lächelte dabei.

„Einzig war mir deine Liebe!"

„Verstehst du mich oder willst du mich nicht verstehen?" sagte er wieder tief traurig, indessen er den Kopf in die Brust sinken ließ.

Sie nickte ihm zu.

„Das Schönste ist doch das Lied!" sagte sie.

„Wie wehe ist mir um dich, mein Bruder Jonathan!" stöhnte er schmerzlich auf. „Du Kind aus königlichem Blute, du Sprosse eines königlichen Volkes! Wer ist aber dein Vater, wer ist deine Mutter gewesen, Mädchen? Wessen kannst du dich berühmen? Du gehörst ja nicht einmal uns an! Und du nimmst den Namen meines Bruders so leichtfertig in den Mund, ja noch mehr, du willst den deinen daran binden? Reiß ihn heraus, Mädchen, reiß ihn heraus! Sonst ist es dein und sein Unglück. Denn Hohes und Niederes soll sich nicht vermengen! Was wird aus dem Namen Jonathan? Der Wind trägt ihn hiehin und dorthin, und ehe eine kurze Zeit um ist, ist er erloschen. Willst du auf deine Seele nehmen, Mädchen, daß der Name Jonathan in unserer Familie ausgelöscht wird und Niemand weiß, daß er einmal genannt worden ist? Wi

willst du das verantworten? Noch niemals ist es einem Menschen um Guten ausgegangen, der es versucht hat, unseren Namen auszulöschen. Denn so ist das Gebot Gottes: Wie wir sind, so müssen wir zusammen bleiben! Es darf nichts Fremdes unter uns aufkommen; „es muß ausgestoßen werden aus unserer Mitte!“ Weil du nun blonde Haare hast und blaue Augen, Mädchen, glaubst du, das Gesetz des ewigen Gottes wird vor dir zerschmelzen wie weiches Wachs? Unternimm es nicht, Mädchen, die Last ist für dich zu groß! Du wirst an deinem Fremdsein unter uns zu Grunde gehen. Wer kennt dich unter uns? Nicht mit einem Aederchen deines Leibes gehörst du uns an. Hat dich mein Vater, hat dich meine Mutter gekannt? Am Tage des großen Weltengerichts werden Vater und Mutter umsonst nach ihrem Sohne Jonathan fragen und suchen! Der ist ausgelöscht worden, wird es heißen, sein Name besteht nicht mehr, und das Alles durch ein Paar blaue Augen eines fremden Mädchens! . . .“

Wie fremdartig die Rede des Landstreichers auch klang, wie Heiliges und Unheiliges in einen fast unentwirrbaren Knäuel zusammenzufassen verstand, den eigentlichen Kern seiner Worte hatte Dorothea mit ihrem schlichten Verstande doch erfaßt. Trotz der Dunkelheit und vielleicht absichtlichen Zerrissenheit seiner Beweisgründe war ihr Alles licht und klar erschienen.

Sie schüttelte ihren Kopf und fragte leise, indem sie ihm unmerklich einen Schritt näher trat, die Augen voll Thränen:

„Und das Kind? Was soll aus dem Kinde werden, wenn ich gehe?“

Der Landstreicher konnte eine Art Freudenruf nicht unterdrücken. Sie sah ihn aber durch ihre Thränen finster und ernst an.

„Du siehst also mein Recht und dein Unrecht ein?“ rief er.

Dorothea schüttelte abermals den Kopf.

„Ich kann nicht gehen!“ sagte sie mit stockender Stimme. „Ich und Jonathan sind uns nicht fremd. Das ist nicht wahr . . . Und was soll aus dem Kinde werden, das keine Mutter hat?“

„Das Kind?“ rief der Landstreicher mit abwehrender Geberde. „Was geht dich das Kind an? Für den Knaben müssen Männer sorgen. Und wozu bin ich denn noch in der Welt? Ich habe meine Mutter auch schon im dreizehnten Jahre verlassen und habe sie mit keinem Auge mehr gesehen. Für das Kind werden Andere sorgen . . .“

Außer sich, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, rief Dorothea:

„Das Kind wird krank! Ich lasse das Kind nicht krank werden!“

Der Landstreicher wollte entgegnen. Da wurde er durch ein lautes, wie von dem Aufschlagen eines Stockes an die Thüre herrührendes Klopfen unterbrochen.

Beile Oberländer war eingetreten.

---

## XXIII.

### Beile Oberländer.

Dorothea schrie nicht auf, als die Blinde so unvermuthet vor ihr stand. Im ersten Augenblicke war ihr jede Erinnerung entschwunden, daß sie da dieselbe Frau, die jetzt in aufrechter Haltung, auf ihren Stock gestützt, inmitten der Stube

nd, vor einer halben Stunde hülflos und schwach, an ihr ett gefesselt, verlassen hatte. Sie sah in ihr nur die Helferin ihrer Drangsal, die gekommen war, um der schrecklichen Pei- gung, der sie Stand halten mußte, ein Ende zu machen. Ein ller Freudenschein leuchtete auf ihrem Antlitze auf, so hell, ie die rothen Bänder auf der Feiertagshaube der alten Frau, e zu ihrem todtblassen, wunderbar ernsten Gesichte, wenn auch schneidendem Gegensatze, stimmten.

Ja, sie hatte die „gute" Feiertagshaube auf, wiewohl es n gewöhnlicher Wochentag war, und vielleicht war es un- ewußt der lichte Ton, der von ihr ausging, daß Dorothea sich it der Kraft eines gebeugten Rohres so schnell aufrichtete.

Die rothen Bänder verbreiteten Licht und Sonnenschein is in den entferntesten Winkel der Stube, und dunkel blieb ur Ein Punkt: die finstere Gestalt des Landstreichers, der, in en Lehnstuhl zurückgeworfen, mit einer Art stumpfer Neugier ie fremdartige Erscheinung anstarrte.

Dorothea hatte die alte Frau zu einem Sitze am Tische eleitet und erst jetzt beugte sie sich, indem sie den Arm um ren Nacken legte, zu ihr hinab und redete zu ihr in vor- urfsvoller Zärtlichkeit:

„Wie hast du das angefangen, Großmutter? Aufzustehen! Und hast mir früher kein Wort davon gesagt! Was wird Jo- athan dazu sagen? Du kannst den Tod davon haben!"

„Zieht man sich da seine schönste Haube an?" meinte die Alte kurz und schneidig.

Dann rückte sie sich in dem Sessel bequem zurecht, glättete mit der Hand die Falten ihres Kleides und stellte den Stock mit einer gewissen Absichtlichkeit an ihre Seite, als wolle sie damit andeuten, daß sie sich seiner unter allen Umständen auch als Schutz- und Trutzwaffe zu bedienen gedenke.

Das war nicht mehr die gebrechliche blinde Veile, über deren Haupte bereits die Fittige des Todes leise rauschten; das war eine willensstarke, von Kraft und Leben durchströmte Frau, die es sich in den Kopf gesetzt hatte, Siegerin zu bleiben über jede Schwäche und Gefährdung.

„Ich bin dir eigentlich nachgeschlichen, Dorothea," sagte sie dann, „weil ich dir nicht recht getraut habe . . . Grade so machen es die Diebe! Einer sieht auf die Finger des Andern, ob sich der nicht zu viel als seinen Antheil zugeeignet hat. Ich habe dir nicht getraut."

War das Ernst? War das Schalkhaftigkeit? Dorothea wußte es nicht recht auseinander zu scheiden. Die Blinde ließ aber keine Zeit, darüber nachzudenken.

„Wo ist Jonathan?" fragte sie und schickte dabei die lichtfremden Augen wie suchend in der Stube umher. „Wo ist der Herr? Warum redest du zu mir nicht, Jonathan?"

Dorothea neigte sich zu ihrem Ohre und flüsterte ihr etwas zu.

„Warum redest du nicht hoch?"

„Er ist ja da!" raunte ihr Dorothea zu.

„Er?"

Ein leichtes Zittern durchflog den Leib der alten Frau. Merkwürdigerweise richtete sie ihre Blicke grade auf die Stelle, wo der Landstreicher in düsterer Regungslosigkeit saß.

„s'Gottswillkommen," rief sie dann mit klarer Stimme, der man keine Schwäche anhörte, „s'Gottswillkommen, Aaron! Bist du auch einmal gekommen, um nachzusehen, ob unsere „Gasse" noch auf dem alten Flecke steht? Dank für die Nachfrage, sie steht noch immer beisammen. Bis auf ein paar kleine Risse an manchem Hause, ist Alles so wie es früher war. Das siehst du auch daran, daß du mich noch antrifft! . . ."

Auf diese Anrede blieb der Landstreicher stumm.

„Es ist mit mir übrigens auch nicht mehr so bestellt, als ie du mich einstmals gekannt hast," fuhr Veile Oberländer it einer gewissen absichtlichen Schwatzhaftigkeit fort. „Auch in ich nicht mehr die Riesin, vor der du dich einmal gefürchtet ast. Denn gefürchtet hast du dich vor mir, wiewohl du das tzt nicht gerne eingestehen wirst. Aber dessentwegen, weil ich eine Riesin mehr bin und weil die Kinder mit mir anfangen önnen, was sie wollen — denn ich habe seitdem meine Augen erloren, mußt du wissen — dessentwegen hättest du der alten inden Veile doch die Ehre anthun können, sie in ihrer Stube ufzusuchen. Ist denn das so weit von hier? Oder bist du in zu großer Herr geworden?"

Der Landstreicher hob sein Gesicht, über das er während ieser eigenthümlichen Begrüßung mehrmals mit beiden Händen efahren war, auf; es war von einer leichten Röthe bedeckt.

„Ich bin nicht gekommen," sagte er nach einer langen Pause dumpftrotzig, „um Besuche zu machen, weder bei dir, och bei einem Anderen. Mein Besuch gilt dem Grabe meiner ltern, und zu ihnen bin ich auf „Jahrzeit" gekommen."

„Das werden dir die Guten in ihrem Grabe auch ge=enken," warf die Blinde leichtweg hin. „Aber Alles muß ein Ende nehmen! Wenn man sich gehörig ausgeweint hat — und azu gehört nicht viel, man kann sich dabei ganz kurz fassen nd doch sein ganzes Herz ausgeschüttet haben, was doch er eigentliche Zweck einer „Jahrzeit" ist —, so soll man etwas Anderes anfangen. Es ist nicht gut, so meine ich, Veile Ober=änder, daß der Mensch sein ganzes Kleingeld, was er bei sich rägt, aufs Weinen ausgiebt. Was bleibt ihm dann, frage ch, für die wenigen Minuten übrig, wenn er lachen und sich reuen soll?"

„Ich lache nicht mehr! Ich kann auch nicht lachen un
mich freuen über all das, was ich hier vor mir sehe!"

„Warum? Was gefällt dir nicht?" fragte die Blinde, ih
Blicke, wenn man so sagen konnte, mit stechender Aufmer
samkeit auf den ihr Gegenübersitzenden richtend.

„Alles!" sagte der Landstreicher mit großem Nachdrucke.

„Gehst du darum so oft auf den „guten Ort?" rief d
Blinde mit spöttischer Ernsthaftigkeit. „Jetzt erst verstehe ic
was du dort so oft zu thun hast. Du siehst dich dort u
eine Stelle um, wo man Einen hineinzulegen hätte . . . d
jetzt noch lacht!"

„Veile Oberländer!" rief der Landstreicher, sich in sein
ganzen Höhe aufrichtend.

„So heiße ich," sagte die Blinde trocken.

„Von wem redest du?" rief er über den Tisch hinüber.

„Von wem? Weißt du das noch nicht?" sagte sie m
einem Male ernst und traurig. „Von Jonathan's Kind."

„Ich verstehe dich nicht, Veile Oberländer," meinte d
Landstreicher, die Achsel zuckend.

Er hatte sich wieder gesetzt.

„Sag' das nicht," rief die Blinde, „du verstehst mich ga
wohl! Hast du denn keine Augen, daß du nicht bemerkst, wo
aus Jonathan's einzigem Kinde geworden ist, seitdem — d
mit ihm lernst? Ich, mit meinen blinden Augen sehe und hö
dem Kinde es an, und du nicht? Hat sich denn die Welt un
gekehrt?"

„Was habe ich dem Kinde angethan, was nicht recht ist?
unterbrach er sie düster. „Das Kind ist meine einzige Auge
weide . . . es ist ja mein Perlchen!"

Vielleicht, wenn Veile Oberländer im Stande gewesen wär
die Wandlungen eines menschlichen Antlitzes unmittelbar zu e

ssen, sie hätte diesen Worten des Landstreichers Glauben ge-
enkt und Erbarmen mit ihm gefühlt. Aber sie war blind
d wie eine jähe Lohe warf sie ihm den Hohn entgegen:

„Ich habe einmal eine Geschichte gehört. Vor lauter Liebe
nd Zärtlichkeit hat der Bär sein Junges mit den „Pratzen"
drückt!"

Seltsam! Diesem nach allen Regeln der Kunst unver-
uthet und rasch ausgeführten Angriffe der alten Frau blieb
r Landstreicher die Antwort schuldig; sei es, daß er an einer
rborgenen Stelle seiner Seele sich verwundet fühlte, oder daß
n die Unmittelbarkeit des Angriffs verschüchterte. Veile Ober-
nder schien aber gewillt, dieses Stillschweigen als Sieg
uszubeuten. Mit einer noch schneidigeren Schärfe rief sie
m zu:

„Natürlich, vor lauter Lieb und Zärtlichkeit! Hinterdrein
t sich aber der Bär entschuldigt: er hat's nicht gerne ge-
an!"

„Also das Raubthier, von welchem du sprichst, bin ich!"
gte der Landstreicher im Tone wehklagender Ergebung. „An
ir ist nichts gut; ich erdrücke und zerfleische meine Jungen
. . und mein Perlchen ist auch von mir erdrückt uud zer-
eischt worden!"

„Großmutter, schone ihn!" flüsterte Dorothea der alten
rau ins Ohr.

Aber Veile Oberländer war unbeugsamen Sinnes; sie
ußte, ehe sie den Kampfplatz verließ, noch ihren letzten Schuß
Sicherheit bringen. Die alte Herbigkeit ihres Wesens übte,
elleicht gegen ihren Willen, volle Gewalt über sie aus.

„Wenn du mir nicht glauben willst," rief sie, unentwegt
Stimme und Geberde, „so frag' die, die mir jetzt zur Seite

steht. Sie wird dir sagen können, was du aus dem Kind gemacht hast."

Da fuhr der Landstreicher auf; krampfhaft erfaßte er mit beiden Händen die Tischplatte, als wollte er sie umstürzen.

„Veile Oberländer," schrie er mit gewaltiger Anstrengung, „so lange das Wort von dir ausgegangen ist, habe ich mich bezwungen! Auch nicht mit Einem harten Worte habe ich dich gekränkt, denn erstens bist du blind . . . und dann heißest du Veile Oberländer! Jetzt höre ich dich nicht mehr! Die Sache hat sich gewendet! Jetzt berufst du dich auf dieses fremde Mädchen! Spott und Schande über deine weißen Haare!"

„Ereifere dich nur nicht!" sagte die Blinde hierauf mehr würdig kühl. „Man bringt damit nichts zuwege. Dorothea ist keine Fremde! Du kannst vor ihr Alles reden . . . nur ruhig und gelassen, wie es sich für uns Beide geziemt!"

„Spott und Schande über dich!" wiederholte der Landstreicher mit bebenden Lippen. „Also auch über dich hat die Gewalt, die Fremde, die Einschleicherin?"

„Du ereiferst dich schon wieder!" sagte die Blinde kalt gemessen. „Dorothea ist keine Fremde! Was beleidigst du sie?"

Das Mädchen aber, das bis dahin an der Seite der alten Frau geblieben war, mochte glauben, jetzt sei der Augenblick gekommen, daß ihm aus seiner scheuen Zurückhaltung heraus zutreten gestattet wäre.

„Großmutter," rief sie in einem Tone, als unterdrücke sie ein stilles Weinen, „sag' ihm nur das Eine, daß ich keine Fremde bin. Er soll das nicht glauben! Er mag mich eine Einschleicherin heißen und eine Diebin, nur sage ihm, daß ich keine Fremde bin!"

Veile Oberländer aber schüttelte hartnäckig den Kopf.

„Wozu soll ich ihm das sagen, Dorothea, mein lieb

Mädchen?" meinte sie. „Was soll ich mir Mühe geben, ihn
ber seine Falschheit aufzuklären? Es giebt Menschen . . .
u kannst in sie hineinreden einen ganzen Tag und eine ganze
acht! Zuletzt klingt es doch aus ihnen wie aus einem hohlen
aß. Mit solchen Menschen mußt du dich nicht einlassen, sie
ollen dir nicht glauben! Meinst du, wenn ich ihm sage: ich
nne diese Dorothea wie mich selbst, das kleinste Aederchen in
r ist mir bekannt — er glaubt das? Er will es nicht glau-
n! Oder wenn ich ihm sage: du begehst ein himmelschreiend
nrecht, wenn du die da auf ein Brett wirfst mit den Ande-
n! Sie darfst du durchaus nicht mit den Andern ver-
echseln! Sie hat etwas an sich, was du einmal an deiner
utter oder Großmutter gesehen hast! Meinst du, er will
r das glauben? Oder wenn ich ihm klar und bündig be-
eise, daß du gar nicht die bist, für die er dich hält, daß dir
s, was du an Jonathan's Kinde und an seinem jungen
eibe gethan hast, und an der blinden Frau, die hier sitzt,
ade so angeschrieben werden muß, als wäre dein Name auf
n Berge Sinai ausgerufen worden — meinst du, er nimmt
s an? Nein, und abermals Nein! Der Stecken, der da
ben mir steht, ist ihm nicht fremder als du. Und darum
weige ich lieber. Was bringe ich dabei heraus?"

Die letzten Worte sprach sie bereits in äußerster Erschöpfung,
e Kraft schien für den Rest nicht mehr auszureichen.

„Großmutter," sagte das Mädchen, die Schulter der alten
au leise berührend. „Du strengst dich zu viel an. Es wird
i schaden!"

„Närrchen," meinte die Blinde mit einem mühsamen
heln, „mir kann gar nichts schaden. Ich bin stark wie ein
öe . . . mir kann gar nichts schaden!"

Aber die Hand, die unwillkürlich nach der Stelle des Her-

zens fuhr, und das Hervortreten des greisenhaften Verfalls strafte ihre Behauptung Lügen. Dem Mädchen war dies keineswegs entgangen.

„Großmutter," rief sie ängstlich, „du wirst wieder schwach! Du hast dir zu viel zugetraut . . . Ich will dir die Bänder deiner Haube aufknüpfen . . ."

„Laß, laß, Dorothea!" wehrte die Blinde ab. „Es ist nichts, gar nichts! Gott der Lebendige weiß, was mich so auf einmal überkommen hat . . . es ist doch heute nicht so heiß, daß man zu ersticken glaubt . . . Aber die Haube rühr' mir nicht an! Mit der hat es heute sein besonderes Bewandtniß . . . sie muß auf meinem Kopfe bleiben, bis ich selbst es sage: Jetzt ists genug! Rühr sie nicht an!"

Der Landstreicher hatte sich währenddem ganz ruhig verhalten. Nur als er die zärtliche Sorge des Mädchens um die alte Frau sah, hatte er tief aufgeseufzt.

„So," sagte die Blinde nach einer Weile, sich wieder stramm in ihrem Sitze aufrichtend, „jetzt ist das auch vorüber. Der Mensch hat schon manchmal solche Schwächen! Ich fühle mich aber jetzt so kräftig, daß ich mit einem Kaiser reden könnte!"

„Veile Oberländer," rief der Landstreicher halblaut, einen scheuen Seitenblick auf das Mädchen werfend, „wenn du begehrst, daß sie bleiben soll, habe ich auch nichts dagegen. Was ich zu sagen habe, kann die ganze Welt anhören. Weißt du, daß es sich hier um eine Entheiligung des göttlichen Namens handelt? Und da hat man nicht gerne . . . etwas Fremde dabei."

„Du erschreckst mich," sagte Veile Oberländer nachsinnend. „Was kann das sein? Wenn es sich um so was handelt, hast du allerdings Recht. Da soll man alle Stubenthüren al

chließen und sogar die Schlüssellöcher verstopfen, damit auch nicht ein Laut hinausdringt auf die Gasse und unter die Leute! Handelt es sich aber wirklich um etwas so Schweres und Wichtiges? Du übertreibst vielleicht!"

„Ich übertreibe nicht!" sagte der Landstreicher dumpf und gedrückt.

Die Blinde schien diese Erklärung in Erwägung zu ziehen. Dann aber sagte sie mit langsamer Bedächtigkeit:

„Dorothea kann doch hier bleiben . . . Vor ihr kann man Alles reden. sie bringt's nicht weiter herum. Und dann, was für ein Recht habe ich, sie aus dieser Stube zu weisen? Eher hätte sie das Recht, zu mir zu sagen: Veile Oberländer, was willst du bei mir?"

„Gut," rief der Landstreicher mit erhöhter Stimme, „du willst es so, Veile Oberländer, und so sollst du deinen Willen auch haben. Begehre aber nicht von mir, daß ich sie schone . . Ich bin nicht da, um sanft zu reden . . . Jetzt steckt wirklich in mir das Raubthier, von welchem du vorher gesprochen hast. Was kann ich dafür, wenn man mich reizt?"

„So red'," sagte die Blinde, die lichtlosen Augen nach der Stelle, die der Landstreicher einnahm, wendend. „Ich hab all mein Leben die Kunst verstanden, daß ich Jemanden anhören kann, besonders seitdem ich nichts sehe. Halt' nicht länger an dich!"

„Veile Oberländer!" begann er.

Dorothea hatte sich, einer unwillkürlichen Regung folgend, hinter die Blinde gestellt; ihre Hand lag auf der Schulter der alten Frau, als wollte sie während dem, was jetzt kommen mußte, in unmittelbarem Zusammenhange mit ihr bleiben.

„Veile Oberländer," wiederholte er, „du meinst vielleicht, es handelt sich blos um das Kind? Was ist ein Kind? Die

allerschönste Gabe des allmächtigen Gottes im Himmel und au
Erden, aber auch sein größter Fluch! Das kommt, das geht
das vergeht wieder! Du kannst dich dagegen nicht wehren, o
er es dir nimmt, ob er es dir läßt! Du mußt es wie ei
Pfand betrachten. Bei dem Einen kommt er oft in der kürzeste
Zeit, wenn man grade seine größte Freude daran hat, un
löst es für sich aus; bei einem Anderen läßt er es die längst
Zeit, läßt es wachsen und gedeihen, und man hat doch nicht
als Kummer und Trübsal an ihm zu erleben . . . Auf ei
Kind läßt sich nicht bauen! Wenn du oft meinst, der Grund
auf dem du das Gebäude aufführen willst, ist felsenfest, so ha
du dich zumeist getäuscht. Er schwindet und sinkt ein unte
deinen Händen. Was ist so ein Kind?"

Er sprach das Alles ruhig und gelassen, ohne Tonfall un
Steigerung, und hatte dabei die Augen geschlossen.

„Ich weiß zwar nicht, auf was du hinauskommen willst,
meinte Veile Oberländer, da er innehielt, „aber red' nu
weiter! Zuletzt kommst du doch auf den rechten Weg!"

Diese Mahnung erwies sich als nicht unbegründet. Ein
blutrothe Zorneswelle ergoß sich über das Gesicht des Land
streichers; sein Stolz bäumte sich gegen die ihm ertheilte Zu
rechtweisung auf.

„Nun gut, Veile Oberländer," rief er, „du willst mi
von dem Kinde nicht reden lassen? So will ich von Jemande
Anderen reden. Weißt du, daß Jonathan sich wieder ein We
nehmen wird?"

Eine athemlose Stille trat ein.

„Ja, das weiß ich und das hoffe ich auch," entgegnete d
Blinde mit großer Ruhe. „Er muß doch seinem Kinde ei
Mutter geben?"

„Und weißt du auch, wen er sich nimmt?" rief der Landreicher. „Sie ist's, die an deiner Seite steht!"

„Dorothea?" fragte die Blinde und lächelte.

„Um Gotteswillen," schrie der Landstreicher mit dem Aufbote seiner ganzen Kraft, „Veile Oberländer lacht, wenn ich r eine solche Nachricht gebe? Meine todten Eltern sprengen ihre Gräber, wenn sie das von mir hören!"

„Habe ich wirklich gelacht?" fragte die Blinde, und ein nsagbarer Ausdruck tiefsten Ernstes glitt über ihre blassen Züge. Dann fuhr sie mit der Hand nach der Stelle des Herzens, s ob sie dort etwas festhalten wollte, was sich loszulösen rsuchte.

„Habe ich wirklich gelacht?" wiederholte sie. „Dann habe es wahrscheinlich gethan . . . weil du mir damit nichts eues gesagt hast!"

„Veile Oberländer," rief der Landstreicher ächzend, „das ll dir Gott verzeihen!"

Er sagte das mit einem so innigen Ausdrucke höchster Wahrheit, daß die Blinde daran glauben mußte. Ihr Antlitz ihm einen Zug von Aengstlichkeit an, den es zuvor nicht tte; sie rückte unruhig auf dem Sessel umher, dann tastete nach dem Stecken, der doch hart an ihrer Seite stand, und nnte ihn nicht finden.

„Du meinst wahrscheinlich," sagte sie mit merklich zitternr Stimme, „Gott der Lebendige kann mir das nicht verhen?"

„Ja!" rief der Landstreicher, rasch einfallend.

„Merkwürdig!" sagte die Blinde nach einem Augenblicke effter Stille. „Merkwürdig, wie du so genau davon unterchtet bist, was Gott will und was Gott nicht will! Ich, die beinahe drei Mal so alt bin wie du — denn ich habe dich

noch gekannt, wie man dich auf den Armen in die Schule meines Mannes gebracht hat, mit dem der Friede Gottes sei — ich weiß das nicht! Ich weiß nur das Eine, daß ich seit vielen Monaten bei Tag und bei Nacht meinen Gott gefragt habe: Was soll ich thun? Und er hat mir jedes Mal zur Antwort gegeben: Rath' dir selbst, Veile!"

„Großmutter!" flüsterte hinter ihrem Rücken eine Stimme.

Sie aber, die ihrer Zaghaftigkeit und Beängstigung wieder Herrin geworden sein mochte, fuhr, ohne auf das Mädchen Acht zu geben, mit leiser, aber fester Betonung fort:

„Woher weißt du denn, daß Gott mir das nicht verzeihen wird? Stehst du denn auf du und du mit ihm, daß du dich unterfängst, zu meinen, du hast ein Guckloch in seine geheimsten Gedanken für dich allein und alle Anderen stehen in Nacht und Finsterniß und wissen nicht, wo aus und ein?"

„Darüber will ich mit dir nicht streiten, Veile Oberländer," rief der Landstreicher barsch. „Es ist aber nicht Jeder dazu ausersehen, in Vertrautheit zu Gott zu stehen... Die Hauptsache aber, um die es sich handelt, ist und bleibt für mich: du hast um die Sache gewußt und hast nichts gethan, um sie abzuwenden. Sagst du nicht selbst, du hast dich mit deinem Gott abgefunden?"

In diesem Vorwurfe mußte eine erschreckende Wahrheit liegen, denn die Hände der Blinden fuhren, als wollte sie das Entsetzliche von sich abwehren, zitternd durch die Luft.

„Wer sagt dir," rief sie so mühsam und stockend, daß jedes Wort sich wie von Klammern in ihrer Brust erst los zuringen schien, bevor es über die Lippen trat, „wer sagt dir daß ich nichts gethan habe? Wie kannst du mir das vorwerfen?"

Sie war also doch, vielleicht ohne es zu wollen, der bannen

en Gewalt des Mannes unterlegen, der ihr gegenüber saß, nd er schien, nach dem Aufleuchten seiner Augen und dem ühnen Ausdrucke seines Gesichts zu schließen, nicht gewillt, en errungenen Sieg so leicht wieder von sich zu weisen. In em Erschrecken der alten Frau lag ein Einbekenntniß ihrer Schuld, die Unterwerfung eines Kindes unter die Macht eines tarken Willens.

„Genug, genug!" rief er mit gebieterischer Hoheit. „Ich ehe jetzt klar, wie das Haus meines Vaters bestellt ist. Du hast schlecht gehandelt, Veile Oberländer!"

„Red' nicht so, red' nicht so!" bat die Blinde, die unwillkürlich, wenn auch mit geschlossenen Augen, dem Zuge dieses harten Vorwurfs gefolgt war, wie in sich selbst verloren, gänzlich haltlos. „Hätte ich mit dem Kinde nicht Erbarmen haben sollen? Und besonders mit dem Weh . . . meines Jonathan?"

Die starkgemuthe Seele dieser Frau war in ihrer innersten Wesenheit getroffen worden. Das lag deutlich zu Tage. Ihr sonst so aufrecht gehaltener Kopf vermochte dem Andrange der gegen sie geschleuderten Anschuldigungen keinen Stand zu halten; er hatte sich müde gesenkt. Schwere Thränentropfen rannen ihr langsam über die gefurchten Wangen.

In diesem Augenblicke rief Dorothea:

„Großmutter, komm! Komm, Großmutter! Du hältst das nicht länger aus . . . und er versteht dich ja doch nicht!"

Die Blinde horchte hoch auf. Woher war ihr doch diese Stimme des Zuspruchs gekommen? War sie von rechts, war sie von links, oder hinter ihrem Rücken erklungen? War sie aus ihrem Innern gekommen? Sie schien sich erst allmälig, fast wie eine Schlaftrunkene, besinnen zu können, daß es Dorothea gewesen, die so zu ihr gesprochen hatte. Sie hob den

Kopf wieder auf, langsam und schwer, während die Arme noch immer in schlaffer Hülflosigkeit auf ihrem Schoße lagen.

„So soll mir Gott beistehen in meiner letzten Stunde," sagte sie mit stiller Feierlichkeit, „wie du Recht hast, Dorothea, mein liebes Mädchen! Er versteht mich nicht ... Wie soll er dann dich verstehen? Das Wort hast du zur rechten Zeit gesprochen, mein liebes Mädchen, und ich will es dir all mein Leben gedenken. Er versteht mich ja doch nicht!"

Und als wäre dies Wort ein frischer Trunk, an welchem sich ihre schwindenden Sinne gelabt hatten, wiederholte sie es mehrmals hinter einander; sie schlürfte es mit wonniglichem Behagen, und jedesmal schien es, als ob ihr damit neue Kraft und Widerstandsfähigkeit zuströmte.

Indessen hatte der Landstreicher die Wandlung, die vor seinen Augen vorging, mehr neugierig als erzürnt angesehen. Sie mochte auch ihn milder gestimmt haben, oder er ging von der Voraussetzung aus, daß das Leben dieses alten Körpers an einem zu dünnen Faden hing, als daß er nicht durch wildes Zerren plötzlich zum Abreißen gebracht werden konnte. Wenn es diese Erwägung war, so ließ sich auch erklären, warum er mit der vollen Weichheit seines Organs, wie es ihm, je nach den Stimmungen seines zerrütteten Gemüthes, zu Gebote stand, sagte:

„Veile Oberländer, ich sehe, die Sache geht dir tief zu Herzen; ich kann nichts dafür, wenn ich dir wehe gethan."

Es war in der Stube so still geworden, daß man nur das schwere Athemholen der alten Frau zu vernehmen meinte.

Plötzlich, wie von einer unsichtbaren Schnellkraft aufgerichtet, stand sie in aufrechter Haltung am Tische.

„Reue?" rief sie ihm zu, und wie sie so sprach, war es, als ob ihre todten Augenhöhlen sich wieder mit neuem Lichte

illten. „Wer sagt, daß ich überhaupt etwas zu bereuen habe? Spielst du dich wieder auf Gott hinaus? Was bist du doch ir ein Frommer, nicht einmal zu wissen, daß bei uns Jeder it sich allein fertig werden muß? Das mag da oben bei Euch i der Polakei zu Hause sein, von wannen du gekommen ist. . . da, wo die „Wundermänner" wohnen."

„Komm, Großmutter, komm!" drängte wieder Dorothea's ngstliche Stimme. „Du reizest ihn noch mehr und dann wirst u krank werden."

„Veile Oberländer," sagte der Landstreicher, ohne daß es hien, als ob die Rede der blinden Frau einen sonderlichen indruck auf ihn hervorgebracht habe, leidenschaftslos, „du leugnest, daß ein Mensch Wunder verrichten kann! Und grade tzt ist mir mit Gottes Hülfe Eines gelungen! Ist das kein Wunder, daß du dich verrathen hast? Aus dir redet ein böses Gewissen!"

„Komm, Großmutter!" mahnte aufs Neue Dorothea, sie an er Hand fassend. „Es führt zu nichts Gutem, wenn du länger leibst. Willst du dich meinetwegen krank machen?"

Die Blinde stand noch immer in aufrechter Haltung.

„Da hörst du es ja, Dorothea!" rief sie, und die feinen Lüstern ihrer Nase zitterten vor Erregung. „Da hörst du ja, as er für eine Meinung von mir hat! Ein schlechtes Gewissen soll ich haben! Das sagt er mir so ins Gesicht hinein, nd da willst du, daß ich gehen soll? Warum soll ich gehen? abe ich denn ein schlechtes Gewissen? Nein, Dorothea, ich leibe! Ich gehe nicht eher fort, bis wir Zwei mit einander rtig geworden sind. Bin ich dir darum nachgeschlichen, oder ll ich mir umsonst meine Haube mit den rothen Bändern ufgesetzt haben? Dorothea, keine sechs Pferde bringen mich on da fort! Die Haube muß zu ihren Ehren kommen."

Nach diesem etwas räthselhaften Ausspruche ließ sie sich mit dem Ausdrucke einer gewissen Befriedigung nieder, wie man sie empfindet, wenn man sich ausgeredet hat.

„So," sagte sie, und glättete an ihrem Kleide, als hätte sie mit ihren blinden Augen irgendwo eine gefährliche Falte entdeckt, „jetzt bleibe ich hier! Ob ich zu Hause in meinem Bette liege, oder hier in der Stube sitze, in dem Hause meines Jonathan — ist das ein Unterschied? Mittlerweile wird Jonathan kommen. Bis dahin will ich aber schweigen. Was bringe ich mit dem Reden heraus? Nichts, gar Nichts!"

„Großmutter, er ist da!" rief Dorothea in diesem Augenblicke.

Die Thüre hatte sich geräuschlos geöffnet. Da stand er auf der Schwelle, das Kind an der Hand haltend, und überschaute mit verwunderten Blicken die seltsame Gruppe.

„Rühr' dich nicht von der Schwelle hinweg!" rief ihm der Landstreicher in der furchtbarsten Aufregung zu. „Dort, dort . . . wo die Mesusah unseres Vaters hängt . . . dort bleib' stehen . . . Leg' deine Hand darauf und rühre dich nicht fort . . ."

Wiewohl nun Jonathan mit der Natur seines Bruders seit längerer Zeit vertraut war, vermochte er sich doch nicht der elementaren Gewalt dieses Befehles zu entziehen. Er blieb wie festgebannt auf der Schwelle stehen.

„Was willst du von mir?" fragte er.

„Red' nichts! Rühr' dich nicht fort!" schrie dagegen der Landstreicher, über den die Heimsuchung seiner bösesten Stunden hereingebrochen war. „Dort an der „Mesusah" halte dich fest . . . klammere dich an! Dort steht der allerheiligste Name Gottes „Schadai!" Wie du dich aber nur einen Schritt von dort entfernst, bist du verfallen der Gewalt des Weibes . . . mit der blauen Augen! Halt dich fest!"

Dorothea hatte sich beim Eintritte Jonathan's dem Fenster ugewendet, so daß er ihr Antlitz nur wie einen flüchtigen chein, an sich vorübergleitend, gesehen hatte. Jetzt kehrte sie ch langsam um. Ihre Blicke trafen sich. Es war ein kurzer, erständnißreicher Blick, aber er barg den Inhalt eines ganzen ebens in sich.

Sie lächelte.

„Dorothea!" rief er, und der ihm vom Bruder vorgeschrie- ene Bann der Schwelle war überschritten.

Der Landstreicher war aufgesprungen.

„Geh' nicht weiter, Jonathan," bat er thränenerstickt, „geh' icht weiter! Laß uns auf den „guten Ort" zu unseren Eltern ehen . . . Glaube mir, sie werden dir rathen! Du kannst das icht thun, ohne daß du sie gefragt hast! Komm mit auf den guten Ort" . . .

Dorothea hatte sich wieder dem Fenster zugewendet.

„Laß das, Bruder", sagte Jonathan mit bebender Stimme. Ist denn heute die Jahrzeit?"

„Warum verwunderst du dich, Jonathan?" rief die Blinde. Er meint, weil er sein Leben verfaulen läßt, so hast auch du Zeit, ich in einem fort mit den Gestorbenen zu beschäftigen. Laß ie Todten ruhen und liegen, Aaron! Sie liegen gut. Was rauchst du übrigens einen Rath auf den Gräbern zu suchen? Der beste Rath, den du dir geben kannst, Jonathan, mein Sohn . . . der sieht nicht weit von dir, er ist da in deiner igenen Stube!"

„Veile, um Gotteswillen, so redest du?" rief Jonathan ußer sich.

„So red' ich, Veile Oberländer," sagte sie mit ergreifend eierlichem Tone, „und Gott der Lebendige weiß allein, was es mich gekostet hat . . . daß ich jetzt so rede!"

„Hör' nicht auf sie, Bruder!" rief dagegen der Landstreicher ihn an der Hand mit nerviger Kraft fassend, „sie weiß ja nicht was sie redet. Komm mit auf den „guten Ort", thue nichts ohne die Eltern. Sie werden sonst Zeugniß wider dich geben droben vor Gott, gegen den widerspenstigen ungehorsamen Sohn."

„Die Eltern sollten mein Glück nicht wollen?" sagte Jonathan leise und unsicher.

Da wendete sich Dorothea ihm wieder zu. Es war ein trauriges Lächeln, das sie ihm zeigte.

Die Blinde schüttelte aber mit großer Heftigkeit ihren Kopf.

Das Schwankende, das sie mit ihrem feinen Ohre aus Jonathan's Frage heraus vernahm, mochte sie nicht sonderlich gut stimmen.

„Glück!" rief sie so herbe als möglich. „Ihn fragst du ob und was dein Glück ist? Als wenn er überhaupt wüßte was das Wort bedeutet! Ihn fragen, was Glück ist! Hat man das sein Lebelang gehört? Bei ihm ist Glück, wenn man sich täglich, wie sich andere Menschen in ihr Bett hineinlegen, um zu schlafen, in sein eigenes Grab hineinlegt und den Leuten dabei zuruft: „Ihr meint, ich bin todt? Nein, ich bin lebendig!" Er will es ja, weil ihm das so außerordentlich gefällt, mit deinem Kinde ebenso machen . . . Er wird auch dich noch dahin bringen! . . . Soll ich es dir sagen, was bei mir Glück ist! Glück ist, daß Jemand da ist, die auf dein Kind sieht, wenn du nicht zu Hause bist; die all ihr Sinnen und Trachten darauf gerichtet hat, daß es an Leib und Seele gesund bleibt! Glück ist, daß du sagen kannst: Wenn ich auch Hunderte von Meilen von meinem Hause und Geschäfte entfernt bin, so ist Eine da, die denkt Tag und Nacht nur an mich, und die schließt nicht eher ihre Augen, als bis

e weiß, Innen und Außen ist Alles in Sicherheit, und wenn
h wieder komme, treffe ich Alles in der alten Ordnung wieder
n. Nicht ein Nägelchen ist irgendwo herausgefallen! Nicht
as kleinste Brettchen hat sich irgendwo verrückt! Willst du ein
nderes Glück, du thörichter Mensch? Mußt du dir einreden
ssen, das Glück, was dir entgegenkommt, ist nichts werth,
eil . . . nun, weil es auf einem fremden Baume und nicht
n deinem Garten gewachsen ist? Ich sag dir nur Eines, Jo-
athan, mein Sohn: Wenn deine Mutter, die meine beste und
inzige Freundin gewesen ist, dein Glück gekannt hätte, wie ich
s jetzt kenne, meinst du, sie hätte gefragt: Woher nimmt mein
onathan sein Glück? Paßt es auch für mich? Ist kein Stäubchen
arauf, was man erst wegwischen muß? Nein, Jonathan, mein
ohn, wenn eine Mutter überhaupt so fragt, die deine hätte
ewiß nicht so gefragt. Mach's wie deine Mutter, Jonathan,
ein Sohn!"

„Glaub' ihr nicht, Jonathan, glaub' ihr nicht!" schrie der
andstreicher. „Niemals, niemals, ich schwöre dir den aller-
eiligsten Schwur, hätte unsere Mutter dazu ihre Lippen
ufgethan! Sie belügt dich! Die Mutter hätte dich niemals
elogen! Komm mit, Jonathan, frag' unsere Mutter! Sie wird
ir zurufen: Eine Fremde, die nicht unseres Glaubens ist,
oll in mein Haus kommen? Sie kann nicht zustimmen! Sie
ann nicht!"

Trotz dieses Aufschreies aus den Tiefen eines geängstigten
Herzens, über dessen Wahrheit sich weder Jonathan noch
Dorothea täuschten, konnte die Blinde nicht bestimmt werden,
ie Herbigkeit ihrer vorgefaßten Meinung auch nur um eines
Daumens Breite aufzugeben.

Sie blieb unbeugsam wie zuvor.

„Jetzt spielt er sich wieder auf deine Mutter hinaus,"

sagte sie rauh und hart, „wie er sich früher auf Gott hinaus gespielt hat. Das hat er von seinen Wunderrebbes in d Polakei gelernt; die wissen auch, wie man mir einmal erzäh hat, und sehen, was auf Hunderten von Meilen vorgeh Früher hat er wissen wollen, daß mir Gott nicht verzeihe kann, und jetzt weiß er wieder, was deine Mutter, mit d der ewige Friede sei, gethan hätte. Ich, in meinem Unve stande, glaube es höchstens zu errathen. Er aber weiß d Alles bestimmt und sicher, als wenn es ihm ein Engel vo Himmel herunter gedruckt und versiegelt übergeben hätte."

Wieder war es Dorothea, die zu der Alten sich niede beugend, ihr zuflüsterte:

„Großmutter, vergiß doch nicht, daß es sein Bruder ist.

Aber die Blinde hatte keine Lust, sich beschwichtigen z lassen.

„Was willst du denn von mir?" rief sie mit ärgerliche Kopfschütteln. „Vielleicht, daß ich nach Hause gehe u mich wieder ins Bett lege, um mich von dir bedienen z lassen? Die Zeit ist um, Dorothea, jetzt ists an mich g kommen, dich zu bedienen. . . . Freilich, wie ich dich kenne, dir nicht recht, was da vor dir vorgeht. Am liebsten wä dir noch, wenn ich zu Jonathan sagen möchte: „Geh doch n ihm auf den „guten Ort" und hol' dir von dort einen gut Rath!" Ich sag' es aber doch nicht! Heute habe ich einm meine Haube mit den rothen Bändern auf!"

„Du solltest es ihm aber auch nicht sagen, Großmutter meinte das Mädchen halb abgewendet, indem sie die Hän andächtig faltete. „Du thust ihm und Jonathan wehe!"

Hatte er diese Worte vernommen? Plötzlich warf sich der Landstreicher seiner ganzen Länge nach auf den Bod

or Jonathan nieder und sein Kopf berührte die Füße des ruders.

„Sieh an, Jonathan," flehte er in seltsam wilden Tönen, ieh mich an, wie ich vor dir liege! Fühlst du kein Erbarmen it mir? Dem eigenen Vater habe ich einst einen Schlag s Gesicht versetzt, und nun schickt es Gott, daß ich mich vor r, dem jüngeren Bruder, demüthigen und beugen muß. Er= nnst du darin noch nicht den strafenden Richter, der nichts rgißt? Muß es dir nicht auch so ergehen wie mir? . . . . imm deine Seele in Acht, Jonathan, und nimm dir ein eispiel an mir! Was dir als Glück vorschwebt, Jonathan, nichts als Fäulniß und Moder; reiß es heraus aus deinem uge und Herzen. Ist an dem noch nicht genug, was aus ir geworden ist? Mußt du dieselben Wege wandeln? Sieh n, was war denn mein Unglück? Daß ich dem Fremden Ge= alt habe eingeräumt über meine Seele! Soll es dem zweiten ohne unserer Eltern auch so ergehen? Nimm sie nicht zum Weibe, Jonathan!"

Umsonst versuchte ihn Jonathan mit mildem Zuspruche us seiner Lage aufzurichten.

„Ich will da liegen bleiben," schrie er, „bis du mir dein Wort gegeben hast, Jonathan!"

„Warum erschwerst du mir mein Glück, Bruder?" sagte onathan leise. „Siehst du denn nicht, daß es längst beschlossen t in mir?"

„Mach' ein Ende damit, Jonathan!" rief in diesem Augen= licke die Blinde ungeduldig. „Was hältst du dich so lange uf? Ist denn das, was du vorhast, ein Geschäft, bei dem es ch um ein Paar Groschen mehr oder minder handelt? Mach' n Ende, Jonathan, denn im Grunde genommen, du sprichst ie ein echtes Mannsbild, nur immer von deinem Glücke.

Ich frage dich aber: Was für ein Glück macht Dorothea a dir? Einen Wittwer mit einem erwachsenen Kinde hätte si immer bekommen, und was die Mitgift betrifft, hast d selbst über und über genug. Was sie nicht hat, das wir sie dir hundert- und tausendfältig zurückerstatten an dir un deinem Kinde und . . . an Allem, was noch nachkommt. Wa besinnst du dich also noch länger?"

Sie hielt eine Weile inne, indessen die, welche in de Stube waren, wie auf ein gegebenes Zeichen, erwartungsvol nach ihrem Antlitze schauten.

Welch' ein Leuchten und Glänzen in den verwitterte Zügen der alten Frau!

„Dorothea," rief sie dann, „komm doch ein Bissele nähe zu mir und leih mir deinen Kopf her, Dorothea . . . de Kopf, der mehr in sich hat, als wir Alle meinen."

Sie betastete zuerst die Stirne, dann die Schläfe des Mäd chens, dann ließ sie ihre beiden Hände auf seinen blonde Haaren liegen.

„Hört an, Ihr Brüder!" rief sie mit feierlicher Betonung „So wahr, als ich diese meine Hände hier liegen habe auf den Kopfe dieses Mädchens, welches Dorothea heißt, so wahr is Alles, was ich jetzt zu sagen nicht anstehen werde. Betrachte das wie einen Schwur von meiner Seite! Nicht nur, da dieses Mädchen keine Fremde für mich ist, sie ist und steht un näher als Ihr Beide glaubt . . . selbst dich nicht ausgenommen Jonathan! Weißt du, wie sie mir vorkommt? Man verkehr zuweilen mit ganz wildfremden Menschen, Keiner weiß etwas vo dem Andern. Mit einem Male fragt man sich um seine gegen seitige Herkunft aus, und da trifft es sich, daß man sich ein ander gar nicht fremd ist. Im Gegentheil! Er ist unser Ver wandter und wir sind seine Verwandten . . . Vor Gott un

Euch muß ich es bekräftigen, denn ich kenne das kleinste Aederchen in ihrem Wesen. Dorothea ist eine bessere Jüdin als so manche unter uns, die diesen Namen führt. Ich muß auch das sagen, wenn auch mit blutendem Herzen! Sie ist besser und frömmer als ich! . . . Sie wird dir dein Haus nicht verschimpfen, Jonathan; sie wird den Namen deines Vaters und deiner Familie nicht auslöschen, sie wird ihn neu aufrichten! Von nun an hast du nichts mehr zu fürchten, Jonathan, mein Sohn! . . . Und darauf sage ich, Veile Oberländer, Amen, Amen!"

„Amen!" tönte es leise von den Lippen Jonathan's zurück.

„So," sagte noch die Blinde, indem sie einen Kuß auf die Stirne des Mädchens drückte, „so, jetzt weißt du wenigstens, woran du mit mir bist, Dorothea, mein liebes Mädchen! Ich bin dir das schuldig gewesen!"

„Großmutter," rief das Mädchen, sich aufrichtend, über und über in holder Verwirrung, „was machst du aus mir?"

Nun sprang der Landstreicher aus der liegenden Stellung, die er noch immer einnahm, auf. Im Falle war seine Stirne verletzt worden und nun standen klare Blutstropfen darauf.

„Genug! übergenug!" rief er mit von innerstem Weh hervorquellender Stimme. „Für mich ist kein Platz da! Die „Jahrzeit" ist zu Ende, ich will wieder gehen! Die „Jahrzeit" ist zu Ende!"

Ehe ihn Jonathan daran verhindern konnte, war er wandenden Schrittes in die Nebenstube gegangen, deren Thüre er hinter sich verschloß. Dann trat eine tiefe, fast unheimliche Stille ein, fast derjenigen ähnlich, wie wenn soeben Jemand für immer geschieden wäre.

Aber schon nach wenigen Minuten ging die Thüre wieder auf und heraus trat der Landstreicher, das Bündel, das seine

wenigen Habseligkeiten enthielt, in der einen, den Reisestecken in der anderen Hand haltend.

Sein Antlitz zeigte nicht die geringste Spur von Aufregung oder Zorn, nur seine Augenlider zeigten sich vom Weinen geröthet.

„Wohin willst du, Bruder?" fragte ihn Jonathan erschreckt.

„Wohin ich will?" entgegnete der Landstreicher voll Milde und Sanftmuth, ohne die Augen aufzuschlagen.

Er stand in der Mitte der Stube.

„Wohin ich will? wiederholte er mehrmals hintereinander „Ich gehe dorthin, woher ich gekommen bin, zu meinen „Frommen" nach Polen zurück. Ja, zu ihnen will ich wieder gehen, dort ist mir am besten! Dort will ich den letzten Tag erwarten — den Tag des Gerichts!"

„Warum bleibst du nicht bei uns, Bruder?" rief Jonathan voll Trauer. „Warum gehst du wieder in die Fremde? Du bist krank und dein Körper ist schwach! Denkst du nicht daran daß du Pflege bedarfst? Wer könnte sie dir besser bereiten und für dich sorgen als ich . . . und Dorothea?"

„Laß das, Bruder," sagte der Landstreicher tonlos, das Bündelchen und den Reisestab stärker fassend. „Mein Weg liegt vor mir. Ich gehe wieder dahin, woher ich gekommen bin. Es ist dort ein kleines, ganz kleines Grab, und ich sehne mich zurück. Was habe ich bei Euch noch zu thun? Ich finde mich nicht zurecht . . . Krank bin ich übrigens nicht, wie du glaubst. Nur meine Seele lechzt nach Erlösung, wie die Hindin, die nach einem Wasserquell schreit."

„So bleib wenigstens so lange," sprach ihm Jonathan zu, „bis wir uns miteinander verrechnet haben. Hast du ein das Haus und Vermögen unseres Vaters nicht dasselbe Recht wie ich? Warum soll ich allein genießen und besitzen, wo

von Rechtswegen auch dir gehört, und warum soll ich die Last allein tragen? Ich kann dich nicht so ziehen lassen, Bruder!"

„Nehm' ich nicht den Tallis (Gebetmantel) unseres Vaters mit?" meinte der Landstreicher mit einem geheimnißvollen Lächeln stiller Verzückung, indem er auf das Bündelchen in seiner Hand herabsah. „Was soll mir Gut und Geld? Dort drüben in Polen werden sie schon für mich sorgen. Gieb, was mir gehört, deinem Kinde . . ."

Bis dahin hatte er das Alles in anscheinend ruhiger Fassung gesprochen; wie er aber das letzte Wort über die Lippen brachte, ging mit einem Male ein konvulsivisches Zucken durch seinen ganzen Körper. Das Bündel und der Stock waren ihm entfallen.

„Perlchen!" schrie er mit markerschütternder Gewalt, und ehe der Knabe sich dessen versah, hatte er ihn zu sich vom Boden aufgerissen und in der leidenschaftlichsten Umarmung, die man gewahren konnte, bedeckte er ihm Hals, Wangen und Haare, ja selbst die Kleidungsstücke mit flammenden Küssen.

„Warum bleibst du nicht, Bruder?" rief ihm Jonathan zu. „Du liebst ja den Knaben!"

Da ließ er das Kind wieder aus seinen Armen, indem er es, ohne es weiter zu beachten, auf den Boden stellte. Dabei hatte er sich seines Reisebündels und Steckens wieder bemächtigt.

Er schritt auf die Thür zu. Dort hing die „Mesusah" seines Vaters. Sie war seinen Blicken nicht entgangen; sein Kopf war in gleicher Höhe mit ihr.

Er drückte seine Lippen auf das gläserne Gehäuse, unter welchem der Name Gottes hervorleuchtete. Dann legte er sein Haupt an die Thürpfoste und brach in ein wildes Weinen aus.

Selbst die Blinde, die bis dahin in unbeugsamer Regungs-

losigkeit dem Vorgange, wie er sich vor ihren lichtlosen Augen abspielte, gelauscht hatte, vermochte sich nicht dem Eindrucke dieses gewaltigen Ausbruches einer in ihren Grundfesten erschütterten Natur zu entziehen. Sie hielt sich zwar noch immer aufrecht, aber die Unruhe ihres Gemüths lag in jedem Zuge ihres blassen Gesichts. Mitten durch das laute Weinen des unglücklichen Mannes tönte die klare Stimme Dorothea's.

„Schwager," rief sie, die noch immer neben der Blinden stand, „geh nicht fort von hier! Ich will dir ja gerne Platz machen! ich kann's nicht ertragen, daß du meinetwegen fortgehst. Bleib hier!"

Er schaute auf; sein Weinen hatte sich gestillt. Welch ein seltsamer Blick aus seinen gerötheten Augen streifte die Gestalt des Mädchens!

„Nein, nein," sagte er, mit der Hand abwehrend, tonlos und still, „bleib du nur selbst!"

Er war zur Thür hinausgegangen.

---

## XXIV.

### Die Tagsatzung.

Aeußerlich war nun zwar Ruhe und Stille wieder eingekehrt, aber jenes Gefühl des sicheren Ausruhens auf einem bereits gewonnenen und von Niemanden in Abrede gestellten Besitzthume hielt sich noch immer wie ein scheuer Vogel, der durch keine Kunst heranzulocken ist, zurück.

Der Weggang des Landstreichers hatte einen Schatten zurückgelassen, der über Allem lag, was in den Bereich seiner Natur gekommen war.

Selbst das Kind machte davon keine Ausnahme. Es konnte jetzt den ganzen Tag bei Dorothea sich aufhalten, aber mitten im Spiele hielt es oft inne und richtete zerstreut die großen braunen Augen auf ihr Gesicht.

Fehlte ihm der Onkel? Oder wollte es wissen, wohin der seltsame Mann gegangen war und warum man ihn hatte gehen lassen?

Dorothea wenigstens glaubte diese Fragen in seinen Augen zu lesen, denn weil sich seit jenem Abende auf ihr eigenes Gemüth eine schwerere Last gewälzt hatte als die war, an welcher sie vorher getragen, suchte sie ihre eigene dumpfe Stimmung auch in der Seele des Kindes. Das Scheiden des Landstreichers hatte wie Sonnenschein über ihren Weg glänzen sollen . . . aber sie wagte nur scheu und wie an etwas unendlich Trauriges daran zu denken. Und auch Jonathan schien darunter schmerzlich zu leiden, wenn er auch darüber niemals sprach.

Er kam nun täglich, sobald der Abend angebrochen war. Das war das einzige Zugeständniß an seinen Brautstand, den Beile Oberländer an jenem Tage, kraft der ihr innewohnenden Machtvollkommenheit, verkündet hatte. Aber aus diesen regelmäßig sich wiederholenden Besuchen keimte keine Blume hervor.

Sie saßen still, Jeder in der Gegenwart entrückte Gedanken versenkt, nebeneinander; kaum daß ein laut gesprochenes Wort, ein heller aufleuchtender Ausdruck zu den Ohren der alten Frau drang, die in ihrem Bette darauf zu lauschen schien, was sich denn die „Brautleute" einander zu sagen hatten.

Sie verstand sich aber offenbar auf die Beiden nicht und was in ihnen vorging.

Weil sie selbst in einem mächtigen Anlaufe an der Markscheide zwischen Leben und Tod sich zu einer Kühnheit der That

aufgerafft hatte, die in so schneidendem Gegensatze zu ihren bisherigen Anschauungen stand, und sich, wie alle tapferen Seelen, die Frische der Begeisterung nicht verkümmert sehen wollte, war sie in ihrem Innersten betroffen, als ihr die Beiden auf dem einmal betretenen Pfade zaghaft folgten. In ihr zitterte das Durchlebte in gewaltigen Schwingungen nach, ihr Kopf glühte, wenn sie daran dachte. Und doch hatte sie der Natur für den waghalsigen Versuch, stärker sein zu wollen als sie, schweren Zoll zahlen müssen. Seit jenem Tage hatte sie ihr Bett nicht zu verlassen vermocht, sie hatte ihre Kräfte überschätzt.

Warum thaten die Beiden so, als ob gar nichts geschehen wäre? Warum verblieben sie still und gleichmäßig, während in ihr die gewaltigste Wandlung vorgegangen war? Bedeutete es gar nichts, daß sie, Veile Oberländer, die ganze Welt, mit der sie alt geworden war, hinter sich abgebrochen hatte, um auf einem wankenden Stege eine neue, ihr gänzlich unbekannte, zu betreten?

Wenn es nach ihrem Willen gegangen wäre, was hätte sie nicht unmittelbar nach jener That schon ins Werk gesetzt!

Warum zögerte er? Worauf war sein Warten noch gerichtet?

In der Seele dieses alten Weibes lebte ein Selbstgefühl voll stolzen Inhalts. Wenn sie ihre Zustimmung gegeben hatte, war das nicht so gültig und schwerwiegend, als wenn die ganze übrige Menschheit ihr Ja gerufen hätte?

„Ich muß ihm wieder helfen," dachte sie einmal vor sich hin. „Wozu wäre ich denn noch sonst auf der Welt da? Ich verstehe mich auf die Beiden nicht. Aber geholfen muß werden!"

Eines Abends hatte Jonathan die Stube Veile's früher als gewöhnlich verlassen; er müsse, sagte er im Fortgehen,

morgen in aller Frühe in der benachbarten Kreisstadt sich einfinden, weil er daselbst mit einem säumigen Schuldner eine Tagsatzung vorhabe.

„Was ist das?" fragte die Blinde.

Jonathan erklärte ihr den Sinn und die Bedeutung dieses der Rechtssprache angehörenden Wortes.

„Ich versteh' dich schon," sagte sie darauf, nachsinnend. „Es ist ein schönes Wort: Tagsatzung! Das ist also ein Tag, den man setzt wie einen Schlußpunkt in einem Briefe; es soll heißen: Schuldner, bis dahin setze ich dir deine Frist! Dann aber mußt du Ordnung machen. Nicht wahr, ich habe das errathen? Wann aber wirst du deinen eigenen Tag setzen und dein eigener Schuldner werden, Jonathan, mein Sohn?"

Die Brautleute sahen einander an, aber Keiner von Beiden hatte den Muth, der Blinden zu antworten.

Dorothea gab dem Scheidenden bis unter die Hausthüre das Geleite, dann kam sie eiligst zurück.

„Du bist schon zurück?" rief die Alte spöttisch. „Warum hast du ihm nicht bis an den Bach hinunter das Geleite gegeben? Du kannst das ungescheut thun! Er ist ja doch dein Bräutigam! Ich bin ein Mal, wie du mich da siehst, als Braut bis weit nach Mitternacht mit meinem seligen Manne, der damals mein Bräutigam war, unter einem Hausthore gestanden . . . und die Welt hat mir doch nichts Schlechtes nachreden können. Bis zum Bache, Dorothea, hättest du ihn schon begleiten können. Das hätte weder dir noch ihm geschadet. Warum antwortest du mir nicht, Dorothea, wenn ich dich frage?"

„Hast du etwas gefragt, Großmutter?" fuhr Dorothea zerstreut auf.

„Ich red' schon eine halbe Stunde in dich hinein," meinte

die Blinde verdrießlich. „Weißt du, wie du mir vorkommst du mitsammt deinem Bräutigam?“

„Traurig, Großmutter, nicht wahr?“ sagte Dorothea halb laut vor sich hin.

Die Blinde hatte dies jedoch überhört.

„Manchmal steht schon die Suppe auf dem Tische,“ meinte Veile Oberländer lustig, „wer aber zum Essen nicht kommt das sind die Hausleute. Hast du mich verstanden, Dorothea?“

„Ja, Großmutter,“ sagte das Mädchen. „Sie können sich aber zu Tische nicht setzen, weil Einer fehlt, der auch dazu gehört.“

Diesmal hatte die Blinde wieder ihr feines Ohr für die leise Klage des Mädchens. Sie richtete sich kräftig im Bette auf.

„Wer fehlt?“ fragte sie mit ihrer alten herben Strenge. „Keiner fehlt, sage ich dir, Keiner!“

„O, Großmutter,“ rief das Mädchen, von Schmerz überwältigt, „er wird es mir niemals vergessen, daß er den Bruder meinetwegen verloren hat.“

„Ist es das?“ fragte die Blinde in einem Tone, als hätte sie plötzlich die ungeahnte Lösung eines Geheimnisses gefunden.

Dann wiegte sie ihren Kopf nachdenklich eine Weile von rechts nach links.

„Dorothea, mein liebes Mädchen,“ rief sie dann, von Herzlichkeit überquellend, „du setzest dir da etwas in den Kopf . . . ich will nicht sagen, daß es leere Träumereien sind, aber etwas mehr als das sind sie nicht! Alles kann der Mensch vergessen, wenn er nur will, Alles! Habe ich nicht auch vergessen müssen? Aber ich bin darüber hinweggefahren, wie mein seliger Mann, der Lehrer, mit dem Schwamme über die Tafel, wenn er den

indern eine neue Rechnung hat zeigen wollen. Auch für ch und Jonathan fängt eine neue Rechnung an."

„Er kann das nicht vergessen, Großmutter! Durch mich t er seinen Bruder verloren!" klagte das Mädchen.

„Du meinst also, es kann einmal eine Zeit kommen, wo dir Vorwürfe machen wird?" fragte die Blinde nachsinnend. Nein, nein," rief sie hierauf den Kopf hartnäckig schüttelnd, as wird niemals geschehen, niemals! Ich stehe dir dafür! enn das sieht meinem Jonathan nicht ähnlich. Dafür kenne ihn zu gut. Nicht das kleinste Wörtchen und nicht der inste Vorwurf ist von seinen Lippen gekommen, so lange n junges Weib am Leben war. Meinst du, er hätte nicht en können? sein Herz war ihm nicht beschwert genug? Er t aber geschwiegen. Er wird es mit dir nicht anders chen!"

Ein Schatten trauriger Rückerinnerung lagerte sich über e blassen Züge.

Ihr mochte in diesem Augenblicke das lange, schweigsame id seiner kurzen Ehe, vom ersten Beginn derselben bis zu n letzten Athemzuge der armen Bella, in bestimmten Bildern der Seele vorüberziehen. Gleich darauf aber meinte sie, t einer abwehrenden Bewegung ihrer Hand die düsteren ifte ihres Gedächtnisses von sich verscheuchend, mit fast ender Sprache:

„Heiß mich nicht weiter reden, Dorothea! Heiß mich meinen und versperren, denn es thut mir nicht gut! Ich meine mer, ich kann's nicht überstehen, wenn es mir einmal wieder t aller Gewalt und Heftigkeit einfällt. Ich will aber nicht urig werden! Ich will alle Lebenslust, die in mir noch kt, zusammennehmen, weil ich an dir meine Freude erleben chte. Umsonst soll ich das Alles in mir durchgemacht und

durchgerungen haben? Darauf lasse ich mich einmal nicht ein Dorothea! Jetzt wirst du doch wissen, warum ich mir damal meine Haube mit den rothen Bändern aufgesetzt habe."

Aber die Lustigkeit, die Veile Oberländer zur Schau tru war doch nur eine erkünstelte.

Unwillkürlich trat ihre tiefernste Grundstimmung wied in ihr Recht.

„Du hast vorhin geklagt," meinte sie nach einem Auge blicke ruhigen Ausathmens, „Jonathan kann es dir nicht ve gessen, daß du ihm seinen Bruder abwendig gemacht hast. D rin magst du vielleicht Recht haben, und ich möchte dir jet wenn ich noch ein Mal die Sache überlege, nicht wide sprechen. . . . Denn auf Eins mußt du stets dein Auge merk gerichtet haben, und darin liegt der große Unterschi zwischen uns — und Euch. Es ist kein Spaß, Dorothea, d Jonathan grade dich ausersehen hat! Du mußt das o etwas ganz Besonderes schätzen. Bei uns ist das nicht wie bei Euch — verzeih mir diesen Ausdruck, Dorothea, me liebes Mädchen. Ihr unter Euch . . . Ihr habt Euch ni zu fürchten! Denn Ihr seid stark und mächtig. Was li daran, ob so ein Haufen größer oder kleiner ist, er ist u bleibt doch ungezählt. So aber ist es nicht bei uns. We sich einer von uns fortverliert, so fehlt er uns und wir such ihn überall mit unsern Augen. Weiß er nicht, wie wir i brauchen? Warum ist er fortgegangen? Wäre es nicht bes gewesen, er wäre bei uns geblieben? Wir können das einn nicht ertragen, Dorothea, und wenn es geschieht, dann geht uns wie ein Stich durchs Herz und dann ist es Jedem, hörte er über sich im Himmel einen zornigen Schrei! D wegen, Dorothea, freuen wir uns nicht, wenn ein Fremder uns kommt und sagt: Nehmt mich bei Euch auf . . . Vers

h nicht schief, Dorothea, mein liebes Mädchen! Wir sind eine
e vornehme Familie und haben unsern eigenen Stolz, und
nn wir Jemanden doch unter uns aufnehmen sollen . . .
rothea! so ist das kein Spaß . . . das geht nicht wie im
ndumdrehen vor sich . . . das kostet uns zumeist bitteren
mpf und bittere Thränen! Du hast es ja mit deinen Augen
ehen, Dorothea! Und darum darfst du auf meinen Jonathan
ht böse werden! Jetzt thut ihm noch sein Herz zu wehe um
. Er ist ja doch sein Bruder! Und sie haben Eine Mutter
abt."

„Ich danke dir, Großmutter!" sagte Dorothea leise.

Die Blinde hob ihr Antlitz auf.

„Dorothea," sagte sie noch, „du wirst sehen, es wird wieder
übergehen! Für mich . . . und für Jonathan bist du keine
mde." — —

Bisher hatte sich die Außenwelt des Schauplatzes, auf
chem diese Geschichte spielt, zu dem Entwickelungsgange der-
en fast theilnahmslos verhalten. Sie ahnte nur wenig von
n, was sich innerhalb des engen Kreises, den sie doch so gut
nte, zugetragen hatte.

Das mag seltsam genug erscheinen, und doch verhielt es
so, vielleicht mit der einen Ausnahme, daß Jaroslaw Pa-
der Schmied, etwas schärfere Augen besessen hatte.

Aber kurz nach dem Weggange des Landstreichers hatte
das Alles wie mit einem Schlage geändert. Mit einem
le stand das Gerücht fest und unverrückt da: Jonathan
d das „deutsche Mädchen," seinen „Dienstboten," heirathen
d sein Bruder ist nur darum „auf und davon" gegangen,
il er dazu seine Zustimmung verweigert habe.

Auch diesmal hatten die Menschen, wie es bei solchen Ge-
enheiten vorkommt, wenn der sittliche und geistige Zusammen-

hang eines Ereignisses äußerlich aufgefaßt werden muß, n
täppischer Hand in das zarte Gewebe gegriffen, und es dauer
nicht lange, so war es entstellt und zerrissen.

Dem Gerüchte hatte sich, wiewohl es der Wahrheit nah
kam, etwas Ungeheuerliches beigesellt.

Allgemein hieß es, die beiden Brüder seien mit scharf
Messern aufeinander losgegangen und es hätte nicht viel g
fehlt, so wäre es zu etwas gekommen, wie man, seit die „Gass
steht, nichts Schrecklicheres vernommen habe.

In der Beurtheilung der Thatsache selbst standen sich
der „Gasse" zwei Parteien mit unvermittelter Starrh
gegenüber.

Die Einen gaben Jonathan unbedingt Recht. Sie kannt
das Mädchen, seitdem es in sein Haus gekommen, und wußten, n
Dorothea an seinem Kinde und an der nun todten Bella g
handelt — „von keiner Schwester hätte man ein Gleiches
wartet" — was lag also näher, als daß Jonathan für sein
Knaben eine Mutter gesucht hatte, die ihm paßte?

Ungleich anders lauteten die Stimmen der anderen Part
die nicht lieblos und hart genug über die Beschimpfung s
auslassen konnten, die nach ihrer Ansicht Allen ohne Au
nahme angethan worden war.

Wir müssen es sagen: diese Partei befand sich in stärkst
Mehrheit.

Die alte Veile hatte Recht. Wie viel Unreines, ja Mi
günstiges sich an diese Beurtheilung heftete — es war de
Jedem, als „sei ihm insbesondere ein Stich durch das He
gegangen!" Das hatte man von Jonathan nicht erwart
Wenn er, auf den man immer wie auf ein Wahrzeichen g
schaut hatte, mit einem solchen Beispiele voranging, was soll
die Anderen „thun und anfangen?"

Es lag nun klar am Tage, wer die meiste Schuld an dem erhörten trug — Dorothea war es, das deutsche Mädchen den unschuldigen blauen Augen! Gegen sie richtete sich Groll und Alles, was man ihr früher Gutes und Schönes hgerühmt hatte — jetzt ging es wie ein Saatfeld giftigen krauts auf. Nichts als Dornen und Disteln! Kam nicht es daher, weil er sie in sein Haus aufgenommen hatte?

Als die erste Aufregung sich gelegt hatte, bemächtigte sich Gemüther die naheliegende Frage: Wie wird Jonathan es angen? Und was sagt die alte Veile Oberländer dazu?

Da war namentlich David Zweihand, der Schneider, der noch von der vorjährigen Wahlgeschichte her bekannt ist, unter diesen zwei Fragen schwer litt.

Weil er damals in einer Art „Opposition" gegen Jonathan anden war, glaubte er sich auch diesmal berechtigt, zu den rsten Verurtheilern des Schrittes zu gehören, den Jonathan hatte. Er war sozusagen sein „politischer" Feind, und das rtrug er jetzt auf ein Gebiet, das gewissermaßen auch der olitik" angehörte.

Wir werden sogleich erfahren warum.

An demselben Tage, an welchem Jonathan in die benachte Kreisstadt zur Tagsatzung gefahren war, führte der neider ein Vorhaben aus, das ihn am schnellsten an das seiner Neugier und seines Grolles bringen mußte. Von Eckfenster seines Hauses aus, das gegen Veile's Häuschen hussah, hatte er bemerkt, daß etwa um die Mittagsstunde rothea mit dem Kinde fortgegangen war. Die alte Frau ßte also allein sein, und demgemäß besann er sich nicht ger und begab sich zu Veile Oberländer hinüber.

Nach der in der „Gasse" üblichen Begrüßung und nach- er sich, trotzdem die Alte ihn dazu durchaus nicht auf-

forderte, an ihr Bett gesetzt hatte, rief er, von tiefstem M gefühl überwältigt:

„Ganz allein bist du, Veile, mein Gold? Wie schi sich das?“

„Gieb dich nur vor lauter Zärtlichkeit nicht in Kleing aus!“ meinte die Blinde dagegen abweisend. „Uebrigens b ich niemals allein! Meine Dorothea hat nur ihr Kind zu Essen begleitet.“

„Ihr Kind?“ kicherte der Schneider bedeutungsvoll. „S viel ich weiß, ist damit Jonathan's Kind gemeint.“

„Das kommt auf ein und dasselbe hinaus!“ rief die Blin mit unerklärlicher Heftigkeit. „Jonathan's Kind oder Dorothe Kind.“

„Das habe ich nicht gewußt!“ meinte David Zweiha mit der ehrlichsten Miene. „Die Leute reden das ganze Jc so viel Lügen und Uebertreibungen durcheinander, daß m Gott danken muß, wenn sie einmal bei der Wahrheit bleiben

„Wie meinst du das, David Zweihand?“ fragte die Blin mit einem Male aufhorchend.

„Was willst du, Veile, mein Gold,“ bemerkte der Schnei mit geschmeidiger Betonung, „die Welt hat nichts zu thun u das Geschäft geht schlecht, da verfällt sie dann auf Manch was nicht Fleisch und nicht Kuchen ist. Man muß übrig der Welt immer glauben, ist mein Grundsatz; es ist imm etwas Wahres in dem, was sie sagt. Und danach han ich auch.“

„Damit kommt man auch am besten fort,“ bemerkte Ve aber in einem Tone, der zwischen schalkhaftem Spotte u innigster Ueberzeugung die Mitte hielt. „Uebrigens red' daß man dich versteht, David,“ setzte sie mit neu herv

chender Heftigkeit hinzu, „ich kenne mich in so gedrechselten anzereien nicht aus."

„Bin ich nicht die Offenheit selbst?" versicherte der Schneider hmüthig. „Ich bin ja ein Schneider und kein Drechsler, ile, und bin all Zeit meines Lebens nichts Anderes gewesen. er um wieder auf das . . . Kind zurückzukommen . . . All- nein heißt es, man kann dir „Masel Tow" (Glückauf!) nschen. Die Partie ist fertig."

„Warum grade mir?" rief die Blinde merkwürdig ruhig d gelassen. „Ich nehm' übrigens dein „Masel Tow" gerne und dank' dir dafür aus vollem Herzen! Ja, die Partie fertig, Gott sei gelobt und gepriesen!"

Sie hatte das mit einer Art feierlicher Andächtigkeit ge- t; es blieb für den Schneider auch nicht der kleinste Raum cig, auf welchem sich ein Zweifel ansetzen konnte.

„Wenn du das sagst, Veile," meinte er in völliger Rath- igkeit, „so muß es wahr sein! Auf dich schwöre ich!"

„Und warum soll es nicht wahr sein?" fragte die Blinde t einer an nachlässige Vornehmheit grenzenden Leichtigkeit.

Dadurch gerieth David Zweihand noch mehr in Ver- rung.

Er starrte in das ruhig sichere Antlitz der Blinden mit em Gefühle wildfremder Verlassenheit.

Das dauerte jedoch nur eine flüchtige Weile, denn alsbald ob sich in ihm jener kühle Mannesmuth, der ihn im vorigen hre ganz allein unter allen Wählern der „Gasse" dazu ge- eben hatte, seine Stimme in die Wahlurne der „Opposition" werfen. Veile Oberländer sollte nicht glauben, daß er der ann sei, gegen den man sich so abweisend und als fiele sein theil gar nicht ins Gewicht, benehmen könne. Trotz dieses lbstgefühls wußte er sich aber meisterlich zu beherrschen.

„Eine merkwürdige Zeit ist doch über die Welt gekommen
sagte er nach einem Augenblick nachsinnender Einkehr in se
an Auskünften reiches Inneres. „Wer hätte noch vor zwanz
Jahren daran denken können, daß so etwas einmal mögli
sein wird? Herz, was begehrst du? heißt es jetzt überall, u
wo man früher vor lauter Steinen und Balken nicht zu Fu
hat hinüber können, da fährt man jetzt mit einem Lastwag
wie auf des Kaisers Straße dahin. Wie ich um meine Esth
gefreit habe, hat mich das Prager Gubernium sieben Jah
und acht Monate warten lassen, bis es mir die „Bewilligun
gegeben hat. Am Hochzeitstage hat meine Esther sieben gra
Haare in meinem Barte entdeckt, für jedes Jahr des Warte
eines! Nur zu leicht macht man es der jetzigen Welt, z
leicht!"

„Du sagst das, David," meinte die Blinde mit eine
kühlen Lächeln, „als wenn du darauf böse wärst. Die We
hat lange genug sich gedulden müssen."

„Lebendiger Gott," betheuerte der Schneider, „wie kann
du mich nur so verkennen, Veile? Weiß ich denn nicht auc
was sich schickt und recht ist? Oder meinst du, ich habe a
meinem Hochzeitstage vor Herzfreudigkeit gelacht, wie ich g
sehen habe, daß meine Esther über der Nase zwei große ur
lange Falten hat?"

„Es hat ihr doch nicht geschadet!" unterbrach ihn d
Blinde trocken.

„Geschadet!" rief der Schneider in wirklicher Entrüstun
„Hör' meine Esther an und sie wird dir sagen: Es giebt ga
keine bessere Schickung, als das Weib von David Zweihan
zu sein! Was geht ihr ab? Bin ich der Mensch, der seine
Weibe etwas abgehen läßt? Ich habe aber damit nicht
Anderes sagen wollen, als was ich eben gesagt habe. Wo

ud Meinung ist bei mir wenigstens ein und dasselbe! Jedem, ir über Drei hinauszählen kann, muß sich der Unterschied afdrängen zwischen dem, was die Welt von damals war nd wie sie jetzt ist. Es ist wie Tag und Nacht. Ich frage ich, Veile, auf dein Gewissen, ist es nicht wie Tag und Nacht?"

„Nach der Setzung deiner eigenen Worte zu schließen," merkte die Blinde mit der ihr eigenthümlichen Schärfe, „muß jetzt stockfinstere Nacht überall sein!"

„Habe ich so etwas gesagt?" rief David Zweihand aus im Bewußtsein tiefsten Gekränktseins. „Wie kann mir nur einfallen, so etwas zu sagen? Du machst mich aber so verwirrt mit deinem merkwürdig feinen Verstande, Veile, daß ich eigentlich erst nachdenken muß, was ich denn habe sagen wollen."

Indem er diese Schmeichelei wie einen Lockbissen der blinden Frau hinhielt, glaubte er Zeit zu gewinnen, seine in Unordnung gerathenen Sprachkünste wieder zu sammeln. Aber die Blinde schien nicht gewillt, ihm seine Arglist zu erleichtern.

„Ich verstehe etwas so, wie man es redet," sagte sie unzugsam. „Du hast zuerst gesagt Tag und dann erst Nacht."

„Laß uns über die Wortsetzung nicht streiten, Veile!" einte der Schneider, milde wie Honig. „Was bringt man dabei heraus? Aber das Eine wirst du mir doch zugeben, daß in der jetzigen Welt viel zu viel erleichtert wird? Nimm zum Beispiel deinen Jonathan — denn er ist dein und du hängst an ihm mit dem Herzen einer Mutter —, so hat er jetzt, wenn er das Mädchen heirathen will, dreierlei Wege vor sich. Er kann, welchen von den dreien er einschlägt, an sein Ziel gelangen."

Die Blinde horchte hoch auf und David Zweihand's Seele

lachte, denn endlich hatte er den Punkt gefunden, von welchem aus er Veile's vornehm thuende Abweisung mit Zuversicht ergreifen konnte.

„Ich seh' nur Einen Weg vor mir!" sagte die Blinde weit stiller als vorher.

„Drei Wege, sage ich dir, drei!" rief der Schneider über laut. „Ich will sie dir aufzählen. Erstens: Jonathan weiß so gut wie Einer von uns, wo der Dechant sein Haus ha und daß es gleich neben der Kirche steht. Er kann heute oder morgen hingehen . . . und die ganze Sache ist in einer halben Stunde fertig! Das ist der erste Weg."

„Um Gotteswillen," rief Veile Oberländer, die ihn wohl verstanden hatte, tief erschrocken, „du wirst doch so etwas von meinem Jonathan nicht annehmen? Was giebt dir denn das Recht, so Schlechtes von ihm zu denken? Hat er das von dir verdient?"

David Zweihand weidete sich zuerst an der Ergriffenheit seines greisen Opfers dann sagte er langsam und bedächtig:

„Jetzt kommt der zweite Weg, Veile! Nehmen wir an Jonathan wird das Haus des Dechanten nicht aufsuchen, und ich will es dir gerne glauben, daß das in ihm nicht liegt. Dann kann das Mädchen sagen: Warum soll ich immer in die Kirche gehen? Die „Weiberschul" hat auch ihr Schönes . . . und geht zu einem Rabbiner und statt Dorothea heißt sie von nun an Esther oder Sarah oder Rebekka. Für einen Namen ist bald gesorgt und nach dem Gesetze, was darüber erschienen ist, kann ihr das Niemand verwehren. Denn warum Man will der jetzigen Welt das Heirathen erleichtern."

„Das ist also der zweite Weg?" fragte die Blinde mit leiser Stimme.

„Ja," sagte der Schneider dagegen, sich in der Stub

sorgfältig umsehend, „das ist der zweite. In Wien zum Beispiel wissen sie gar nicht mehr, woher sie die vielen Namen nehmen sollen. Merkwürdigerweise wollen sie Alle Sarah, Rebekka, Lea und Rahel heißen."

„Ich wüßte einen schöneren Namen," meinte die Blinde wie verloren in sich selbst.

„Warum sagst du ihn nicht, Veile?" rief der Schneider.

„Ich möchte sie Ruth heißen!" sagte die Alte flüsternd.

„Ruth? Warum Ruth?" fragte der Schneider, dessen Kenntniß der biblischen Geschichte einem Brunnen glich, der bodenlos tief aber leer ist.

Die Blinde antwortete nicht sogleich. Sie stützte ihren Kopf mit beiden Händen, dann sagte sie langsam und in feierlichen Absätzen:

„Weil Ruth so gesprochen hat: Dringe nicht in mich, dich zu verlassen, mich abzukehren von dir! Denn wohin du gehst, da gehe ich, und wo du weilest, weile ich, dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott! Wo du stirbst, da sterbe ich, und dort will ich begraben werden, der Tod allein wird scheiden zwischen mir und dir!"

„Was du für einen Kopf hast, Veile!" rief der Schneider in ungeheuchelter Ehrfurcht. „Es soll Eine aus der jetzigen Welt aufstehen und dir das nachthun!"

„Laß das, David!" sagte die Blinde mit kühl ablehnender Hoheit. „Ich bin auf so etwas nicht mehr eingerichtet. Weit lieber wäre es mir, wenn du mir berichten möchtest, wo denn der dritte Weg ist. Du hast ja von dreien gesprochen."

„Der dritte Weg? Der ist der leichteste von allen," meinte der Schneider zusammenfahrend. „Darauf fährt man wie auf einer Eisenbahn. Ein Pfiff, und du setzest dich in den Wagen, Veile! Wieder ein Pfiff, und der Wagen hält, und du bist

zwanzig und noch mehr Meilen von zu Hause entfernt. Ganz auf dieselbe Weise geht es auch da zu. Du glaubst gar nicht, Veile, was so ein Dampf für eine Gewalt hat. Was thut nämlich die Welt, wenn zum Beispiel dein Jonathan sagt: „Ich will nicht zum Dechanten gehen!“ und auch Dorothee meint: „Ich will meinen alten Namen behalten und will weder Sarah, noch Lea, noch Ruth heißen!“ Was thut da die Welt?“

Er hielt inne, da er von dieser so gestellten Frage eine große Wirkung auf das Gemüth der alten Frau erwartete. Und in der That zeigte das Antlitz der Blinden den Ausdruck einer gewissen rathlosen Betroffenheit.

„Was thut da die Welt?“ wiederholte sie leise.

„Siehst du, Veile,“ sagte David Zweihand aus der Fülle stolzer Ueberlegenheit, „das eben ist der dritte Weg, denn auch dafür ist gesorgt worden. Du willst nicht zum Dechanten gehen, sagt das Gesetz zu dem Einen, und du wieder, sagt es zu dem Andern, willst deinen alten Namen nicht ablegen? Wie soll Euch Beiden da geholfen werden? Und sie sind da auf ein sehr kluges Mittel gerathen: Was thut man mit einem Rocke, Veile, der Einem auf dem Leibe zu enge geworden ist und man hat keinen Stoff, um ihn zu erweitern? Man zieht ihn aus. Also thut es auch das neue Gesetz, was sie in Wien gemacht haben. Denn warum? Was hat das Gesetz davon, daß sich Zwei, deren bestimmter Wille es ist, nicht sollen zu heirathen bekommen? Man will ja der Welt das aus den verschiedensten Gründen erleichtern. Es sagt also zu den Beiden: Zieht den engen Rock aus! Das will mit anderen Worten bedeuten: Sagt, daß Ihr gar keinen Rock, auch den allerschönsten nicht, mehr anziehen wollt, und unter diesem Rocke versteht man die Religion. Hörst du, Veile, die Religion! Dann geht zum Bürgermeister hin und erklärt ihm diesen Euren Willen in Gegenwart von

wei Zeugen. Dann wird vom Schreiber des Bürgermeisters in Protokoll aufgesetzt, die Brautleute unterschreiben sich zuerst, dann die Zeugen, dann wird Sand darauf gestreut, und denn sie dann vom Amte herunterkommen, Veile — es dauert nicht länger als fünf Minuten, denn so ein Bürgermeister hat noch andere Protokolle aufzusetzen und zu unterschreiben —, sind sie Mann und Frau geworden und die Sache hat ein Ende. Das ist der dritte Weg, Veile, und vielleicht wird es bald einen vierten geben! Man wird dann überhaupt gar niemanden zu fragen haben . . . nicht einmal den Bürgermeister!"

Wie erschrak er aber, als er nach dem, wie mit einem lustigen Triller endigenden Schlusse seiner Erklärung bemerkte, daß Veile Oberländer — weinte!

Ja, sie weinte, und es waren heiße, schwere Thränen, die sie ihr entlockt hatte. Eine derartige Wirkung seiner Beredtsamkeit hatte der Schneider nicht erwartet. Er war auf ein ganz anderes Ziel losgegangen, denn Alles in Allem genommen, besaß er ein gutes Gemüth, das einer Stecknadel, die ihm im Wege lag, nicht gerne wehethat, geschweige denn einem Menschen.

„Was hast du, Veile, mein Gold?" rief er ängstlich. „Warum greift dich das so an? Habe ich etwas Unrechtes gesagt oder gethan?"

„Die guten, guten Kinder!" flüsterte die Blinde vor sich hin. „Was soll aus ihnen noch werden?"

Der Kopf war ihr auf die Brust gesunken, ihre Hände hatten sich gefaltet und zwischen den Augenlidern drängten sich noch immer heiße langsame Thränen hervor.

In diesem Augenblicke trat wieder Dorothea in die Stube.

Der Schneider ersah diese Gelegenheit und empfahl sich mit einigen nichtssagenden Worten.

Es war ihm bei Veile Oberländer überaus schwül geworden.

Die Blinde hatte einen ihrer „schlechtesten" Tage. So nannte sie selbst ihr körperliches Befinden, wenn Dorothea sie besorgt fragte, warum sie so ächze und stöhne.

Ihren schlechtesten Tag! Wer hat das Senkblei für diese Seele, auf deren Tiefen sich Alles zusammengefunden hatte, was Mitleid und Beängstigung, Rathlosigkeit und vielleicht — auch Reue sich nennt?

„Die armen guten Kinder!" flüsterte sie ein über das andere Mal mit zuckenden Lippen, so daß es Dorothea zuweilen bedünken wollte, als spräche sie aus einem wirren Fiebertraume.

Sie begehrte nicht nach Essen und Trinken und lehnte jedes Anerbieten Dorothea's hartnäckig ab. Ein Mal richtete sie sich, von innerster Unruhe aufgetrieben, kerzengerade in ihrem Bette auf und rief Dorothea zu sich.

„Wie lange bist du schon bei uns?" fragte sie das Mädchen, und die Frage klang fast lieblos und fremd.

„Vier Jahre und acht Monate, Großmutter!" entgegnete Dorothea.

„So lange schon?" rief die Blinde und schien aufs Aeußerste betroffen. „Es ist mir, als wäre es erst gestern vor sich gegangen! Und warum bist du eigentlich hergekommen?"

„Weißt du das nicht, Großmutter? Ich sollte böhmisch lernen."

„Und . . ." rief die Blinde mit stürmisch hervorbrechender Gewalt, „warum hast du es nicht gelernt? Warum hast du es nicht gelernt?"

„Weil mich das Kind gebraucht hat, Großmutter!“ lautete die einfache Antwort Dorothea's.

„Ja, das Kind, Jonathan's Kind!“ rief Veile Oberländer, und ihre Stimme, die kurz zuvor so herausfordernd und scharf geklungen, war zu einer Milde herabgesunken, die für den Kenner ihres Leides nichts Ueberraschendes gehabt hätte. „Das Kind! Warum habe ich an Jonathan's Kind vergessen? Das ist ja doch die Hauptsache, und alles Andere ist klein und nichtsnutzig dagegen! Warum hast du mir das nicht gleich gesagt, Dorothea, mein liebes Mädchen? Gott soll dich nur gesund und stark lassen, Dorothea! Jonathan's Kind bleibt ja doch die Hauptsache!“

Dann begehrte sie zu trinken und zwar Wein; es müsse noch ein Rest davon übrig sein von der Flasche, die ihr neulich Jonathan geschickt habe.

„Wie mich das erlabt!“ rief sie, nachdem sie einen herzhaften Schluck gethan hatte. „Ich möchte heute nichts als Wein trinken, nichts als Wein!“ setzte sie übermüthig hinzu. „Wenn David Zweihand jetzt kommen möchte! Nur auf fünf Minuten! Da sollte er hören, was ich über seinen zu engen Rock mir denke . . . Wo habe ich nur meinen Kopf früher gehabt, daß ich mir ihn von seiner Schneiderweisheit so habe verwirren lassen? . . . Das Kind, Jonathan's Kind, bleibt ja doch die Hauptsache!“

In diesen dunklen Reden spiegelte sich eine Lustigkeit ab, die für Dorothea etwas Erschreckendes hatte.

In Folge des genossenen Trunkes hatte sich das Antlitz der Blinden leise geröthet und selbst in den lichtlosen Augenhöhlen schien sich ein Glanz zu sammeln, der entweder auf eine erhöhte Lebenskraft oder den Beginn jener geheimnißvollen Macht hinwies, die kurzweg Zerstörung heißt.

„Gieb mir noch einmal zu trinken, Dorothea!“ rief sie wieder. „Der Rock des Schneiders muß hinuntergeschwemmt werden, sonst erstick' ich noch dran!“

Dorothea widerstand aber diesem Begehren.

„Gut, Dorothea,“ lallte die Blinde, von Schlafesluft überwältigt, „schreib' dir's selber zu . . . wenn David Zweihand mit seinem Rock mir wieder erscheint . . . Ja, Jonathan's Kind, das ist die Hauptsache!“

Damit wendete sie sich auf die Seite, und als Dorothea sich zu ihr neigte, fand sie sie fest eingeschlafen.

Wer das Senkblei besäße, um daran die Tiefe dieses Schlafes zu messen!

Es währte nicht lange, so mochten sich Traumgewalten seiner bemächtigt haben, die selbst der starke Wein nicht zu bändigen im Stande war.

Zwischen den geschlossenen Lippen drängten sich einzelne Worte und Laute hervor, die, unverständlich für die sie belauschende Dorothea, offenbarten, daß ihr Seelenleben mit den Erinnerungen des Gesprächs, das sie vor kurzer Zeit geführt hatte, im wachen Zusammenhange stand.

„Ich will nicht,“ hörte sie Dorothea mit einer Art zorniger Entschlossenheit murmeln, „ich will nicht, daß sie Ruth oder Sarah heißt . . . Sie soll Dorothea weiter heißen . . . ich habe den Namen so lieb!“

Dann nach einer Weile, während welcher ihre aufgeregten Züge allmälig ihre Herbigkeit verloren, schien ihr Geist, wie von einer unsichtbaren Macht im Kreise herumgeführt, sich wieder einem längst vergessenen Ausgangspunkte zu nähern.

„Ich kann dir das Versprechen nicht halten, Bella, mein Kind . . . es kommt mir zu schwer an!“ ächzte sie ängstlich.

Später, nachdem sie etwa eine halbe Stunde in ruhigem

Schlummer gelegen und auch die Gewalt des süßen Weines nach und nach in sich erlosch, schienen sich auch ihre Vorstellungen in ein freundlicheres Gewand kleiden zu wollen.

„Um Jonathan's Kind muß man Alles thun . . .“ flüsterte sie, nur dem Ohre Dorothea's verständlich, vor sich hin. „Alles, Alles . . .“

Dann, nach einer Unterbrechung von etlichen Minuten, kam sie wieder auf das zuletzt gehörte Gleichniß des Schneiders zurück.

Ihre Züge verdüsterten sich wieder und ihr Athem ging so schwer! Das hatte sie denn doch an der Wurzel ihrer Seele getroffen!

„Warum soll der Rock für Jonathan zu enge sein?“ quoll es wieder voll Abscheu über die dünnen Lippen.

Dann schien sie wieder voll scheuer Zaghaftigkeit auf irgend eine Antwort zu harren. Und selbst in diesem Augenblicke war sie dem Grundtone ihres Wesens, ihrer spöttischen Schalkhaftigkeit nicht untreu geworden.

„Das ist die Wahrheit eines Schneidergehirns!“ murmelte sie noch.

Das war ihr letztes Wort, gleichsam ein Wurf, den sie aus sicherer Stellung an den Kopf ihres unsichtbaren Gegners schleuderte, und das schien ihr wohl zu thun. Denn von nun an lächelte sie beständig . . . freundlich und milde, als ob all ihr Harm und Gram von ihr wäre genommen worden, bis auch dieses Lächeln endlich in einem stundenlang anhaltenden Schlafe sich verlor.

Darüber verging der größte Theil des Nachmittags. —

Jonathan hatte das Kind nach der Kreisstadt genommen, und so hatte Dorothea keiner anderen Pflicht obzuliegen, als

den Schlaf der Blinden zu bewachen und ab und zu ein vordringliche Fliege von ihrem Antlitze zu verscheuchen.

Der Abend dunkelte bereits. Da erinnerte sich Dorothea daß es ja heute Freitag sei. Geräuschlos breitete sie über den Tisch ein weißes Linnen aus und zündete zwei Kerzen an Kaum hatte sie diese Zurüstungen getroffen, als Jonathan den Knaben an der Hand haltend, in die Stube trat.

Sogleich wurde die Blinde munter.

„Bist du da, Jonathan, mein Sohn?" rief sie mit helle Stimme und richtete sich im Bette auf.

„Gut Schabbes, Veile!" wünschte er ihr.

Die Blinde schien von diesem Gruße eigenthümlich be rührt.

„Wünschest du mir den wirklich und in Wahrheit?" fragt sie, ihre lichtlosen Augen auf ihn richtend.

„Wie redest du doch, Veile!" sagte Jonathan verwundert „Und da habe ich dir auch mein Kind gebracht, damit du e benschest (segnest)."

„Willst du wirklich, ich soll dein Kind benschen?" rief si wieder, während Jonathan und Dorothea sich erstaunte Blick zuwarfen. Er hatte ihre Hände ergriffen und auf das Haup des Knaben gelegt. Sie aber zog sie mit einer heftigen Be wegung zurück, als lägen dort brennende Kohlen. „Ich bensch nicht eher das Kind," rief sie laut und mit großer Anstren gung, „als bis du mir Eines gesagt hast."

„Was willst du?" fragte er leise.

„Wie ist deine Tagsatzung ausgefallen, Jonathan?" rie sie mit fieberhafter Hast. „Hat dir dein Schuldner gezahlt?

„Er hat gezahlt, Veile!" sagte Jonathan, um dieser kin dischen Einmengung willen, die sich die alte Frau in sein Angelegenheiten gestattete, lächelnd.

„Und deine eigene Tagsatzung, Jonathan? Deine eigene,“ ef sie ferner, „wie steht es mit der?“

„Ich verstehe dich nicht, Veile!“ sagte Jonathan stockend.

„Er versteht mich nicht!“ rief die Blinde in schmerzlicher ufgeregtheit. „Er versteht mich nicht! Da muß erst David weihand, der Schneider, kommen und muß mich darüber auf- ären! Er versteht mich nicht! Warum versteht sich David weihand, der Schneider, darauf? Hat er mehr Kopf als du? eht ihn die Sache mehr an als dich selbst? Aber er weiß r schon an den Fingern abzuzählen, was du thun und was nicht thun wirst. David Zweihand weiß Alles!“

„Jetzt versteh' ich dich, Veile!“ sagte Jonathan langsam.

„Gott der Lebendige sei gelobt und gepriesen!“ jauchzte e Blinde.

Es entstand in der Stube eine tiefe Stille.

„Warum drängst du mich so, Veile?“ tönte es hierauf in merzlich gezogenen Lauten von den Lippen Jonathan's. Weißt du nicht, was vorgegangen ist? Und weiß ich denn r Allem . . . ob Dorothea schon fertig ist mit sich selbst?“

„O, du Gottsnarr!“ rief Veile Oberländer in loderndem orne. „Was soll das heißen: Dorothea ist mit sich nicht rtig? Deswegen willst du dir das schönste Glück, was dir werdientermaßen beschеert wird, verrauchen und verdunsten ssen? Deswegen allein? Was soll das bedeuten: Dorothea mit sich nicht fertig? . . . Was willst du denn von ihr? Soll sich vielleicht vorne an der Brust eine Tafel aufhängen und rauf steht geschrieben mit großen Buchstaben: ich bin fertig? ch, Veile Oberländer, deine alte Freundin, sage dir: Sie ist rtig! Sie war es von dem Augenblicke an, wo sie sich ines Kindes angenommen hat; sie war mit sich fertig, wie e darauf geachtet hat, daß dein Kind vor dem Schlafengehen

auf das „Schema Israel“ nicht vergesse; und sie war fertig mit und in sich selbst, als sie aus deinem Hause fortgegangen ist und auf ein paar Worte hin, die ich durch dich ihr habe schreiben lassen, wieder zurückgekommen ist, um eine alte, blinde und mürrische Frau zu pflegen und abzuwarten! Was willst du noch mehr, du Zweifler und Aufschieber?“

„Sie soll es selbst sagen!“ sprach Jonathan, dem die Rede der alten Frau das Blut zu Kopf getrieben hatte. „Ja, sie soll es selbst sagen, vor dir und mir . . . und dem Kinde!“ wiederholte er mit Nachdruck.

„O, wie wenig versteht sich so ein Mann auf sein Glück!“ rief die Blinde schmerzlich.

Sie hatte ihre Hände an sich gezogen, als wollte sie damit andeuten, daß das Kind auf die Begünstigung, von ihr gesegnet zu werden, vorläufig verzichten müsse.

„Dorothea, mein liebes Mädchen,“ rief sie nach einer Weile, „komm doch her zu mir! Sag' ihm doch, weil sein Kind grade hier ist, sag's ihm auf den Kopf dieses Kindes hin, damit er es einmal glaubt und nicht mehr irre wird: Bist du fertig oder bist du es nicht?“

„Ich bin es!“ sagte das Mädchen stille und beugte sich zu dem Antlitze der Blinden nieder.

„Du willst die Mutter dieses Knaben sein?“

„Ja, Großmutter!“ sagte sie kaum vernehmbar.

„Und willst diesem Manne angehören und willst in alle Treue thun, was er dich zu thun heißt, und willst niemals vergessen, daß um deinetwegen ein Bruder im Zorne fortgegangen ist?“ fragte die Blinde in steigender Erregtheit.

„Ja, Großmutter!“ flüsterte das Mädchen.

„Hast du sie gehört, Jonathan, mein Sohn?“ fragte die Blinde. „Hast du es jetzt aus ihrem eigenen Munde gehört?“

„Dann Veile," rief Jonathan, und durch seine Stimme ebte eine freudig ernste Ergriffenheit, „dann will ich dir, als r Stellvertreterin meiner Mutter, sagen, was ich zu thun denke . . . Es bleibt uns, nachdem ich meinen und Dorothea's emüthszustand geprüft habe . . . es bleibt für uns Beide r Eines übrig: Wir werden von dem neuen Gesetze Gebrauch machen, Veile! Oben auf dem Rathhause vor dem ürgermeister werden wir unsere Hochzeit halten . . . Es bleibt chts Anderes übrig."

„David Zweihand's enger Rock!" flüsterte die Blinde mit ckenden Lippen.

Dann ließ sie ächzend ihren Kopf in das Kissen zurücksken.

„Was willst du damit sagen, Veile?" rief Jonathan schreckt.

„Hör' mich nicht, Jonathan," bat sie mit erlöschender timme, „hör' mich nicht! Ich habe ja nichts gesagt!"

„Beunruhigt dich das, Veile?" fragte Jonathan.

Sie antwortete aber nicht; ihr Athem ging schwer wie der ner Sterbenden; im Scheine der beiden Kerzen, der vom sche aus auf ihr Gesicht fiel, hatten ihre Züge einen leichenft fahlen Charakter angenommen.

„Großmutter!" rief ihr Dorothea voll Entsetzen zu.

Doch auch dieser letzte Anfall schien an der unverwüstlichen benskraft der alten Frau umsonst gerüttelt zu haben; auch jt hatte das Senkblei den Grund dieser Seele nicht berührt.

„Es ist schon wieder vorüber . . ." sagte sie schwach. „Es ur nur mein alter Krampf, der immer kommt, wenn ich ihn ade nicht brauche. Und zuletzt, was geht mich David's enger ock an! Was haben *wir* mit ihm zu schaffen? *Uns* ist er

doch nicht zu enge . . . wir bleiben doch dieselben, die wir sin
und waren und sein werden!"

Dann lag sie eine geraume Weile still und regungslo
da, die Ruhe des errungenen Sieges in jedem Zuge ihre
Antlitzes.

Endlich sagte sie:

„Jonathan, leg' mir doch die Hände auf den Kopf deine
Knaben, jetzt will ich ihn benschen."

Ihre Lippen bewegten sich wohl, aber keiner vernahm
was sie sprachen.

## XXV.

### Dorothea.

Fertig in sich! Welch ein stolzes und erhebendes Wort!

Weißt du noch, was der schwarze Vogel dem weißen Kam
raden zurief, als sie Beide auf dem Fenstersimse jenes Saale
saßen, in welchem die Gesetze und auch jenes neue Gesetz g
macht wurden.

Es war das ein wundersam eigenartiges Gesetz, das seine
Urhebern und Vertheidigern die höchsten Ehren und Lobsprüch
einbrachte, wie sie nur Spitzfindigkeit und Scharfsinn verdienen
Sie hatten zuwege gebracht, was noch Keinem von ihnen g
lungen war. Hüben steht der uralte Dom der Kirche, dere
Grundstein der Mann mit der dreifachen Krone in Rom b
wacht, und drüben wirft die einsam schlichte Synagoge ihre
Schatten über die Straße. Nicht weit davon thut das still
Bethaus des Wittenberger Mönches seine Pforten auf. Un
sie hatten nach Nächten und Tagen mühevollen Ringens un

chdem sie all ihre Geisteskraft wie auf ein einziges Loos ge-llt hatten, das Mittel gefunden, wie man mitten durch die ge Straße schreiten kann, unbeirrt und „gesetzlich", und doch cht in den Schatten der drei Gebäude tritt. Blank und att wie ein junges Ei hatte sich das Gesetz aus seiner Hülse sgeschält — und es war ein gutes, freundliches Gesetz, ähnlich ner Sorte von Menschen mit glatten Wangen und lächeln-im Munde, die nicht ruhig schlafen können, wenn sie ihrem benmenschen ein kleines Weh bereitet zu haben glauben.

Mit der unschuldigsten Miene sagte es den Leuten un-gefähr dasselbe, was David Zweihand, der Schneider, in seiner prache so verständlich ausgedrückt hatte:

„Zieht den engen Rock aus! . . . Wir wissen für Euch nen besseren Rath!"

Und damit waren sie nach Hause gegangen, ihres Tage-rkes froh . . . und das weiße Vöglein muß seitdem warten d warten, bis auf bessere Zeiten! —

Der „enge Rock" ward übrigens rascher ausgezogen, als an nach der Vorgeschichte dieses neuen Gesetzes hätte an-hmen sollen.

Jonathan war an einem der nächsten Tage nach der nahen eisstadt gegangen und hatte mit seinem dortigen Advokaten es auf den „dritten Weg" Bezügliche in Ordnung gebracht. ch der Mann der Gesetzesauslegung war, sobald er die nze Sache mit seinen schärfsten Augengläsern überschaut und grüft, in der günstigen Lage, sagen zu können:

„Mit dieser Angelegenheit bin ich in drei, höchstens vier ochen fertig."

Sie bot ihm gar keine Schwierigkeit; die „Sache" war ch seiner Ansicht glatt, und wenn ja ein Steinchen in Gestalt es Hindernisses sich einmengen sollte, so sei er der Mann

dafür, es aus dem Wege zu schaffen. Man solle nur keine Furcht hegen; schon des „Prinzips“ wegen, das jetzt seines Wissens zum ersten Male hier in Anwendung komme, sei er bereit, alle seine Kräfte daran zu setzen, um demselben sobald als möglich zum Siege zu verhelfen. Uebrigens beglückwünschte er mit wahrhaft überströmender Beredtsamkeit seinen Klienten, daß er den Muth gehabt habe, der Erste in dieser Gegend mit den hergebrachten „Traditionen“ zu brechen, wofür allein ihm schon der Dank aller „Aufgeklärten“ gebühre.

Auf diesen Glückwunsch hatte Jonathan nur ein trübes Lächeln zur Antwort.

Um des „Prinzips“ willen! Wenn er dem Manne des Gesetzes nur darzuthun vermocht hätte, wie dieses „Prinzip“ ihm erschien! Aber er fand kein Wort dafür, und so schied er, von dem Advokaten mit der freundlichen Zusicherung getröstet, die wie ein Angebinde ihn auf dem Heimwege begleiten sollte, „von ihm aus werde die Sache Jonathan's keinen Aufschub erleiden, von ihm aus sei Alles so gut wie fertig.“

Und in der That, zur bestimmten Zeit war Alles fertig, das Gesetz und der Advokat — und was die Hauptpersonen betrifft, so hatten sie ja selbst gesagt: „Wir sind in und mit uns fertig!“ Hatten sie diese Erklärung nicht feierlichst zu Protokoll gegeben? War diese Erklärung nicht unter Fascikel so und so viel und unter Zahl so und so viel einregistrirt worden?

Der Advokat war kein Prahler gewesen; denn ehe noch weitere drei Wochen ins Land kamen, war an der schwarzen Tafel des Rathhauses ein „Ehe-Aufgebot“ zu lesen, wonach Jonathan und Dorothea — unter genauer Bezeichnung ihrer Geburt, Herkunft und sonstiger Erfordernisse an dem und der Tage auf Grund des neuen Gesetzes vom so und so vielten

Tage und Monate des Jahres und in Befolgung des so und so vielten Paragraphen desselben vor dem unterzeichneten Bürgermeister, als der „politischen" Behörde, in den Bund der Ehe treten würden. Und damit es nicht etwa das Aussehen habe, als hätte nicht auch der Bürgermeister das Seinige gethan, um zur bestimmten Zeit mit seiner Aufgabe „fertig" zu werden, hatte er seinem Namenszuge eine so gewaltige Tintenfluth beigemengt, daß sie schon in der Ferne wie ein verkleinertes „Schwarzes Meer" sich ausnahm.

Solch ein neues Gesetz ist übrigens ein vortrefflicher Bildner und Erzieher der Menschheit. Die Wenigsten hatten bis dahin eine Ahnung davon gehabt, daß es Verhältnisse giebt, die die Zuflucht zu den neuen Anordnungen von selbst hervorriefen. Sie hatten sich diese Verhältnisse unwandelbar und von unvergänglicher Dauer gedacht. Das Eine steht hier und das Andere steht dort, und zwischen Beiden fließt seit undenklichen Zeiten ein breiter Strom. Wer hat ihn hierher gesetzt? Woher kommt die Welle, die ihn benetzt? Das wußten sie so wenig, daß sie annehmen mußten, die Natur selbst habe aus Abneigung gegen ihr eigenes Werk diese Scheidung festgestellt.

Nun aber sahen sie mit einer Art dumpfen Erstaunens, wie sich über diesen Strom mit einem Male ein Nothsteg baute, schmal und schwankend zwar, aber bei einigem Muthe noch zu betreten. Und der Steg war kein Luftgebilde. Hie und da hatten ihn schon Einige betreten . . .

Es ging eine tiefe Verstimmung durch die Welt und in den verschiedensten Tonarten brauste der Groll auf.

Es gab also zu allen Zeiten ein Mittel, um über den Strom zu kommen? Warum dann nur diesen schwächlichen Nothsteg? Warum überbrückt ihr diesen Strom nicht von

allen Punkten, wo es nur immer angeht? Warum setzt ihr das Werk der Lüge und Täuschung fort? . . .

Aber auch geballte Fäuste erhoben sich gegen den schwanken ärmlichen Steg.

Von Ewigkeit her, lärmten sie, ist der Strom gesetzt und bis an die Grenzen der Ewigkeit muß die Fluth ihn ausfüllen Wehe Denen, die den Versuch gewagt haben! Schon brau der Sturm heran, der sie und ihr Lügenwerk in den Welle begräbt! . . .

Um in unserem Gleichnisse fortzufahren: der Rath, de der Advokat ertheilt hatte, führte unstreitig am raschesten an Ziel. Hand in Hand sollten Jonathan und Dorothea de schmalen Nothsteg betreten, und er ward auch befolgt. Si hatten sich Beide „konfessionslos" erklärt.

Wenn man David Zweihand, den Schneider, reden hört so hatte er für diese Wendung eigentlich kein Verständni Jetzt, wo er sozusagen die Nähte seines „engen Rockes" in de Nähe betrachten konnte, gerieth er in völlige Verwirrung un wußte sich nicht zu helfen. Was heißt das, aus der Gemein schaft der „Gasse" treten? Ihr nicht mehr angehören? Z ihren Bedürfnissen nichts beitragen und fern von ihr auf eine vereinsamten Platze stehen? Im Grunde hatte er sich die gan Sache doch anders vorgestellt. Er war, wie er sich auch dreh und wendete, nicht im Stande, sich einen klaren Begriff vo dem, was Jonathan eigentlich jetzt „vorstelle", zu gestalten.

„Kann ein Mensch mit seinen Füßen in der Luft gehen? fragte er sich und Andere. „Die Füße gehören auf die Erd Wie will er aber gehen, wenn er nicht zu uns und nicht Jenen sich mehr zählt? Ich verstehe mich auf Jonathan nicht

Aber selbst Jaroslaw Patek, der Schmied, schien aus ein gewissen Befangenheit nicht herausgelangen zu können.

Als Jonathan eines Tages vor die Werkstätte gekommen war, lüpfte er kaum die Mütze und erwiderte auch nicht den Gruß, den ihm Jonathan entbot.

„Ich habe eine Bitte an dich, Jaroslaw", sagte Jonathan. „Du sollst nächstens mein Zeuge auf dem Rathhause sein!"

„Ich? Warum gerade ich?" rief der Schmied mit finsterer Miene.

„Weil ich dich dabei haben muß," sagte Jonathan mit Wärme, „und weil du der Einzige bist, den auch meine Dorothea dabei haben möchte, denn eigentlich habe ich sie ja dir zu verdanken."

„Das hat seine Richtigkeit, Bruder!" meinte der Schmied trotzig. „Das Mädchen hat nicht böhmisch lernen wollen und ich wieder habe nicht den Muth gehabt, sie dazu zu zwingen. Das war Alles! Aber auch du hättest sie nicht zwingen sollen! Das thut nicht gut, Bruder, das thut nicht gut!"

„Wer hat dir gesagt, Jaroslaw, daß ich sie zwinge?" sagte Jonathan. „Frag' Dorothea, ob ich ihr nicht volle Freiheit gelassen habe."

Der Schmied hatte aber für eine Weile nur ein düsteres Schweigen zur Antwort.

„Es ist das grade wie mit unserem Volke!" brach es hierauf stürmisch aus ihm hervor. „Der Deutsche sagt auch: ‚Willst du nicht zu mir kommen? Ich habe ja nur Gutes und Schönes für dich in Bereitschaft!" In die Hölle hinein mit diesem Guten und Schönen! Was hat unser Volk davon? Daß es sich langsam verblutet und stückweise zu Grunde geht!"

„Spricht so der Mann, der diese blutige Schramme auf der Schläfe für mich eingetauscht hat?" fragte Jonathan.

Das ehrliche Gemüth des Schmiedes vermochte dieser einfachen Frage gegenüber nicht Stand zu halten. In seinem be-

wölkten Antlitze brach etwas hervor, das auf ein nahendes Licht hindeutete. Er schaute voll und treu zu Jonathan auf.

„Du hast Recht, Bruder!" sagte er mit seiner ganzen Mannhaftigkeit. „Ich kann mich nur an den Gedanken nicht gewöhnen . . . es reißt etwas an meinen Eingeweiden, und das ist der Neid! Wieder haben die Deutschen das neue Gesetz gemacht und wir sind nicht dabei gewesen. Warum ist das nicht unserem Volke beschieden gewesen? Sind wir blos da, um das Haus anzuzünden? . . . Es geht aber Jeder und Jedes den Weg, der ihm vorgezeichnet ist . . ."

„Wirst du kommen, Jaroslaw?" fragte Jonathan, indem er dem Schmiede die Hand hinhielt.

„Ja," sagte der Schmied, herzhaft einschlagend, „ich will dein Zeuge sein!" —

War es aber nicht seltsam, daß grade diejenige, die ihren Jonathan zur „Tagsatzung" gedrängt hatte, seitdem auch nicht mit dem kleinsten Worte Aufklärung und Verständigung von ihm verlangte?

Als Jonathan ihr nach einer seiner Fahrten nach der Kreisstadt gemeldet hatte: „Veile, die Sache ist fertig!" hatte sie darauf gesagt:

„Es ist recht so, Jonathan, mein Sohn! — Du kannst gar nicht wissen, wie federleicht mir jetzt zu Muthe ist! Ich habe jetzt ein doppeltes Gefühl in mir und weiß nicht, wie ich damit auskommen soll. Einerseits wäre es mir ganz lieb, wenn ich die halbe Welt an mein Bett berufen könnte! Wie möchte ich mich da mit Jedem ausreden, bis ich genug hätte! Auf der anderen Seite meine ich, ich bin mir selbst zu viel. Nur Einen Menschen laß nicht vor mein Gesicht kommen, und das ist David Zweihand, der Schneider Wenn ich an ihn denke,

o verspür ich einen Geruch in meiner Nase, als hätte Einer in heißes Bügeleisen auf Tuch gestellt."

Seitdem hatte sie geschwiegen, und so tief hüllte sie sich n diese Schweigsamkeit ein, daß sie wirklich nichts sah und ichts hörte, was unmittelbar in ihrer kleinen Stube und an hrem Bette vorging.

Das Alles änderte sich aber wie mit Einem Schlage, als er Vortag des 25. August gekommen war, an welchem Tage as Brautpaar vor dem Bürgermeister auf dem Rathhause zu rscheinen hatte. Die Blinde hatte den Tag nicht vergessen.

„Dorothea," sagte sie gleich am frühen Morgen nach dem rühstück, „du mußt dich heute ein „Bissele" um mich umsehen nd bekümmern, denn morgen wird dir die Zeit dazu fehlen. Denn so eine Braut ist wie jene Riesin in der alten Geschichte: ie hat Alles für sich allein aufgegessen und den Anderen nichts brig gelassen."

Sie konnte allerdings das trübe Lächeln des Mädchens icht gewahr werden.

„Was soll ich thun, Großmutter?" fragte Dorothea.

„Was du thun sollst, Dorothea?" fragte die Blinde in auferäumter Stimmung zurück. „Meine Festtagshaube, die mit en rothen Bändern, sollst du mir herrichten, und besonders er obersten Masche sollst du einen Schwung geben, daß sie ussieht wie ein Federbusch auf dem Helme eines Generals, enn morgen möchte ich grade so schön sein, wie du!"

„Bin ich denn schön, Großmutter?" meinte Dorothea.

Aber die Blinde hörte nicht den traurigen Klang, der diese rage durchzitterte.

„Fragst du mich das," rief Veile Oberländer, mit einem Male zu ihrer alten Herbigkeit zurückkehrend, „weil du es berhaupt wissen willst, oder fragst du mich um Jonathan's

wegen? . . . Ich habe dich zwar mit diesen meinen Augen noch nicht gesehen, aber ich meine doch, du bist die Schönste, die mir noch vorgekommen ist. Möchte er dich sonst nehmen?"

„Großmutter," sagte das Mädchen, an das Bett der Blinden tretend, mit tonloser stockender Stimme, „du bist der beste Mensch unter Gottes Sonne! Wenn ich dir nur sagen könnte, wie ich mich vor dem morgigen Tage fürchte! . . . Es liegt mir etwas auf der Seele und ich kann es nicht aussprechen!"

„Geh', geh'," meinte Veile Oberländer mit jenem seltsamen Lächeln, das altgewordenen Frauen in derartigen Fällen so leicht zu Gebote steht, „so haben noch Alle einen Tag vor dem Morgen gesprochen, du machst auch keine Ausnahme . . . Das liegt so in der Menschennatur, Dorothea! Wenn man sie recht betrachtet, ist sie nur aus zwei Theilen zusammengesetzt: aus Furcht vor der Freude und aus Freude an der Furcht! Meinst du, es ist mir einmal anders ergangen? Ich habe mich auch gefürchtet, und doch war mein seliger Mann ein so guter und braver Mensch wie dein Jonathan!"

„O, Großmutter," sagte das Mädchen leise, „das ist es nicht. Ich bin so allein."

„Du denkst an deine Mutter, die morgen nicht dabei sein wird?" meinte die Blinde.

„Sie ist schon lange todt!"

„Ich weiß, ich weiß," sagte die Blinde nachdenklich; „indessen, du mußt dir keine besonderen Gedanken von Traurigkeit machen."

Aber mit dem Tone tödtlicher Angst schrie das Mädchen:

„Das ist es nicht, Großmutter! Ich kann nur die schreckliche Furcht nicht losbekommen! Wenn ich dir nur sagen könnte, wie es in mir aussieht . . . Du möchtest mich von dir treiben wie . . ."

„Dorothea, mein liebes Mädchen," rief die Blinde erschrocken, „ist denn das Ernst, was aus dir spricht?"

Und da Dorothea nicht antwortete, fuhr sie, weil sie sich selbst nicht gestehen wollte, wie tief sie der Angstruf Dorothea's getroffen hatte, leichthin wie in spielendem Scherze fort:

„Man darf nichts übertreiben, Dorothea! Wie steht es übrigens um deinen „Anzug" für den morgigen Tag? Du mußt dich so schön machen, daß Allen die Augen übergehen, und daß sie dich beneiden!"

„Warum soll man mich beneiden?" fragte das Mädchen.

„Und dann", fuhr Veile Oberländer fort, „ein Mann sieht es immer gerne, wenn seine Braut am Hochzeitstage angestaunt wird."

„Ist das ein Hochzeitstag?" entrang es sich wieder den bleichen Lippen des Mädchens.

„Hat er dir für den morgigen Tag etwas verehrt?" fragte die Blinde nach einer Weile. „Ich meine etwas, was dich schmückt und dich glänzen macht? Das will ja so die Sitte."

„Nein, Großmutter."

„Wie kommt das?" rief Veile nachdenklich.

„Jonathan hat neulich gesagt," meinte Dorothea lauter als bisher, „wie darauf die Rede gekommen ist, ich soll auf das Rathhaus so kommen, wie ich geh' und stehe."

„Wie du gehst und stehst?" rief die Blinde aufhorchend. „Hat er dir das wirklich gesagt?"

„Ja, Großmutter."

„Und nichts, gar nichts hat er dir gegeben?" forschte die Blinde weiter. „Nicht einmal etwas von Gold?"

„Nichts, Großmutter! Warum fragst du so?"

Veile Oberländer stützte ihren Kopf in die Fläche ihrer Hand.

„Ich versteh' mich nicht auf ihn!" sprach sie vor sich hin. „Geht da etwas vor, was ich nicht errathen kann? Er muß doch einen Grund dafür haben!"

Sie schien aber fest entschlossen zu sein, weder für heute noch für den morgigen Tag einen unliebsamen Gedanken in dem Mädchen aufkommen zu lassen, und so sagte sie nach einer Pause nachdenklichen Hinbrütens fast im Tone eines linden Trostes:

„Er wird es dir ersetzen, Dorothea, mein liebes Mädchen, hundert- und tausendfach wird er es dir ersetzen! Dafür kenne ich ja meinen Jonathan! Er hat dich ja über die Maßen lieb! Wenn er es jetzt dennoch nicht thut, so muß er dafür einen Grund haben. Denn ohne Grund geht mein Jonathan nicht vor. Vielleicht . . . vielleicht will er dich nicht beschämen, weil du von Haus aus ein arm geborenes Mädchen bist. Oder es ist vielmehr eine kleine Eitelkeit dabei. Er denkt sich vielleicht: Wenn ich ihr Gold und Geschmeide aller Art anhänge, so meinen vielleicht die Leute, sie hat mich dessentwillen genommen. Das hat er dir und sich ersparen wollen."

„Es ist so, Großmutter!" sagte Dorothea und trat dann schnell vom Bette der Blinden an das Fenster hin.

Dort stand sie, eine lange Weile, die Hände kummervoll gerungen, mit gesenktem Kopfe und um die geschlossenen Lippen jenen Zug eines starren Schmerzes, der auf nichts Gutes deutet. —

Wie das im menschlichen Gemüthe so auf- und abwogt und ebbt! Dieselben Hände, die kurz zuvor in dumpfer Verzweiflung gerungen waren, arbeiteten nun fleißig und emsig mit Nadel und Scheere an dem Flimmer eines rothen Bandes und ruhten nicht eher, als bis es in Gestalt einer wunder-

ichtigen Masche auf der Haube einer blinden Frau auf-
tand.

Da läutete die Mittagsglocke. Sie legte die fertige Arbeit
s der Hand; mit vorgebogenem Leibe lauschte sie den Klängen,
voll und rein in die kleine Stube drangen. Dann öffnete
das Fenster.

„Warum thust du das, Dorothea?" rief die Blinde, von
n frischen Luftzuge berührt.

„Ich will die Glocke besser hören!" gab Dorothea zur
twort und schloß wieder das Fenster.

„Merkwürdig," meinte die Blinde, „als wenn du sie heute
n ersten und letzten Male hören möchtest!"

Dorothea aber lauschte und lauschte . . . der letzte Schlag
r längst verklungen und sie saß noch immer, durch das Fenster
rrend, vielleicht den Klängen horchend und dem, was sie zu
mit geheimnißvoller Macht sprachen. —

Am Nachmittage kam das Kind.

„Dorothea," rief der Knabe überlaut, als er in die Stube
t, „ist es wahr, daß ich dich von morgen an nicht mehr
rothea heißen darf?"

„Wie sollst du mich denn nennen?"

„Mutter!"

„Wer hat dir das gesagt?" fragte sie in jenem Tone, der
er von Lust, noch von Traurigkeit etwas an sich hatte.

„Der Schmied," sagte der Knabe.

„Der Schmied?" wiederholte Dorothea gedehnt. „Wie
n der Schmied das wissen?"

„Dorothea," rief die Blinde, die das Gespräch zwischen
Beiden angehört hatte, „ich versteh' mich auf dich nicht
hr. Warum willst du dem Kinde etwas ausreden, was
gen doch eine Wahrheit sein wird? Was soll das heißen

und warum soll der Schmied nicht etwas wissen, was die halb Welt schon seit Wochen weiß?"

„Der Schmied weiß nichts!" entgegnete das Mädchen mi überquellender Heftigkeit. „Ich habe es ihm nicht gesagt."

„Närrchen," rief die Blinde, „die Leute wissen mehr al du! Warum wunderst du dich lieber nicht über etwas An deres, Dorothea? Wenn mich nämlich Jonathan gefragt hätt hätte ich ihm den Rath gegeben, das Kind auf zwei oder dr Tage fortzuschicken, bis . . . bis deine Hochzeit vorüber is Aber in der heutigen Zeit hört man ja auf uns Alten nich mehr!"

„Das Kind fortschicken!" rief dagegen Dorothea. „Warum fortschicken, Großmutter?"

„Dir muß man auch den Grund von Allem sagen," meint die Blinde mit bedeutsamem Mienenspiele. „Weil es so Sitt bei uns ist, Dorothea, und weil man die frühere Frau nich kränken will!"

„Das Kind darf nicht fortgeschickt werden, ich gebe e nicht zu!" sagte Dorothea in großer Erregtheit. „Ich las das Kind nicht von mir!" schrie sie, indem sie den Knaben un faßte und an sich zog. „Was möchte seine Mutter daz sagen?"

„Du hast wieder Gottes Recht," sagte Veile Oberlände die wohl noch immer den Aufschrei Dorothea's der eigenthüm lichen Stimmung einer jungen Braut zuschreiben mochte, schne einlenkend. „Ich hätte dir da bald einen schlechten Rath g geben. Warum soll man das Kind auch fortschicken? Ob e sich schickt oder nicht schickt — sie wäre am meisten gekränk wenn man ihr Kind gleichsam aus dem Wege weisen möchte.

Darauf wurde Dorothea, was vielleicht jeden Anderen nur nicht die alte blinde Frau in ihrer Festtagsstimmun

heimlich berührt hätte, wieder ganz frohen übermüthigen
nnes.

Niemals, seitdem das Mädchen bei ihr war, hatte Veile
berländer ein solches Gekicher und Gelächter in ihrer Be-
hsung gehört. Niemals war Dorothea auf die Fragen des
ndes mit solch herzlicher Lieblichkeit eingegangen, als grade
ute; niemals klang ihre Stimme so rein und klar vor den
nden Augen der alten Frau als in dieser Stunde! Aus
m Kelche dieser zwei jungen Seelen stieg ein Duft zum
mmel auf, als hätte er sich zum ersten Male aufgethan!

Veile Oberländer fühlte sich davon wie berauscht.

„Sie ist noch tausendmal besser, als ich sie mir gedacht
be! Es hält Keine den Vergleich mit ihr aus. Und weil
i das weiß, hätte ich meinen Mund verschließen sollen? Kann
i etwas dafür, daß Gott grade sie auf meinen Weg geschickt
t? Jetzt sollen sie sagen und reden, was sie wollen! Ich
b' doch keine Sünde begangen! Und wenn selbst der oberste
chter und König (gelobt sei Er!) mich einmal fragen sollte:
Veile, warum hast du dich so gewandelt? Warum bist du
untreu geworden?" so sag' ich ihm freimüthig: „Warum
st du mir eben diese Dorothea auf den Weg gestellt? Hab'
i sie aufgesucht? Frag' dich vielmehr selbst." Ich wette
rauf, er kann mir gar nichts darauf erwidern."

So klang das stille Selbstgespräch dieser alten Frau. So
wer rang sich ihr Gemüth, obwohl es in dieser Stunde von
ast und Freude himmelhoch getragen ward, durch die dunkeln
trömungen, die über jeder echten Seele hinziehen.

In dieser Einen Stunde sah Veile Oberländer wie in
nem Gesichte die letzten und dunkelsten Fragen der Mensch-
it an sich vorüberziehen. Sie erschrak nicht vor dem blen-
nden Glanze, der von ihnen ausging, und wovor jede andere

Wimper sich zaghaft gesenkt hätte, das grade machte sie imm höher und freudiger aufblicken, denn sie war ein starkgemuthe Weib und ihre Augen vertrugen Licht und Helligkeit.

Das Kind wollte sich heute von Dorothea gar nic trennen; denn immer aufs Neue in fast unerschöpflicher Fül ersann sie frische Spiele und Späße und Geschichten, mit dene jede Andere Tage und Wochen ausgefüllt hätte. Sie streu das Alles mit verschwenderischer Hast aus, als ob es kei Morgen, als ob es nur ein Heute gäbe.

Als der Knabe sich entfernen wollte, rief ihn die Blind nochmals an das Bett.

„Wie hat dir der Schmied gesagt," fragte sie ihn, „da du von morgen an deine Dorothea nennen sollst?"

„Mutter!" rief der Knabe und lachte übermüthig.

„Warum lachst du?" sagte Veile Oberländer streng. „Wa kommt dir daran wie ein Spaß vor?"

„Weil Henoch Zweihand, des Schneiders ältester Knab mir heute gesagt hat, Dorothea kann gar nicht meine rech Mutter werden, weil . . ."

Aber die Blinde unterbrach ihn mit unüberlegter He tigkeit.

„Warum hältst du dich," rief sie in den schärfsten Laute ihrer üblen Laune, „an das, was dir der Sohn eines Schne ders sagt? Heißt das geredet, was eines Schneiders Kin redet? Das ist so viel wie gar nichts. Was dir aber so ei Schmied sagt, der einen großen Hammer in der Hand häl das ist das Rechte und auf ihn mußt Du achten!"

„Komm, Mutter . . . Dorothea!" rief das Kind in eine Anwandlung kecken Muthwillens, das sich selbst vor der strenge Rede der Blinden nicht verschüchtern ließ, und lustig tollen zog er Dorothea zur Stube hinaus.

„Bleib' nicht lange aus, Dorothea!" tönte noch die Mahnung Veile's hinter Beiden.

Nein! sie will dem Knaben blos bis an den Steg, der hier den Bach führt, das Geleite geben; an der Gartenthüre will sie umkehren. Vorgestern ist ein kleiner Wolkenbruch niedergegangen, das Wasser war über die schwanken Balken hinübergeschossen. Wie leicht läßt sich das Kind, wenn sie es allein läßt, verleiten, den nassen Steg zu betreten! Nein, sie darf den Knaben in seiner übermüthigen Stimmung keinen Augenblick verlassen, bis sie ihn im Garten geborgen weiß ... gerade heute darf sie ihn nicht verlassen. Wenn sein Fuß ausgleiten würde! ...

Behutsam, als wäre sie für jeden falschen Tritt verantwortlich, führt sie den noch immer aufgeräumten Knaben an der Hand; dort ist der Steg, da ist die Gartenthüre ...

Sie will dem Kinde noch etwas sagen, etwas sehr Wichtiges, was ihr während des ganzen Weges auf den Lippen schwebte; aber sie hat es vergessen ...

„Gute Nacht, Mutter!" ruft das Kind lachend und ist durch die Gartenthüre verschwunden, die es hinter sich in das Schloß zuwirft.

Ihre Füße sind aber an den Boden wie festgebannt; drüben im Garten rauschen die Bäume so bekannt uud sie hört noch, wie der Knabe in lustigen Sprüngen über die Gehwege läuft. Sie steht sinnend vor der geschlossenen Thüre.

Warum ist sie mit dem Knaben nicht in den Garten gegangen? Was verwehrt ihr, frei und offen, am Fabriksgebäude vorbei, schon heute in das Haus zu gehen? Morgen um diese Stunde gehört ja Alles ihr ... die Bäume, und Jonathan, und das Kind und Alles, Alles, was in den Bereich ihres Auges fällt! Sie waltet dann an jener Stelle als Herrin,

als Mutter und Gattin, da, wo sie einst als verweintes Kin aufgenommen ward. . .

An den Bäumen ist kein Ast, an den sie nicht ein Anrec hat, und in dem Herzen Jonathan's keine Regung, die ihr g heim bleibt, und das Kind gehört ihnen Beiden und ist v Gott und Menschen ihr geheiligtes Eigenthum. . .

Warum folgt sie nicht dem Zuge dieses Gedankens, d sie aufschauern macht in allen Fibern ihrer Seele?

Sie vermag sich von der Thüre nicht zu entfernen, all i Sinnen geht in dem Rauschen der Bäume verloren . . . dun die reine Abendluft kommt ein fernes Geräusch an ihr O getragen; es ist das Klappern von Webstühlen, die noch in später Stunde nicht zur Ruhe gelangen können. Die Arb hat sich gehäuft, die goldene Rispe aus dem ungarischen Nied lande hat Wahrheit verkündigt. Selbst heute kann Jonath seinem Geschäfte keinen freien Augenblick abgewinnen . . . U morgen ist Hochzeit auf dem Rathhause! Die Welt geht al unbeirrt ihre Wege, wie droben in der Fabrik die Maschin Keine Hand erhebt sich wider sie . . . das Alles zu wisse klar, deutlich und bestimmt! Das ist kein Wahn und keine Tä schung, das ist wie eine verbriefte Urkunde, weit über all Leben hinaus die Bestätigung und den Bestand in sich tr gend . . .

Aber da quillt aus der Tiefe ihres traumverlorenen Sinn ein bitterer Tropfen auf! . . . Es ist ja Alles vergebens!

Es ist der alte, wohlgekannte Tropfen, der den Kelch d Menschheit von jeher vergällt hat.

Wenn ihr die Fluthen des Oceans über ihn ausschütt sein Inhalt verdunstet nicht, denn er ist älter als das Meer

Drüben, hart am Bache, steht ein altes verfallenes Hau das Wasser bespült die eine Grundmauer. Dort wohnt i

anke Briefbotin, die alte „Bartonka", deren einziger Sohn, r blödsinnige Bursche, ihr heute Morgens gesagt hat, die utter liege im Sterben und er wolle sie „versehen" lassen.

War die Frau gestorben, ehe sie die Gnadenspende der rche erhalten hatte?

Warum fällt dieser Gedanke grade jetzt brennend heiß auf e Seele Dorothea's? Warum hat sie das den ganzen übrigen ag vergessen?

Eine unabweisbare Gewalt drängt sie über den Steg . . . muß erfahren, wie die Briefbotin gestorben ist . . .

Aber schon tritt ihr die Gewißheit entgegen. Aus dem ause der Briefbotin kommen zwei Männer geschritten; sie nnt sie Beide. Der Eine, der voran geht und beim Ver=ssen des Hauses ein kleines Glöckchen in der Hand schwingt, der Meßner der Kirche; der Andere, der hinter ihm bar=uptig einhergeht, ist der junge Geistliche!

Er trägt in beiden Händen die goldstrahlende Monstranz, e den Leib des Herrn birgt; das weiße Chorhemd glänzt rch den dunkelnden Abend.

Jetzt kommen sie über den Steg . . . . in der nächsten inute werden sie an ihr vorüberschreiten.

Dorothea hatte sich auf die Knie geworfen, sich fromm kreuzigend.

Es war der junge Priester aus der deutschen Gegend und mochte Dorothea sogleich erkannt haben. Denn während r Meßner, wie es seines Amtes ist, gleichgültig vor sich hin=hend, an ihr vorbeischritt, blieb er vor ihr stehen. Er war r so nahe, daß sie den Saum seiner Soutane hätte küssen nnen.

Sie schaute voll Demuth zu ihm auf. Er aber streckte die oldstrahlende Monstranz weit von sich, als wolle er damit an=

deuten, sie habe keinen Theil an der höchsten Gnadenspend seiner Kirche, und mit der anderen Hand winkte er ihr ge bieterisch, sie möge sich erheben und fortgehen. Dabei wa sein Antlitz finster und drohend, seine Lippen schienen nur müh sam zornige Worte zurückzuhalten . . .

Jetzt ist Alles vorbei!

Dorothea richtete sich wieder auf. Sie fühlte einen stechen den Schmerz in den Knien, als hätte sie lange Stunden au dem Boden gelegen. Das ist Alles, was sie nach dem Weg gange des jungen Priesters bewußt empfindet. Dann ermann sie sich allmälig. Da ist der Steg und unter ihm läuft da klare kalte Wasser des Baches; dort ist die Gartenthüre, in di sie soeben Jonathan's Kind hat eintreten lassen . . . und drübe über dem Stege ist das Häuschen der alten Briefbotin, di grade zuvor gestorben ist. Zwei Männer sind aus dem Hau gekommen, und der Eine von den beiden, der mit dem düstern von Zorn glühenden Gesichte, hat ihr die Monstranz entzoge . . . Sie hat keinen Theil an der höchsten Gnadenspende ihre Kirche . . . Sie ist verstoßen!

Wie sie jetzt durch die stille Gasse nach Hause schreitet nach der Stube der Blinden, ist es ihr, als ob eine Riesen faust, die vom Himmel bis zur Erde reichte, Alles, auch di kleinste Erinnerung an Vergangenes, in ihr ausgelöscht hätte

Sie sieht in dem Dunkel, das sie umgiebt, nur Eine hellen Punkt wie in weiter Ferne vor sich glänzen . . . alle Andere schwankt in schattenhafter Bewegung vor ihr auf un nieder. Der bittere Tropfen hat sich an die Oberfläche ge drängt.

Ein vereinsamtes Gemüth kostet in dem Einen Augenbli die Bitterkeit, die im Kelche der ganzen Menschheit gährt un schäumt! . . .

„Dorothea," rief die Blinde, als das Mädchen wieder in die Stube trat, im Tone des zärtlichsten Vorwurfs, „wo bleibst du so lange? Schon habe ich gemeint, du kommst gar nicht mehr zurück!"

Das gab dem dumpfen Jammer des Mädchens einen Ausweg. Sie warf sich neben dem Bette der Blinden nieder. Schluchzend brachte sie nur die Worte hervor:

„Ich kann nicht, Großmutter! Ich kann nicht! Warum bin ich nicht lieber todt!"

„Was kannst du nicht, Dorothea, mein liebes Mädchen?" fragte Veile tief erschrocken. „Was hast du und warum weinst du?"

„Ich kann nicht, Großmutter!" . . . stöhnte sie. „Wenn du ihn nur gesehen hättest, Großmutter, wie er die Hand gegen mich ausgestreckt hat . . . Ich kann nicht, Großmutter, aufs Rathhaus zur Hochzeit! Er hat mich verflucht und ausgestoßen!"

„Was hat man dir gethan, mein armes Kind?" fragte die Blinde, die den Aufschrei Dorothea's nur unvollkommen begriff, mit unsicherer Stimme.

Sie tastete mit ihren Händen umher, vielleicht um den Kopf Dorothea's an sich zu ziehen, aber sie faßte nichts, als leere Luft.

„Der Priester will's nicht! Er hat mir geflucht, wenn ich zur Hochzeit gehe!" schrie Dorothea, wie losgelöst von dem ganzen Zauber ihres sittsam stillen Wesens. „Ich kann nicht, Großmutter!"

Jetzt erst begriff Veile Oberländer den vollen Inhalt dieser Worte.

„Du kannst also nicht, Dorothea, mein liebes Mädchen?" begann sie leise zu klagen. „Du kannst also wirklich nicht?

Und Alles ist umsonst gewesen? Das thut mir wehe, sehr wehe!"

„O, Großmutter," rief Dorothea, das Gesicht in Thränen gebadet, mit flehend aufgehobenen Händen, „verzeih' mir! Ja es ist Alles umsonst gewesen, Alles! Aber es ist stärker als mein Wille, ich kann ihm nicht ausweichen. Er will's . . und ich muß folgen."

„Das ist David Zweihand's enger Rock!" flüsterten die zuckenden Lippen der Blinden, die auch in diesem Augenblick den Zusammenhang der Dinge im Großen wie im Kleinen nicht außer Acht ließ.

„Mein armes Kind," begann sie wieder, „wenn ich dich nicht kennen würde, wie dich nur irgend Einer in der Welt kennt, so möchte ich sagen: Warum hast du mit uns und mit dir solch ein Spiel getrieben? Haben wir das um dich verdient? Aber weil ich dich kenne, so sage ich gar nichts. Es soll wahrscheinlich nicht sein! Was kannst du dafür? Es thut mir aber wehe, sehr wehe, Dorothea, mein liebes Mädchen!"

„Verzeih' mir, Großmutter!" schluchzte Dorothea.

„Und Jonathan und das Kind?" fragte noch die Blinde.

„Mach' ihr keine Vorwürfe, Veile," tönte eine Männerstimme in der Stube, „und beschwere ihr nicht noch mehr das Herz."

„Jonathan!" schrie das Mädchen voll Entsetzen.

Er war, während die Beiden in diesem Gespräche begriffen waren, durch die von Dorothea offen gelassene Thür geräuschlos eingetreten. Er hatte Alles gehört und er begriff Alles.

„Bist du da, Jonathan?" rief Veile, die staarblinden Augen mit einem angsthaften Ausdrucke auf ihn richtend. „Was sagst du dazu, daß Dorothea nicht will? Sie kann

nicht Hochzeit machen . . . der Geistliche verbietet es ihr . . . ie kann nicht die Mutter deines Kindes werden! Was sagst du dazu, Jonathan?"

„Was ich dazu sage, Veile!" antwortete er, und sie hörte es ihm an, wie er mit der Drangsal des Augenblickes rang, um sie als männliche Gefaßtheit erscheinen zu lassen. „Was ich dazu sage, Veile?" wiederholte er noch ein Mal und schwieg dann.

Es war in der kleinen Stube so stille geworden und man vernahm nur das schmerzlich gezogene Schluchzen Dorothea's.

„Daß du dich hüten mögest, Veile," begann er wieder, ihr auch nur den kleinsten Vorwurf zu machen . . . und daß du ihr kein Wort sagest, was sie zu kränken im Stande wäre! Sie kann wirklich nicht! Es war von ihr zu viel verlangt und auch von mir . . . Sie kann es wirklich nicht! . . . Warum willst du ihr einen Vorwurf machen? Hat sie das um uns verdient? Laß sie den Weg gehen, Veile, den sie gehen muß. Mach' ihr keine Vorwürfe! Und morgen will ich Alles abbestellen. Gute Nacht, Veile! Gute Nacht, Dorothea!"

Er war fortgegangen.

## XXVI.

### Schluß.

Das weiße Vögelchen aber, das auf dem Fenstersimse des Parlamentshauses saß, als sie drin das „neue" Gesetz beriethen, hatte, weil es nicht wollte, daß sein schwarzer Genosse Recht

behalte, seine Fittige ausgespannt und war nach dem stillen Städtchen in Böhmen geflogen. —

Am anderen Tage, kaum als der Morgen durch das Fenster schien, weckte Veile Oberländer, die die ganze Nacht, wie sie sagte, keinen „Schlumm" gethan hatte, Dorothea mit der Frage:

„Bist du auf, Dorothea?"

„Ja, Großmutter!" tönte es leise zurück.

Die Blinde wußte aber nicht, daß Dorothea ihr Lager nicht aufgesucht hatte. Sie war die ganze Nacht schlummerlos, ohne jede Regung, an dem Bette der alten Frau gesessen.

„Du bist da?" fragte die Blinde verwundert. „Warum habe ich dich dann nicht gehört? Du mußt dich still wie ein Mäuschen verhalten haben, denn, wie du dir denken kannst, hat mein Auge den Schlaf heute in der Nacht nicht gesehen."

Auf dem überwachten Antlitze des Mädchens zeigte sich der Schimmer eines schwachen Lächelns, das aber sogleich verschwand, als Veile sagte:

„Ist dir heute leichter, mein liebes Mädchen, nachdem die Nacht vorüber ist? So eine Nacht vermag viel! Es löst sich Einem Alles viel besser und gründlicher von der Brust, als am hellen Tage. Man hört dann nicht auf das Geschrei der Menschen . . . und hört nur sich selbst! Du mußt dich ja spüren, Dorothea, als ob du ein neugeboren Kind wärest!"

„Ja, Großmutter," sagte Dorothea nach einer Weile, „es ist mir heute viel leichter; es ist mir jetzt, wie wenn ich in einem wilden Walde verirrt gewesen wäre. Jetzt . . . ist mir wieder leichter."

„Gott sei gelobt und gepriesen!" rief die Blinde, die Hände zusammenschlagend, „daß ich nur wieder ein Wort aus deinem Munde vernehme! In der Nacht habe ich dich mehr

mals angerufen, du hast mir aber nicht geantwortet. Da habe ich mich gefragt: Veile, wie wirst du es anstellen, wenn du ihre Stimme überhaupt nicht mehr hören wirst?"

Dorothea schwieg.

„Ich habe von deiner Stimme gezehrt, Dorothea," fuhr die Blinde fort, „wie ein Kind, dem man ein Stück Brod in die Schule mitgiebt. Wo werde ich mein Stück Brod herbekommen? Du wirst ja jetzt fortgehen . . ."

„Ich geh' nicht, Großmutter!" sagte Dorothea tief und leise.

„Du gehst nicht, Dorothea?" rief die Blinde außer sich. „Großer Gott, was willst du denn thun?"

„Bei dir bleiben, Großmutter!" sagte Dorothea.

„Bei mir willst du bleiben," rief dagegen die Blinde, „weil du vielleicht Mitleiden mit mir hast und an das Stück Brod denkst und es mir nicht mißgönnst?"

„Ja, Großmutter," sagte Dorothea, „ich will dich nicht allein lassen. Was möchte aus dir werden?"

Die Blinde aber schüttelte voll namenloser Traurigkeit das greise Haupt.

„Das geht nicht an, Dorothea, mein liebes Mädchen," sagte sie, „das geht nicht an! Das hast du nicht gut bedacht. Bei mir bleiben! Wie fällt dir, Mädchen, das ein? Du meinst, ich werde ohne dich nicht leben können? Brauche ich denn überhaupt zu leben, wenn du einmal fort bist?"

„Ich muß aber bleiben!" sagte das Mädchen, leise zwar, aber ihr Ton klang bestimmt und entschlossen.

„Du mußt?" rief die Blinde aufhorchend. „Geh' doch, du Falsche! Meinst du, ich errathe nicht, was in dir vorgeht? Bei Veile Oberländer willst du bleiben, und warum? Weil du das Kind in der Nähe haben willst. Hab' ich nicht Recht?"

„Ja, Großmutter!" sagte Dorothea mit fester Stimme.

Die Blinde schien von einem mächtigen Gedankenstrome erfaßt.

Ueber ihre blassen Züge flog jene durchsichtige Röthe, die noch jetzt bewies, daß ihr Blut in heftige Wallung gerathen konnte.

„Das geht nicht, Dorothea!“ rief sie, nach dem Kopfe fassend, als wollte sie mit Gewalt die andrängenden Gedanken, die ihr in diesem Augenblicke gekommen sein mochten, zurückhalten. „Das geht nicht, Dorothea,“ wiederholte sie fast schreiend, „aus vielerlei Gründen nicht! Du mußt wieder nach Hause gehen, das ist das Einzige, was dir noch übrig bleibt. Alles Andere zerfließt in nichts und ist leere Träumerei. Du mußt wieder nach Hause, da wo dein Vater lebt. Denn ein Vater ist ein Vater! Er wird dich nicht von seiner Schwelle weisen, wenn du kommst und sagst zu ihm: Vater, ich bin wieder da! Es ist Alles beim Alten geblieben und ich bin wieder da!“

„Du treibst mich also fort von dir, Großmutter?“ sagte das Mädchen dumpf. „Nach Hause gehe ich nicht.“

„Lebendiger Gott,“ rief die Blinde mit überquellender Zärtlichkeit, „ich treibe dich fort? Mir legst du so einen Gedanken auf die Seele? Was habe ich denn gethan oder gesprochen, Dorothea, daß du mir so etwas einreden willst? Ich denke nur an dein Bestes und darum habe ich gesagt, du mußt nach Hause.“

„Mein zu Hause ist hier, wo das Kind ist und wo . . .“ sagte Dorothea und stockte.

„Red' nicht weiter, Dorothea!“ rief Veile Oberländer, ihre Rechte ausstreckend. „Du weißt nicht, was du redest! Du mußt ein leichtes Herz dir anschaffen, wenn du zu deinem Vater kommst . . .“

„Ich werde dir folgen, Großmutter,“ sagte Dorothea; „es

soll mir Niemand etwas ansehen, Niemand, und am wenigsten unser Kind! Aber nach Hause gehen werde ich nicht!"

„Dorothea," meinte die Blinde mit aufgehobenem Zeigefinger, „du stellst dir die Sache leichter vor als sie ist. Es kann nicht Jeder ein Riese sein . . . Indessen, ich will dich heute, wo erst eine Nacht darüber gegangen ist, nicht unnöthigerweise reizen. Und damit du siehst, Dorothea, wie ich die Sache auffasse, so mußt du mir einen Gefallen thun. Warum sollst du an meiner Festtagshaube umsonst die rothe Masche aufgeputzt haben? Sie war ja doch für heute bestimmt und umsonst soll der Mensch überhaupt nichts thun. Weißt du was, Dorothea? Setz mir den rothen Federbusch auf! Ich will mir einreden, ich bin der General oder ich könnte einer sein! Bring mir meine Festtagshaube, Dorothea!"

„Ja, Großmutter," sagte Dorothea, von der Laune der Blinden über ihren Trübsinn hinausgehoben, „mach dich nur schön! Wenn du die Haube mit den rothen Bändern trägst, so weiß man erst, wie du als junges Mädchen ausgesehen haben mußt."

„Ich bin immer jung gewesen," meinte Veile Oberländer unter den Händen Dorothea's, die ihr die Haube nach allen Regeln der Kunst zurechtsetzte, „immer, bis auf den heutigen Tag. Nur nicht alt werden, Dorothea! Und es geht jetzt ein scharfer Luftzug durch die Welt! Wie könnte ich ihn ertragen, wenn ich nicht allzeit jung geblieben wäre . . ."

Die Haube prangte also an dem ihrer würdigen Platze und damit hörte merkwürdigerweise die Redseligkeit der Blinden mit einem Male auf. Sie saß in aufrechter Haltung im Bette, denn die rothe Masche konnte ja sonst Schaden leiden.

In der That aber war sie wieder sehr ernst geworden. Sie winkte Dorothea mit einem Zeichen ihrer Hand von sich

fort, weil sie sich erinnerte, das „Morgengebet“ noch nicht verrichtet zu haben, und in demselben Augenblicke begannen ihre Lippen sich leise zu bewegen, ihr Kopf in andachtsvollen Schwingungen auf- und niederzugehen, während hier und da ein halblaut geflüstertes Wort der heiligen Sprache an das Ohr Dorothea's schlug.

Es dauerte eine geraume Weile, länger als gewöhnlich, bis sie zu Ende gekommen war.

Dorothea saß indessen an der Fensterbrüstung. Wird jemals ein Mensch erfahren, was durch die Seele des jungen Weibes zog?

„Fertig!“ rief Veile, nachdem sie den letzten Satz des Gebetes mit lauter Stimme gesagt hatte. „Fertig! Nach Gott kommt der Magen. Bring' mir jetzt mein Frühstück, Dorothea! Ich habe einen Hunger, daß man ihn bis nach Krakau hört.“

„Großmutter!“ rief das Mädchen.

„Was willst du?“

„Warum sagst du grade den letzten Satz so laut und alles Uebrige hast du so still vor dich hingesprochen? Ist etwas Besonderes daran?“

„Ja!“

„Ich möchte es wissen!“

„Da müßte ich dir den Satz ins Deutsche übersetzen.“

„Ich bitte dich!“

„Ich weiß nicht, ob ich Recht daran thue, Dorothea,“ sagte die Blinde mit sichtlicher Verlegenheit.

„Was Ihr betet, kann das nicht Jeder wissen?“ fragte das Mädchen.

„Du hast Recht, Dorothea,“ sagte die Blinde. „In deutscher Uebersetzung heißt der Satz: „An diesem Tage wird Gott

er Einzige sein und sein Name der Einzige!" Jetzt weißt
u es."

„Ja," sagte Dorothea, „jetzt weiß ich es, Großmutter . . .
lber an welchem Tage?"

„Da fragst du mich mehr, Dorothea, als ich selber weiß,"
widerte Veile Oberländer mit einer Art Zurückhaltung, die
r sonst nicht eigen war. „Aber wenn ich den Satz nach allen
Seiten mir ansehe, so glaube ich, er will soviel heißen als:
n tausend Jahren, in hundert, oder noch besser, an jedem
age."

„An jedem!" rief Dorothea. „Auch heute? Kann das auch
eute geschehen?"

„Auch heute!" sagte die Blinde mit großer Feierlichkeit.
Es kommt nur Alles darauf an, wie und was man darunter
rsteht. Aber was willst du mit dieser Frage?" fügte sie, sich
ie besinnend, hinzu. „Weißt du denn nicht, wie dieses Heute
ussieht?" —

Nach genossenem Frühstücke legte die Blinde, ohne auf
ren „rothen Federbusch" zu achten, ihr Haupt in die Kissen
nd lag eine geraume Zeit, die lichtverschlossenen Augen gegen
e Zimmerdecke gerichtet, während Dorothea mit der Instand-
tzung der Stube sich beschäftigte.

Plötzlich mochte sie der Gedanke aufstören, welcher Gefahr
e die rothe Festtagsmasche ausgesetzt habe.

„Die Haube, Dorothea, die Haube!"

Dorothea beruhigte sie indessen über das Schicksal des so
hr bevorzugten Schmuckes. Nach einer genauen und gründ-
chen Prüfung erklärte sie den Federbusch für vollständig un-
rührt; er war wie durch ein Wunder ohne jede Zerknitterung
r schrecklichsten aller Heimsuchungen entgangen.

„Siehst du, Dorothea," sagte die Blinde, sich majestätisch

im Bette aufrichtend, „wie sich Alles schickt und fügt! D
wirst noch etwas Schönes an der Haube erleben! Hat d
„Busch" in Wahrheit keinen Schaden erlitten? Belüg' mi
aber nicht!"

„Er ist wie neu, Großmutter!" versicherte Dorothea.

„Dann wird die Haube noch zu Ehren kommen!" ve
kündete die Blinde mit seltsam feierlicher Betonung. „Das
nicht umsonst . . ."

Die kleine Stube glänzte längst wieder in der alten Or
nung. Draußen lag der schönste Sonnenschein über Gasse u
Himmel; der größte Theil des Vormittags war fast vorüber.

Da trat Dorothea an das Bett der Blinden.

„Großmutter," sagte sie beklommen, „ich werde dich a
eine kurze Zeit jetzt verlassen; ich will dir aber einstweilen e
Mädchen aus der Nachbarschaft bestellen . . . sie wird mich
setzen, damit du nicht allein bist."

„Dorothea," rief die Blinde erschrocken, „du willst d
nicht jetzt schon fortgehen? Ich bin ja gar nicht darauf v
bereitet . . . du wirst doch nicht jetzt schon gehen wollen?"

„Nein," sagte Dorothea, „ich gehe noch nicht, Großmutt
Ich will nur in die Kirche."

„In die Kirche?" rief die Blinde aufathmend. „Das
etwas Anderes! Da kann und will ich dich nicht abhalte
Wenn dir das dein Herz erleichtern kann, so gehe, mein lie
Mädchen. Aber du brauchst mir keinen fremden Menschen h
zuschicken, um auf mich Acht zu geben. Ich will indessen all
sein und ganz still auf dich warten. Geh' nur! Und wenn
lange Stunden dauert, ich warte auf dich!"

Es war aber keine halbe Stunde vergangen, so kam D
rothea von ihrem Kirchengange bereits zurück.

„Was ist das?" rief die Blinde. „So schnell bist du fertig worden?"

„Ich habe nicht beten können, Großmutter," sagte das Mädchen mit dumpfer Stimme und setzte sich an das Bett der ten Frau.

„Die Kirche war geschlossen?" fragte Veile.

„Nein, Großmutter, sie ist weit offen gestanden, denn der nge Priester hat grade eine Seelenmesse gelesen, aber ich habe cht beten können."

„Warum nicht?"

„Er hat es nicht gelitten. Er hat mir wieder mit der and gewinkt, daß ich aufstehen und mich entfernen soll."

„Und du?"

„Ich bin in der Bank sitzen geblieben, Großmutter," sagte as Mädchen leise und doch wieder so klar und bestimmt, daß ines ihrer Worte den lauschenden Ohren der alten Frau ent- ng. „Ich habe dem Geistlichen grade ins Gesicht geschaut, ie zornig es auch war . . . grade in sein zorniges Gesicht!"

„Dorothea," rief die Blinde ängstlich, „dabei hast du aber cht ein Wort gebetet?"

„Nein, Großmutter," erwiderte das Mädchen traurigen ones. „Wer kann beten, wenn der Priester so zornig aus- eht?"

„Und dann, Dorothea?"

„Ich habe ihn ohne Unterlaß angesehen, Großmutter, und abe dabei meine Gedanken gehabt. Er muß sie mir vom Ge- hte heruntergelesen haben . . ." sagte Dorothea, ihre Stimme hebend.

„Und dann, Dorothea?"

„Die Messe war fast zu Ende, Großmutter, da habe ich

zu dem Gebetbuche gegriffen. Aber ich habe doch nicht bete können!"

„Warum nicht, mein liebes Mädchen?"

„Es war gar nicht mein Gebetbuch, Großmutter," sag das Mädchen zögernd. „Wie ich es öffne, so sehe ich . . . i habe es in der Eile des Fortgehens mit dem Deinigen vertausch weil sich der Einband der beiden überaus ähnlich sieht."

„Merkwürdig!" flüsterten die bleichen Lippen der alte Frau.

„Und wie ich das bemerkt habe, Großmutter, war es m dem Beten überhaupt zu Ende! Die fremden Buchstaben habe mich so merkwürdig angeschaut . . . dabei habe ich immerfo dem Priester ins Gesicht blicken wollen! Mein Kopf war ga verwirrt und da bin ich noch vor der Wandlung aus der Kirc gegangen."

„Vor der Wandlung?" fragte Veile Oberländer, als ob i mit diesen Worten von jeher auf vertrautem Fuße gestand wäre. „Und mein Gebetbuch war in deiner Kirche? Das überaus merkwürdig, Dorothea!"

„Was verwundert dich daran, Großmutter?"

„Dorothea, wenn Er das Buch in deinen Händen gesehe und einen Blick hineingeworfen hätte! Was hättest du da g than und gesagt?"

„Du meinst den jungen Geistlichen, Großmutter?"

„Ja!"

„Was ich da gesagt hätte, Großmutter?" rief das Mädch und war aufgestanden, denn nun war die Erregtheit, die seit ihrem Wiederkommen nur mühsam bemeistert hatte, so we gediehen, daß es ihr keine Ruhe auf dem Sitze mehr gönnt „Was ich ihm gesagt hätte, Großmutter?" rief sie nochmal „Rühre das Buch nicht an, junger Geistlicher, hätte ich ih

esagt, denn die, der es gehört, ist die frömmste und aller-
hönste Person auf Gottes Erdboden und das Buch ist heilig
. . und es hat kein Mensch das Recht, es mir wegzunehmen
der zu berühren!"

„Dorothea," rief die Blinde und brach in bitteres Weinen
us, „und da soll ich dich von mir scheiden lassen!"

„Und weiter hätte ich ihm gesagt," fuhr das Mädchen in
eigender Erregtheit fort, „warum erscheint dir, du junger
riester, das fremde Buch, das ich in die Kirche gebracht habe,
s etwas gar so Schreckliches, daß du ihm fluchst?"

„Dorothea," unterbrach sie Veile mit strengem Tone, „ver-
ß nicht, er ist ein Geistlicher!"

„Ich weiß, ich weiß, Großmutter!" rief das Mädchen im
ngehemmten Ausbruche einer bis dahin gebändigten Leiden-
haftlichkeit. „Ich weiß, seine Hände sind geweiht und sein
opf ist geweiht, und sie sagen, wer sich gegen ihn erhebt, ist
n Sünder und kommt in die Hölle. Aber ich glaube nicht
ehr daran, Großmutter . . . seit der heutigen Nacht glaube
h nicht mehr daran! O, Großmutter, es ist heller Tag in
ir geworden, und wie ich in der Nacht so einsam und ver-
ssen vor mich hingedacht habe, da ist in mir etwas zersprun-
en . . . daß ich es fast mit meinen Ohren vernommen habe.
Darum hat mir er den Anblick der heiligen Monstranz ver-
ehrt? Hat er sich bedacht, sie denselben Leuten zu zeigen,
e in unser Haus eingebrochen sind? Hat er nicht gewußt,
ß sie gekommen waren, meinem Jonathan ans Leben zu
hen? O, Großmutter, du hast sie nicht gesehen, wie sie mit
Messern und Beilen vor ihm gestanden sind, und wenn Ja-
oslaw Patek, der brave Schmied, sich nicht gezeigt hätte . . .
onathan wäre todt und unser Kind auch . . . und sein blasses
nges Weib ist ja auch an dieser Nacht gestorben!"

Sie vermochte nicht weiter zu reden, denn die kalten Schauer der Erinnerung waren zu mächtig über sie gekommen.

Aber nach einer kurzen Weile war sie ihrer Herrin geworden.

„Du hast mir die heilige Monstranz vor den Augen weg genommen, hätte ich ihm gesagt," rief sie aufs Neue und mit einer Art wilden Trotzes, der an ihr noch niemals zum Vorschein gekommen war, „und ich bin doch vor dir in die Knie gesunken; sie gehört mir so gut wie dir! Wer giebt dir das Recht, die Monstranz vor mir zu verstecken? Hat man dir darum die Hände geweiht und die Stirne, daß du ein armes Mädchen so kränkst und beleidigst? Denn das ist eine Kränkung und Beleidigung und dazu bist du nicht berufen! Sind die Männer mit den geschwärzten Gesichtern und blutigen Gedanken besser als ich? . . . Geh' von mir fort, junger Geistlicher . . . und rühr mir das Buch nicht an! . . ."

War die Welt aus ihren Angeln gehoben worden? Hatte sich im Laufe von nur wenigen Stunden alles Beständige und Dauernde in den geraden Gegensatz umgewandelt?

Dieses junge, sonst in Leid und Freud so maßvolle Wesen hatte sich mit einem Male auf die Höhe einer Leidenschaft gehoben, vor der es der armen Blinden schwindelte. Dahin vermochte sie ihr nicht zu folgen.

„Dorothea," rief sie wieder angstvoll, „du hast das dem Geistlichen doch nicht gesagt? Nicht wahr, du hast dir das nur gedacht?"

Diese einfache Frage, aus der Tiefe eines besorgten Gemüthes an sie gerichtet, brachte das Mädchen wieder zu der Treue ihres alten Wesens zurück.

Sie kam langsam an das Bett der Blinden, die noch immer, um ihrem „Federbusch" einen bedrohlichen Rückfall zu ersparen, ihre aufrechte Haltung behauptete.

„Großmutter," sagte sie, anscheinend beruhigt, „du hast Recht, wie immer! Es ist etwas Arges in mir, daß ich mich jetzt vor dir so benommen habe! Aber wenn ich vor dir nicht beben soll, die du meine beste Freundin bist, wer soll und wird mich hören? Es war mir ja schon in der Nacht so, daß ich dich wecken gewollt, um dir zu beichten."

„Beichten, mir beichten?" rief Veile Oberländer. „Bin ich denn ein Geistlicher?"

„Ja, Großmutter, du bist mehr als das!" sagte Dorothea begeistert. „Wenn ich dich höre und ansehe, so kommt mir alles Heilige in den Sinn und was ich während meines Lebens dafür gehalten habe, das sieht jetzt aus wie du und spricht wie du! Darum vertraue ich mich dir ganz. Du hättest die Konstranz niemals mir verwehrt, du hättest mich niemals gekränkt oder beleidigt, denn du bist wie eine Heilige!"

„Geh', geh'," meinte die Blinde, schmerzlich lächelnd, „was habe ich von meinem Heiligthume, wenn ich dich fortgehen lassen muß?"

„Großmutter," sagte das Mädchen, „erinnerst du dich noch, wie du mich einmal gefragt hast, ob man bei uns auch draußen vor der Kirche stehen kann und ob das auch gebetet heißt? Erinnerst du dich noch?"

„Als wenn es vor einer Stunde geschehen wäre, Dorothea!"

„Was habe ich dir damals geantwortet, Großmutter?"

„Man kann draußen vor der Kirche stehen und es ist gerade so viel, als wenn man drinnen wäre, hast du gesagt. Ich habe mir dein Wort gut aufgehoben, Dorothea!"

„Sieh, Großmutter, wie ich in der Nacht so still dagesessen bin, ist mir mein Wort wieder eingefallen und ich habe mir gesagt: Dorothea, warum hältst du dich an diesem Worte nicht

fest? du hast es ja selbst gesprochen! Hast du damals de
Großmutter eine Lüge vorreden wollen? Nein! Und do
hast du ihn von dir gehen geheißen und willst dich von seine
Kinde trennen und brichst deine Zusage wie eine Lügneri
die heute das und morgen jenes redet! Sieh', Großmutte
das fällt mir jetzt alles wieder ein und steht wider mich a
und will nicht mehr weichen von mir!"

Die Blinde hielt ihren Athem an; das Geheimniß dies
jungen Herzens warf eine Hülle nach der anderen von sich a

„Hat er sich besonnen, Großmutter?" fuhr Dorothea i
ihrer Selbstbeichte fort. „Hat er gesagt: Ich kann nicht, D
rothea! wie sein einziger Bruder knieend und in Thränen v
ihm gelegen ist? Er hat sein Herz gewaltig zusammengepreß
und ich habe es ihm angesehen, und der Bruder hat die Thü
pfoste geküßt und ist fortgegangen! . . ."

„Red' nicht so, Dorothea, und erniedrige dich nicht!" ri
die Blinde. „Ich habe auch anders gesprochen . . . und ha
dann ganz anders gethan. Der Mensch hängt von seine
Geblüte ab. Was kannst du dafür, daß dich auf einmal Furc
und Bangen überfallen hat? es hat schon Mancher gezitte
der stärker war als du, mein liebes Mädchen!"

„Lobe mich nicht, Großmutter!" sagte Dorothea dum
denn je weiter sie in ihren Selbstanklagen fortschritt, des
trüber und dunkler gestaltete sich ihre Stimmung. „Ich ve
diene nicht dein Lob, eher deinen Zorn und deine Verachtun
Warum habe ich das Wort, das ich damals zu dir gesproche
so schmählich zu Schanden werden lassen? Und das Wort
wahr, Großmutter! Und ich bin keine Lügnerin gewese
Was ich mir damals gedacht habe, das kann geschehen . .
Wir können draußen stehen, Großmutter, jeder vor sein
Kirche, und Eines braucht dem Andern nicht wehe zu thu
und Jedes ist für sich allein und geht allein seinen Weg; ab

enn es darauf ankommt, sind wir doch Eines in Allem und ur der Tod kann uns auseinanderreißen! Müssen wir nicht eben und aneinander festhalten und dürfen uns nicht verlieren iner vom Andern, da doch das Kind da ist? ... Und dann, Großmutter, wenn sie wieder gegen ihn aufstehen in einer nsteren Nacht, Messer und Beile in den Händen schwingend, nd draußen lodert der Brand auf ... wer ist dann bei ihm nd schützt den Leib seines Kindes? ... Das Alles habe ich ergessen gehabt, Großmutter! Er ist in Zorn und Schmerz on mir fortgegangen, das Kind gehört mir nicht mehr und un ist Alles zu Ende, Alles, Alles! ..."

Die letzten Worte hatte sie bereits in halber Bewußtlosigeit gesprochen, ihre Stimme war dem Erlöschen nahe. Sie ar vom Sessel niedergeglitten und lag, den Kopf an das ettende gelehnt, allen Gewalten der Verzweiflung hingegeben, ie nichts vor sich erblickt, als endlose Reue und ein Dasein hne Licht.

„Dorothea," rief die Blinde leise, mit ihren Händen die aare des Mädchens betastend, „wenn dir so zu Muthe ist, ie du sprichst, und du siehst ein, was du ihm angethan hast, ann ... dann brauchst du ja nicht fortzugehen von uns! ann ist es ja nicht zu spät und es kann Alles wieder sich m Guten wenden!"

„Gut? Was kann wieder gut werden, was man selbst errissen und zerbrochen hat?"

„Meinst du?" sagte die Blinde mit seltsamer Betonung. Wozu bin ich denn auf der Welt noch da?"

„Großmutter!" rief das Mädchen.

Es war aber kein Aufschrei wilder Trostlosigkeit.

Die Blinde streichelte ihr die Haare, wie man einem inde thut.

„Wer weiß? Wer weiß?“ sagte sie halblaut vor sich hin „Es ist nicht Alles zerrissen, was danach aussieht . . . un mein Federbusch will doch auch nicht umsonst gelebt haben!“

„Was soll ich thun, Dorothea, mein liebes Mädchen? fragte sie dann, indem sie ihr Gesicht ganz nahe dem Kopf Dorothea's brachte.

Das ganze Wesen des Mädchens erzitterte krampfhaf unter dieser Frage. Die Blinde empfand wie durch eine elektrischen Strom das Zucken dieses jungen Herzens, das i sich den letzten Widerstand feindlicher Gewalten zu bekämpfe hatte.

„Sprich du mit ihm, Großmutter!“ flüsterte sie, zu de alten Frau aufschauend.

„Ist das dein heiliger Ernst, Dorothea?“ fragte die Blind feierlich.

„So wahr das Kind lebt!“ rief das Mädchen.

„Schwöre nicht, Dorothea,“ sagte die Blinde so mild wie noch nie im Leben, „dir glaube ich auch ohne Schwu Ich werde mit ihm reden, Dorothea, dir fehlt ja doch der Mut dazu! Aber jetzt nicht, mein liebes Mädchen, jetzt nicht! La den Abend herankommen, bis daß du mit ganz erleichterte Gemüthe vor ihn hintreten kannst. Am Abende, wie du vie leicht schon weißt, fängt bei uns jeder Tag an, folglich au jeder Festtag. Laß den Abend erst kommen, Dorothea! E steht geschrieben: Und es ward Abend, es ward Morge Ein Tag!“

Und dieser Abend war endlich gekommen. —

Dorothea saß in der Fensternische und sah in die dämmernde „Gasse“ hinaus. Auf ihrem Antlitze lagen dieselbe Schatten, die sich auch draußen nach dem Niedergange der Son über die Häuser und den Himmel auszubreiten begannen.

Sie erwartete das Kind, doch es kam nicht.

Plötzlich rief sie aufspringend:

„Er kommt, Großmutter, er kommt!"

„Wer?" fragte die Blinde, und sie richtete sich mit großer ile im Bette auf.

„Der Knabe!" rief Dorothea und lief zur Stube hinaus.

Es dauerte eine geraume Weile, bis sie mit dem Kinde n der Hand, wieder eintrat. Die Blinde wäre aber voll Entzens gewesen, wenn sie das völlig entgeisterte Antlitz des ädchens erblickt hätte. Es war der Tod und die Zerstörung rauf zu lesen.

„Großmutter," rief sie von der Fensternische aus, und ihr on klang heiser und gebrochen, „weißt du, was er mit seinem inde anfangen will? Er schickt es fort von sich! Er will es f eine Schule in Prag geben . . . und jetzt kommt der Knabe, n von mir Abschied zu nehmen. Es ist Alles zu Ende, Alles!"

„Und ich, Veile Oberländer, sage dir," rief die Blinde mit ermenschlicher Anstrengung, „er schickt das Kind nicht fort, darf nicht! Bin ich denn zu gar nichts mehr werth auf eser Welt?"

Dann rief sie das Kind zu sich, und sich zu ihm herabugend, flüsterte sie ihm etwas ins Ohr, wovon Dorothea nur e halblaut hingeworfenen Worte vernehmen konnte:

„Und sag' ihm in meinem Namen, er soll nicht vergessen, itzubringen, was ich ihm einmal gegeben habe."

Der Knabe rannte eiligst zur Stube hinaus.

Wie endlos dehnt sich die kurze Spanne Zeit! Wie schwül lütet die Stille!

Kannst du sagen, was sich an die Schritte des davonenden Knaben anheftet? . . .

Wenn er, dem ihr Ruf gilt, im Stolze seines Herzens

zögert, wenn er dem Rufe nicht folgt! Das eherne Rad der Weltgeschichte wird darum nicht um den zehntausendsten Theil einer Sekunde stocken, weil hoch oben in einem Städtchen des Landes Böhmen zwei Menschenkinder sich von einander wendeten um vereinsamt ihren Weg zu gehen, fortan still und mit verschlossenen Lippen . . .

Das weiße Vögelchen aber, der lichte Gedanke des Hauses, auf dessen Fenstersimse es einst saß, wird seine Fittige ausbreiten und davonfliegen. Sein schwarzer Kamerad behauptet sein Recht . . .

Draußen auf der Gasse tönt fröhliches Kindergelächter.

„Wenn das Kind lacht," denkt in diesem Augenblicke, mit allen Fibern ihrer Seele aufhorchend, die blinde Veile, „dann ist es gut, dann kommt er!"

Und das Zeichen traf ein, Jonathan war gekommen.

„Bist du da, Jonathan, mein Sohn?" rief Veile Oberländer.

„Was willst du, Veile?" fragte er und trat zu der alten Frau.

Auf die im dunkeln Schatten der Fensternische sitzende Dorothea warf er keinen Blick.

„Was ich will, Jonathan?" sagte sie mit fester klarer Stimme. „Was ich will? Deine rechte Hand sollst du mir geben!"

Sie umfaßt sie mit ihren beiden Händen krampfhaft und doch voll Kraft, als wäre sie gewillt, sie niemals freizugeben.

„Ist es wahr, Jonathan," fragte sie ihn, „daß du dein Kind in die Fremde geben willst?"

„Es ist wahr!" erwiderte er tonlos. „Bleibt mir etwa Anderes zu thun übrig? Ich kann mich unter den Umständen, die du ja kennst, um das Kind nicht gehörig kümmern."

„Red' nicht weiter!" gebot die Blinde. „Und in die Fremde willst du das arme und zarte Kind schicken und bezahlen

Leute sollen sich deines einzigen Kindes annehmen? Hast du das auch überlegt, Jonathan? Du hast ja eine Mutter für dein Kind, wenn du nur willst!"

„Wenn ich will?" sagte er leise zurück.

„Es ist so, Jonathan, mein Sohn," sagte Veile, „es ist so und nicht anders! Was willst du die Freude deines Lebens und deinen Stolz von dir und aus deinen Augen schicken, und aus der Fremde bringen sie dir vielleicht, was Gott behüte, nichts als Trümmer und Scherben zurück? Das darfst du nicht thun! Nicht ich sage dir das, denn was bin ich, daß mir in dieser Sache ein Recht zustehen soll? Aber Eine hat es gesagt, und die lebt nicht mehr unter uns und du zündest noch immer das Seelenlicht für sie an! . . ."

Die Hand des starken Mannes erzitterte in der Umfassung der alten Frau.

„Bella?" fragte er still.

Sie aber zog ihn näher an sich, damit er sie besser vernehmen könne.

„Es ringt sich mir schwer von den Lippen," sagte die Blinde in geheimnißvoll flüsterndem Tone, „was ich auf meinem Gemüthe habe. Muß ich dir verrathen, was sie mir am Todtenbette ans Herz gelegt hat, dein junges krankes Weib, wie es seine letzte Stunde gespürt hat? Damals war ich erschrocken, ich kann dir nicht sagen wie, und ich habe geglaubt, die Welt stürzt über mir in Flammen ein! Jetzt weiß ich es besser! Ihr hat der Tod die Augen geöffnet und sie hat hell gesehen! Ich aber war doppelt blind und habe im Zorne Unrecht an ihr gethan. Willst du wissen, was sie mir gesagt hat? . . . „Wenn ich gestorben bin, Veile," hat sie mir ins Ohr geraunt, dein junges, liebes Weib, „so sorg' dafür, daß Dorothea die Mutter meines Kindes wird!"

Jetzt ließ sie die Hand Jonathan's los. Sie brauchte ihre eigenen Hände, um ihre von Thränen überströmenden Augen damit zu bedecken.

„Und jetzt, da ich dir das gesagt habe, Jonathan," fuhr sie nach einer Weile fort, „wirst du auch begreifen, was aus mir geworden ist . . . Ich habe den letzten Willen deines jungen Weibes auf der Seele herumgetragen wie eine brennende Kohle . . . Habe ich sie denn anrühren gedurft? Da habe ich dich gedrängt und getrieben und Dorothea ist aus deinem Hause fortgegangen! Seit damals habe ich keine Ruh vor mir selbst gehabt, nicht bei Tag und nicht bei Nacht! In Einemfort ist mir das letzte Wort deines sterbenden Weibes vor- und nachgegangen und ich habe mich immer gefragt „Veile, thust du Recht, daß du ihrer nicht gedenkst und ihr Testament mißachtest?" Dabei habe ich dein stillverschlossenes Leid bemerkt und habe gewußt, was dir fehlt, Jonathan! Da ist es auch in mir hell und licht geworden .... und ich habe gethan, was du vielleicht an mir nicht verstanden hast. Nun frag' nicht weiter und forsche nicht weiter! Kann ich dir denn sagen, wie man etwas wird, was man früher nicht gewesen ist?"

Alles, was ein Menschenherz an Liebe und Zärtlichkeit umspannt, das sprach aus diesen Worten der alten blinden Frau mit einer Beredtsamkeit, die aus einer anderen Welt zu tönen schien.

„Und du willst dein Kind in die Fremde schicken, Jonathan?" nahm sie wieder die Rede auf. „Willst es verkümmern und verderben lassen, weil sie sich gestern mit einem harten Wort von dir abgewendet hat? Komm' zu dir zurück Jonathan, mein Sohn, und rechne es ihr nicht an! In dem Augenblicke, wo du vor mir stehst, bangt sie dir entgegen und ist voller Reue, daß sie dich gekränkt hat. Ich weiß am besten

das in ihr vorgegangen ist und ich stehe dafür ein, ich, Veile Oberländer! Denk an nichts, Jonathan, und komm zu dir elber zurück, denn auch über sie ist ein helles Licht gekommen, nd ich sage dir, sie verdient es, daß du das letzte Wort deines Weibes einlösest! Sie verdient es! Alles Uebrige dagegen ge- alten ist eitel, eitel, und noch einmal eitel! Frag' sie selbst, b ich nicht Recht habe?"

Ihre Stimme war dem Verlöschen nahe; sie lehnte ihr müdes Haupt in die Kissen zurück. In der kleinen Stube altete Todesstille.

Da wendete sich Jonathan um.

„Dorothea!" rief er.

Sie stand vor ihm und aus der Dunkelheit des Abends länzten ihm die treuen blauen Augen des Mädchens glück- erheißend und traut entgegen.

„Alles, was die Großmutter gesagt hat," tönte es leise on ihren Lippen, „das ist wahr! Thu' mit mir, mein Ge- iebter, was du nur willst, denn ich will mit dir Eins sein in llem und nichts soll uns scheiden. Ich will dir ein treues Weib sein ... und eine Mutter deines Kindes! Und du sollst s niemals bereuen, niemals!"

Das weiße Vögelchen hatte doch eine schöne Stunde rlebt!

---

Am dritten Tage darauf war das Bürgermeisteramt der Schauplatz der ersten „bürgerlichen" Trauung ohne Priester nd ohne Hochzeitsgeläute.

Als Zeugen „fungirten" hiebei der Schmied Jaroslaw Satek und der Advokat aus der Kreisstadt.

Bevor er die durch das Gesetz vorgeschriebene Formel

ablas, hielt es der Bürgermeister für seine Pflicht, eine kurze Ansprache an das „verehrliche" Brautpaar zu halten, die merkwürdigerweise, weil ihn vielleicht die Bedeutung dieser, seiner ersten Amtshandlung selber ergriff, sich zu einem förmlichen Lobgesang auf das neue Gesetz gestaltete.

Daß der Advokat aus der Kreisstadt zur Zeugenschaft gekommen war, hatte darin seinen Grund, daß zwar David Zweihand, der Schneider, aus freien Stücken sich dazu erboten hatte, daß aber Veile Oberländer mit größter Entschiedenheit darauf bestanden war, sie zurückzuweisen.

„Ich kann ihn nicht ausstehen," hatte sie gesagt, „und an seinen engen Rock werde ich ewig denken."

Als einzigen Schmuck trug Dorothea an diesem Tage die Mitgift der blinden Frau: die goldenen Ohrgehänge.

Nach der Trauung gingen die jungen Gatten über den Ringplatz und die Gasse, auf welcher merkwürdigerweise nur wenig Leute zu sehen waren, die dazu von dem Vorgefallenen keine Kenntniß zu haben schienen, bis sie an der Schwelle des kleinen Hauses ankamen, wo Veile Oberländer wohnte.

Das war der Hochzeitstag der Neuvermählten.

Ruht in der That alles schwer erkämpfte Glück auf dem Untergrunde von — Ruinen?

Von dem „Landstreicher" ist keine Kunde gekommen. Er ist und bleibt unter den „Frommen" jenes fernen Landes verschollen.

Ende.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

# Gesammelte Schriften

von

## Leopold Kompert.

Siebenter Band:

## Verstreute Geschichten.

Berlin, 1883.

Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.

Gustav Goßmann.

# Verſtreute Geſchichten.

Novellen

von

**Leopold Kompert.**

Berlin, 1883.

Louis Gerſchel Verlagsbuchhandlung.

Guſtav Goßmann.

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Die Schwärmerin | 1 |
| Korporal Spitz | 32 |
| Von meinem Großvater: | |
| 1. Wie man heirathete | 62 |
| 2. Wie Hund und Katze | 82 |
| Auf dem Monte Pincio | 94 |
| Die deutsche Gräfin in Ungarn | 123 |
| Der erste Meridian | 172 |
| Ohne Selbstlaut | 190 |
| Die Bachantin | 253 |
| Der kleine Spieler | 273 |

# Die Schwärmerin.

(1862.)

Das war zur Zeit jenes Wortes mit der lateinischen Klangbildung, welches in seiner Wesenheit nichts Anderes bedeuten will, als daß Zwei, die über irgend etwas einig geworden sind, mit einträchtigem Herzen ein Bündniß abgeschlossen haben. Zur Zeit des Konkordates!

Seitdem ist allerdings zwischen den zwei Herzen eine Entfremdung oder wenn ihr besser wollt, ein Riß, eine Art gewaltigen Bruches eingetreten. Ist aber dadurch meine Geschichte ungeschehen zu machen? . .

Der Kirchenfürst stand in einer der hohen Fensternischen eines Arbeitszimmers, in den Händen ein Papier haltend, woran ein großes amtliches Siegel zu sehen war, und las gar eifrig darin . . . Ist es nicht sonderbar, daß man von einem eisigen Lächeln sprechen darf? Draußen glitzert fröhlicher Sonnenschein um die feinsten Spitzen und Thürmchen der Kathedrale, und sogar das violette Käppchen auf dem weißen Haupte des hohen Geistlichen ist wie vergoldet. Warum seine Lippen allein zu sagen schienen: Was geht das uns an? Daß da draußen die feinsten Spitzchen und Thürmchen

leuchten und funkeln . . sollte es vielleicht anders sein? Sind sie nicht da, um hoch oben über dem Qualm der Menschheit den Triumph unserer Sache zu verkündigen? den endlichen Sieg? . .

Dann trat er raschen Schrittes zu einem Tische, an welchem ein junger Mann in schwarzem Habit saß. Er warf ihm das amtliche Schreiben mit einer fast ungeduldigen Geberde hin.

„Schreiben Sie kurz und bündig die Antwort," gebot er.

„Welche Antwort?" fragte demüthig der junge Geistliche.

„Lesen Sie . . . und sie wird Ihnen von selbst in die Feder fließen."

An demselben Tage, vielleicht um die nämliche Stunde, saß ein anderer Mann in einer von Büchern und Tabakdunst gefüllten Stube und hielt gleichfalls ein mit einem großen Siegel versehenes Schreiben in den Händen. Auf dem Tisch vor ihm lag ein riesiger Foliant, so groß und gewaltig, daß man fast nicht begreifen konnte, was die krausen Buchstaben alle enthalten konnten. War das Antlitz des noch jungen Mannes darum so frühzeitig . . . blaß geworden?

Von der Stube aus konnte man den Blick auf einen düstern Hof werfen und auf ein altes Gebäude, das hoch oben an seinem Giebel zwei ineinander verschlungene Dreiecke zeigte, wie sie gewöhnlich an den Synagogen zu sehen sind. Das ist der „Schild Davids", das uralt heilige Wappen, und auch über ihm lag Sonnenschein, daß er leuchtete und funkelte, als wäre er aus blankem Erze.

Der Mann las aber geraume Zeit in dem Schreiben. Seine Stirne hatte sich in Falten gelegt, das schwarze Käppchen auf seinem Kopfe war in dem Zustand äußerster Rathlosigkeit. Bald sprang er auf, ging heftigen Schrittes in der Stube umher, bald setzte er sich wieder an den Tisch, worauf der riesige Foliant lag.

„Eine herbe Frage!" murmelte er, indem er sich dabei den Bart kraute, „wie soll ich mit ihr fertig werden?"

Dann schien ihn ein trefflicher Gedanke zu durchblitzen. Mit einer hastigen Geberde schlug er das vor ihm liegende Buch um einige Blattseiten zurück, und die Blätter rauschten dabei, als wäre ein Windstoß in sie gekommen. Endlich hatte er gefunden, was er suchte. Sein Athem stockte, während er las, das schwarze Käppchen war dabei unbemerkt seinem Haupte entglitten.

„Was zerbreche ich mir länger den Kopf?" flüsterte er fast unhörbar. „Es geht nicht . . . und da steht es ja geschrieben."

Nun war er ruhiger geworden. Er nahm einen Briefbogen von „amtlicher" Größe, bog ihn „halbbrüchig" auseinander und schrieb nun gleichfalls seine Antwort.

Aber die Tinte war noch nicht getrocknet, mit der er in demüthigen Schriftzügen seine „Namensfertigung" niedergeschrieben hatte, als ihn neuerdings die peinlichste Unruhe zu ergreifen schien. Da stand die Antwort auf die amtliche Frage, und da stand seine Unterschrift darunter mit deutlichen Lettern . . will er sie wieder vernichten?

Wieder rauschten die Blätter des riesigen Buches, das vor ihm auf dem Tische lag; wieder versenkte er sich — und sein Athem stockte dabei, und seine bleichen Wangen nahmen einen Schimmer ungewöhnter Röthe an — in die Geheimnisse der darin aufgespeicherten Schätze.

Gleichsam in tiefinnerster Seele erleichtert, fuhr er nach einer Viertelstunde mit den Fingern über den schwarzen Bart, rückte dann sein Käppchen zurück und trat an das Fenster, von wo man auf die düstere Synagoge den Blick hatte.

„Ich finde nichts . . . und ich werde nichts finden. Wer

soll auch daran denken, daß einmal so eine „Schwärmerin" mit einem solchen Anliegen kommen wird? Als wenn man nichts Anderes zu thun hätte, als auf solche müßige Fragen Antwort zu geben! Und ich möchte Den sehen, der mit dieser Sache anders fertig geworden wäre, wie ich . . ."

So kam es in leise flüsternden Tönen über die Lippen des Rabbiners; in abgebrochenen Sätzen, mühsam und qualvoll rang sich seinem bedrückten Gemüthe die Erlösung ab. Er ging wieder an seinen Tisch und siegelte das Antwortsschreiben zu. — —

Da ist im stillen Selbstgespräche eines Menschen ein anklagendes, herbes Wort gefallen, das Eine angeht, die nicht gegenwärtig ist. Hat das Wort darum weniger Bedeutung, weil es ungehört verklingt, und weil Diejenige nicht da ist, gegen die sich seine Bitterkeit wendet? Sollte Niemand es wagen, es in sich aufzunehmen, um für die Fernstehende das gute Recht der Abwehr auszuüben?

Wir wollen deine Geschichte erzählen, arme „Schwärmerin" . . . ein Stück uralten, unausgeweinten Menschenleids, das nicht sterben will, weil es nicht sterben darf . . und bis ihr sie zu Ende gelesen habt, ist der geflügelte Bote schon längst mit den beiden Antwortschreiben, die aus so verschiedenen Häusern hervorgegangen, auf dem Wege — das eine aus der Residenz des Bischofs, das andere aus der armen Stube eines böhmischen Rabbiners!

Es war nicht weit mehr zum „Wochenfest", also mitten im Monate Mai. Da verbreitete sich in der „Gasse" erst leise, dann immer bestimmter auftretend eine Nachricht, die eine ungeheure Aufregung verursachte. Dorette, das einzige Kind der Wittwe Selde Bamberger — wer denkt dabei nicht an das so süß und hold klingende „Isolde" aus den Zeiten vorüber-

gerauschter Minne —, die die schönste „Gemischtwaaren-handlung" besaß, sollte heirathen und zwar, so hieß es anfangs, einen Grafen oder Baron. Später stellte es sich heraus, daß der Bräutigam des schönen Mädchens der blonde Sekretär vom Kreisgerichte sei, und nun stand es mit blendender Klarheit vor Aller Augen, was seine täglichen Spaziergänge vor der „gemischten Handlung" zu bedeuten gehabt hatten.

Was war da geschehen?

Die Leute standen mit hochaufgerichteten Köpfen vor einem Geheimnisse, dessen Lösung unter dichten Schleiern verborgen lag.

Selde, die fromme Selde Bamberger, die alle Montag und Donnerstag mit ihrem dicken Gebetbuche zur Synagoge ging, die keinen Fasttag vorübergehen ließ, ohne sich zu kasteien, die ihr „eigenes Haar" nicht trug — sie sollte zugegeben haben, daß ihr einziges Kind sich an einen Mann weggab, dessen Ahnen ... nicht am Berge „Sinai" gestanden waren?

Eines Tages kamen drei gewaltige Kisten aus Prag, die vor Selde Bamberger's Hause abgeladen wurden. Sie enthielten die vollständige Ausstattung Dorettens — und nun mußte jeder Zweifel verstummen.

Das Wunderbarste an der Sache aber war, daß mit der Wittwe so gar keine Veränderung vorgegangen war. Sie zeigte sich anscheinend so ruhig und gelassen, als ob nicht über ihr Haus ein Ereigniß hereingebrochen wäre, welches nach der Ansicht der Mehrheit in der Gasse wie ein schwerer Todesfall betrachtet wurde. Man verstand sich nicht auf Selde Bamberger! Wenn man in versteckter Weise auf das Bevorstehende anspielte, denn offen wagte man nicht mit ihr darüber zu sprechen, so leuchteten ihre Augen in erhöhtem Glanze auf,

und über ihr Antlitz flog ein Schimmer rosiger Röthe, wie sie nur das Gefühl tiefinnerſten Befriedigtſeins erzeugt.

Aber die Menſchen ſind von Natur aus feinere Beobachter, als man gewöhnlich annimmt. Du meinſt, du haſt das geheimſte Triebwerk deines Thuns und Laſſens ihren Augen entzogen, aber wie mit bannender Kraft ruhen ſie darauf; es iſt, als ob es wie Offenbarung über ſie käme, und plötzlich liegt es da vor ihnen, unenthüllt und in aller Blöße aufgedeckt! Oft genügt dazu ein einziges Schlagwort.

„Sie thut das nur aus Schwärmerei," hieß dieſes Wort.

Warum hatte ſie das Kind „Dorette" genannt? Warum hatte ſie es verzogen und verhätſchelt? Warum ließ ſie Dorette eine Rolle ſpielen, daß kein ehrlicher Junge in der Gaſſe ſich an ſie heranwagte? Alſo nur aus „Schwärmerei" für ihr Kind beging ſie einen Schritt, der ſeit Menſchengedenken unerhört in ihrer Gemeinſchaft war. Sie erriethen faſt Alles, und wußten doch ſo wenig, wie es ſich eigentlich zugetragen.

Da hatte eine Mutter, eine alleinſtehende, auf ſich ſelbſt und ihr kräftiges Wollen angewieſene Frau, die keinen Rathgeber zur Seite hatte — in einem Strickbeutel ihrer Tochter ein Briefchen gefunden, das dort vielleicht vergeſſen lag. Als ſie es geleſen, hatte ſie das volle Bewußtſein, daß das Kind, welches ſie unter ihrem Herzen getragen, daß die Blüthe und der Duft ihres einſamen Lebens ihr nicht mehr gehörte. Es hatte ſich losgeriſſen von ihr; zauberiſche Klänge hatten es hinweggelockt und ein Anderer war Herr und Gebieter, wo die Mutter Alleinbeſitzerin ſich wähnte. Das Uralte und Naturgewaltige — wenn es zum erſten Male an eine Mutter herantritt, iſt noch immer das Neue und Ungewohnte!

In der Nacht ſaß das Kind zu ihren Füßen nnd weinte

still vor sich hin. War die schwerste Stunde ihres Lebens bereits vorüber oder sollte sie noch kommen?

„Dorette," klagte sie, „du hättest so nicht an mir handeln sollen. Hast du's so schlecht bei mir gehabt, daß du dich wegsehnst? Hast du dich über etwas zu beklagen?"

„Wie kannst du so reden, Mutter?"

„Und wenn ich dir nun nachgebe . . . glaubst du, ich kann es verantworten vor Gott und deinem todten Vater? Ich werde den Leuten ja nicht unter die Augen treten können, und sie werden mit Fingern auf mich weisen, wie auf Eine, die sich untreu geworden ist . . . und sich schwer vergangen hat."

„Ist denn das ein Unrecht, wenn ich meinem Herzen folge?"

„Und wenn du fortgehst von mir, in die Fremde fort . . . du bist weite, weite Meilen von mir getrennt, ich kann dich nicht sehen, nicht hören, und ich soll nicht in jedem Augenblicke wissen, ob du nicht etwas brauchst von mir. Da kann ich sterben und Niemand ist bei mir. Wo bist du, wo bin ich? Du darfst vielleicht nicht an mein Grab kommen, und ich bin da allein . . . mutterseelenallein . . ."

„Red' nicht so, Mutter! Du wirst leben und dich an meinem Glücke erfreuen! Ist dir das nicht das Höchste?"

„Glück? Was heißt Glück?"

„Das weißt du nicht? Wenn man so recht im Herzen zufrieden und selig ist, daß man mit keiner Kaiserin tauschen möchte."

„Und du weißt bestimmt . . . daß du so glücklich sein wirst?"

„Ja, Mutter."

Der Morgen graute bereits, und noch immer hatten

Mutter und Tochter sich nicht ausgeredet. Vielleicht ruhte das Kind zum letzten Male so in ihrem Schooße, und dann . . dann war es draußen in der namenlosen Fremde allem Unwetter des Lebens preisgegeben. Wenn sie unglücklich war, durfte sie zu dem Gotte ihrer Eltern um Erlösung beten? Stand nicht im Leben und Tode, hier und drüben eine Scheidewand zwischen ihnen? Was war dagegen das Daheim? Sie behielt dann das Kind für sich; sie brauchte es nicht herausschleudern zu lassen aus der altgewohnten Bahn, die Menschen hatten dann über keinen Eingriff in ihre heiligsten Empfindungen zu klagen und Alles blieb beim Alten, wie es seit unvordenklichen Zeiten Satzung und Gebot erheischt.

War das aber das Glück, wie es ihr Kind verstand?

Erst als das helle Tageslicht hereinbrach, hatten Mutter und Kind den Einigungspunkt gefunden, wo sie sich gegenseitig trafen, ohne im Wollen und Wünschen selbst nur um eines Fadens Breite auseinander zu stehen.

„Dorette," sagte Selde, „ich will mich bezwingen, . . . dein Glück ist das Erste und Höchste, und da muß Alles, Alles davor schweigen. Sollen sie reden was sie wollen! Ich will mich bezwingen . . . vielleicht hilft mir Gott dazu."

Ein Kuß, ein langer, von allen Seligkeiten der Gegenwart und Zukunft getragener Kuß . . . und das arme Weib aus der „Gasse" hatte ein Opfer ausgesprochen, für welches die Leute nur die Bezeichnung „Schwärmerei" hatten.

Vier Wochen darauf fuhr Selde mit ihrem Kinde in Begleitung der riesigen Ausstattungskisten, ohne von irgend Jemanden Abschied genommen zu haben, aus der Gasse fort. Die Leute gingen grade zum Morgengottesdienste. Da mußte Selde krampfhaft nach der Hand ihrer Tochter greifen, das Weh unsagbarer Bitterkeit quoll ihr vom Herzen herauf. Aber als

in das glückbeleuchtete Antlitz ihres Kindes blickte, da ver-
g es sich rasch. Sie selbst entführte ja Dorette, dem Glücke
tgegen. Was wollte sie noch mehr?

Später hörte man, daß die Trauung Dorettens mit ihrem
einrich in einer Dorfkirche hart an der Grenze Böhmens und
esterreichs stattgefunden. In derselben Kirche war es auch,
o Selde Bamberger's Tochter ihr altes Glaubensbekenntniß
schwur, um nun in Allem und Jedem Eins zu sein und zu
hlen mit ihrem Gatten — dessen Ahnen nicht am Berge
Sinai" gestanden waren.

Von dort ging Dorette, ohne Mutter, mit ihrem Manne
die neue Heimat, eine ansehnliche Stadt Oesterreichs, wo
einrich von nun an als Rath eines Landesgerichtes „amtiren"
lte. Selde Bamberger kehrte in die Gemischtwaarenhandlung
rer „Gasse" zurück, allein, mutterseelenallein!

Durch volle sieben Tage blieb der Laden der Wittwe ver-
hlossen. Wunderten sich die Leute darüber? Sie erriethen
r bald die Ursache. Selde Bamberger saß während dieser
nzen Zeit auf einem niedrigen Schemel und hielt die übliche
odtentrauer um ihr dem alten Glauben abgefallenes Kind!
men Leute zu ihr auf Besuch und setzten sich einsilbig, und
bst das Wenige, was sie sprachen, zur Lautlosigkeit herab-
mpfend, so war es in der That, als wehte etwas wie die
innerung an ein Heimgegangenes durch die Stube. Aber
s ganze Wesen Selde's trug nichts an sich, was auf traurige
edanken hätte schließen lassen. Ihr Antlitz glänzte wieder
i Schimmer rosiger Röthe und ihre Augen waren seitdem
ch nicht glanzlos geworden. Hier und da fiel ein mitleidi-
s Trostwort, leise hingeworfen, als fürchtete man, die Wunde,
e ihr das lebende Kind geschlagen, könne zu schmerzen an-
ngen. Sie aber, fast heiter lächelnd, konnte solchen Leuten sagen:

„Was hältst du mit deiner Sprache zurück? Red' die nur aus, wie es dir um's Herz ist. Du wunderst dich, da Selde Bamberger da sitzt ... und ihr Kind ist gleichsam tod Nicht wahr, das geht in dir herum und läßt dir keine Ruhe Aber das Eine muß sein und das Andere auch. Ich sitze hie und thue, was vorgeschrieben ist, und sie sitzt dort drüben i ihrem Glücke, weil ihr das auch vorgeschrieben worden is Kann da Gott etwas dawider haben? Kann ich und mei Kind etwas für unsere Gemüthsart? Und wenn du nu wüßtest, wie er sie auf den Händen herumträgt! Sie tausch mit keiner Kaiserin."

Der Eindruck, den das Benehmen der Wittwe auf di Leute machte, war ein eigenthümlicher. Mancher dachte a dem Heimweg vom Trostbesuch:

„Diese Selde Bamberger ist doch ein merkwürdig Weil wie es noch selten vorgekommen. Verstellt sie sich nur, ode ist das ihre alte Schwärmerei?" —

Wochen und Monate waren vergangen. Das größ „Ereigniß" der „Gasse" seit Menschen gedenken konnten, wa wenn auch nicht vergessen, doch von der Wucht anderer Tha sachen in den Hintergrund geschoben worden. Einer, den ma für sehr reich hielt, konnte seine Schulden nicht zahlen, we ein großer Banquier in Wien, dessen Gläubiger er war, au nicht im Stande war, seine Schulden zu zahlen; dadurch wu die „halbe Gasse," die ihre Gelder dem reichen Mann zur Ve waltung übergeben hatte, in schmerzliche Mitleidenschaft g rissen worden. Die harten Verluste wirkten wie eine ve heerende Krankheit; kaum das dritte Haus war davon ve schont geblieben. Seltsamerweise unterlag die Gemischtwaare handlung der Wittwe Selde Bamberger der allgemeinen Hein suchung nicht. Im Gegentheile! Sie hatte jetzt Gelegenhei

gutes Herz zu beweisen; sie half, wo sie konnte, und Mancher rde nur durch ihr Geld in Stand gesetzt, seine „Zahlungen" eder aufzunehmen.

Dennoch war es Selde selbst, die die Leute nicht vergessen ß, daß Dorette nicht mehr der „Gasse" angehörte.

So oft ein Brief von der fernen Tochter ankam, war er s Gemeingut Aller, die des Weges daher kamen. Sie rief Schulkinder von der Straße zu sich, und ließ sich die Bot= aft Dorettens so lange vorlesen, bis sie Wort für Wort d Buchstaben für Buchstaben auswendig konnte. Auch über se „Schwärmerei" spotteten die Leute.

Einmal stand in einem solchen Briefe Folgendes:

„Ich bin wie im Himmel, geliebteste Mutter, ich kann dir ht sagen, wie mir ist. Mein Heinrich geht mit mir um, als re ich aus lauter feinen Spitzen zusammengesetzt. Denk ! Neulich hat er eine Diebin, der ein Anderer wenigstens f Monate schweres Gefängniß zuerkannt hätte, zu einer z leichten Strafe verurtheilt. Willst du wissen, warum? il sie Dora hieß . . . . . Des berühmten Göthe's Werther l auch so etwas gethan haben . . ."

Ein anderes Mal hieß es ganz am Schlusse:

„Geliebte Mutter! Wir haben es miteinander ausgemacht: soll Heinrich heißen, wie sein Vater. Es ist ein so schöner me! Gefällt er dir?"

Als Selde diesen Brief erhielt, überkam sie jenes Gefühl agender Unruhe, wie es den meisten Müttern in solchen gen eigenthümlich ist. Von diesem Tage an trat eine be= mdende Schweigsamkeit ihres Wesens ein; sie sprach nur nig von dem Glücke ihrer Tochter und ebensowenig gönnte fremden Augen die Einsicht in die Botschaften ihres Kindes. an wollte auch bemerken, daß ihre „Frommheit" von da an

eine Art Verzückung annahm, die man sonst an ihr nicht kannte; sie war die Erste und die Letzte unter den Beterinnen, und oft, wenn die Synagoge geschlossen werden sollte, saß sie noch da und flüsterte Gebete vor sich hin, die eigentlich gar nicht in die Tagesordnung der Andacht gehörten.

„Ich bin mit meinem Gotte noch nicht fertig," pflegte sie zu rufen, wenn der Synagogendiener durch das Rasseln seines Schlüssel zum Aufbruch mahnte. Denn ihn, der zum Frühstück eilte, ärgerte die „Schwärmerei" Selde Bamberger's.

Wer je dabei stand, wie sich um ein Liebes die Ringe einer vermeintlichen oder wirklichen Gefahr immer enger schlosse . . . du kannst nicht sagen, was und warum du fürchtest, aber wie mit kalten Schauern steht dir das Namenlose einer unsichtbaren Naturgewalt gegenüber, vor der all' dein Klügeln und Verständigsein gleich einem Federchen in sich zusammenknickt, der wird erfassen, wie es in der Seele der alten Wittwe aussah!

Eines Morgens kam sie von ihrer Andacht zurück. An der Ecke der Gasse begegnete ihr der Postbote und händigte ihr einen Brief ein; sie griff hastig darnach, und verbarg ihn in dem dicken Gebetbuche, welches sie unter dem Arme trug. Aber in der Nähe ihres Hauses mochte sie die Ungeduld überwältigt haben, sie öffnete das Schreiben und las . . .

Wenige Augenblicke darauf trug man die ohnmächtig am Boden liegende Frau in ihre Wohnung. Sie hielt den offenen Brief in der krampfhaft geballten Hand. Dadurch erfuhr man alsbald, was geschehen war.

Dorette hatte einem Kinde das Leben gegeben, schrieb in verzweifelten Worten der Schwiegersohn; aber die Natur hatte in grausamer Laune wieder zerstört, was sie geschaffen. Stamm

ad Blüthe, Mutter und Kind waren erlegen . . es gab keine Dorette mehr!

Fast konnte man die Krankheit wohlthätig nennen, die sich itdem Selde's bemächtigt hatte. Sie deckte über die Besin=ungslose die Schleier des Vergessens. Wochen waren ver=angen, und noch war keine Abnahme zu bemerken. Leben nd Tod rangen im täglichen Streite um ihr Dasein. Endlich at ein günstiger Wendepunkt ein; die Aerzte erklärten, die tarke Natur" Selde's habe ein unerhörtes Wunder verrichtet.

Der Frühling war ins Land gekommen, als Selde Bam=erger sich zum ersten Male wieder vom Krankenlager erhob. um Erstaunen Aller zeigte es sich, daß sie nichts vergessen atte, und darin eben bestand ihre Genesung. Man hatte sich ufenderlei Dinge ausgeklügelt, wie man die Schreckensbot=haft ihr allmälig beizubringen habe, aber die erste Frage, die e an ihre Umgebung richtete, bewies sogleich, daß jeder Ver=ich, ihre Gedächtnißschwäche zu benützen, ein vergeblicher sei.

„Was meinst du," fragte sie mit merkwürdiger Ruhe, „wo e jetzt liegen mag?"

„Wer?" gab die Frau, die ihrer wartete, mit erheuchelter Miene zurück.

„Meine Dorette."

„Sie wird gesund in ihrem Bette liegen, und schreibt dir ächstens einen großen Brief auf acht Seiten wenigstens."

„Dorette schreibt mir niemals wieder . . . Meinst du, ich eiß nicht, daß sie nicht auf unserem „guten Orte" liegt?"

Ein anderes Mal, mitten im Gespräche über ganz gleich=iltige Gegenstände, hielt sie plötzlich inne:

„Glaubst du nicht auch, Lea," sagte sie zu der Frau, daß dem Kind dort auf dem fremden Kirchhof ganz erschrecklich ang sein muß? Jeder Mensch hat es gerne, wenn er eine

Ansprache hat. Mit wem soll sie reden, wenn die eigen Mutter nicht dabei ist?"

Die Wärterin starrte mit aufgerissenen Augen die Sprecher an. Waren diese Worte die Nachwirkung des Schicksalschlag oder die bekannte „Schwärmerei" Selde Bamberger's?

„Ich bin sinnedig (bei Sinnen), meine liebe Lea," sag Selde mit einem überlegenen Lächeln, „und brauchst dich nicht v mir zu fürchten. Meinem ärgsten Feinde wünsche ich nicht . daß er einen solchen Kopf auf hätt' wie ich. Wenn du will kann ich mir über jede Minute aus dem Leben meiner Doret Rechenschaft ablegen . . ich kann dir den Stoff und die Farbe v dem Kleide beschreiben, was Dorette in ihrem dritten Jah getragen hat. Und da glaubst du, mein Kopf hätt' gelitte Er ist stark, zu stark, sag' ich dir, und du wirst noch erlebe was der Alles durchzusetzen im Stande ist."

Endlich war sie vollkommen genesen; es fehlten noch etn vierzehn Tage zum Osterfeste. Da erklärte sie eines Tages bestimmter und entschlossener Sprache ihren Leuten, sie wer morgen in aller Frühe eine Reise antreten, Keiner traute si sie davon abzuhalten; wenn ein Engel vom Himmel herunte käme, er dürfte ihr auch nicht in ihren Entschluß hineinrede Längstens in acht Tagen werde sie wieder zu Hause sei darauf könne man sich verlassen. Einer der Beherzten ha aber dennoch den Muth der Einwendung; wenn sie schon tr ihrer geschwächten Gesundheit sich nicht abbringen lasse, wer man doch wenigstens wissen dürfen, wohin die Reise ginge?

„Reise? hab' ich Reise gesagt?" rief sie mit einer Hefti keit, die Alle erschreckte, „sag' lieber, ich will mich auf d Wanderung begeben. In einem gepolsterten Wagen zu sitze und von zwei Pferden sich ziehen zu lassen, ist dies eine Kun

ch aber will mit meinen Füßen wandern . . . bis ich an einem Ziele bin."

Dann nach einer Weile lächelte sie fein.

„Erschreckt nicht," sagte sie mit ruhiger Gelassenheit, „was t denn Arges dabei, wenn so eine alte Frau, wie ich eine n, probiren will, ob sie noch Füße hat . . . Und dann muß ch ja wissen, wie und wo meine Dorette gebettet liegt . . ."

Am anderen Morgen, kurz nach Tagesanbruch, verließ sie as Haus und trat die „Wanderung" an. Die Luft war trotz r Frühlingszeit kalt und rauh. In der Hand trug sie ein ündel, darin lagen einige Lebensmittel und das dicke Gebet- uch. Sie sagte ihren Leuten kurzweg Lebewohl, küßte an- chtig die Stelle, wo der Name Gottes durch ein gläsernes enfterchen an der Thürpfoste zu sehen war, die sogenannte Mesuseh", und trat dann auf die Gasse hinaus.

Wie weit und lang dehnte sich der Weg, der vor Selde amberger lag! Regenschauer kamen und gingen, dann brach ieder Sonnenschein hervor und trocknete die schlüpfrig ge- ordene Straße, worauf ihre „alten Füße" so oft ausglitten. ann kam wieder ein eisiger Windstoß dahergefahren, und ieb ihr feuchte Tropfen in das heiße Antlitz. Fuhrwerke und ndere Wanderer, Städtchen und Dörfer, Felder mit bereits rünenden Saaten, Menschen und Landschaften, das Alles andelte wie im Traume an der greisen Fußgängerin vor- ber. Hie und da kehrte sie in ein an der Straße liegendes Birthshaus ein, um daselbst zu übernachten oder auszuruhen. on den mitgenommenen Lebensmitteln fristete sie das Be- irfniß ihres Körpers. Sie schritt immer vorwärts, immer eiter, und oft mußte sie sich selbst sagen: „Hättest du das n deinen alten Knochen dir vorstellen können, daß die sich s solche „Barjins" (tüchtig) benehmen werden?"

Hie und da grüßt sie ein Bauer, der zu Markte fährt.

„Wohin, Mütterchen?"

„Zu meinem Kinde auf Besuch."

Zu ihrem Kinde! Da endlich tauchen am vierten Tag ihrer Wanderung die Thürme der Stadt vor ihr auf, w Dorette . . . ein ganzes Jahr ihres jungen Lebens so glücklic gewesen war. Von Minute zu Minute, mit jedem Schritt den sie vorwärts thut, verkleinert sich der Raum, der zwische ihr und Doretten liegt.

Ist das namenlose Weh', wie es in diesem Augenblick die Seele einer armen Mutter durchschnitt, auch eines vo den Geheimnissen des großen Weltgeistes? Zittern und wanke vor ihm nur verlöschende und entstehende Welten, oder trit auch der Klageruf des einzelnen gequälten Menschenthumes vo ihn, daß es vernommen werde? . . .

Nach vielem Umfragen hatte Selde Bamberger den We erfahren, der zum Kirchhofe führte. Die Meisten, bei den sie sich erkundigte, sahen sie mit verwunderter Miene an. Wi kam die Frau mit der fremdartig klingenden Sprache dazu nach dem Friedhofe dieser Stadt zu fragen?

„Mutter," sagte ihr Einer, „Ihr wollt wahrscheinlich nac einem anderen Orte; der ist aber vier Meilen von hier, w sich eine Gemeinde von Euern Leuten befindet . . ."

„Nein, nein," rief sie, „grade der, den ich suche, ist de rechte."

Sie stand endlich am Ziele ihrer Wanderung.

An der Seite des Friedhofswächters, dem sie zuvor ei reiches Geldgeschenk in die Hand gedrückt hatte, durchschreite sie die langen Reihen der in frisches Frühlingsgrün gebettete Male, die den Staub von ganzen Geschlechtern enthielten Dort das Kreuz mit dem steinernen Engel, der es liebend z

umfassen scheint .... ein Aufschrei, daß er in den Lüften wiederhallt, ein Weheruf, wie er vielleicht noch niemals vernommen worden ... und Selde Bamberger liegt hingeworfen über Dorettens Grabhügel. Der Friedhofswächter hatte sich entfernt. Kannte er bereits die Geschichte dieser Mutter aus einer „böhmischen Gasse"? ...

Als sie sich sattsam „ausgeweint," holte sie aus dem mitgenommenen Bündel das dicke Gebetbuch heraus, und begann das übliche Gebet für die Todten, das mit den Worten anfängt: „Ruhe sanft unter den Fittigen der Allmacht mit all' den Heiligen und Reinen ..."

Es mochten die ersten Laute in der Sprache Zions sein, die jemals an diesem Orte erklungen waren.

Spät am Abend machte der Friedhofswächter seinen gewöhnlichen Gang durch die öden Räume seines Gebietes; er fand die fremde Frau, den Kopf müde auf die Brust gesunken, auf einem Grabe sitzend; das aufgeblätterte Gebetbuch lag vor ihr. Er berührte sie leise an der Schulter und sie fuhr auf.

„Ist's schon an der Zeit?"

„Der Friedhof muß gesperrt werden."

Sie richtete sich mühsam auf; dann ging sie wie schlaftrunken fort.

Am achten Tage, genau wie sie es vorausgesagt, befand sich Selde Bamberger wieder in der alten Heimath; noch an demselben Tage ließ sie sich in der „Gemischtwaarenhandlung" sehen.

Die Wanderung der alten Wittwe hatte übrigens, wie es leicht vorauszusehen war, das nie ruhende Schlagwort von der „Schwärmerei" Selde's wieder unter die Leute gebracht. Neben tiefstem Mitleid vergessen alltägliche Menschennaturen selten, daß das selbstständige Walten eines eigenthümlich angelegten

Charakters, der nicht in ihren Bahnen wandelt, etwas Herausforderndes hat, dem sie mit den Waffen des Spottes entgegentreten müssen.

„Hätte sie es nicht bequemer haben können, wenn das Kind in der Gasse geblieben, und bei uns gestorben wäre? Muß da die alte Schwärmerin meilenweit zu Fuß wandern! und wenn sie selbst einmal den Weg in die jenseitige Welt geht, liegt die Eine hier und die Andere dort!"

Vielleicht hätten die Leute derartige Anklagen unterdrückt, wenn sie gewußt hätten, daß Selde Bamberger, ohne daß sie in ihrer Gegenwart gesprochen wurden, sie dennoch mit jenem geschärften Verständnisse vernahm, welches auf dem Grunde eines tiefen Wehes entspringt. Sie hörte sie nicht nur, in ihr selbst wuchsen sie täglich und stündlich, und nahmen zuletzt eine so übermächtige Gestalt an, daß nur sie das schwache Gewebe ihres Lebens bildeten.

Seit ihrer Rückkehr hatte Selde merkwürdiger Weise viel Verkehr mit einer Persönlichkeit, die eine Art Schreckenspopanz für die „Gasse" bildete. Es war dies der alte Advokat Doktor Pfeffer, den Klient und Gegner wegen seiner schneidigen Rabulisterei gleichmäßig zu fürchten hatten. Er war auch darum nur von denen gesucht, die mit einer verzweifelten Sache durchaus triumphiren wollten. Was hatte Pfeffer bei Selde Bamberger zu thun? Welche Prozesse konnten sie behelligen? oder machte sie Testament? Aus dem fadenscheinigen Rabulisten war trotz aller Schmeichelei nichts herauszubringen; er blieb stumm wie ein Fisch. Die Besprechungen mit der Wittwe fanden bei geschlossenen Thüren statt. Es mußte einmal eine heftige Scene zwischen den Beiden vorgefallen sein; denn man erzählte sich, daß Dr. Pfeffer mit hochgeröthetem Gesicht ingrimmig die Thüre aufgerissen habe und fortgeeilt sei. Noch

auf der Hausflur soll er zornig die Worte ausgestoßen haben:

„Willst du mit deiner Schwärmerei die Welt auf den Kopf stellen, altes Weib? Ich sage dir, du richtest nichts aus, und wenn man dir selbst in Wien deine Bitte bewilligen wollte. Neben dem Kaiser steht noch eine Macht und die heißt: Vertrag mit Rom! Und da will die Wittwe Bamberger dagegen aufkommen? Vollständiger Wahnwitz."

Trug die Mutter Doretten's wirklich so kühne, himmelstürmende Pläne in ihrem schwachen Kopfe? Sie sollte einer Welt von festgegliederten Gesetzen Trotz bieten wollen, die der schneidige Rabulist selbst für unanfechtbar hielt? Wir werden dies erst später erfahren können. . . .

Mittlerweile schien jedoch, vielleicht eben in Folge der letzten aufgeregten Besprechung mit dem Advokaten, Selde ihrem Vorhaben entsagt zu haben. Sie lebte still und gleichmäßig hin; ob es in ihrem Gemüthe ebbte oder fluthete, wen ging dies an?

Es war wieder kurz vor Pfingsten. Ein Mann in türkischer Kleidung, mit einem Turban auf dem Kopfe, ging von Haus zu Haus der Gasse, um als Sendbote der heiligen Stadt Jerusalem milde Gaben für die dortigen Armen in Empfang zu nehmen. Nebstbei trieb er einen ausgebreiteten Handel mit besonderen Seltenheiten, als da waren: Amulette, Büchschen aus Cedernholz, das unmittelbar vom Libanon genommen war, und namentlich Säckchen mit Erde, die dem Boden der heiligen Stadt entgraben war. Er kam auch zu Selde Bamberger.

„Ist das wirkliche Erde aus Jerusalem?" fragte sie athemlos.

Der Sendbote legte betheuernd die Hand auf seine Brust.

„Wozu wäre denn das große Petschaft von den Rabbis in Jerusalem daran?" sagte er tiefgekränkt.

Selde wog das Säckchen nnd brachte es an ihre Lippen. Dann legte sie einen Kaufpreis hin, wie ihn der Mann aus Palästina noch nirgends erhalten haben mochte.

Eine Woche darauf, es war in später Nacht, erklärte Selde allen ihren Leuten, sie werde sich morgen in der Frühe auf die Wanderung begeben, zum Besuche ihres Kindes . . . sie sollten nur fleißig Acht geben auf das Haus, und besonders „Feuer und Licht" in Verwahrung halten. Längstens in acht Tagen hoffe sie wieder einzutreffen; man brauche nicht in Sorge um sie zu sein, sie werde sich schon zu behüten wissen.

So trat sie den langen meilenweiten Gang in die Ferne zum zweiten Male wieder an, wie im vorigen Jahre nur mit einem Bündel ausgerüstet, welches die nöthigsten Lebensmittel enthielt — und das dicke Gebetbuch. Für das „Kind" brachte sie noch etwas Besonderes mit, das sie während der ganzen Wanderung stündlich betastete.

Diesmal kannte sie den Weg zum Friedhof schon besser sie ging nicht fehl und brauchte nicht ein einziges Mal zu fragen.

Wieder saß sie stundenlang in ihrer Weltvergessenheit bald still vor sich hinweinend, bald Todtengebete aus dem dicken Buche flüsternd, auf dem Grabe Doretten's, bis der Friedhofswächter am späten Abend kam, um sie zum Aufbruch zu mahnen.

„Wie kommt der schöne Rosenstrauch hierher?" fragte sie „wer hat ihn gesetzt?"

„Der hat sich selbst gesetzt," meinte der Wächter; „denn eigentlich gehört er zu dem nächsten Grabe. Aber er muß seine Launen gehabt haben, daß er grade hier seine Wurzeln hat schlagen wollen. Man sollt' nicht glauben, daß auch solche Blumen ihren Verstand haben."

Selde konnte sich von dem Geheimnisse der Natur nicht losreißen.

„Merkwürdig," sprach es in ihrem Herzen, „die Blume zieht aus ihr die Nahrung . . ."

Diesmal verließ sie nicht sogleich den Friedhof; sie hatte in dem Häuschen des Wächters noch eine lange Besprechung, die bis spät in die Nacht dauerte. Endlich kamen die Beiden wieder heraus; der Mann trug eine Schaufel über der Schulter und eine Blendlaterne, die ihren zitternden Schein umherwarf. Hinter ihm schritt Selde Bamberger — das Säckchen mit der „Erde" aus Jerusalem in der Hand haltend.

„Ich thu' das aber nur dir zu Lieb', wiewohl es mich mein Brot kosten kann, . . . und weil du ein so braves Weib bist," sagte der Mann mit gedämpfter Stimme.

„Ich bin nur die Mutter . . ."

„Eben deswegen."

Auch das heimliche, gleich einer bösen That in tiefster Nacht verübte Liebeswerk war gethan. Das Säckchen mit der heiligen Erde ruhte sicher und wohlverhalten in Doretten's Grabe . . .

Ueber die Lippen der alten Frau flüstert leise die alte und unsterbliche Dichterformel:

„Staub bist du, und zum Staube sollst du wieder zurückkehren."

Als sie aber schon an der Ausgangspforte des Friedhofs stand, wandte sie sich noch einmal um.

„Mein Kind, mein einziges Kind!" schrie sie im Schmerze auf, und dann sagte sie zu dem Wächter:

„Wenigstens Eines wird mein Kind jetzt wissen. Wenn einmal der Tag der Auferstehung kommt, braucht es nicht lange zu suchen, zu wem es gehört! Die heilige Erde ist ja bei ihm."

„Die dritte Jahrzeit," wie Selde Bamberger ihre Wanderungen nach der fernen Stadt nennt, wo Dorette begraben liegt, naht heran. Die alte Frau rüstet sich wieder dazu, aber wie sie diesmal Abschied von ihren Leuten nimmt, ist es ihnen Allen, als ob ihr die frühere Zuversicht und der starke Wille fehlte. Sie unterläßt die gewöhnliche Mahnung, auf Feuer und Licht Acht zu haben; auch erwähnt sie mit keiner Silbe ihrer bevorstehenden Rückkunft. Selde ist in diesem einen Jahr vollständig alt geworden, ihre Stimme, ihre Haltung ist gebrochen, und zwischen dem „Haarscheitel" aus fremden Haaren wovon ihre Stirne halb verdeckt ist, drängen sich verrätherisch weiße Löckchen hervor.

Einige Tage zuvor hatte sie eine lange Besprechung mit dem Dr. Pfeffer; es mußte sich um einen ernsten Akt handeln denn es war um Zeugen geschickt worden, die die Unterschrift der Wittwe zu beglaubigen hatten. Der schneidige Advokat zeigte sich sehr aufgeregt, er schnupfte in Einem fort, und hie und da lachte er boshaft auf.

Als die Zeugen sich entfernt hatten, schlug er zornig mit geballter Faust auf den Tisch, daß Alles in der Stube zitterte.

„Solch ein Testament," schrie er, „ist ein wahres Pasquill auf jede Juristik. Ich muß da die Schwärmerei der Wittwe Selde Bamberger niederschreiben und jeder Winkelschreiber wird haarscharf darthun, daß Dr. Pfeffer ein Dummkopf ist. Alles darum, weil es Frau Selde Bamberger beliebt, ein Testament . . nach ihrem Sinne zu errichten."

„Sie meinen es ja doch gut mit mir, Herr Doktor," meinte Selde, „und Den möcht' ich sehen, der dem berühmten Dr. Pfeffer etwas Uebles nachsagt . . ."

Der Rabulist rang etwas hinab, was wohl eine Anwandlung seltsamer Rührung sein mochte.

„Man wird aber den §. 698 des bürgl. Gesetzbuches gegen mich zu Felde führen," rief er ärgerlich.

„Mit mir, Herr Doktor, wollen Sie von Paragraphen reden?" meinte Selde achselzuckend. „Und wenn Sie mir vom Paragraph zweitausend sprechen, so weiß ich auch nichts davon."

„Aber Sie müssen davon wissen, Frau Selde," rief der Advokat mit erneuerter Heftigkeit, „denn nicht ich errichtete ein Testament, sondern Sie sind es. Und wie heißt es in dem Paragraphen, den ich soeben zitirt habe? Er lautet: „Die Anordnung, wodurch Jemandem unter einer aufschiebenden, unmöglichen Bedingung ein Recht ertheilt wird, ist ungültig, obschon die Erfüllung der Bedingung erst in der Folge unmöglich und die Unmöglichkeit dem Ersteren bekannt geworden wäre. Eine auflösende, unmögliche Bedingung wird als nicht beigesetzt angesehen. Alles dieses gilt auch von unerlaubten Bedingungen." Haben Sie es verstanden, Frau Selde?"

„Nein," sagte sie ruhig, „was soll ich einfaches Weib von Aufschiebung und Auflösung verstehen? Ich will ja eben, daß es nicht aufgeschoben werden soll."

„Aber habe ich Ihnen nicht wiederholt erklärt," schrie der Advokat, aufs Neue mit der Faust den Tisch bearbeitend, „daß die Bedingung, an die Ihr Testament knüpfte, nach dem Wortlaute des Gesetzes eine unmögliche Voraussetzung hat?"

Selde legte wie beschwichtigend ihre Hand auf die des Rabulisten.

„Wer weiß?" sagte sie, und ihr Antlitz leuchtete dabei in einer Zuversicht, daß der schneidige Jurist selbst davon betroffen ward, „es wird sich vielleicht schon Einer finden, der es für mich durchsetzt."

So trat sie zum dritten Male die Wanderung an.

Ueberall war Frühling und Vogelsang, aus Todesbanden

erwachtes Leben; hier die aufgeackerte Furche, dort wieder der grünende Laubwald! Wie da die Sonnenstrahlen durch das Gezweige schlüpfen, und wie hoch oben, fast verloren im Himmelsblau die Lerche trillert! Aber wie mühsam, lässig schleicht Selde Bamberger mit ihrem Bündelchen dahin; wie oft muß sie an den Straßensteinen ausruhen, wie kurz geht ihr Athem! Wenn Fuhrwerke daherkommen, ruft ihr manchmal der Bauer die freundliche Einladung zu, aufzusitzen, und sie kämpft einen schweren Entschluß in sich, ob sie ihr Folge leisten soll. Sie fühlt sich so müde und zerschlagen, ein Kind, meint sie, könne sie wie ein Federchen umblasen; dennoch widersteht sie der Lockung. Hat sie ein Gelübde abgelegt? Sie schreitet weiter und weiter, ihre Füße heben sich, senken sich, aber es ist der Gang trügerischer Gesundheit, der die innere Freudigkeit fehlt . . . Wird sie der Friedhofswächter wieder erkennen?

Er hat sie erkannt und begrüßt, die fremde Frau, die jedes Jahr hierher kommt, um ihr Kind zu besuchen. An seiner Seite schreitet sie wieder durch die vielen Reihen alter und neuer Gräber; es ist manches hinzugekommen, was sie im vorigen Jahre nicht bemerkt hat; auch hier auf dieser stillen Stätte herrscht der ruhelose Trieb beständigen Wachsthums. Plötzlich schreit sie auf:

„Wo ist der Rosenstock, wer hat den Rosenstock weggenommen?"

„Er ist herausgerissen worden, weil er nicht hierher gehörte. Er steht jetzt daneben."

„Herausgerissen hat man ihn, aus dem Herzen meines Kindes herausgerissen! Dorette, mein einziges Kind, was haben sie dir gethan!" . . .

In derselben Nacht wurde aus einem Gasthofe dieser Stadt ein Eilbote an die etwa vier Meilen entfernte Gemeinde mit

er dringenden Bitte abgeschickt, es mögen einige von der frommen Brüderschaft" und zwei „fromme Weiber" schleunigst ch aufmachen. Eine fremde Frau liege im Sterben und habe ach ihnen begehrt. Der Bitte ward rasch Folge gegeben. lls die Männer und Frauen gegen Morgen ankamen, wäre s fast zu spät gewesen. Man begann die üblichen Gebete; ine der Frauen hatte sich über die Sterbende gebeugt, und agte sie, ob sie keinen Wunsch mehr auszusprechen habe. Da at ein Lächeln auf ihr Angesicht; ihre Lippen bewegten sich eise, und nur zwei Worte waren vernehmbar: „Neben Dorette!" Dann seufzte sie noch einmal auf und war todt.

Am dritten Tage darauf wurde Selde Bamberger auf dem guten Orte" der fremden Gemeinde zur Erde bestattet.

* * *

Das Testament der Wittwe Selde Bamberger lautete aber:

„Ich fühle es, daß mein Leben zu Ende geht; meine Kräfte assen nach, denn wenn man ein Gefäß zu voll anfüllt, so muß s übergehen und mein Gemüth ist ein solches Gefäß gewesen. Da will ich denn, weil sich der Mensch von der letzten Stunde icht soll überraschen lassen, und weil ich noch bei allen Ver- andeskräften bin, meinen letzten Willen aufsetzen:

„Ich vermache Alles, was ich habe, mein Haus und mein Baarvermögen, mein Silber und meinen Schmuck, kurz Alles, das ich mein eigen nenne, das vermache ich meiner Gemeinde, da o ich geboren worden bin. Sie kann damit schalten und alten, wie sie will. Nur muß sie mir dafür einen Gefallen hun! Sie muß bewirken, daß, wenn ich gestorben bin, ich eben meiner Dorette begraben werde, meinem einzigen Kinde! Geht das aber nicht an, so muß die Gemeinde dafür, daß ich

sie zu meiner Universalerbin eingesetzt habe, dafür sorgen, daß man Dorette an meine Seite bringt. Und man wird mir verzeihen, wenn ich sage, daß es mir jetzt, wo mein Leben mir vorkommt, wie eine Uhr, die man nicht mehr aufziehen kann weil der Schlüssel verloren gegangen ist, gar nicht darauf ankommt, wo ich einmal liegen werde, ob auf einem „Kirchhof" oder auf unserem „guten Ort." Nur meine Dorette soll bei mir sein."

Dann folgten noch einige Bestimmungen und Verfügungen arme Leute in der Gasse betreffend, denen sie im Leben Gutes thaten erwiesen; Forderungen, die sie bei ihnen hatte, wurden als gelöscht erklärt; zum Schlusse hieß es nochmals:

„Die Gemeinde soll gut bedenken, was sie Alles mit meinem Hab und Gut anfangen kann. Es ist nicht wenig und sie kann es auch brauchen. Und warum sollte die Gemeinde nicht durchsetzen können, um was ich sie bitte? Wenn eine Mutter hinter einem Kinde steht, so ist das eine Macht, daß man über Alles siegen kann."

Der „Gemeindevorstand" war vollzählig versammelt, als das Testament Selde Bambergers zur Verlesung kam. Kaum war sie beendigt, als sich nach einem Augenblicke allgemeiner Verblüffung ein Sturm erhob, wie er in der Gemeindestube noch niemals getobt haben mochte. Alle begehrten das Wort und da in dieser Versammlung die Präsidentenglocke ein noch ungekanntes Werkzeug der Beruhigung war, so hatte der Vorsitzende, ein stiller, friedliebender Mann, durch geraume Zeit die Stellung eines Schiffsführers, gegen den mitten auf dem stürmischen See die Mannschaft in Meuterei ausgebrochen ist.

Wirr tönten die Stimmen durcheinander: Was diese über das Grab hinausreichende „Schwärmerei und Phantasterei der Selde Bamberger wieder bedeuten solle? Ob ein solche

eſtament jemals erhört worden? Man ſolle ſich um Gottes-
illen in nichts einlaſſen; die hohe Behörde werde Einem Un-
elegenheiten bereiten, daß man froh ſein werde, mit heiler
aut davon zu kommen. Wenn Selde Bamberger begehrt
ätte, man ſolle ihr den Mond herunterholen, müßte man das
uch zu erfüllen trachten? Und ihr letzter Wille bedeute zuletzt
uch nichts Anderes, denn es ſei immer eine Unmöglichkeit, ihm
u entſprechen.

Als die erhitzten Gemüther ſich ſattſam in die tiefſte Auf-
egung hineingeredet hatten, trat allmälig ein Moment der
bſpannung ein, den das jüngſte Mitglied dieſer Verſammlung,
elches ſich bis dahin an der lärmenden Debatte nicht betheiligt
atte, vortrefflich zu benützen verſtand. Wolf Lilienberg ge-
örte zur „Linken" des Vorſtandes, und war einer der beſten
Redner der Verſammlung; man ſagte ihm nach, daß er in
einer Jugend, bevor er ins „Geſchäft" gekommen, zu den
Geiſtlichen in die Schule gegangen ſei.

„Wenn," begann er, „einer meiner geehrten Vorredner in
Bezug auf die Unmöglichkeit, das Teſtament der Wittwe Bam-
erger auszuführen, das kühne Gleichniß vom Monde gebraucht
at, ſo iſt er allerdings hierzu vollkommen berechtigt. Den-
noch glaub' ich meine unmaßgebliche Anſicht dahin ausſprechen
u müſſen, beſteht doch ein gewaltiger Unterſchied zwiſchen dem
Monde und dem letzten Willen Selde Bambergers. Während
u dem erſteren hinaufzuſteigen für Menſchenkräfte eine Mög-
ichkeit nicht beſteht, muß ich doch andererſeits in Abrede und
ntſchieden in Abrede ſtellen, daß zur Ausführung des Teſta-
mentes Menſchenhilfe nicht hinreichen ſolle."

„Das iſt auch Schwärmerei!" ſchrieen einige Stimmen.

„Laßt Wolf Lilienberg ausreden," riefen Andere dagegen,
begeiſterte Anhänger des Redners.

Dieser begann wieder:

„Allerdings ist meine Ansicht: so wie die Umstände einmal sind, liegt hier eine Schwärmerei vor, und ich bin der Erste, sie als solche zu bezeichnen. Aber die Sache hat auch eine andere Seite. Nicht um die unmöglichen Bestimmungen des Testamentes handelt es sich hier, sondern um die Frage: Ist die Gemeinde verpflichtet oder nicht, Alles, was in ihren Kräften steht, anzuwenden, damit der letzte Wille der Frau zur Geltung komme?"

„Wie willst du das anfangen?" unterbrachen ihn höhnische Stimmen.

„Laßt ihn ausreden!" rief der Anhang.

„Wie ich das anfangen will?" fuhr Wolf Lilienberg fort. „Das ist nämlich so. Ich habe leider schon viel mit Erbschaftsangelegenheiten in meinem Leben zu thun gehabt, und da bin ich genöthigt worden, mich mit dem bürgerlichen Gesetzbuche bekannt zu machen, damit ich nicht ganz und gar der Willkür der Advokaten preisgegeben sei. Nun erinnere ich mich, dort gelesen zu haben: „In dem Falle, daß ein Auftrag nicht genau erfüllt werden kann, muß man demselben wenigstens nach Möglichkeit nachzukommen suchen. Kann auch dieses nicht geschehen, so behält doch der Belastete, wofern aus dem Willen des Erblassers nicht das Gegentheil erhellet, den zugedachten Nachlaß." Es entsteht nun die Frage: Liegt hier ein Auftrag vor, oder nicht? Nach meiner Ansicht liegt einer vor; folglich ist es unsere Pflicht, demselben nach Möglichkeit nachzukommen."

„Wir sind keine Juristen wie Wolf Lilienberg."

„Wolf Lilienberg hat Recht."

„Warum läßt man ihn nicht zu Ende kommen?"

Der Redner ließ den neu ausgebrochenen Sturm ruhig

vorübertosen; er stand aufrecht in der Brandung und das war ein Meisterzug Wolf Lilienbergs.

„Man wird mir einfach einwenden," fuhr er fort, „die Gemeinde könne, um allen Verlegenheiten zu entgehen, erklären, sie entsage der Erbschaft. Das geht aber nicht so leicht an, als es sich die Herren denken mögen. Eine Gemeinde ist eine ‚moralische Körperschaft," und als solche steht ihr nicht das Recht zu, etwas zurückzuweisen, und wenn es nur den Werth eines Guldens hat. Zudem muß man bedenken, in welchem beklagenswerthen Zustande sich die Gemeindefinanzen befinden."

„Gottes Recht hat er," ließen sich weiter die Anhänger beifällig vernehmen.

„Auf was willst du denn endlich hinauskommen?" schrieen die Widersacher.

„Ich erlaube mir nun folgenden Antrag zu stellen," schloß Wolf Lilienberg mit erhöhter Stimme. „Sowohl die Pietät gegen eine Verstorbene, gegen die man keinen anderen Vorwurf erheben kann, als daß sie eine Schwärmerin gewesen, als unsere Interessen verlangen es, daß wir das Testament Selde Bambergers als einen Auftrag ansehen, dem wir nach Möglichkeit nachzukommen ebenso berechtigt als verpflichtet sind. Zu diesem Behufe müssen wir eine „Eingabe" an die hohe Regierung richten, worin wir dieselbe bitten, über das Testament der Wittwe Selde Bamberger ihre Verfügung zu treffen. Die hohe Regierung in ihrer Weisheit wird schon wissen, welchen Bescheid sie zu geben hat."

„Wenn sie aber nein sagt?" warf einer der unerbittlichsten Gegner ein.

„Dann haben wir auch unseren Auftrag erfüllt," entgegnete Wolf Lilienberg „und haben bewiesen, daß wir, macht-

los gegen Vorurtheile und Intoleranz . . . den Mond nicht vom Himmel herunterholen können."

Unter betäubendem Lärm wurde „Schluß der Debatte" begehrt und durchgesetzt. Als es zur Abstimmung kam, erlebte Wolf Lilienberg den Triumph, daß sein Antrag mit überwiegender Mehrheit angenommen wurde. Die Eingabe an die hohe Regierung ward beschlossen. —

Und . . . die letzte Bitte Selde Bamberger's? . . .

Die Regierung waltete in vorgeschriebener Weise ihres Amtes. Sie richtete zwei Schreiben von fast gleichlautendem Inhalte, nur mit verschiedenen Titulaturen an die in dieser Frage besonders zur Entscheidung berufenen Mächte. Das eine dieser Schreiben gelangte in die Kanzlei des hohen Kirchenfürsten . . . das andere haben wir auf dem Schreibtische des böhmischen Rabbiners erblickt.

Die Antworten waren eingelaufen: sie lauteten selbstverständlich . . . entgegen der Bitte des Testamentes. Die eine Antwort wies scharf und schneidig auf die „betreffende Bestimmung" des bestehenden Gesetzes hin, die andere wies in langathmigen Sätzen nach, daß für den „angeregten Fall" in den heiligen Büchern, Kommentaren und Kodizes allerdings mancher Anhaltspunkt sich vorfinde, um ihn auch im bejahenden Sinne zu beantworten; daß aber andererseits auch eine wie ein „Gesetz" gehandhabte „Tradition" sich erhalten habe, nach welcher es feststehe, daß ein seit Jahrhunderten bestehender Brauch nicht verletzt werden dürfe . . .

Wie aus moorigem Grunde erhebt sich in Zeiten, wenn der dumpfe Bann geistfesselnder Knechtschaft auf den Gemüthern lastet, die böse Luft der Zaghaftigkeit und feiger Verstandesgrübelei! Vor das sonst klar blickende Auge legen sich Nebel

die muthigste Hand erschlafft, selbst die dem berückenden Dunstkreise ferner stehen, ergreift die unsichtbare Gewalt. Und doch!

Als die beiden Männer ihre Antworten niederschrieben lag so schöner Sonnenschein auf der riesigen Kathedrale, und durchleuchtete die feinsten Spitzchen und Thürmchen des Baues. Und auch der „Schild Davids" strahlte so glorreich an dem Giebel der alten verwitterten Synagoge!

Lächelst du nun droben in deinem Himmel, leichtbeschwingter Geist einer armen Mutter, über deine „Schwärmerei" hier auf Erden? . . . Oder hüllst du dich in deiner Geborgenheit in tiefes Schweigen? Kann nichts das Siegel deiner todten Lippen lösen? Noch tönt und wehklagt das uralttraurige Lied vom leidenden Menschenthume. Wird es niemals verstummen? Du schweigst!

# Korporal Spitz.

## (1860.)

Am Nachmittage eines Winterſabbats im Jahre 1859 gin es in der großen Stube bei Joſel Spitz nicht wenig lebhaf zu. Um die Wette mit den Schneeflocken, die da draußer durch die Luft gar luſtig wirbelten, flogen in der Stube drinner die Reden hin und her, und nichts Geringeres hatten ſie zun Gegenſtande als die Welthändel des Tages, oder wie wir da mit einem landläufigen Ausdrucke zu bezeichnen pflegen — di Politik!

Iſt das nicht gar merkwürdig, ja wunderbar zu nennen In den Pariſer Tuilerien hatten die Diener wahrſcheinlich erſ angefangen, den Staub aus jenem Thronſeſſel zu klopfen, wo rauf der franzöſiſche Kaiſer geſeſſen, als er mit jener bekannter Neujahrsrede den Geſandten eines großen Staates begrüßte – und in einem ſtillen böhmiſchen Ghetto ſaßen ſchon die Leute bei ſammen, ſprachen nicht vom Stand der Haſenhäutchen und de Rohleders, nicht wie der nächſte „Altbrünner" Markt ausfalle dürfte, ſondern erörterten in aufgeregten Geſprächen und mi leidenſchaftlicher Wärme, was die Folgen jenes Pariſer Neu jahrsgrußes ſein könnten!

Treten wir in diese Stube ein; es ist darin gar traulich und anheimelnd und der mächtige Kachelofen strahlt eine behagliche Wärme aus! Vielleicht können wir den Gesprächen gar Manches entnehmen — was gedruckt zu werden verdiente . . .

Da ist vor allen ein eisgrauer alter Mann, der im Lehnstuhl sitzt und Feiwel „Buchhalter" heißt, auf den wir besonders unser Augen- und Ohrenmerk richten müssen. Er ist beinahe fünfundachtzig Jahre alt und genießt in diesem Kreise eines an Verehrung grenzenden Ansehens. Wenn Feiwel Buchhalter spricht, schweigt Alles und die Fliegen an der Wand werden still. Namentlich seine politische Weisheit wird bewundert; darin ist er die erste Quelle, woraus Jeder, der nach einem klaren Trunke der Aufklärung dürstet, zu jeder Stunde des Tages schöpfen kann. Da er nämlich die Erfahrungen einer langen Vergangenheit für sich hat, so vertreten diese bei ihm, wie bei so manchem allmächtigen Minister die Stelle der „Staatsweisheit". Er hat sämmtliche französische Kriege, von dem ersten Ausbruche des Gewittersturmes bis zu dessen fürchterlichem Verhallen auf der Ebene von Waterloo — am Schreibtisch mit der Feder in der Hand durchgelebt; ja in Schönbrunn war es ihm „Anno Neun" gelungen, den großen „Napilion," wie er ihn aller Orthographie zum Trotz nennt, beinahe an sich vorüberreiten zu sehen; aber um dieses „Beinahe" lag wie um eine egyptische Pyramide der volle Zauber des Geschichtlichen — fünfzig lange Jahre waren nicht vermögend gewesen, ihm in der Ueberzeugung der „Gasse" den leisesten Abbruch zu thun!

„Was ist von jeher meine Red' gewesen?" sagt er unter allgemeiner Stille, während seine grauen Augen vor sich hinstarren, „es soll Einer aufstehen und behaupten, ich hätt' nicht

vor der längsten Zeit gesagt, daß der Napilion die Welt nicht in Ruh' läßt. Meinen Napilion kenne ich zu gut dafür."

„Wie meinen Sie das, Herr Buchhalter?" ließ sich eine vorlautspitze Stimme vernehmen, die dem Eisentrödler Gerson Stänglein gehörte. „Der, von dem Sie reden, existirt ja schon lange nicht mehr auf der Welt!"

Ueber die Gesichter aller Anwesenden, wie sie da um den Tisch herumsaßen, schlich mit Ausnahme des Buchhalters, ein leiser Schrecken. Sie kannten den Alten zu gut, und wußten, daß er in sein Gehege so leicht keinen Eingriff erlaubte. Die Antwort blieb auch nicht aus. Feiwel Buchhalter richtete seine grauen Augen nach der Seite, woher jene vorlaute Frage gekommen; um seine Mundwinkel spielte ein verächtliches Lächeln.

„Gott, Lebendiger!" rief er mit einem Tone, dessen Schärfe und Eindringlichkeit man dieser verwitterten Ruine nicht zugetraut hätte, „was geschehen doch für Wunder heut zu Tage auf der Welt! Da sitzt Einer sein ganz Leben bei alten Nägeln und verrosteten Eisenstangen, und ich bin in der Welt gewesen, und hätte den „Napilion" mit meinen eigenen Augen bald in Schönbrunn gesehen, wenn nicht seine Leibwache um ihn herumgewesen wäre . . . und da steht Einer auf und sagt mir in mein Gesicht hinein, daß er todt ist. Wo hast du denn die Weisheit eingekauft, Gerson Stänglein? Ich möcht' auch an den Ort hin, wo so etwas zu kaufen ist?"

Das sonst blasse Antlitz des Trödlers röthete sich bei diesen Worten merklich.

„Das laß ich mir nicht sagen, Herr Buchhalter, das nicht. Was ich weiß, das weiß ich und daran halt' ich mich fest, wie an einem Geländer. Der, von dem Sie reden, der kann schon lange keinen Finger rühren."

Der Alte hustete stark, wie immer, wenn ihn der Zorn

übermannte. Die blauen Adern auf seiner Stirne schwollen gefahrdrohend an.

„Ei du mein Jüngele," rief er, nach dem frühern Sprecher hingewandt, der, nebenbei bemerkt, grade vor sechs Wochen das Glück gehabt hatte, die dritte seiner Töchter unter die Haube zu bringen. „Ei du mein Jüngele, du willst gegen mich aufstehen, und willst mir etwas ableugnen, was ich mit diesen meinen eigenen Augen gesehen habe? Hab' ich ihn denn dazumal Anno Neun nicht gesehen?"

Der Alte war grob geworden, das empfand der Trödler mit lebhaftem Gefühle; dennoch bezwang er sich noch einmal und rief mehr wehmüthig als zornig:

„Aber seitdem, Rebb Feiwel, hat sich ja auf der Welt so Manches verändert."

„Nichts hat sich verändert, sag' ich!" schrie der Buchhalter und schlug mit der knochigen Faust auf den Tisch. „Der „Napilion" lebt noch, sag' ich!"

„Also derselbe „Napilion" soll das am Neujahrstage zum Gesandten unseres Kaisers gesagt haben?" rief Gerson der Trödler mit einem ausdrucksvollen Achselzucken, das zu seinem Glücke den Augen des Buchhalters entging.

In diesem Augenblicke wurde er jedoch von einer andern Seite durch einen ziemlich empfindlichen Fußstoß auf das Unziemliche seines Benehmens aufmerksam gemacht. Der Ertheiler dieser zarten Belehrung war Josel Spitz, der Hausherr selbst, der mit Recht einer gewaltsamen Störung der Gastlichkeit bei Zeiten vorgreifen wollte. Der Trödler blickte auf, verstand aber sogleich die Absicht des Hausherrn und schwieg.

„Recht haben Sie, Herr Buchhalter," rief Josel Spitz, „Gottes Recht, daß Sie dem da die Wahrheit so ins Gesicht

hineinsagen. In dem kleinsten Fingerl von Ihnen steckt mehr Weisheit als in seinem ganzen Stängleinleib."

Gerson Stänglein lächelte zu diesen Worten bittersüß. Denn er liebte nicht das Witzeln, das seinem Namen galt.

„Was haben wir davon?" rief ein Anderer der um den Tisch Sitzenden, Josua Goldarbeiter. „Ich frag' nur Eins: Wenn der Napoleon leben will, wird er Gerson Stänglein erst um Erlaubniß angehen? Und wieder, wenn er mit aller Gewalt gestorben sein will, wird er wohl erst um den Trödler schicken, damit der ihm die Sterbekleider anmißt?"

Alle lachten, den Trödler miteingeschlossen, denn sie empfanden es, daß der Goldarbeiter in geschickter Weise den verwirrten Knoten zerhauen habe.

„Sagen Sie uns lieber, Herr Buchhalter," fuhr der Goldarbeiter fort, „was Ihre Meinung über den schönen Neujahrsgruß ist. Sie kennen den Napoleon, wir aber nicht. Warum ist die Welt so erschrocken und läßt auf der Börse die Papiere fallen, wie in einen tiefen Abgrund hinab?"

„Josua Goldschmied," sagte der alte Buchhalter, indem ein gar feines Lächeln vergnüglich um seine Lippen spielte, „du sprichst auch wie Einer, der das ganze Jahr nichts Anderes thut, als silberne Henkelthaler für die Bäuerinnen anfertigen. Siehst du denn nicht ein, was der Napilion will?"

„Nun was?" fragte Josua ziemlich gespannt.

„Zuvor sag' mir, Josua Goldarbeiter," meinte der Buchhalter, seine grauen Augen mit merkwürdiger Bestimmtheit grade auf den Angesprochenen heftend, „wärest du wohl einverstanden, wenn sich hier an diesem Orte, wo du ganz allein sämmtliche Henkelthaler für alle Bäuerinnen in der Umgegend anzufertigen hast, noch fünf oder sechs von deiner Profession ansiedeln möchten?"

„Wo fallen Sie aus, Feiwel?“ rief der Goldarbeiter lachend, „ich wünsch' keinem meiner Feinde etwas Schlechtes, aber die könnte ich alle begraben sehen, einen hinter den anderen, und möcht' mir kein Auge dabei naß werden.“

„Siehst du, Josua Goldarbeiter,“ sagte der Buchhalter mit dem Kopfe beifällig nickend, „grade so machts der „Napilion“ auch! Der könnte die ganze Welt ruiniren, blos damit die Anderen alle nicht bestehen, und er allein dasteht.“

„Der jetzige Napoleon auch?“ fiel hier Gerson Stänglein trotz der vorhin empfangenen Zurechtweisung ziemlich vorlaut ein.

Der alte Buchhalter that, als habe er nichts gehört. Die Augen unverwandt auf den Goldarbeiter gerichtet, fuhr er fort:

„Die Sach' ist die. Früher hat der Napilion, wenn er mit Einem hat etwas anfangen wollen, gar nicht viel geredet; er hat gleich zugegriffen, und ehe man noch zur Besinnung kommt, was er denn eigentlich will, war es schon zu spät. Der Napilion hat alle Henkelthaler für die ganze Welt machen wollen. Dazumalen war er jung und hat hitziges Blut gehabt. Jetzt ist er alt, und da redet er früher! In der Sach' ist's aber einerlei! Er will unser Land ruiniren. Darum sagt er: Ich bin mit Euch nicht zufrieden!“

Es entstand eine lange Pause; alle Anwesenden fühlten, daß der alte Mann trotz seines von einer einzigen Idee eingenommenen Denkvermögens eine unläugbare Wahrheit aus gesprochen hatte. Endlich meinte der Goldarbeiter mit einem Seufzer:

„Mir scheint, mir scheint, es wird jetzt eine Zeit kommen, wo keine meiner Bäuerinnen nach einem Henkelthaler Begehren tragen wird!“

„Josua Goldschmied,“ rief der Buchhalter, nachdem er ein

zorniges Husten unterdrückt hatte. „Du denkst an die Henkelthaler von deinen Bäuerinnen, und unser Land, unser Gut und Hab' steht auf dem Sprung' von dem Franzosen ruinirt zu werden?"

Der Alte konnte vor überströmender Bewegung nicht fortsprechen; er war aufgestanden und hielt sich, die Hände krampfhaft an die Kante des Tisches stützend, mit Mühe aufrecht. Sein Antlitz strahlte von einer Röthe, die es in diesem Augenblick wahrhaft ehrfurchtgebietend machte. Auch fühlten sich Alle von Schauern durchbebt, als hätten sie die Weissagung eines jener Seher vernommen, wie sie in alten Tagen die dunkeln Schleier der Zukunft lüfteten. Keiner sprach ein Wort.

Der Trödler war der Erste, der in sich die Stimmung fand, diesem geheimnißvollen Stillschweigen ein Ende zu machen.

„Ist denn das schon unterschrieben und besiegelt?" fragte er, ohne jedoch ungläubig zu scheinen.

„Ein großer Krieg wird werden, ein fürchterlich großer Krieg!" rief der Buchhalter feierlich.

„Krieg!" gellte eine weibliche Stimme.

Alle wandten sich erschrocken um.

Da stand Genendel, die Hausfrau, auf der Schwelle des anderen Zimmers, bleich, mit weit aufgerissenen Augen, ein Bild des Entsetzens. Ihr war keines der Worte, das die Männer gesprochen, entgangen, das letzte hatte sie aller Fassung beraubt.

„Was schreist du so, Genendel," meinte der Trödler, „bis dato seh' ich noch nicht, daß marschirt wird."

„Krieg, sagen Sie, wird werden, Herr Buchhalter?" schrie Genendel, indem sie sich dicht an den Alten hingestellt hatte. „Krieg, sagen Sie, und dazu noch ein großer? Lebendiger Gott, da muß ja mein Sohn Marcus mit!"

Das sonst schon blasse Antlitz des Trödlers wurde jetzt mit einem Male zum Erschrecken fahl. Das hatte er nicht bedacht. Wie ein Messerstich ging ihm der Gedanke durch die Seele, daß sich auf der Wanderschaft ein erstgeborner Sohn befand, der für das zweifarbige Tuch wie gewachsen war.

„Wie alt ist denn dein Sohn Marcus?" fragte der Buchhalter.

„Auf Purim wird er grade zwanzig Jahre alt," sagte Genendel mit leiser, furchtsamer Stimme. Es mochte ihr in diesem Augenblicke fast gefährlich vorkommen, das „militärpflichtige" Alter ihres Sohnes vor so vielen Leuten zu verrathen.

„Da kann ich dir nicht helfen, Genendel," sagte der Buchhalter nach einer Weile. „Und ist auch kein Fehl an ihm?"

„Gewachsen wie ein Baum im Walde!" rief Genendel in einem Tone, woraus mütterlicher Stolz und Schmerz zu gleicher Zeit klangen.

„Da werden „sie" ihn dir nehmen!" meinte der Alte fast trocken.

„Mein Marcus muß also in den Krieg?" schrie Genendel, indem sie die Hand des Buchhalters stürmisch an sich riß, als hätte er allein in diesem Momente über das Geschick ihres Kindes die entscheidende Stimme auszusprechen.

„Schrei nicht, Genendel," sagte der Buchhalter, indem er seine Hand aus der Umfassung der Frau zog, „und mäßige dich. So wie du werden tausend und aber tausend Mütter rufen und schreien . . . und es wird Alles vergebens sein. Weißt du, was in unserer heiligen Thora steht? Als die Rede davon ist, daß die Kinder Israel durch das Land der Emoriter ziehen sollen, da sagen sie: „Wir wollen des Königs Straße ziehen, und wollen nicht rechts und nicht

links gehen." Siehst du, Genendel! So wollen wir auch sagen. Unseres Königs Straße die geht in den Krieg, da darf Keiner zurückbleiben, der eine gesunde Ader im Leibe hat .. Und du jammerst und schreist?"

Genendel schöpfte aber aus den Worten des Buchhalters keinen Trost, sie seufzte tief auf, als dieser jetzt schwieg. Was wußte sie von der geradeaus führenden „Straße des Königs" und von der Pflicht, nicht nach rechts und nicht nach links auszuweichen. Sie vernahm nur ein einziges Wort und das lautete: Krieg! War das nicht eine Straße, die über die zerschossenen und verstümmelten Glieder ihres Kindes ging?

Und als in diesem Augenblicke, wie gerufen, ihr Sohn Marcus, ein schlankgewachsener Junge, zur Thüre hereintrat, da brach sie in lautes Schluchzen aus und fiel ihm mit dem schmerzvollen Ausrufe um dem Hals:

„Marcus, mein Sohn, du mußt in den Krieg! in den Krieg mußt du, Marcus, mein Kind!"

Es traf sich gut, daß diesem Vorgange durch den auf der Gasse erschallenden Ruf „in Schul" ein Ende gemacht ward. Die Männer brachen zum Abendgebet auf.

Hatte der Mann, der mit eisiger Miene jenes Wort sprechen konnte, das die Kriegsfurie mit bachantischer Lust rasen machte, es wohl bedacht, daß seit jener Stunde — eine arme Mutter in einem stillen böhmischen Ghetto jede Nacht mit der qualvollsten Schlaflosigkeit rang? . . .

Kein Trost und Zuspruch war seitdem im Stande, Genendels angsterfülltes Gemüth zu beruhigen. Sie war wie von einer biblischen Wahrheit überzeugt, daß ihr Sohn Marcus in den Krieg werde ziehen müssen, als die Federn der Diplomaten noch zaghaft über dieses Wort hinweghuschten und honigsüße Depeschen noch immer das Friedensglöckchen

äuteten. Wenn man ihr zuweilen aus den Zeitungen die Mit-
heilungen vorlas, die darauf berechnet waren, den nun in aller
Furchtbarkeit grollenden Gewittersturm als eine vorübergehende,
nnerhalb der „Kabinete“ vertönende Mißstimmung zu bezeich-
nen, schüttelte sie ungläubig den Kopf und meinte: „Feiwel
Buchhalter hat gesagt, daß Krieg wird und der weiß das besser.
Mein Sohn Marcus muß zum Militär.“ —

Bekanntlich hat sich die arme Mutter aus dem Ghetto in
hrem ahnungsvollen Gefühle so wenig getäuscht, als dagegen
nanche hochstudierte Weisheit trotz aller Ueberzeugung fehl-
ging. Noch ehe Genendels Sohn das gesetzmäßige Alter voll-
ständig erreicht hatte, erschien schon im Hause die bekannte
Gerichtsdienerphysiognomie vom Bezirksamte mit der Weisung,
daß Marcus Spitz, Kürschnergeselle, am 10. Februar 1859
im 9 Uhr Vormittags in dem Konskriptionszimmer Nr. 5 um so
icherer zu erscheinen habe, widrigenfalls u. s. w.“ Marcus
Spitz hatte natürlicher Weise gegen die Drohung des gesetz-
ichen Paragraphs nichts einzuwenden, war in Gesellschaft
eines Vaters und seiner Mutter, die unten vor dem Bezirks-
mte qualvoll auf den Ausgang warteten, auf dem Konskriptions-
immer Nr. 5 am bestimmten Tage erschienen, war von der
Assentirungs-Kommission“ als „besonders“ tauglich befunden,
ngenommen und für ein böhmisches Infanterie-Regiment aus-
rsehen und eingekleidet worden. Wenige Tage darauf befand
ch der Rekrut Marcus Spitz schon in einer mährischen Gar-
isonsstadt bei seiner Kompagnie, war daselbst einexerzirt und
earbeitet worden — und ehe der halbe März noch ins Land
ekommen, schon auf der „Straße des Königs,“ auf dem Marsche
ach Italien!

Das Alles war so schnell, ja so athemlos gekommen, daß
nan sagen konnte, zwischen dem Sabbat, wo Genendel aus

dem Munde des Buchhalters zum ersten Male das Wor
„Krieg" vernommen, bis zu der Stunde des Ausmarsches
nur eine einzige Nacht gelegen — freilich eine lange, thränen
durchwachte Nacht! Sie ließ zuletzt das unabwendbare Geschi
über sich fast mit stumpfer Ruhe ergehen.

Wen wird es aber heute reizen wollen, die Leidensgeschich
einer armen Mutter aus dem Ghetto niederschreiben zu woller
Gewicht hing sich an Gewicht in diesen Tagen, und das g
heimnißvoll wirkende Gesetz von der in Bewegung gesetzte
Masse bestimmte alles Leben! Alles Einzelleid war nur ei
Schaumbläschen auf diesem Meere von Blut — und nicht ein
mal das! Es war verdunstet und zerstäubt, bevor es noch c
die Oberfläche gedrungen.

Folgen wir lieber selbst, aus dem Ghetto heraus, de
jungen Soldaten, ziehen wir mit ihm die „Straße des Königs
hinüber in die Gefilde, wo es durch einige Zeit schien, a
habe nur der Tod und nicht das Leben, die Zerstörung un
nicht die Geburt, die Wunde und nicht das heilende Kra
Recht und Bestand in der Natur, als seien die alten, niema
ganz gebändigten Elementarkräfte wieder losgebrochen un
spielten den Herrn und Meister dieser Welt!

Beim Abschiede sagte Feiwel Buchhalter, nachdem sein
Hände lange wie segnend auf dem Haupte des jungen So
daten gelegen waren:

„Wenn du wieder zurückkommst, Marcus, da wirst du mi
draußen auf dem „guten Orte" antreffen . . . Eins nur sa
ich dir: der „Napilion" ist ein gewaltiger Kriegsherr und d
Leben des Menschen ist vor ihm wie das Leben einer Flieg
Wenn er aber sieht, daß man sich vor ihm nicht fürchtet,
hat man es halb gewonnen. Fürcht' du dich nicht, Marcus

„Wird er denn überhaupt wieder zurückkommen?“ rief Genendel in überströmendem Jammer.

„Hat er ein „Arbah-Kanfes“ an?“ fragte der Buchhalter mit einer gewissen Heftigkeit.

„Und was für eins!“ erwiderte Genendel, „kein Landabbiner brauchte sich dessen zu schämen.“

Da tappte der Buchhalter zu seinem Schreibtische, aus dessen hinterster Schublade er ein kleines, in weißes Papier gewickeltes Päckchen nahm, und rief dann Genendel zu sich.

„Da nimm,“ sagte er so leise, daß er von dem Rekruten nicht gehört werden konnte, indem er ihr das weiße Päckchen in die Hand schob, „und nähe es ihm in das Säckchen ein, wo die Zizith (Schaufäden) liegen. Ich kann dir sagen, Genendel, das darin ist. Erd' aus Jeruschulaim!“

„Herr Buchhalter! Sie geben das weg!“ rief Genendel voll dankbaren Staunens und zog die Hand des Greises an ihre Lippen.

„Sei still!“ mahnte dieser mit einem bedeutsamen Lächeln. „Ich komm' auch ohne die Erd' da hinüber, aber dein Sohn hat noch nichts dort zu thun. Ihn soll sie schützen!“ — —

Nachfolgend theilen wir einige der Briefe mit, die der ehemalige Kürschnergeselle, jetziger Soldat der K. K. Armee, vom „Kriegsschauplatze“ an seine Eltern geschrieben hat. Ein eigenthümlicher Zufall fügte es, daß diese Briefe fast jedesmal am Sabbat eintrafen, und so rechtzeitig im Nachmittagsklub bei Josel Spitz vorgelesen werden konnten. Von dort haben wir sie. Da aber wohl nicht Gott, desto mehr aber die Menschen auf die „Orthographie“ sehen, so haben wir uns kraft der uns im höhern Grade als dem Kürschnergesellen Marcus Spitz innewohnenden Kenntniß in dieser Wissenschaft, sowie in der deutschen Sprachlehre nur erlaubt, einem hier

und da etwas zu laut hervortretenden Gebrechen die mildern
und heilende Hand des Arztes aufzulegen.

Sonst aber soll der Soldat der K. K. Armee, Marc
Spitz, so schreiben, denken und sprechen, wie es ihm grade i
das Herz herum ist.

## Briefe des Gemeinen Marcus Spitz aus Italien
## seine Eltern in Böhmen.

„Triest, den 29. März 1859.

„Theuerste und liebste Eltern bis zu hundert Jahren!

Vor Allem thue ich Euch als Euer treuer Sohn v
melden, daß ich mich, dem Allmächtigen sei's gedankt, ganz
sund befinde und hat mir bis dato noch kein Finger weh getha
wiewohl ich schon ausgestanden und gelitten habe, daß es v
Gott geht. Das schreib' ich für meine liebe Mutter b
zu hundert Jahren ganz extra, daß sie nicht meinen so
ich will ihr etwas verbergen. Ich weiß ja, was für ein g
brochen Herz sie gehabt hat, daß ich habe ziehen müssen in d
Krieg und habe ganz gut gesehen, wie sie bei meinem We
gehen die Thränen verschluckt hat, um mich selbst nicht no
mehr zu betrüben. Aber so ein Kürschnergeselle hat eine gu
Haut, und das mag daher kommen, daß er damit umzugeh
versteht. Ich will aber keinen Spaß machen, weil mir g
nicht lächerig ums Herz herum ist . . .

Bald hätte ich vergessen Euch eine Neuigkeit mitzutheile
Mit wem bin ich zusammen in einer und derselben Kompagni
ja bei demselben Zug? Das ist nämlich Waclaw Jarese
der Schustergeselle, was seine Mutter die alte Baruschka b
uns am Sabbat die Lichter geputzt und auch eingeheizt ha
sie wohnt in dem kleinen Hause mit einem Fenster, wo ma
zum „guten Orte" hinausfährt. Das erste Mal, daß ich m

n zusammengekommen bin, das war in Znaim, was in Mähren gt; daselbst sind wir Rekruten einexerzirt worden. Am ersten g, wie ich grade mein Riemenzeug putz', steht Waclaw Jaresch r Schustergeselle vor mir. „Jaresch," schrei ich und wär' ihm st um den Hals gefallen, „wo kommst du her?" Denn das nn ich Euch sagen, liebste Eltern bis zu hundert Jahren, ein endiger Engel vom Himmel wär' mir in diesem Augenblick ht so lieb gewesen, wie Waclaw Jaresch, was seine Mutter uns „Sabbatchristin" gewesen ist. Aber Jaresch hat sich stellt, als ob er mich in seinem ganzen Leben mit keinem Auge sehen hätte, und kann sich doch ganz gut erinnern, wie viel ücke „Barches" ich ihm zugesteckt habe, als seine Mutter bei s noch die Lichter geputzt und eingeheizt hat. Erst wie ich n sage, wer ich bin und wie ich heiße, da hat er gethan, ob er mich erst jetzt erkennt. Was sagt Ihr, herzliebste tern bis zu hundert Jahren, dazu? Er hat sich auch weiter ht um mich bekümmert, wie als wäre ich der wildfremdeste nsch und nicht aus einem Ort mit ihm, und gekränkt hat mich, daß ich bald geweint hätte.

Nun, herzliebste Eltern und Geschwister bis zu hundert hren, will ich Euch erzählen, wie es mir weiter gegangen ist. f einmal ist der Befehl gekommen, daß wir gleich am an- en Tage sollen aufbrechen von Znaim, was in Mähren liegt, d müssen nach Triest ziehen. Da hat unser Feldwebel ge- zt, der ist aus Brandeis und will gehört haben, wie es der utenant gesagt hat: Das geht jetzt sicher nach „Italium" in n Krieg! Anderen Tages sind wir mit dem ganzen Bataillon rt und die „Musikbanda" hat „Gott erhalte" dabei gespielt. ir haben nicht lange zu marschiren gebraucht, da ist schon Eisenbahn da gewesen und hat uns in einem Zug mit ck und Pack nach Wien gezogen. Daselbst sind wir zwei

Tage verblieben, um uns auszuruhen. Ich hab' meinen Ko
poral um den Ausgang gebeten, um mir die schöne Kaiserstat
ein Bischen anzusehen, und weil ich gewußt habe, daß Wacla
Jaresch schon zwei Jahre in Wien hat gearbeitet, sagt' ich z
ihm: Jaresch, geh' mit mir, ich kenn' mich in der große
Stadt nicht aus. Jaresch aber hat sich umgedreht und h
kein Wort gesprochen. Und weil ich mich in den vielen Gasse
verirrt habe und bin fast vor jedem schönen Hause stehen g
blieben, bin ich zu spät zum Appell gekommen, und hätte bal
eine Strafe bekommen, wenn der Korporal nicht ein gute
Mensch wäre.

Da sollt Ihr sehen, herzliebste Eltern und Geschwister bi
zu hundert Jahren, was der Jaresch mich kränkt und habe doc
nichts an ihm verbrochen, und an seiner Mutter auch nich
die doch so lange bei uns die Lichter geputzt und eingeheizt ha

Jetzt weiter! Von Wien sind wir Morgens in der Früh
aufgebrochen und wieder mit der Eisenbahn. Da hat man un
in die Waggons gesetzt, wo sie sonst die Fässer und Koffer au
laden, und auch Ochsen und Pferde, und hat hölzerne Bänk
hineingestellt, auf denen sind wir in Einem fort von Wien bi
nach Triest und haben nirgends Rast gemacht. Herzliebste Elter
und Geschwister bis zu hundert Jahren, was sieht und erleb
man nicht Alles, wenn man weit herum kommt! Da ist zwische
Wien und Graz ein Berg, der heißt Semmering, über de
fährt man grade mit der Eisenbahn hinauf, und sind da fin
stere Keller, wo es eine Viertelstunde dauert, bis man wiede
hinaus kommt, und wenn man draußen ist, sieht man di
Eisenbahn über seinem Kopfe! Es ist Gotteswunder!

Da sind wir nun in Triest, was eine große und schön
Stadt ist und liegt am Meer. Wir werden aber nicht daselbs
bleiben, sondern wir müssen weiter nach Italium hinein, un

o die Schiffe schon bereit. Wohin noch, das weiß nur der endige Gott! Wir müssen fast immerfort in der Kaserne iben, weil man keinen Augenblick wissen kann, ob wir nicht ntepe" aufbrechen müssen.

Noch ein Stückel muß ich Euch, herzliebste Eltern und Geiister bis zu hundert Jahren, von meinem Kameraden aclaw Jaresch erzählen. Ihr werdet daraus entnehmen, wie mit mir meint.

Vorgestern ist die Reihe des Auskochens an mir gewesen, n Ihr müßt wissen, daß, wenn man Soldat ist, so muß man ch kochen können, aber Euch möcht' es nicht schmecken, denn wird Suppe und Fleisch und Knödel, Alles in einem Kessel ocht, aber dem Soldaten schmeckts doch, weil er einen geltigen Hunger dazu mitbringt. Wie ich also beim Kessel e, hör' ich, wie Waclaw Jaresch zu einem andern Kameraden t: „Du, hör', was meinst du, wird der Jud' uns gut hen?" Obwohl mir nun das Wort sehr wehe gethan hat, ' ich doch dazu geschwiegen, weil ich am Kessel war. Aber ends nach dem Zapfenstreich, wie unser ganze Zug auf der ube beisammen war, da habe ich sehr sanft zu ihm gesagt, e man nur zu einem Landsmann reden kann: „Du, Jaresch, s hab' ich dir gethan, daß du mich heute so beleidigt hast, weißt schon, wie?" Er aber lacht und meint: „Ich geb' nem Juden Antwort." Wie das Wort aus seinem Munde aus ist, ist eine schreckliche Bosheit über mich gekommen. bin auf ihn losgesprungen und hätt' ihm sicherlich etwas gethan, wenn uns nicht der Korporal von einander getrennt tte. Ich habe Euch schon gesagt, daß der Korporal ein guter ensch ist, und er hat es auch diesmal bewiesen. Wie er uns auseinandergeworfen hat, meint er: „Pfui, seid Ihr Soldaten? ißt, daß wer des Kaisers Rock trägt, der ist dem Kaiser gleich

lieb und werth, und darf keiner dem Andern etwas vorwerfen was ihn beschimpft. Wißt denn Ihr Beide schon, ob man Euc auf dem Schlachtfeld nicht in eine und dieselbe Grube werfe wird? Da werdet Ihr Euch wohl vertragen."

Diese Rede hat mich stumm gemacht, und ich habe mic gewaltig geschämt. Ich habe dem Jaresch die Hand hingereich daß er mir verzeihen soll, er aber hat sich umgedreht.

Das habe ich Euch erzählen wollen, herzliebste Eltern un Geschwister bis zu hundert Jahren! Jetzt muß ich aber schließen weil ich schon so viel geschrieben habe, daß kein Papier meh hinreicht. Also, liebste Eltern und Geschwister, thut mir de Gefallen und bestellt meine Grüße an Herrn Feiwel Buchhalte und an Gerson Stänglein, den Eisentrödler und an Josu Goldarbeiter, und an Alle, die meiner gedenken thun, un bleibe ich bis ans finstere Grab

Euer aufrichtiger und geliebter Sohn und Bruder

Marcus Spitz.

Nachschrift. Die Mutter soll sich wegen Waclaw Jarosch kein beschwert Herz machen; ich fange nichts mit ihm an."

Breschia, den 22. April 1859.

Herzliebste Eltern und Geschwister bis zu hundert Jahren

Längst hätte ich Euch wieder einen Brief geschrieben, wenn nicht mein Korporal gewesen wäre. Der aber sagt immer, ein Soldat muß sich nicht viel mit Schreiben beschäftigen, womit er höchst wahrscheinlich meint, daß er sich nicht allzu stark sein Herz beschweren darf. Denn, liebste Mutter Leben bis zu hundert Jahren, wie soll Einer Lust haben, sich vor den Feind zu stellen und Menschen todt zu schlagen, wenn er weiß, zu Hause sitzt die Mutter und weint sich die Augen aus und kann keine Nacht schlafen, blos weil sie keinen Brief von ihrem

Sohne kriegt? Nur dessentwegen glaube ich, hat der Korporal Recht, sonsten aber nicht. In dem Punkte folge ich ihm aber nicht, und seh' erst jetzt ein, wie gut das war, daß Ihr mich schreiben, lesen und rechnen habt lernen lassen. Mein Kamerad Waclaw Jaresch, der möchte auch gerne an seine Mutter, die alte Baruschka, was bei uns Sabbatchristin gewesen ist, schreiben, aber er kann's nicht, weil ers nicht gelernt hat. Er thut aber, als ob er eine Schrift hätte, wie Feiwel Buchhalter, und doch seh' ichs ihm an, er möchte seiner Mutter gerne etwas sagen lassen. Weil er sich aber so gegen mich aufführt, nicht wie ein Landsmann, so thu' ich ihm gerad den Gefallen nicht und frag ihn nicht. Die Mutter Leben bis zu hundert Jahren könnte aber das kleine Anschele zu der alten Baruschka schicken und ihr sagen lassen, daß ihr Sohn Waclaw Jaresch, was mit mir in einer Kompagnie beisammen ist, sich gesund und wohlauf befindet.

Jetzt, herzliebste Eltern und Geschwister, komme ich dazu, Euch zu erzählen, wie es mir weiter ergangen ist. Die Mutter muß sich aber stark zusammennehmen und darf sich kein zu beschwert Herz machen, denn es ist mir doch nichts geschehen und bis dato bin ich noch immer gesund wie ein Fisch im Wasser. Von Triest haben wir in größter Eile fort müssen, das nennt man Marschordre, und ist der Befehl gekommen, am 12. April müssen wir in Breschia sein.

Ich möcht' Euch nun gerne verschweigen, was wir auf dem Marsche vor großer Hitze und Ermattung auszustehen hatten, weil in dem Italium schon jetzt eine solche Hitze ist, wie in Böhmen bei uns nur im August. Und dann möchtet Ihr mich vielleicht als einen Lügner ansehen; denn wenn man so gewohnt ist, als wie Ihr, am Sabbatnachmittage bei einander zu sitzen, und Feiwel Buchhalter in seinem Lehnstuhle fängt

an zu erzählen von seinem Napoleon und Gerson Stänglein und Josua Goldarbeiter und der Vater hören ihm zu, und wissen oft nicht, daß der Schameß (Gemeindediener) schon „in Schul" gerufen hat, da glaubt man nur schwer einem Menschen, was er ausgestanden hat. Aber dafür bin ich jetzt kaiserlicher Soldat von der Armee!

Darum will ich Euch nicht länger aufhalten und will nur erzählen, wie wir in einem großen Dampfschiff sind übers Meer gefahren, und ist mir dabei so übel geworden, daß ich geglaubt habe, es wäre schon an der Zeit, um die „frommen Leute" zu schicken. Wie wir aber nach Venedig gekommen sind, war wieder Alles gut, nur habe ich einen großen Hunger gehabt. Von Venedig selbst, was Ihr Euch so vorstellen müßt, als ob eine Stadt so gebaut wäre, daß mitten durch alle Straßen die Iser fließt, haben wir leider nicht viel gesehen, weil schon Nacht war. Gleich am andern Tage hat uns die Eisenbahn wieder weiter geführt, aber recht bald darauf haben wir wieder zu Fuß marschiren müssen. Da habe ich ausgestanden, herzliebste Eltern und Geschwister bis zu hundert Jahren, daß ich mich oft selbst fragte: Marcus Spitz, wie kannst du das nur ertragen? Aber ich will davon schweigen, weil Ihr beschwert Herz genug habt.

Wie wir nach fünf Tagen in Breschia angekommen sind, war es wieder Nacht, und weil schon so viele Soldaten daselbst waren, daß man in keine Kaserne mehr einen Apfel hätte werfen können, so hat man zwei Kompagnien von unserem Bataillon in eine alte große Kirche gewiesen, wo man auf dem Fußboden Stroh ausgebreitet hat, daß wir darauf liegen können. Herzliebste Eltern und Geschwister, wie mir da ist zu Muthe gewesen, das kann ich Euch gar nicht beschreiben. Wir waren mehr als fünfhundert Mann beisammen, und die haben alle

urcheinander geschrieen und gelärmt; die Einen haben geflucht, ie Andern gar gelacht, was mir an diesem Orte besonders icht schön vorgekommen ist. Wenn es jetzt auch keine Kirche iehr ist, habe ich mir gedacht, so ist doch einmal etwas Heiliges arin vorgegangen, und da soll man nicht lachen, sondern Re= pekt davor haben. Ich habe mir einen Winkel in der Kirche usgesucht und habe mir daselbst auf dem Stroh mein Nacht= ager gemacht; über mir war ein Heiliger aus Stein, der hat irkliche Kleider angehabt, und weil eine Laterne mit ihrem ichte auf sein Gesicht gefallen ist, so kam es mir in Einem fort or, als wenn er noch lebt, und ist mir dabei gar nicht gut zu Muth gewesen. Da habe ich alleweile an unsern Altvater Jakob in der Bibel denken müssen, daß der gesagt hat: Wie furchtbar ist doch dieser Ort!" Mitten in der Nacht ber sind viele von den Soldaten aufgestanden, und Einer hat s dem Andern geklagt, daß er vor Hitze und Durst nicht chlafen kann, ja Einen habe ich gar sagen gehört, er käme sich or wie auf dem Kirchhof, das will sagen, wie auf unserm guten Ort." „Narr," meinte unser Feldwebel, der auch nicht chlafen konnte und aufgestanden war, „du bist auch auf dem irchhof, denn da unter dem Fußboden, worauf wir jetzt liegen, a sind viele Hunderte von Italienern begraben, und die rühren ich jetzt und geben sich uns zu erkennen." Herzliebste Eltern nd Geschwister Leben bis zu hundert Jahren! Da habe ch mich erinnert, daß ich während der ganzen Zeit, wo ich von Euch fort bin, eigentlich nicht an Gott gedacht habe; denn in er Kaserne und auf dem Marsche habe ich keine Tefillin (Ge= ietriemen) anziehen können. Weil nun die Furcht vor den odten Italienern gar nicht abgenommen hat, da habe ich den Tornister aufgemacht und die „Tefillin" und das kleine Gebet=

buch herausgenommen. Drauf habe ich „geort," ganz still und leise vor mich hin, daß mich Niemand gehört hat . . .

Hinterdrein ist mir aber eingefallen, ob es auch recht war, und ob es den Heiligen über mir nicht beleidigt hat, daß ich mein Gebet vor ihm verrichtet habe. Was mich betrifft, so glaube ich das nicht, aber thut Ihr mir den Gefallen und fragt einmal Herrn Feiwel Buchhalter oder gar den Rabbiner selbst, die verstehen so etwas besser, als ein ehemaliger Kürschnergeselle. Ich möchte das gar zu gerne wissen.

Wir haben nur in der einen Nacht so ein Quartier gehabt, am andern Tage sind wir doch in eine Kaserne verlegt worden.

An Waclaw Jaresch erleb' ich jetzt meine große Freud', er muß nämlich mit mir ausgehen. Denn weil die Breschianer gerne uns Oesterreicher in einem Löffel Wasser vergiften möchten, ist der Befehl ergangen, daß sich kein Soldat allein soll auf der Gasse blicken lassen, sondern es müssen immer Einige zusammengehen, damit sie sich gleich wehren können. Ich sehe es aber dem Waclaw Jaresch an, es ist ihm nicht recht. Seit Triest hat er noch kein Wort mit mir gesprochen.

Noch muß ich Euch, herzliebste Eltern und Geschwister bis zu hundert Jahren, vermelden, daß wir in unserer Kompagnie einen Lieutenant haben, über den ich meine besonderen Gedanken habe. Er heißt Moriz Zion. Merkt Ihr schon was? Er hat auch in seinem Gesichte etwas Bekanntes, und wenn ich manchmal mit ihm zu reden habe, kommt mir etwas auf die Zunge, als wenn ich noch bei Euch zu Hause in der Gasse wäre. Bis dato habe ich mich aber nicht getraut danach zu fragen, weil es sich nicht schickt; ich werde es aber schon bei Zeiten erfahren.

Jetzt lebt wohl und gesund und grüßet mir wieder die

ganze Kompagnie, die am Sabbatnachmittag in unserer großen Stube zusammen kommt, als: Herrn Feiwel Buchhalter und Gerson, den Eisentrödler und Josua Goldarbeiter, und die Mutter bis zu hundert Jahren soll nicht vergessen, das kleine Anschele zu der alten Baruschka zu schicken, was einmal bei uns die Lichter geputzt und eingeheizt hat, und ihr das Obige auszurichten.

Euer geliebter und treuer Sohn
Marcus Spitz.

Nachschrift. Ich muß Euch noch sagen, daß wir seit einigen Tagen doppelte Löhnung bekommen und der Vater kann sich berechnen, wie viel das unserem Kaiser jetzt mehr kosten muß. Aber wir sind auf dem Kriegsfuß. — Obiger Marcus Spitz.

Mailand, den 2. Mai 1859.

Dieses Mal, herzliebste Eltern und Geschwister bis zu hundert Jahren, kann ich nichts dafür, daß ich Euch erschrecken muß. Herr Feiwel Buchhalter hat Recht gehabt: wir ziehen in einen großen und fürchterlichen Krieg. Ihr werdet schon wissen, was vorgeht. Der Piemontes' will unserem Kaiser ein Stück Land wegnehmen, und der Franzos' will ihm dabei helfen. Aber der Piemontes' mit sammt dem Franzosen soll nur zusehen, ob das so mir nichts, dir nichts geht. Und der Kaiser von den Franzosen soll gar Soldaten in seiner Armee haben, die auf ihrem Tornister Katzen tragen, und wenn man mitten im Gefecht ist, springt einem die Katz' ins Gesicht. Aber als Kürschnergeselle weiß ich schon, wie man mit Katzen umgeht. Einige Kameraden von mir lachen und tanzen, andere sind wieder traurig, weil es jetzt Ernst wird, und sie daran denken, was ihrem jungen Leben Alles geschehen kann. Ich glaube aber, ein Soldat soll keins von Beiden sein, nicht allzu

lustig, aber auch nicht traurig. Unser Korporal sagt das auch. Die Mutter Leben bis zu hundert Jahren soll es auch so machen, weil ihr Sohn doch ein Soldat ist, und wenn sie ein gar zu beschwert Herz bekommt, soll sie an unsern Kaiser denken, dem man sein Land wegnehmen will.

Jetzt muß ich wieder schließen als Euer aufrichtiger Sohn bis in das finstere Grab.

Marcus Spitz.

Mein zweiter Lieutenant, der Moriz Zion heißt, wie ich Euch neulich geschrieben, kommt mir immer bekannter vor, je mehr ich ihn ansehe. Wenn er nur nicht in der Uniform wäre! Ich glaube immer, ich wüßte schon, wer und was er ist. Hat die Mutter das kleine Anschele zu der alten Baruschka geschickt? Uebrigens ist der Waclaw Jaresch noch immer der alte Feind.

Obiger.

Novara, 25. Mai 1859.

Herzliebste Eltern und Geschwister bis zu hundert Jahren!

Zwischen unserem Italien und dem Land, was dem Piemontesen gehört, ist ein Fluß, der heißt Ticino, und ist viel größer und breiter als zu Hause unsere Iser. Wenn man über dem drüben ist, so ist man in des Piemontesen seinem Land. Denn Ihr müßt wissen, herzliebste Eltern, daß unser Kaiser der Beleidigte ist, und ihm gebührt es, sich sein Recht zu verschaffen.

Erst jetzt war der Krieg!

Weil wir aber in Feindesland sind, darf die Mutter bis zu hundert Jahren ja nicht glauben, daß schon große Schlachten und Gefechte vorgefallen sind. Der Franzos' hat noch nicht alle seine Leute beisammen, und der Piemontes'

fürchtet sich allein uns anzugreifen ... Aber es bleibt keineswegs aus.

Neulich sind wir auf ein Dorf geschickt worden, um daselbst zu fouragiren; man muß nämlich bei den Bauern holen, was zu holen ist, Eier, Butter, Heu und Stroh, auch Geflügel, und Waclaw Jaresch war auch dabei. Da sind wir an ein Haus gekommen, wo die Bäuerin sehr geweint und auf italiänisch zu uns gesprochen hat, was wir aber nicht verstanden haben. Drauf hat sie uns in den Hof geführt, und hat uns die einzige Henne, die da herumgelaufen ist, geben wollen. Da habe ich zu Waclaw Jaresch gesagt, der dabei war: „Was möchtest du sagen, Jaresch, wenn man deiner Mutter Baruschka, was einmal bei uns die Lichter geputzt und eingeheizt hat, ihre letzte Henne wegnehmen oder ich, wenn das meiner Mutter mit ihrem letzten Stück Bettzeug geschehen möchte?“ Und da sind wir Beide fortgegangen, und habe ich bei dieser Gelegenheit gesehen, daß Waclaw Jaresch ein gut' Kind ist, weil er an seine Mutter denkt.

Gestern ist ein Spion eingebracht worden, der hat dem Feinde berichten wollen, wie und wo wir stehen, damit er dann über uns herfallen und an unserer schwächsten Seite fassen könnte. Mit einem so schlechten Menschen macht man aber im Krieg einen kurzen Prozeß, und er ist zum Galgen verurtheilt worden. Weil er aber so geweint hat, und gesagt, er habe vier lebendige Kinder und die hätten jetzt keinen Vater, so hat ihm unser General das Leben geschenkt, er soll sich anderswo seinen Galgen suchen.

Zuletzt will ich Euch noch vermelden, daß schon ein Gefecht vorgefallen ist, aber es war nur ein kleines und ich bin nicht dabei gewesen. Der Ort heißt Montebello, und wir haben in unserem Lager den Kanonendonner ganz deutlich gehört. Da

habe ich hernach etliche von den Verwundeten gesehen, und die haben uns von den Franzosen erzählt, und was sie für rothe Hosen haben, aber eine Katz' auf dem Tornister hat Niemand gesehen.

Aber die Mutter braucht sich darüber nicht zu ängstigen, denn wenn jede Kugel treffen könnte, hätte man ja nicht nöthig Krieg anzufangen. Darum lebt wohl Alle und vergesset nicht Euern getreuen und aufrichtigen Sohn bis ins finstere Grab.

Marcus Spitz.

Mit meinem Lieutenant Moriz Zion muß ich mich doch geirrt haben. Gestern war ich mit dem Rapportbuch bei ihm, und nachdem er gelesen, fragte er mich, was denn meine Eltern wären. Da habe ich ihm gesagt, daß mein Vater mit Wolle handelt und manchmal bringen ihm die Bauern auch kleine Partien Hasenhäutchen ins Haus, worauf er gelacht und nichts weiter gesagt hat. Nun frag' ich Euch aber, wenn der Lieutenant der wäre, den ich meine, hätte er gelacht und nichts weiter gefragt?

Der Obige.

Bei Villafranca, 19. Juni 1859.

Herzliebste Eltern und Geschwister bis zu hundert Jahren!

Ich leb! ich leb! Alle meine Glieder sind gesund geblieben. Und wenn ich gleich diesen Brief nur mit Bleistift schreibe, so dürft Ihr daraus nicht schließen, daß mir etwas fehlt, und kommt das nur daher, weil ich kein „Tinterl" bei mir habe. Sonst aber leb' ich, und das ist genug nach einer solchen Schlacht!

Damit Ihr einen Begriff bekommt, wie es zugegangen ist in der Schlacht, melde ich Euch nur, daß von unserer Kom-

pagnie nicht mehr übrig sind als siebzig Leute, und der Hauptmann ist todt und der Oberlieutenant auch und der erste Lieutenant desgleichen, und fünf Korporals sind auch todt und zwei Feldwebel sind so zugerichtet, daß sie wahrscheinlich auch nicht mit dem Leben davonkommen. Und damit ich Euch nicht länger verschweige, was Ihr doch hören werdet: auch Waclaw Jaresch ist todt, aber sagt es um Gotteswillen der alten Baruschka nicht.

Jetzt weiter!

Wie kommt es, daß mir mitten in der Schlacht einfällt: Heute ist ja Schewuot (Pfingsten), und in der Synagoge stimmen die Leute vielleicht gerade jetzt das Gebet an, das so anfängt: „Damals sangen Moses und die Kinder Israels dieses Lied dem Ewigen!" Ich habe das Gebet so vor mich hingesagt, ohne daran zu denken, ob mich Einer hört, aber wie ich nach den Worten bin, wo es heißt: „Da bliesest du sie an mit deinem Hauche und es deckte sie das Meer; sie sanken wie Blei in die gewaltigen Wasser. Wer ist wie du unter den Göttern, o Herr!" Da höre ich, wie Einer hinter mir in unserer heiligen Sprache sagt: „Wer wie du so mächtig in seiner Heiligkeit, so furchtbar in seinem Ruhme der Wunder thut?" Ich wende mich um, da winkt mir unser Lieutnant Moriz Zion mit den Augen zu, und da war's mir, herzgeliebte Eltern und Geschwister, in diesem Augenblicke, als hätte ich meinen Bruder vor mir! Bist du also doch der? habe ich mir gedacht, als was ich dich angesehen habe? und meine Seele hat aufgejubelt; Muth und eine Freudigkeit sind über mich gekommen, und ich habe mich stark gefühlt wie ein Löwe. Der Lieutenant muß mich auch verstanden haben, was in diesem Augenblicke in meiner Seele vorgeht; denn er hat mir auf die Schulter geklopft und leise gesagt:

„Marcus Spitz, wir beide wollen uns heute besonders bra halten, du weißt warum?“ Ja, Herr Lieutenant! habe ic rufen wollen, aber das Wort ist mir auf der Lippe geblieben Grade jetzt ist der Befehl gekommen, unsere Kompagnie un noch eine von unserem Bataillon sollen einen Meierhof nehmer und die Franzosen haben ihn schon besetzt gehabt.

„Den Meierhof müßt Ihr nehmen, Kinder,“ schreit un der Obrist nach, „wie Ihr nur könnt.“ Drauf haben di Tambours den Sturmschritt geschlagen, und wir sind auf de Meierhof zugelaufen. „Jetzt, Marcus Spitz,“ ruft Lieutenar Zion hinter mir, „jetzt zeig' dich wer du bist.“ Das End vom Lied war, daß wir nach einer halben Stunde d Franzosen aus dem Meierhofe gejagt haben, und waren nu die Herren davon. Jetzt erst haben wir ein Bischen Athe schöpfen können, aber, lebendiger Gott! wie hat es um un ausgesehen! Todte überall herum, Franzosen und unsere Leu bunt durcheinander. Mein Lieutenant Moriz Zion lebt, ab der Hauptmann und der Oberlieutenant waren todt. D fällt mir Waclaw Jaresch ein, wie es dem wohl ergange ist, und da bemerke ich ihn unter einem Baume sitzen, blei wie der Tod, und er hält sich beide Hände aufs Herz gepreß „Waclaw Jaresch,“ schrei' ich und fliege zu ihm hin, „bi du verwundet?“ Da hebt er seine Hand auf und die w blutig und er reicht sie mir. „Ich sterb', Bruder,“ sagt mit schwacher Stimme; „wenn du nach Haus kommst, grüß' mir meine Mutter.“ Da habe ich ihn aufheben u irgendwo an einen sichern Platz bringen wollen. „Laß, laß sagt er und seine Augen sind schon gläsern, aber seine Ha hat er nicht aus meiner gezogen. Drauf hat er schwer g röchelt ... nach einer Weile richtet er sich mit unmenschlich Gewalt auf und sagt zu mir mit heller Stimme: „Verze

mir, Bruder, was ich dir Böses angethan habe ... ich habe versprechen müssen, mit Euch nicht umzugehen, aber der Tod —" kaum will er dieses Wort aussprechen, sinkt er zurück und war nicht mehr!

Weil Ihr nun wißt, herzliebste Eltern und Geschwister, daß ich am Leben bin und habe noch alle meine gesunden Glieder, so will ich diesen langen Brief schließen als Euer aufrichtiger und treuer Sohn

Marcus Spitz.

Ich muß diesen Brief noch einmal aufmachen. Was meint Ihr dazu, daß Waclaw Jaresch gesagt hat, er hätte Einem ugeschworen, mit mir nicht umzugehen? Die Mutter könnte uch der alten Baruschka durch das kleine Anschele etwa eine Herzstärkung schicken, denn sie wird's nöthig haben.

Verona, den 20. Juni 1859.

Heute schreibe ich Euch wieder, liebe Eltern und Geschwister, weil ich Euch eine große Auszeichnung zu vermelden habe. Nämlich unser Herr Obrist hat heute die Kompagnie, bei der ich diene, öffentlich vor dem ganzen Regiment gelobt und hat gesagt, wenn auch leider die Schlacht nicht zu unseren Gunsten ausgefallen wäre, weil der Feind uns zu übermächtig gewesen, so hätten wir doch wie die Löwen gekämpft, und den Franzosen gezeigt, was kaiserliche Soldaten sind. Drauf hat er die Namen derjenigen vorgelesen, die sich besonders hervorgethan haben, und waren auch solche darunter, die es nicht mehr gehört haben, weil sie todt waren.

Mein Lieutenant Moriz Zion ist Oberlieutenant geworden, und hat die goldene Tapferkeitsmedaille erhalten, und weil ich ihm in der Vertheidigung der Fahne beigestanden, bin ich zum Korporal ernannt worden und bekam „im Namen unseres

Kaisers" die silberne Medaille für Tapferkeit vor dem Feind auf den Rock geheftet.

Da draus kann also Feiwel Buchhalter ersehen, daß i mich nicht gefürchtet habe.

Noch eine große Merkwürdigkeit habe ich Euch zu berichte und was deutlich zeigt, wie mich der allmächtige Gott ganz wun derbarlich beschützt hat. Wie ich gestern das „Arbeh-Kanfes herunternehme, was mir die Mutter auf den Weg mitgegebe bemerk' ich, daß es ungemein schwer ist, und wie ich es nähe untersuche, finde ich, daß in dem Säckchen, wo die Zizit (Schaufäden) darinnen sind, ein Päckchen mit Erde ist, un mitten in der Erde steckt ein Kugelsplitter! Den Splitte will ich mir aber aufheben, als ein Angedenken für mich un meine Kinder und Kindeskinder.

Ich grüße Alle, besonders aber Herrn Feiwel Buchhalte und bin bis auf Weiteres Euer getreuer Sohn

Marcus Spitz,
Korporal vom 10. Zug, 3 Komp., 4. Bataillo
d. Z. in Verona.

---

Als der letzte der eben mitgetheilten Briefe in dem b kannten Samstagklub bei Josel Spitz vorgelesen worden, sag die Mutter unseres Korporals, Genendel, indem sie sich an de Vorsitzenden, den alten Buchhalter, weinend wandte:

„Daß mein Sohn Markus beim Leben erhalten worde das hat er doch nächst Gott nur Ihnen zu verdanken, He Feiwel."

Aber der Alte verwies ihr strenge diese Rede.

„Ich hab' dir schon damals gesagt, Genendel," rief e

daß du darüber schweigen sollst. Er darf auch niemals ein Wort davon vernehmen, denn ein Kind muß immer glauben, daß alles Gute ihm von seiner Mutter zukommt."

Genendel beugte sich auf die Hände des Greises, aber die Thränen, mit denen sie sie befeuchtete, zeugten deutlich, was in diesem Augenblicke ihre Seele bewegte.

„Nun, meinen Sie noch immer, Herr Feiwel," rief der unverbesserliche Zweifler Gerson Stänglein, „daß Ihr alter Napoleon . . .?"

Ganz gegen seine Gewohnheit nahm der alte Buchhalter diesen Angriff auf seine seit mehr als fünfzig Jahren feststehende Ueberzeugung ohne Groll hin; aber mit seinen grauen Augen rings im Kreise umherblickend, sagte er mit gehobener Stimme:

„Kinder! mir scheint, der „Napilion" wird diesmal bald Leide werden! Solche mörderische Schlachten kann er nicht erfliegen. Dann muß bald der Friede kommen, und ich glaube, ich werd' ihn noch erleben."

„Amen! Es soll wahr werden!" . . . rief Genendel, indem sie die Hände faltete.

Korporal Spitz ist bald darauf, gesund und heil, zu seinen Eltern nach Hause gekommen!

# Von meinem Großvater.

(1864.)

## I.

### Wie man heirathete.

Eigentlich sollte der Titel dieser kleinen, aber wahrhaften Geschichte ganz anders lauten; denn indem ich ihn niederschreibe, fühle ich mich in meinem Gewissen so ziemlich beunruhigt. Besser wäre es gewesen, wenn ich dafür gesetzt hätte: „die Heirath um das Kopfstück eines Fisches," denn das hätte den freundlichen Leser, wie es jeder rechtschaffene Titel soll, sogleich die Aussicht eröffnet, was seiner am Ende wartet. Aber ich lasse, einer Empfindung folgend, die in diesem Augenblick außer mir schwerlich wohl Einer begreifen wird, den obigen Titel stehen; ja er muß stehen bleiben, ich beharre mit Hartnäckigkeit darauf. Könnte ich doch selbst diese kleine, aber wahrhafte Geschichte nicht erzählen, wenn ich nicht zu berichten wüßte, wie mein Großvater einst geheirathet hat!

Nein! nein! werdet nicht feucht ihr Augen, und du Hand zittere nicht, indem ihr euch bemüht, die freundliche Lichtgestal aus meinen Kindertagen, die Züge des Vaters meiner Mutter

s einem seit dreißig Jahren geschlossenen Grabe wieder raufzubeschwören. Wie Sonnenlicht spielt es um mich; da- ischen gemahnt es mich, als ginge ich mitten im Schreiben e im Frühlinge durch eine blühende Kirschbaumallee; ein ses Lüftchen erhebt sich, und nun tanzen und wehen die eißrothen Blüthen vor mir her, daß ich schier glaube, es gebe der Welt nichts Schöneres und aller Gram und alle Er- nerungen seien damit, um sich ja nicht kenntlich zu machen, erschneit. Dabei bleibts auch! Recht lustig, wie dieses Ge- ichtchen selbst, soll die Stimmung sein, die mich im Weiter- zählen begleite, und wenn dann schließlich dem Leser selbst — ne jener kleinen Kirschbaumblüthen ins Gemüth fällt und selbst für einige Zeit haften bleibt, so betrachte ich das als n schönsten Dank, den ich ernten kann. Einen andern begehre nicht.

Wie man heirathete! Der freundliche Leser ersieht schon, ß hier von einer vergangenen, ja von einer längst ver- ngenen Zeit die Rede ist. Denn als mein Großvater seine gen zum ewigen Schlafe schloß, zählte er nicht weniger als otundachtzig Lebensjahre; seit er draußen auf dem „guten te" ruht, sind dreißig Jahre vergangen. Zählt man diese iten zusammen, so geht man gar nicht irre, wenn man an Regierungsperiode der großen Kaiserin Maria Theresia, so va einige Jahre nach dem Hubertsburger Frieden denkt, als meinem Großvater in einer Freitagsnacht beikam, aus seinem igen Stande herauszutreten, sich ein Weib zu nehmen, und e Familie zu gründen.

Wie es dabei zuging, will ich eben erzählen.

In einer kleinen Gemeinde des nördlichen Böhmens herrschte t einigen Tagen keine geringe Aufregung. Man erwartete n jungen Rabbiner, und an einem bestimmten Tage war der

Gemeindevorsteher mit einigen der vornehmsten und älteste Männer fünf Meilen weit nach einer Stadt gefahren, um den sehnlichst Erwarteten feierlichst einzuholen und nach der neuen Stätte seines Wirkens zu begleiten. Daselbst angekommen, fand sich jedoch keine Spur von dem jungen Rabbiner vor; alles Fragen und Umhersuchen erwies sich als fruchtlos. Sie kehrten nun etwas mißmuthig wieder zurück; es war an einem Freitag Nachmittage, als die ehrwürdigen Häupter der Gemeinde wieder in das Weichbild ihrer Heimath und Familien einfuhren. Kopfschüttelnd hörte man die Kunde von dem nicht Gefundenen an, und tröstete sich schließlich damit, daß man ihn sicher gefunden hätte, wenn der Brief, den man ihm geschrieben, angekommen wäre. Denn darüber hatte man keine Bestätigung.

Mittlerweile war der junge Rabbiner dennoch angekommen, wenn auch in einer andern Gestalt und mit einem anderen Charakter bekleidet, als man vorauszusetzen berechtigt war. Beinahe gleichzeitig mit den in drei schönen Kutschen einherfahrenden Gemeindeältesten nebst dem Vorsteher, war ein hochgewachsener junger Mann in bestaubter Kleidung, einen riesigen Stock in der einen, ein kleines Bündelchen in der andern Hand haltend, in die „Gasse" eingekehrt, und hatte sich bei dem ersten Knaben, den er traf, nach der Gemeindeherberge, nach dem „Hekdisch" erkundigt, woselbst er eine nicht unbeträchtliche Zahl schon früher angekommener Gäste bereits traf, die alle für den morgigen Sabbat die Gastfreundlichkeit der Gemeinde genießen wollten. Man hieß den neuen „Gast" willkommen und bedeutete ihm sogleich, an wen er sich zu wenden habe, um die übliche Anweisung für Verköstigung für heute Abend und den morgigen Tag zu erhalten.

In dem jungen Rabbiner, wie man bald noch deutlich

gewahren wird, lebte und webte ein Etwas, dem wir Späteren, freilich nach einer anderen Richtung hin, den Namen eines „romantischen Tics" gegeben haben. Ihm genügte die Welt der gemeinen Erscheinungen nicht; was Anderen höchst begehrenswerth vorkam, verschmähte er, wenn es ihm gleichsam in grober Natürlichkeit entgegentrat. Das Spiel seiner immer regen Einbildungskraft mußte in Bewegung gerathen, wenn ihr Behagen und Lust an der Erringung eines gewissen Zieles finden sollte; dem Flachen und Alltäglichen, mochte es mit noch so viel Reiz und Gewinn ausgestattet sein, ging er aus dem Wege. Er, der mitten unter Büchern aus einem Kinde ein starker Jüngling geworden war, der seit seinem siebenten Lebensjahre an jenem Strome gesessen, der Talmud heißt, hatte in seinem Innern jene Frische phantastischen Sichselbstbestimmens zu wahren gewußt, ohne die ihm das Leben schaal und „abgestanden" erschien. Auch in diesem Falle war er sich treu geblieben.

Er konnte feierlich eingeholt und mit Gepränge in die Gemeinde eingeführt werden, die in ihm den künftigen Lehrer und Gottesgelehrten verehrte. Dies hätte den Ehrgeiz eines jeden Andern befriedigt; ihm genügte das nicht. Was sollte ihm Ehre und Prunk, wenn sein Gemüth, oder sagen wir vielmehr seine Einbildungskraft keine Nahrung erhalten hatte? Was nützte ihm Feierlichkeit und Gepränge, die ihm so vorbereitet entgegen kamen, wenn er die Gemeinde und die Gemeinde ihn noch nicht kannte? Jener „romantische Tic" flüsterte ihm also einen Entschluß zu, den er alsbald ins Werk setzte. Er ließ den Gemeindevorsteher und die Aeltesten feierlich ausziehen und seiner harren, und zog indessen, einen Stock in der Hand, wie einer jener fahrenden „Gäste" die staubige Heer-

straße. Er wollte seine Gemeinde „inkognito“ kennen und beurtheilen lernen.

Als er so aus der Herberge heraustrat, und durch die Gasse einherschritt, spielte ein feines, sinnendes Lächeln um seine Lippen. Er sah wohl, wie ihm, der hochgewachsenen jungen Gestalt so manches verwunderte Auge nachblickte, das den Begriff eines hungrigen „Schnorrers“ mit seinen Zügen und seinem ganzen Wesen in keine rechte Verbindung bringen konnte. Das aber war es ja, was er suchte und worauf sein Sinn stand.

Der Gemeindeverwalter, dessen Haus er alsbald gefunden hatte, empfing ihn mit mürrischem Gruße. Er war ein gewaltig beleibter Mann, dieser Joel Tagleicht, dem in der Hitze des Tages die Last seines Körpers doppelt schwer fiel, weil er zugleich ein Amt auszuüben hatte.

„Ihr kommt zu spät, Gast,“ herrschte er ihm zu, ohne ihn recht ins Auge zu fassen. „Die Gäste, die vor Euch gekommen sind, haben Euch Alles weggegessen. Es ist nur Ein „Plett“ (Billet) noch übrig, und die wird Euch keinen guten Sabbat verschaffen.“

„Ueberall ist der Sabbat gut, wo man in einer frommen Gemeinde ist,“ sagte der junge Rabbiner mit jener ruhigen Milde, der gegenüber selbst der galligste Mißmuth seine Waffen verliert.

Der Gemeindeverwalter blickte schärfer nach dem Gaste — es mochte auch ihn ein Gefühl überkommen haben, das von seiner gewöhnlichen Geringschätzung solch' fahrender Bettler ziemlich fern ab lag.

„Ich meine es gut mit Euch, Gast,“ sagte er etwas aus der Fassung gebracht. „Die „Plett,“ die Ihr da in der Hand haltet, führt Euch zu Leuten, da sind acht Kinder in

Hause und Leser Kollin ist ein armer Mann, der weiß oft an manchem Freitag nicht, womit er Sabbat machen soll. Wollt Ihr nicht lieber bei mir essen?"

Der Stube des Gemeindeverwalters sah man es an, daß sie mit dem Wohlstand auf vertrautem Fuße stand. Unterhalb der siebenzinkigen Lampen funkelten auf dem Tische vier schwere silberne Leuchter, die am heutigen Abende aller Aussicht nach einem vortrefflichen Nachtmahl ihr Licht spenden werden. Aber auch diesmal kam jener romantische Zug im Gemüthe des jungen Rabbiners zur Geltung.

Er lehnte die Einladung des Gemeindeverwalters dankend ab.

„Wenn ich schon auf einen armen Mann angewiesen bin," sagte er, „so wird er auch haben, womit er mich verköstigt. Ich nehme ihn also an."

Und so mächtig war der Eindruck, den das seltsam vornehme Wesen des Gastes auf den Gemeindeverwalter hervorgebracht haben mochte, daß er ihn bis zur Thüre hinausbegleitete und die damals und hie und da auch jetzt noch übliche Entschuldigungsformel ihm nachrief: „Verzeiht mir," eine Ehre, die er bis dahin noch keinem „Gaste" angethan hatte.

Wieder legte sich jenes feine, sinnende Lächeln um die Lippen des jungen Rabbiners. Fühlte er sich befriedigt? War es das, was er gesucht und gefunden hatte?

Nicht ohne Mühe gelangte er zu dem kleinen und unansehnlichen Hause, worin sein Kostherr, an den ihn die „Plett" anwies, wohnen sollte. Er fand es endlich, versteckt und schämig, hinter den andern Häusern der „Gasse," nachdem er in dem Hofe, den er zu überschreiten hatte, mehrmals über einen Haufen spielender Kinder gestolpert war, von denen er an-

nehmen mußte, daß sie insgesammt Sprößlinge von dem gesegneten Baume Leser Kollin's waren.

Er trat in die offenstehende Küchenthüre. Anfangs gewahrte er nichts, das heißt, seine Augen konnten in dem finstern Raume, der nur im Hintergrunde durch das Herdfeuer beleuchtet war, nichts Lebendes erblicken, dafür wurde jedoch ein anderer seiner Sinne, seine Nase, in die angenehmste Mitleidenschaft gezogen. Wie lieblich duftete und brodelte es da hinten am Küchenfeuer! Nie in seinem Leben glaubte er eine süßere Reizung seines Geruchsorganes empfunden zu haben; es stieg ihm förmlich berauschend zu Kopf. Denn wenn ihn nicht Alles täuschte, wenn alle seine Erfahrung sich nicht als Stückwerk bewähren sollte, so waren das Fische in „Pfeffertunke," die dort brodelten und dufteten — sein Leibgericht!

„Wer ist hier?" fragte mit einem Mal eine weibliche Stimme, die einem jungen Mädchen anzugehören schien.

„Ich bin's," sagte der junge Rabbiner und trat gebückten Hauptes in die niedere Küchenthüre, „und ich bringe eine „Plett" auf den Sabbat."

„Jetzt noch?" tönte es zurück, und es klang fast schmerzlich klagend.

Noch später, es mochten seitdem etwa sechzig Jahre vergangen sein, erzählte der Großvater, wenn eine besonders gute Stimmung über ihn gekommen war: nichts in der Welt hätte ihn in diesem Augenblicke vermögen können, von der Schwelle jener Thüre zu weichen; er hätte nicht das kleinste Mitleid mit der Klage des Mädchens gehabt; denn wiewohl sie ihm ans Herz gegriffen, habe er es doch mit allem Heißhunger, dessen er damals fähig gewesen, empfunden — daß er diese „Fische," die dort in der Pfanne so verführerisch brätelten und

ischten, essen müsse, und mochte auch Leser Kollin mit seiner ganzen Familie darob vor Hunger vergehen.

„Die ganze Familie?" fragte dann gewöhnlich eine alte Frau mit einem schalkhaften Lächeln, das sich leider nicht wiedergeben läßt . . .

Also der junge Rabbiner konnte es jenen zwei klagenden Worten deutlich entnehmen, daß er eigentlich nicht willkommen war. Dennoch trat er näher, und nun standen sie sich gegenüber, ein blühendschönes, von der Hitze des Küchenfeuers flammenrothüberstrahltes, kaum siebenzehnjähriges Mädchen und der junge sie um eine ganze Kopfeshöhe überragende Rabbiner . . .

„Wenn ich zu spät gekommen bin," sagte er nach einer Weile und ich möchte noch jetzt die flüsternd geheimnißvolle Tonart belauschen, in der das Zwiegespräch dieser zwei Menschen damals geführt wurde, „so will ich wieder gehen. Zur Last fallen will ich Niemanden."

„Wer sagt Euch, daß Ihr uns zur Last fallen werdet?" rief das Mädchen übereifrig. Dann stockte sie und stammelnd, die Augen nach der Pfanne halb hingerichtet, in der die Fische brodelten, sagte sie: „Bleibt, bleibt nur, Gast, es wird für uns Alle noch etwas übrig bleiben."

Sie hatten nun nichts weiteres zu besprechen; nur das Eine war dem jungen Rabbiner nicht entgangen, daß, als er dem Mädchen den geschriebenen Zettel übergab, der die Anweisung auf die Sabbatverköstigung bei Leser Kollin enthielt, ihre Hände seltsamerweise zitterten.

Darauf empfahl er sich, Seele und Leib wie von Wohlgerüchen eingehüllt, und er selbst hätte nicht entscheiden und mit der schärfsten Dialektik seines im Talmudstudium geübten Verstandes beweisen können, ob diese Düfte, die ihm nach-

wallten, mehr aus der Pfanne am Herde . . . oder aus dem kurzen Gespräche mit dem Töchterchen Leser Kollin's kamen.

Mittlerweile war der Nachmittag zu Ende gegangen. Der Sabbat machte seine Nähe überall bemerkbar. Nachdem sich der junge Rabbiner, so viel es sein mitgebrachtes Gepäck gestattete, festlich bekleidet, seine schwarzen, wie ein nächtiges Gewölk niederhangenden Haare geölt (er hielt in diesen Stücken viel auf das, was man äußere „Repräsentation" nennt) und auch sonst von der Herbergsmutter allerlei Aufmerksamkeiten erfahren hatte, begab er sich in die naheliegende Synagoge. Der Abendgottesdienst begann soeben. Und auch jetzt bewährte sich wieder der volle Zauber einer Persönlichkeit, von der Jugendschönheit und Jugendkraft noch nicht gewichen ist. Er hatte in der sogenannten „Polischen," — Vorhalle des Gotteshauses —, wahrscheinlich so benamset, weil daselbst die polnischen Bettler zu stehen pflegen, seinen Platz genommen; aber jeder, der an ihm vorüberkam, schenkte dem fremden, schlanken Manne einen Blick der Aufmerksamkeit, begrüßte ihn wärmer als die anderen „Gäste," ja der Gemeindeverwalter Joel Tagleicht ging so weit, daß er ihn aufforderte, drin im Gotteshause selbst seinen eigenen Betplatz mit ihm zu theilen, was ungeheuer viel bedeutete. Aber wie am Nachmittage die Einladung zum Tische, so lehnte der junge Rabbiner auch diese Ehre bescheiden, aber durchaus nicht demüthig ab.

Die Nacht war herabgesunken; tausend funkelnde Sterne standen am Himmel; ein leises Lüftchen spielte in den Haaren des jungen Rabbiners und fächelte seine heißen Wangen, als er nach beendigtem Gottesdienste durch die „Gasse" schritt, jenem kleinen und versteckten Häuschen entgegen — wo ihn sein sabbatliches Leibgericht erwartete. Bald hastete er seine Schritte, bald hielt er wieder zögernd inne; einmal däuchte es

ihm, als könne er nicht rasch genug zu den Genüssen im Hause Leser Kollin's eilen, dann fand er eine Art Vergnügen daran, sich diesen Genuß so lange als möglich vorzuenthalten . . . . So kam es, daß er, als er endlich das Haus erreichte, und in die Stube eintrat, schon die ganze Familie um den Tisch geschaart fand, wie sie eben die althergebrachten Gesänge, die die Ankunft des holden Sabbats feiern, in abwechselnden und doch harmonisch in einander klingenden Weisen sangen. Obenan saß Leser Kollin, der arme Mann, der aber in diesem Augenblicke aussah, als hätte er Königreiche zu verschenken, neben ihm sein Weib in weißer Haube und ihr zur Seite das schöne Mädchen aus der Küche. . . . Von da an wogte es wie ein reifes Kornfeld von lauter Kinderköpfen, Mädchen und Knaben, jedes von ihnen ein aufgeschlagenes Gebetbüchlein vor sich. Der „Gast" war bescheiden an der Thüre stehen geblieben.

Eben stimmten sie den letzten Gesang an, den feurigen Hymnus des Königs Salomo auf das Weib, und mit seltsamer Gewalt umrauschten ihn die so oft gehörten und doch niemals recht verstandenen Worte des vielerfahrenen Dichterkönigs: „Anmuth ist Lüge und eitel ist Schönheit; eine gottesfürchtige Frau, die werde gepriesen. Gebt ihr von der Frucht ihrer Hände und rühmet ihr Thun in den Thoren." Sein reines Gemüth stand unter dem Banne eines Zaubers, den er bis dahin noch nicht gekannt hatte.

Nun erst, nachdem der Gesang geendet, ging Leser Kollin auf den fremden Gast zu und gab ihm den üblichen Friedensgruß. Es war gar fein von dem armen Manne, daß er den jungen Rabbiner, den er doch über den Sabbat zu verköstigen hatte, nicht nach Stand, Namen und Herkunft fragte. Noch hatte er ja sein Salz und Brot nicht genossen. Eine Weile darauf wurde das Nachtmahl aufgetragen. Man wusch sich die

Hände, Leser Kollin sprach die Benediktionen über den Wein und das weiße Sabbatbrot aus; dann brachte die älteste Tochter, eben jenes schöne Mädchen aus der Küche einen mächtigen Suppentopf herbei, aus dem sie Jedem seinen Antheil in den Teller schüttete. Der „Gast" war ihr gerade gegenüber zu sitzen gekommen.

Während der Suppe herrschte Schweigen unter der Tischgesellschaft, jetzt sollten die Fische ihren Einzug halten.

Da sagte Leser Kollin, indem er seiner Tochter einen Wink gab, der ihr bedeutete, einstweilen die Fortsetzung des Nachtmahls zu unterlassen:

„Mit Verlaub, Gast! Darf man fragen, woher Ihr kommt?"

„Ich komme gerade aus Prag."

„Wo seid Ihr geboren?"

„In Mähren bin ich zu Hause."

„Und was habt Ihr in Prag gethan? Wie lange wart Ihr daselbst?"

„Ich habe da fünf Jahre bei dem Landrabbiner gelernt."

„Das habe ich Euch auch gleich angesehen. Ihr habt eine Miene, die Einem das auf den ersten Blick verräth. Darf ich Euch um eine Wohlthat bitten, Gast?"

„Redet nur."

„Gebt uns etwas Thora zum Besten! Wenn ich so etwas Gutes früher genossen, so ein feines Wort, was man nicht alle Tage zu hören bekommt, so zehre ich daran, wie an einem guten Bissen. Mitten in meiner Plage, während der Woche, fällt es mir ein, und erhebt und tröstet meine Seele."

Ein seltsames Bangen überkam den jungen Rabbiner! Er, der für derartige Fälle gewappnet und gerüstet war, wie kaum ein Anderer, der in seinem Kopfe einen Schatz solcher „feiner

Wörtlein," eine Fülle von talmudischer Spitzfindigkeiten und Witzen trug, er fühlte sich der schlichten Aufforderung dieses rmen Mannes gegenüber beinahe sprachlos. Er empfand es nit aller Gewalt, daß er unter diesen einfachen Menschen die litzenden Waffen seiner Gelehrsamkeit von sich werfen und ls ein Gleicher mit Gleichen verkehren müsse. Denn wenn hn auch vielleicht Leser Kollin verstand — verstanden ihn arum auch die zwei Augen, die ihm gegenüber leuchteten? Nußte er nicht grade von ihnen begriffen werden?

In diesem Augenblicke kam ihm jener Geist zu Hülfe, der om Anfang der Welt her seine Freude daran findet, die Men- chen im Ueberwinden der höchsten Schwierigkeiten zu unter- ichten, so daß ihnen das Abtragen von Bergen und das Aus- üllen der tiefsten Thäler als Spielwerk vorkommt.

Er begann damit, daß er auf das Lob des Weibes, wie s König Salomo gedichtet, zurückgriff. Sie hatten es ja soeben elbst gesungen, und er mußte also voraussetzen, daß Sinn und Bedeutung dieses eigentlichen Hohenliedes auf die Frau ihnen llen klar und verständlich war.

„Ein wackeres Weib," begann er, „wer findet es? Schwerer u erkaufen ist sie als Perlen." Dann mit einer geschickten Redewendung blieb er bei einem Satze des schönen Gedichtes ehen und entwickelte ihn in klarer, fließender Weise zum Mittelpunkte seines „feinen Wortes."

„Es steht geschrieben:

„Ihr Sinn trachtet nach einem Felde, und sie kauft es; on der Frucht ihrer Hände pflanzt sie einen Weinberg."

„Was soll das heißen?" fragte er sich gleichsam selbst. Ist es die Sache des Weibes, seinen Sinn auf den Erwerb itlichen Gutes gerichtet zu halten? Denn wenn es in einem rühern Satze heiße: „sie steht auf, wenn es noch Nacht ist,

und giebt Speise ihrem Hause," wie kann man dem schwachen Weibe mitten in der Erfüllung seiner häuslichen Pflichten noch die Last auferlegen, an die Mehrung des Besitzes zu denken. Das Feld muß der Mann kaufen, mit seiner Hände Kraft und seines Geistes Gewalt muß er schaffen und walten, damit das von ihm gegründete Haus fest und sicher dastehe gegen die Stürme des Lebens. Wie komme aber das Weib dazu, das was ein Recht des Mannes ist, zu seiner Zierde zu machen. Was solle dann der Mann neben ihr bedeuten?"

So in scheinbaren Gegensätzen zerschlug er gleichsam die Grundmauer, auf die er doch den Bau seines „feinen Wörtchens" gründen wollte. Offenbar hatte der Dichter des heiligen Gesanges hier gefehlt. Kann aber König Salomo irre gehen? Kann etwas, was in den gewaltigen Lauten der heiligen Schrift zu uns spricht, einer Mißdeutung, einer Verirrung unterliegen?

Jetzt begann er den Aufbau. Auf den vermeintlichen Ruinen des bisher Gesagten erhob sich in holdseliger Rede das neue Haus seines Beweises.

„Nicht um ein Feld, das so und so viel Metzen Getreide abwirft, handle es sich, wenn es in den Sprüchen Salomo heiße: „Sie trachte danach und kaufe es." Nein! das sei ein ganz anderer Acker; der Säemann, der ihn bestelle, sei nicht das Weib und nicht der Mann, das sei die heilige Gotteslehre, von der es auch anderswo heiße, sie wäre der „Baum des Lebens." Diesen Acker, so entwickelte er sinnig weiter, habe Gott in die Hut des Weibes gestellt; aus ihm ziehe sie ihre besten Früchte, nicht aber dadurch, daß sie ihn selbst bestelle, selbst pflüge und ihm Gutes angedeihen lasse! Das sei nicht Sache des Weibes, dafür sei der Mann da! Wenn er in der Gotteslehre ausharre, und sie ihn darin unterstütze, daß er niemals aufhöre

h Tag und bei Nacht darin zu forschen, dann könne man von
r sagen: ihr Sinn steht nach dem Felde und sie kauft es,
nn sei die Frucht ihrer Hände der Weinberg, jener herrliche
einberg, dessen Rebenblut nicht berauscht, nämlich der Lohn
dieser und in der künftigen Welt."

Er hatte noch nicht geendigt. Das bisher Gesagte bedurfte
nes lebendigen Beispiels. Die Auslegung des Salomonischen
pruches schwebte in der Luft, wenn er ihr nicht eine feste
tütze gab. Diese fand er in einem Geschichtchen, wie es die
usendjährige Ueberlieferung in aller Lebendigkeit eines wahr-
ften Geschehnisses aufbewahrt hat.

„Die Tochter des reichen Kalba Sebua," erzählte er, „in
ssen Hause es so hoch herging, daß wer hungrig wie ein
und es betrat, es gesättigt wieder verließ, hatte unter den
rten ihres Vaters einen Jüngling bemerkt, der ihren Augen
hlgefiel. Er weidete nur die Schafe, aber auf seiner Stirne
uchtete ein Abglanz höherer Begabung, der vielleicht nur ihr
kennbar war. Eines Tages rief sie ihn zu sich. „Ich werde
in Weib," sagte sie zu ihm, „aber nur unter einer Be-
ngung. Du mußt nach Sura auf die hohe Schule und dort
ben Jahre verbleiben. Ich will deiner harren, wie es einem
euen Weibe ziemt." Da sagte er: „Ich gehe nach Sura und
leibe dort sieben Jahre," und hierauf nahm er einen Ring
d steckte ihn an ihren Finger und sagte zu ihr: „Siehe, du
st mir angetraut." Er wanderte nach Sura, aber als Kalba
ebua nach einiger Zeit vernahm, seine Tochter sei die Frau
nes Schäfers geworden, gerieth er in heftigen Zorn und ent-
ote sie; sie aber trug ihr Leid in stolzer Ergebenheit; sie
urrte nicht, denn ihr Sinn stand „nach einem Felde, das
ast ihr eigen sein sollte."

Im siebenten Jahre erhielt sie von ihrem Manne einen

Brief, darin hieß es: „Meine Zeit ist um! soll ich heimkehren?“ Darauf schrieb sie: „Bleibe noch sieben Jahre auf der Schule ich will deiner harren, wie es einem treuen Weibe geziemt.“ Und eines Tages, es war das vierzehnte Jahr um, erfüllt zahlreiches Volk die Straßen der Stadt. Akiba, der größt Gelehrte seiner Zeit war eingekehrt; nicht weniger als zwölf tausend Schüler bildeten sein Gefolge. Des Weges daher kan ein Weib, das warf sich ihm weinend zu Füßen und küßte de Staub seiner Füße. Er aber hob sie liebreich auf und küßt sie vor allem Volke. Als ihn die Schüler darob zur Red stellten, sagte er: „Das ist mein Weib! und wenn sie nich gewesen, wäre ich nicht Euer Lehrer, und Ihr nicht mein Schüler!“

Als Kalba Sebua vernahm, wer sein Schwiegersohn sei setzte er ihn in den Besitz aller seiner Reichthümer, und de Schäfer von ehedem ward nun der reichste Mann im ganzen Lande.“

„Soll ich leben und gesund sein,“ rief der Hausherr nachdem der junge Rabbiner geendet, „wenn ich nicht all Reichthümer der Welt hingebe, um von Euch, mein lieber Gast nur einmal in der Woche so etwas Schönes zu hören. Nu um Eines ist Schade, großer Schade!“

„Und das wäre?“ fragte der fremde Gast, tief bewegt vo der Ergriffenheit seines Kostherrn.

„Daß Ihr nicht unser Rabbiner geworden seid! Ih hättet dazu vielleicht besser gepaßt, als der Andere, der au sich warten läßt.“

Ein flüchtiges Lächeln glitt über das Angesicht des Gastes er senkte die Augen. Als er wieder aufblickte, fielen sie au das Mädchen, das ihm gegenübersaß. Niemals glaubte e etwas Schöneres gesehen zu haben; ihr Antlitz strahlte un

euchtete; ihre ganze Seele schien dort zu wohnen. Dann tand sie rasch auf.

„Jetzt, Deborah!" rief Leser Kollin, „bringe deine Fische!"

Noch in einer späten, sehr späten Zeit, und was das bedeuten will, werden nur diejenigen wissen, die den achtundachtzigjährigen Greis kannten, erzählte der Großvater die Scene, die sich nun ereignete.

Deborah trug die Schüssel, worauf die Fische lagen. Sie stellte sie grade vor ihren Vater hin; doch ehe dieser noch zureifen konnte, hatte sie den Teller des jungen Rabbiners mit einer heftigen und dabei doch anmuthigen Bewegung ergriffen, und darauf das größte und gewaltigste Stück, das Kopfstück des in der Pfeffertunke schwimmenden Karpfen, geschoben!

Worin die Größe dieser That lag? Lieber Leser! Wenn du so fragst, so verräthst du eine gefährliche Unwissenheit in vergleichen Angelegenheiten. Das Kopfstück des Karpfen wird als eine Art Huldigung betrachtet, womit man dem vornehmsten der Gäste am Tische Ehre anthut. Das ist aber in erster Linie der Hausvater selbst; das Kopfstück ist sein Antheil, der Tribut, den man seinem Ansehen schuldet, und wenn es an einen andern abgetreten wird, so wird damit nur eingeräumt, daß noch ein Höherer sich am Tische befindet, dem eine gleiche Huldigung gebührt. Diese Regel wurde in „alten" Zeiten wie ein unverbrüchliches Gesetz gehalten.

Darum auch schrie Leser Kollin's Frau, als sie diese Mißachtung eines gegen alle Sitte und Schicklichkeit verstoßenden Brauchs gewahrte, mehr erschrocken als zornig:

„Deborah! was stellst du an? Das gehört ja für deinen Vater!"

Das Mädchen richtete sich aber hoch und höher auf, und war gar lieblich anzusehen, wie sie neben dem Stuhle des

jungen Rabbiners stand, und noch lieblicher klang die Antwo
die sie, flammendroth im Angesichte, der Mutter gab.

„Mutter," rief sie, „ich weiß, was ich thue. Es ist n
nichts Anderes eingefallen, womit ich den Gast ehren könn
für sein feines Wort!"

Darauf ward es erst mäuschenstill in der Stube; da
rief Leser Kollin, während das sonnigste Lachen seine Zü
überstrahlte:

„Recht hast du gehabt, Deborah, mein Kind! Du brauc
dich dafür nicht zu entschuldigen. Du sollst gesegnet sein v
allen meinen Kindern!"

Was der fremde Gast that?

Er verzehrte stillschweigend das ihm dargebotene „Kopfstü
des Fisches, und blieb auch für die übrige Zeit des Aben
still und einsylbig. Aber tief in seinem Innern tönt
herrliche Stimmen durcheinander, dort brauste eine Sprac
gegen die das Toben des Meeres leises Gelispel ist, die Sprac
einer mit der Gewalt eines Sturmes über ihn herein gebroc
nen, nicht mehr zu unterdrückenden Leidenschaft!

---

Zu Mittag am nächsten Sabbat stellte sich der frem
Gast in der Wohnung seines Kostherrn wieder ein. Er s
blaß und abgespannt aus, wovon die vergangene Nacht, wä
rend welcher er kein Auge geschlossen, Mancherlei hätte e
zählen können.

„Fehlt Euch was, mein lieber Gast?" fragte die Fr
Leser Kollin's. „Ihr seht heute anders aus, als Ihr geste
ausgesehen habt."

„Mir fehlt gar nichts," gab er hastig zur Antwort, „mir
t ganz gut zu Muthe."

Dabei streifte sein Auge flüchtig wie der Blitz die unfern
on ihm stehende Deborah.

Sonst ging das Mittagmahl still und gemessen vorüber;
s wurde nicht viel gesprochen. Nur am Schlusse des Tisch-
ebetes, welches Leser Kollin dem fremden Gaste „verehrt"
atte, sagte Jener:

„Ich bleib dabei, es ist doch Schade, daß der Andere kom-
ien wird. Keiner hätte für uns besser gepaßt, als Ihr."

Wieder glitt ein flüchtiges Lächeln über die strengen Züge
es jungen Rabbiners.

Spät am Abend, als die funkelnden Sterne am Himmel
arthaten, daß der Sabbat bereits in seine Ruhe eingegangen,
ing der fremde Gast noch einmal zu Leser Kollin, um von
er Familie seines liebreichen Kostherrn sich zu verabschieden.

Er fand sie Alle beisammen; nur Deborah war in der
Stube nicht zu sehen.

Der Gast gab seinem Kostherrn die Hand und bedankte
ch bei ihm in herzlicher Weise für das genossene Gute; ebenso
at er es mit der Frau Leser Kollin's. Als er sich schon
ntfernen wollte, rief sie ihn noch einmal zurück und bat ihn,
r möge die Kinder zu guter Letzt noch „benschen." Nicht
eniger als sieben Kinderköpfe, Knaben und Mädchen, legten
ch unter seine segnenden Hände; er sprach über alle die uralt
eilige Formel des Patriarchenfürsten. Dann ging er.

Wo aber war Deborah?

Als er über den finstern Hof schritt, stand am Ausgange
es Gäßchens eine Gestalt; er kam näher; sein Herz pochte in
ächtigen Schlägen.

„Bist du's, Deborah?"

„Ich bin's!“ tönte es schluchzend zurück.

„Warum weinst du, mein Kind?“

„Ich weiß es selbst nicht.“

Er ergriff ihre Hand, die in der seinigen heftig zitterte.

„Deborah, mein Lieb'! antworte mir bestimmt, was ich dich frage. Möchtest du, daß ich hier bleibe?“

„Um mein ganzes Leben!“ flüsterte sie, nur ihm hörbar.

Er neigte sich zu ihrem Ohre; sein warmer Athem umfing sie, rings herum waltete tiefe Stille, nichts störte, nichts legte sich feindlich zwischen das Aussprechen des Seligsten, was die zwei Wesen jemals empfunden haben mochten.

„Willst du mein Weib werden? mein gutes treues Weib?“ so mochte das lauten, was er ihr ins Ohr flüsterte.

„Lebendiger Gott! warum mir dieses Glück?“ rief sie in erschreckter Freude zurück.

„Sag's noch einmal: Willst du mein Weib werden?“

„Ich will's.“

„So will ich dir auch sagen, wer und was ich bin!“

Darauf erzählte er ihr in wenigen Worten die Geschichte seiner Hierherkunft, wie er der berufene Rabbiner sei und es nie mals bereuen werde, daß er grade diesen Weg eingeschlagen habe, um mit seiner Gemeinde und seiner Deborah bekannt zu werden.

Seltsam! sie entzog jetzt ihre Hand der seinigen.

„Was ist dir, Deborah?“

„Mein Vater ist ein armer Mann,“ schluchzte sie, „er gibt mir nichts nach.“

„Und ich nehme dich doch, Deborah!“ rief er und umschlang sie mit seinem Arme. „Ich will nichts als nur dich. Meinst du, du hast mir die Mitgift nicht schon mitgebracht? sie ist mir lieber als Gold und Perlen.“

„Ich versteh' das nicht.“

„Ist das „Kopfstück Fisch" nichts?" sagte er mit scherzhaftem Ernst. „Hast du mich damit nicht geehrt, als du noch gar nicht gewußt hast, wer und was ich bin? Sieh' an, Deborah, das will ich dir all' mein Leben nicht vergessen, ich habe daraus ersehen, daß du die Rechte bist, wie sie mir gebührt. Du wirst mich immer ehren und wirst das Weib sein, von dem geschrieben steht: Es vertrauet auf sie das Herz ihres Mannes, und sein Erwerb nimmt nicht ab." —

Was weiter vorging?

An einem der nächsten Tage traf zu Aller Verwunderung der junge Rabbiner ein, diesmal nicht zu „Fuß", sondern im Wagen, worauf auch sein sonstiges Gepäck in zwei großen Truhen lag. Man erkannte in ihm den fremden „Gast" und nicht geringe war das Kopfschütteln in der Gemeinde über die sonderbare Weise, in der sich der künftige Lehrer und Seelsorger eingeführt hatte.

Daß dieser Umstand jedoch keine üblen Nachfolgen für ihn hatte, beweist die Thatsache, daß er fünfundfünfzig Jahre in dieser Gemeinde blieb und daselbst auch sein Grab fand.

Wenn wir am Freitag Abend um den großväterlichen Tisch geschaart saßen und nach der Suppe wie gewöhnlich die Fische aufgetragen wurden, in jener eigenthümlich mundenden Tunke schwimmend, deren Geheimniß nur meine gute Mutter kannte, rief der Großvater, indem er sich das „Kopfstück" auf den Teller schob:

„Kinder, habt Respekt! Da liegt vor mir die Mitgift meiner Frau!"

Und die neben ihm saß, eine schöne alte Frau in goldener Haube, lächelte so geschämig! . . .

So hat man geheirathet!

## II.

### Wie Hund und Katze.

Auf den vorangehenden Blättern habe ich soeben dem freundlichen Leser die kleine Geschichte erzählt, wie mein Großvater seiner Zeit geheirathet, und statt aller Mitgift „das Kopfstück eines Fisches" erhalten hat.

Ich will jetzt — die freundliche Gestalt des Ahnen vor meinen Augen, umspielt von den unsichtbaren Fittigen, die aus einer fernen Welt an meine Wangen streichen, — erzählen, wie es meinem Großvater gelungen ist, das alte Sprichwort von „Hund und Katze" in einer Weise zur Anschauung zu bringen, die man seitdem in der „Gasse" noch nicht aus dem Gedächtnisse verloren hat.

Wie Hund und Katze!

Jedermann kennt und Jedermann begreift den Geist der Ueberlieferung, die vom Anbeginne der Schöpfung an von der Feindschaft und Zwietracht dieser beiden Thierfamilien zu erzählen nicht müde wird. Die Katze kann es nun einmal nicht vergessen, daß Löwe und Tiger zu ihren Geschwisterkindern gehören, und diesem Adelsstolze setzt der Hund wieder das Bewußtsein entgegen, daß auch Vetter Wolf unter den Gewaltigen dieser Erde durchaus nicht die letzte Rolle spiele. Wie dem aber immer sei: im Hause meines Großvaters bemerkte man nichts von diesem altgeschichtlichen Gegensatze, der sich hier grade in sein Gegentheil aufgelöst zu haben schien. Anderswo, ich gebe es zu, mochte er in seiner ganzen haarsträubenden Wahrheit bestehen, bei meinem Großvater nicht. Anderswo mochten Schlachten geliefert werden voll blutig errungenen Sieges und mühsam verbissener Niederlage, zwischen Hund

und Katze meines Großvaters waltete die tiefste und friedfertigste Gemüthsinnigkeit ob. Da konnte man tagtäglich mit eigenen Augen es sehen, mit welcher Genügsamkeit, ja mit welcher Zärtlichkeit Hund und Katze aus einer Schüssel aßen, wie sie sich gegenseitig die besten Bissen zuschoben, und nur zuweilen darüber in einen knurrenden Zwist geriethen, wenn Kätzchen aus übertriebener Holdseligkeit durchaus den Brocken nicht annehmen wollte, den ihm Hündchen in seiner feinfühlenden Freundschaft übrig zu lassen für gut befunden hatte. Noch leben viele Zeugen, die es bestätigen können, was sie mehr als ein Mal gesehen haben. An sonnigen Tagen, wenn die Gluth des Himmelsgestirnes sich so recht innig an die Vorderseite des Hauses legte, lagen dort die jungen Nachkommen der Tante Katze unter der Obhut ihres als so feindlich verschrieenen Oheims, des Hundes; und er that dabei so ammenhaft klug und mütterlich besorgt, als wäre er zu diesem Berufe von Geburt an erzogen worden!

Wieso meinem Großvater diese wunderbare Bekehrung gelungen war, wer möchte das ergründen können? Er hat das Geheimniß mit sich genommen in sein kühles Grab, der stille, allem Gegensatze und Zwiste abholde Mann, und in der Friedfertigkeit seiner Seele, wie ein Diamant in den Eingeweiden des Gebirges, lag auch das Geheimniß, wie man Herr werden kann über die ererbten Gegensätze feindlicher — Thierseelen!

Es mochte an einem heißen Sommernachmittage sein, und war schließe ich dies aus mannigfachen Umständen. In dem Synagogenhofe, auf den eines der Fenster der großväterlichen Wohnung ging, war es stiller als gewöhnlich; nichts regte sich auf diesem Raume, der allem lärmenden Verkehre auch sonst ferne lag. Dort am offenen Fenster saß der Großvater, auf dem Tische vor sich ein großes Buch, in welchem er eifrig las.

Dabei wehte die Luft so heiß — und drüben an der schatten spendenden Mauer des alten Gebäudes hatte sich Mutter Katz niedergelassen, inmitten ihrer zahlreichen Familie, währen Oheim Hund daneben stand, und abwechselnd dem einen um de andern der jungen Rangen freundliche Zurechtweisung ertheilt wenn es ihnen einfiel, aus dem Bereiche des kühlen Schatten in das weiße Sonnenlicht zu treten. Darüber mochte eine Em pfindung eigener Art den alten Mann beschleichen; er lächelt mitten in dem Lesen der alten vergilbten Blätter, in dene er vielleicht grade auf etwas besonders „Scharfes" gestoße war, und darüber lächelte er so lange ... so lange, bis sein Augen weder das vor ihm liegende Buch, noch die spielende Kätzchen da draußen, noch irgend etwas Anderes mehr saher Er schlief.

Sein Schlummer mochte aber doch nicht so tief gewese sein, daß ihn nicht ein leises Geräusch unterbrechen konnt Plötzlich fuhr er auf, und alsbald hatte er die Ursache seine gestörten Schlafes entdeckt. Da, wo an der Stiege, die zu „Weiberschul" hinanführt, das „Schemothäuschen" angebaut wa ein hölzerner Verschlag, stand ein etwa fünfjähriger Knab und bemühte sich eines der losen Bretter des morschen Bau immer loser zu machen, wobei sich seine Arme und Füße nich wenig anstrengten, denn er arbeitete mit beiden.

Nun muß ich aber zuerst sagen, was ein „Schemothäus chen" ist. Wenn irgendwo ein Blatt aus einem der in de heiligen Sprache Zions geschriebenen oder gedruckten Büche sei es in Folge eines Zufalls oder wegen Altersschwäche au seinem bisherigen Verbande fällt, glaubt ihr, daß man ei solches Blatt den Winden der Vergessenheit oder gar dem Ver derben preisgeben darf? Das kleinste Kind in der Gasse kan euch belehren, daß ja der „Name Gottes" darauf stehen kann

und wolltest du den zu dem niedrigen Staube sich gesellen lassen? Nein! ein solches Blatt wird sorgfältig vom Boden aufgehoben, und in das „Schemothäuschen" getragen, wo es bereits Hunderte von solchen aufgehobenen Brüdern findet. Da wohnen sie zusammen, oft in Jahre lang andauernder Nachbarschaft, bis eines Tages der „Schuldiener" sie abholt, und sie allesammt auf den „guten Ort" hinausträgt, wo er sie mit einem frommen Gebete zur Erde bestattet.

Also mein Großvater war durch jenes Geräusch aus dem Schlummer geweckt worden; er hatte den Knaben und dessen Thun bemerkt, aber zu einer That, selbst nur zu einem Zurufe konnten sich seine schlafmüden Sinne nicht ermannen. Er sah nicht nur den Knaben, er hatte ihn auch erkannt; er wußte, daß „Michele" Hirsch Elsäßer und dessen Ehefrau Hanne gehörte; darüber hinaus gelangte er jedoch nicht.

Draußen wehte die Luft so heiß, und die Lettern des altersgrauen Talmud, der vor ihm ausgebreitet lag, blickten so grämlich verdrießlich .. nur die — Kätzchen spielten im Schatten der Synagogenmauer so wonniglich unter der Obhut ihres Oheims —

Ein Lächeln zog sich wieder um seine Mundwinkel, zog sich immer weiter, bis es in den weißen Haaren seines Bartes, von wo es nicht weiter konnte, haften blieb. Er war wieder eingeschlummert . . .

Mittlerweile wollen wir in flüsternd gehaltenem Tone berichten, welches Bewandtniß „Michele" mit dieser wahrhaftigen Geschichte von „Hund und Katze" hat.

Sie leben wie Hund und Katze! Wenn man in der Gasse diesen Ausspruch that, so galt er gewiß einem der Vorgänge, wie sie fast allstündlich zwischen Hirsch Elsäßer und seiner Ehegattin Hanne vorkamen. Dort in jenem Hause gab es nichts

als Zank und Unfrieden; die Zungen wurden nicht müde davon zu erzählen. Oft hatte es der Großvater versucht, milde und strenge, wie es in seiner Natur lag, immer aber vermittelnd einzuschreiten; er vermochte nicht jenen störrischen Geist zu bannen, von dem die beiden Eheleute recht, als hätte er sie zu seinem Spielzeuge ausersehen, herumgewirbelt wurden. Wollte er auf den Grund dieser anhaltenden Zwistigkeiten kommen, so hörte er wohl Einzelheiten bald von dieser, bald von jener Seite. Jedes war in seinem Rechte, und doch brannte lichterloh das Unrecht auf Beider Seelen. Von diesem verbitterten Ehepaare pflegte der Großvater zu sagen:

„Hund und Katze habe ich gewöhnt aus einer Schüssel zu essen, aber daß Hirsch Elsäßer und sein Weib sich vertragen, wie es sich für sie geziemt, das will mir nicht gelingen. Kommt das von einem bitteren Tropfen in ihrem Geblüte her? Und doch hat ihnen Gott ein Kind gegeben, an dem sie ihre Freude haben können. Wenn sie aber schon jetzt sich das Leben verbittern und versalzen, was wird erst geschehen, wenn sie einmal das Kind verlieren würden . . ."

Was den guten Großvater dabei am meisten verwirrte, war, daß er Hirsch und Hanne als liebendes Brautpaar gekannt hatte. Wie lange hatte Hanne, die jetzt so verbitterte Hanne, sich gegrämt und dem Augenblicke entgegengesehnt, der sie mit ihrem Hirsch unter dem Trauhimmel zusammenführte! und wie hatten seine Augen gebrannt und geleuchtet, als er endlich die Worte jener uralten bindenden Formel: „Ich traue dich mir an," zu der Erröthenden sprach! Und nun waren sie in ihrem häuslichen Leben heimgesucht von jenen finstern Mächten der Zwietracht, den nimmer ruhenden Zerstörern alles Liebesglückes und alles Liebeszaubers! Wie Hund und Katze! —

Kehren wir wieder zum Großvater zurück.

Die Sonne am Himmel hat sich schon längst hinter die alte Synagoge zurückgezogen, die Schatten ihrer Mauer sind bereits so breit geworden, daß Oheim Hund in zarter Rücksicht auf die seiner Obhut überlassenen Kätzchen an den Rückzug denkt, um sie nicht einer Erkältung auszusetzen. Die Luft hat sich merklich abgekühlt und der alte Mann sitzt noch immer da vor seinem Buch und schlummert. Was soll das bedeuten? Das ist ihm noch nie widerfahren, und jetzt lächelt er schon wieder, und das Lächeln ist wie scheidender Abendsonnenstrahl und sagt, daß die Sonne wieder aufgehen und leuchten wird über seinem ehrwürdigen Haupte!

Mit einem Male wird es in dem greisen Antlitze finster das Lächeln hat sich entfernt, es ist, als wenn ein düstrer Traum seinen Bann über dasselbe geworfen hätte. Oder ist das mehr als Traum, was als klägliches Jammergeschrei an seine Ohren gellt, und seine Augen gewaltsam aufriß? War das Wirklichkeit?

„Das Kind! das Kind!" hörte er wirr durcheinander rufende Stimmen, die sich bald zu nähern, bald zu entfernen schienen — und jetzt war er erwacht.

Er trat an das Fenster, das auf die Gasse hinschaute.

„Was ist geschehen?" rief er hinaus.

„Das Kind! das Kind!" scholl es ihm entgegen, „ein Kind ist verloren gegangen."

„Was für ein Kind?"

„Hirsch Elsäßers sein Michele ist verschwunden, man sucht es schon seit einigen Stunden, und kann es nicht finden."

Hirsch Elsäßers Kind! Wie ward doch dem Großvater Hatte er das Kind nicht gesehen? Oder war er noch unter dem Banne des Schlafes, der ihn während des ganzen Sommernachmittages gefangen gehalten hatte? Er hatte den Knaben

doch gesehen ... war das während eines Traumes? konnte er sich nur nicht erinnern, oder war das schon längst geschehen?

Andere Stimmen kamen vorüber; haufenweise standen die Leute in der Gasse umher, auf Aller Gesichtern namenlose Angst und Entsetzen.

„Man hat das Kind vor drei Stunden bei den Ziegelhütten gesehen," rief eine Frau, „und dort ist ein tiefer Teich."

„Thu deinen Mund nicht zum Unheil auf," rief ein Anderer.

„Gewiß ist es ertrunken!"

Und Ein Schrei, Ein Jammerlaut gellte durch den Haufen.

„Bei den Ziegelhütten hat man es gesehen?" sprach der Großvater vor sich hin, halblaut, wie Einer, dessen Sinne noch immer nicht ihre gewöhnliche Klarheit erlangt haben.

„Bei den Ziegelhütten war es nicht!" schrie der lange Zender, seines Gewerbes Fleischhauer, „aber die Zigeuner werden es sich mitgenommen haben. Gestern war Markt!"

„Zigeuner!" flüsterte es wieder halblaut von den Lippen des Großvaters, „Zigeuner! wie kommen Zigeuner zu dem Knaben?" Hatte er ihn nicht selbst gesehen? mit seinen eigenen Augen gesehen? Wo war er dem Kinde nur begegnet? War das noch vor kurzer Zeit? war es schon lange her?

In dem nächsten Augenblicke ertönten von dem fernsten Ende der Gasse her die bekannten drei Hammerschläge, die zum Abendgottesdienste riefen.

Da riß es wie ein Schleier vor den Augen des Großvaters, seine Sinne hatten ihre volle Helligkeit erlangt, wieder war das Lächeln aus seinem Nachmittagsschlummer um seine Mundwinkel herum zurückgekehrt, aber nur für einen flüchtigen Augenblick ...

Dann rief er mit starker Stimme zum Fenster hinaus:

„Sag einer dem Schuldiener, daß er mit dem Klopfen ufhören soll, bis ich es ihm sagen lasse."

Ein Knabe lief eiligst davon.

„Und jetzt," gebot er weiter, und seine Stimme schallte isch und weithin tönend, „geh ein Anderer zu Hirsch Elsäßer nd zu seinem Weibe. Der Rabbi läßt ihnen sagen, sie mögen u ihm kommen."

Tiefe Stille lagerte sich über die früher so bewegte Verammlung unter den Fenstern.

„Gott weiß, wo sie das Kind suchen!" rief eine Stimme ach einer Weile.

„Hanne Elsäßer," meinte ein Anderer, „hat geschrieen, sie irft sich in die Iser, da wo sie am tiefsten ist, wenn sie das ind nicht vor Abend findet."

„Holt sie nur!" gebot aufs Neue der Großvater, „und sagt nen, es wird mir vielleicht eingegeben werden, wo das ind ist."

Dann trat er vom Fenster zurück und schloß es hinter sich.

Die Leute entfernten sich auf diese Worte nach allen Seiten, so manches Gemüth von eigenthümlichen Schauern erriffen, daß der alte in Ehrfurcht angeschaute Rabbiner mit iner solchen Sicherheit die Zukunft zu verkünden vermochte, in ie ihm doch nach Aller Ansicht kein Einblick gegönnt sein onnte!

Der Großvater setzte sich aber wieder an den Tisch vor en aufgeschlagenen Talmud hin, und diesmal schien er wirklich urch eifriges Studium nachholen zu wollen, was ihm der Nachmittagsschlummer unwillkürlich geraubt hatte. Aber es chien nur so; denn als seine Blicke einmal durch das Fenster chweiften, lächelte er wieder. Seine Kätzchen lagen wieder raußen in der Kühle des abendlichen Schattens, vielleicht um

abzuwarten, wie denn der Schluß des kleinen Dramas sich gestalten werde, dessen Beginn in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft vorgegangen war.

Mittlerweile war mehr als eine Stunde verflossen; die Sonne stand am äußersten Rande des Himmels; tiefe Stille ringsumher! Die ganze Gasse schien auf der Suchefahrt nach dem verlorenen Knaben umher zu irren.

Da verkündigte immer näher und näher dringendes Klageschrei, daß alles Suchen umsonst gewesen. Von der Anhöhe herab, die zum „guten Orte" hinausgeführt, kam der Zug in die Gasse; aus den vielen durcheinander tönenden Stimmen konnte man deutlich den Jammer der unglücklichen Mutter vernehmen. Es waren Verzweiflungsrufe, die mit eisigen Krallen an jedes Herz griffen.

Jetzt waren sie vor der Rabbinerwohnung, und es währte nicht lange, so war die große Stube bis in ihre fernsten Ecken von Leuten angefüllt. Der Großvater saß noch immer am Tische und las in dem aufgeschlagenen Buche.

„Mein Kind, mein Kind," heulte Hanne Elsäßer, die neben ihm niedergesunken war, „wo ist mein Kind?"

Hirsch Elsäßer, ihr Mann, stand hinter ihr gebückt und gebrochen, das Antlitz von Thränen übergossen.

„Dein Kind, Hanne?" sagte der Großvater, und ein wundersam strafender Blick fiel dabei aus seinen sonst so milden Augen auf die vor ihm Liegende. „Hast du mir es auf zuheben gegeben? Bin ich der Hüter deines kleinen Michele?"

Da schrie die Frau wildverzweifelt auf:

„Wozu haben mich denn die Leut' zurückgerufen? . . Damit ich mir etwa den Tod nicht gebe? Sie haben ja gesagt der Rabbi weiß, wo mein Kind ist."

Sie war aus ihrer knieenden Stellung aufgesprungen

abei hatten sich ihre Haare unter der Haube gelöst, und so
and sie da, als könnte sie ganz allein mit einer ganzen Welt
ı aufnehmen, die ihr den Weg zum Tode verrammeln wollte.

„Alle Leut' sollen die Stube verlassen," rief da der Groß-
ıter, „nur Hirsch Elsäßer und sein Weib Hanne sollen bleiben."

Was in der Stube sich befand, folgte diesem Gebote.
ur drei Personen waren zurückgeblieben.

„Wie kommts, Hanne Elsäßer," fragte der alte Großvater
it jenem markigen Nachdrucke in seiner Stimme, wie sie nur
m in solchen Augenblicken eigen war, „wie kommts, daß du
in Kind von mir begehrst? Ich frag' dich noch einmal: Hast
ı es mir zur Aufbewahrung gegeben? bin ich dazu ausersehen
orden, es zu bewachen und zu beschützen? Besinne dich noch
nmal, und gieb mir dann Antwort."

Das Weib starrte ihn mit großen, wilden Blicken an, ihre
ippen zuckten krampfhaft, es drang kein Laut über sie.

„Hast du mir vielleicht den Knaben übergeben, Hirsch
lsäßer?" fragte wieder der Großvater und sein Auge ruhte be-
ältigend auf dem gebrochenen Manne.

Da richtete sich Hanne wieder auf; in wilder Bewegung
ar sie nach der Thüre hingesprungen.

„Mein Kind," schrie sie, „ich muß es suchen gehen . . .
ist todt."

„Halt," rief der Großvater gebieterisch, „bleib stehen, Hanne
lsäßer, und rühre dich nicht von diesem Orte."

Das Weib gehorchte augenblicklich diesem Gebote.

„Höre mich an, Hanne Elsäßer," begann er wieder. „Ich
uß dich noch um Eines fragen, und das geht auch deinen
ann an; denn ihr beide gehört doch zusammen, und seid
ter Einer Chuppe (Trauhimmel) miteinander gestanden . . .
abt ihr mir auch die Ruhe Eueres Hauses und Eueren Ruf

zum Aufheben gegeben? Wie die Fetzen eines zerrissenen Tuches flattern sie in der Gasse umher, und der Wind trägt sie dahin und dorthin, und wer will, kann einen solchen Fetzen abreißen, und damit sein Gespötte treiben . . . Und da wollt ihr, daß ich Euch Rechenschaft ablegen soll darüber, wo Euer Kind ist?"

Hanne schluchzte krampfhaft; plötzlich war sie an ihren Mann herangetreten, und hatte die Arme um seinen Hals geschlungen. Erst jetzt löste sich ihr Schmerz in heiße Thränen auf.

„Ich trage an Allem die Schuld!" rief sie, „sonst wäre das Kind nicht verloren gegangen."

„Soll ich etwa der Bessere sein?" rief dagegen Hirsch Elsäßer.

Der Großvater aber, wie er all dies sah und hörte, klappte den Talmud zu, stand auf, und sagte in tiefster Bewegung:

„Kommt jetzt ihr Beiden! . . . Ich hoffe zu Gott, ich kann Euch Euer Kind zurückgeben."

Er schritt hochaufgerichteten Körpers zur Stube hinaus, hinter ihm wankten Hirsch Elsäßer und dessen Weib. Wie sie auf die Gasse hinaus traten, wich Alles ehrfurchtsvoll vor dem ehrwürdigen Greise zurück. Und dabei waltete eine Stille in dem früher so bewegten Haufen, daß man die eigenen Athemzüge in seiner Brust belauschen konnte.

Der alte Rabbi ging aber, die Blicke weder rechts noch links richtend, gradeaus durch die lebendige Gasse, die sich zu beiden Seiten gebildet hatte. Seine Miene war streng und ehrfurchtgebietend. Nur, als er an seinen Kätzchen vorüber kam, wollte man ein leises Lächeln um seine Lippen spielend gesehen haben. Das verschwand aber eben so schnell, als er jetzt mit seiner Begleitung vor dem „Schemothäuschen" angelangt war. Hier blieb er stehen.

„Hanne Elsäßer!" rief er mit seltsam weichen Tone, „du

biſt die Mutter . . . ſchieb' doch dieſes Brett da hinweg . . . . Was ſiehſt du . . .?"

Ein Schrei, ein furchtbar gellender Schrei, dann ein krampfhaftes Lachen und Weinen . . .

Mitten auf den „Schemot," auf den vergilbten, zerriſſenen und morſchen Blättern alter Bücher lag Michele, und rieb ſich, erſchreckt durch den Lärm, ſchlaftrunken die Aeugelein! —

Seitdem hörte man in der Gaſſe auf, von Hirſch Elſäßer und ſeiner Frau Hanne zu reden „als wie von Hund und Katze."

# Auf dem Monte Pincio.

(1882.)

Der Winter des Jahres 1876 auf 77, den ich in Rom verlebte, war wieder einer von jenen, die einem arglosen deutschen Gemüthe schwere Enttäuschungen bereiten. Das pflanzt sich so von Jahr zu Jahr, von Bädeker zu Bädeker in ununterbrochener Kette fort: daß nämlich römischer Winter und fluthendes Sonnenlicht Begriffe sind, die sich gegenseitig decken und daß römische Knaben und römische Mädchen um einen Eiszapfen ungefähr in der Attitude stehen, als träte ihnen die alte Wölfin, die einst ihre Ahnherren gesäugt, plötzlich aus dem Waldesdunkel leibhaftig entgegen. Ich habe, wie oft! früh morgens Eiszapfen gesehen, und die jungen Quiriten benahmen sich dabei gar nicht so, als sei ihnen der gefrorene Tropfen am Brunnenschwengel ein gruselndes, nie erlebtes Märchen. Dagegen hat es mit dem fluthenden Sonnenlichte von etwa 11 Uhr Vormittags bis gegen 3 Uhr Nachmittags seine volle Richtigkeit. Das Wärmen, in alle Pulse weich sich Legen des römischen Januar „hier wird's Ereigniß." Und droben auf dem Monte Pincio, dem schönsten Spaziergange der Welt, sein Nerven oder ein sonstiges Gebreste spazieren zu führen, oder

ch müde auf eine der Bänke niederzulassen, das ist ein so oldes Märchen, wie es uns noch kein Dichter vorgespiegelt.

Gewöhnlich, wenn ich um die elfte Vormittagsstunde dort inaufkam, fand ich mich ganz allein. Die Römer sind keine Frühaufsteher, und nur die englischen Gouvernanten der Deut-chen, und die deutschen Bonnen der englischen Kolonie mit den hnen anvertrauten „Babies", wußten den Werth der Morgen-unde besser zu schätzen. Wie mich das anheimelte, wie mich as traut berührte, wenn die Laute der heimathlichen Mundarten n mein Ohr schlugen, sich dabei zu sagen: Das kommt vom lfer der Spree, das von der blauen Wiener Donau her, und as aus Hannover, wo sie bekanntlich ein Patent auf das schönste Deutsch besitzen! In Rom habe ich erst die Aversion Luther's egen alles wälsche Wesen recht begriffen! Es fehlte ihm offen-ar auf allen Schritten und Tritten sein geliebtes Eisfeldisch, as man im Mannsfeldischen so schön spricht, und wer weiß, b nicht schon damals der erste Gedanke in seinem Gehirne sich gte, dereinst, wenn er wieder in seine Wittenberger Klause rückkehren sollte, die heilige Schrift in sein „geliebtes Deutsch" übertragen!

Ich weiß nicht, ob es Jedem so erging wie mir, aber ge-iß ergeht es jedem deutschen Gemüthe so. Ich habe nämlich funden, daß jeder Deutsche, der einmal in Rom gewesen, sich on dort einen besonderen Liebling erkoren hatte: irgend einen egenstand, der ihm besonders gefiel, einen landschaftlichen unkt, eine Bergform, eine Fontaine, und an denen hing er nn mit aller Zärtlichkeit eines Liebhabers und mit aller Weich-eit einer Empfindung, für die er keinen Namen wußte. Für ich war es eine einsame Pinie auf dem Monte Mario, der mir erade gegenüber lag. An der Luftlinie gemessen, ist es freilich ehr als eine halbe Meile, die zwischen dem Standpunkte des

Beschauers und dem einsam ragenden Baume liegt. Aber d
Luft war so voll Reinheit und Durchsichtigkeit, daß ich fa
wähnte, ich könnte jede einzelne Nadel an dem dunkelgrün
Geäste meines Baumes zählen. Oft war es mir, als gehör
diese schöne, schlank aufstrebende Pinie mir allein, als hätte i
ein verbrieftes Recht an sie, und nicht ohne eifersüchtiges G
fühl betrachtete ich Jeden, dessen Augen in gleicher Richtung c
meinem Lieblinge hangen blieben. Mein erster Blick galt ihr
mein erster Morgengruß bewillkommnete ihn, und ich glau
fast, wenn das Unglück es gewollt hätte, daß er eines schön
Tages etwa durch einen nächtlichen Sturm hinweggerafft worde
wäre — die römischen Dryaden haben ihn aber davor bewah
— ich hätte am andern Tage sicher die Siebenhügelstadt ve
lassen, blos weil mir meine schöne stolze Pinie fehlte . . .

Ich habe bereits gesagt, daß es zwischen 11 und 12 U
auf dem Monte Pincio ziemlich einsam war. Ab und zu ei
deutsche Kindsmagd, oder auch mehrere, mit ihren betreffend
Pfleglingen; ab und zu ein besorgtes englisches Mahnwo
das die Kinder zurückrief, wenn sie sich allzu hastig der Stei
balustrade genähert hatten, ab und zu ein zufällig meine Fü
streifender Holzreifen, der aus den Händen der Kinder sich
mir verirrt hatte! Dann war wieder Alles still und ich kon
ungestört dem Rendezvous mit meiner geliebten Pinie obliege

Hie und da kamen auch junge Seminaristen in Begleitu
ihrer Präfekten an mir vorüber, Dreispitze auf ihren juge
lichen Häuptern und den sogenannten Karbonarimantel f
um sich geschlungen: durchwegs freie, offen blickende Gestalt
denen es vor Allem an jener mönchischen Demuth und Z
knirschtheit fehlte, wie sie bei uns den jungen Leuten die
Standes innewohnt. Die Art und Weise, wie sie das schwa
oder blaue Mäntelchen, ich möchte fast sagen, an sich gruppir

Dieser unnachahmliche Chic, der aus dem Faltenwurfe spricht, ist etwas so echt Römisches, wie ich es noch an keinem anderen Orte beobachtete. Gewiß! wenn irgendwie die Theorie von dem „Gedächtnisse der Materie" ihre Richtigkeit hat, und sie hat sich ja allerorten, auf Kathedern wie in Lehrbüchern, einen ziemlich behäbigen Raum errungen, so ist dies bei diesen römischen Seminaristen der Fall! Wenn Marcus Tullius Rufidius, der Augur, oder wenn Julius Cicer, aus dem Geschlechte der Varros, der dem heiligen Kollegium der Flamines angehörte, die Treppen zum Kapitol hinanstiegen, warf ihre Toga keine anderen Falten, als das Karbonarimäntelchen meiner Seminaristen. Das war Alles voll unsagbarer Natur und Natürlichkeit, der kein Schneider zu Hülfe gekommen. Das war der römische Augur! Das war der römische Flamen!

Eines Tages, es war etwa Mitte Februar, war ich wieder hinaufgegangen, und hatte meinen gewöhnlichen Platz auf einer der Bänke nächst der großen Steinbalustrade eingenommen. Von der Piazza del Popolo herauf, die grade unter mir lag, schallten dumpfe Axt- und Hammerschläge. Man schlug da selbst, in der Nähe des Obelisken mit den Hieroglyphen aus Heliopolis, das Gerüst für die hölzerne Bude auf, die die Polen „Barberi" beherbergen sollte, wenn sie am nächsten Carnevalssonntage von hier aus über den ganzen Corso bis zum Palazzo di Venezia rannten.

Jetzt näherte sich ein Mann meiner Bank, anscheinend zwischen 25 und 30 Jahren stehend und von einer beinahe abschreckenden Magerkeit. Seinem Stande nach ein junger Geistlicher, denn er trug das Gewand des römischen Abbate, das knausweichliche Karbonarimäntelchen um seine schmalen Schultern geschlagen. Nein, nein! Der war aus keinem römischen

Seminar gekommen; Alles an ihm verrieth, daß seine Wieg am Tiberstrande nicht gestanden!

Wird man vielleicht lachen, wenn ich gestehe, daß mi meine Theorie „vom Gedächtnisse der Materie“ zu dieser Schlusse verhalf? Wie ungeschickt, fast eckig saß dieses Män telchen an seinem Leibe! Wie unrömisch sahen die langen, ab gezehrten Arme aus dieser Umhüllung hervor! Von römische Toga auch nicht eine Spur, noch viel weniger von dem Ge haben eines römischen Augurs! Ohne ein Wort des Gruße nahm er auf meiner Bank Platz, und sogleich versenkte er sic in die Lektüre eines Buches, das er mühselig aus einer de Taschen seines unter dem Mantel hervorlugenden Rockes her vorgeholt hatte.

Darüber war eine ziemlich geraume Weile verstrichen. E war Mittag geworden und von den Thürmen der großen Rom schallten die zwölf ehernen Schläge durch die Luft. Darau Glockengeläute in allen Tonarten und Modulationen.

„Störe ich Sie?“ fragte plötzlich mein Gefährte, das blass Antlitz mir zuwendend und sich gleichfalls erhebend.

„Sie sind ein Deutscher?“ fragte ich, indem ich, der Zuge der Neugier folgend, wieder meinen Platz auf der Bar einnahm.

„Ich bin aus Westfalen,“ sagte er. „Woran haben S das erkannt?“

„Ich habe dafür meine eigenen Erkennungszeichen,“ e widerte ich. „Zudem habe ich ja bemerkt, daß das Buch, au welchem Sie lesen, ein deutsches ist.“

„Es ist so,“ meinte er, und damit reichte er mir sein Bu hin. Es waren die „Wanderjahre in Italien“ von Ferdinan Gregorovius.

„Kannten Sie Ihre edle Landsmännin, die Dichteri

Droste-Hülshoff? Sie ist die größte Lyrikerin des deutschen Volkes."

„Ich habe diesen Namen kaum nennen gehört," und dabei wiederholte er mehrmals hintereinander kopfschüttelnd den verehrten Namen.

Ich sagte ihm kurz die Bedeutung dieser merkwürdigen Frau und er folgte mit sichtbarem Interesse meiner flüchtigen literarhistorischen Vorlesung.

Eine feine, fast durchsichtige Röthe lagerte sich über sein blasses, bartloses Gesicht.

„Sie begreifen," sagte er fast stockend, „bei meinen Studien hat man wenig Zeit, sich mit den Gebilden der Poesie zu beschäftigen. Wir sind froh, wenn wir den ungeheuren Stoff, dessen Bewältigung uns unser Stand vorschreibt, nur einigermaßen, fast nur an der Oberfläche bezwingen."

„Die Droste-Hülshoff," sagte ich, „ist eine treue Tochter Ihrer Kirche; und doch würde ich kaum rathen, sie in Rom zu lesen. Sie ist für diese weiche Luft hier zu knorrig westfälisch. Allerdings, da um Paderborn herum, oder in Münster, da muß ihre Lektüre einen gewiß unsagbaren Reiz bieten."

„Ich habe in Münster meine Studien gemacht," sagte er darauf mit einer Zurückhaltung, die ich ihm sehr gerne verzieh. Vielleicht wollte er sagen: Wie kannst du verlangen, daß die Poesie, namentlich wenn sie in weiblicher Gewandung umherzieht, durch die Korridore meines Kreuzganges schlüpfe? Also schwieg auch ich gleich meinem jungen Priester, als hätten wir das miteinander verabredet. Er schien mir dafür Dank zu wissen; wenigstens sagte mir das ein gewisses Aufleuchten seiner Augen, wenn ich es recht deutete.

In seinem eckigen, fahlblassen Antlitze, eckig und ungeschickt, wie der Faltenwurf seines Karbonarimantels, waren

diese Augen das Einzige, was man bedingungslos interessa
nennen konnte. Sie waren von jener konvexen Gestaltun
die allzeit etwas Blödes an sich hat. Bei ihm jedoch besaßen s
wie soll ich es sogleich benennen? etwas Vertrauenerweckende
Anheimelndes, dem man im Leben schon begegnet ist, ohne s
sagen zu können, wo und unter welchen Umständen. Das
oft ein trügerisches Spiel! Zumeist beruht es aber auf ein
richtigen Kombination der Sinne. Ich vermochte nur nic
augenblicklich anzugeben, daß ich in meinem vollen Rechte w
Konnte ich demselben Augenpaare, wie es mich so bekannt z
traulich begrüßte, nicht schon hundert, ja tausendmal begegn
sein? . . .

„Sie haben da übrigens einen vortrefflichen Kenner d
römischen Lebens gewählt," sagte ich. „Es giebt kaum Eine
der Roms Herrlichkeit und Wesen besser und gründlicher v
unseren Augen erstehen läßt, als grade Gregorovius. Er
ein bedeutender Historiker und dabei, wie es jeder Historik
sein soll, ein Poet."

„Ja," gab er mir gedehnt zur Antwort. „Ich verste
mich vielleicht nicht so recht darauf . . . Ich meine nur: m
muß und darf von einem Poeten verlangen, daß er seine
Stoffe gegenüber sein Blut etwas wärmer, rascher und feurig
in den Adern fühle, daß mit einem Worte, wenn er an g
wisse Partien gelangt, dies eine sympathischere Behandlur
voraussetzt, als er ihnen zu Theil werden läßt. Ich finde il
allerdings nicht parteilich, aber von jener Ergriffenheit, d
unmittelbar aus der Seele strömt und auch den Leser mit si
fortreißt, finde ich nur wenig Spuren."

Ich verstand den jungen Priester nur zu gut. Konnte
anders reden auf dem Boden der heiligen Roma? vor sich d
gewaltigen Umrisse der Peterskirche und seitwärts die unsich

en Katakomben mit dem geheimnißvollen Staube so vieler
rhunderte?

„Ich glaube Sie zu verstehen," sagte ich. „Er steht eben
Haus aus auf einem, fast möchte ich behaupten, frostigeren
andpunkte. Gregorovius ist meines Wissens Protestant!"

„Schließt das ein," rief er mit etwas erhöhter Stimme,
in diesem Augenblicke seltsam klang, „daß er bei gewissen
nen und Schilderungen dem Zuge seines Herzens und der
mme des Mitgefühles ein Halt gebiete? Warum grade
em Stoffe und diesen Schilderungen gegenüber? Mußte er
t grade an solchen Stellen, wie ich eben meine, seine Feder
die allerwärmsten Farben tauchen? Was erblicken wir jedoch
egen? Eine kalt erwägende, kalt abmessende Schreibart, die
der größten Gründlichkeit an ihrem Stoffe feilt und glät-
. . . ja, glatt ist die rechte Bezeichnung! Aber dieser
tte fehlt die Entrüstung, fehlt der heilige Zorn! Ich möchte
sagen, es kocht und siedet nichts in diesen Stellen, es geht
s zu archivalisch treu darin vor!"

„Sollte das nicht ein Vorzug dieses Schriftstellers sein?"
erkte ich. „Er bewahrt ihn vor Uebertreibung und Ver-
ung, und darum vor Ungerechtigkeit!"

„Summum jus wird das genannt," entgegnete er, nicht
e einen Anflug mühsam unterdrückten Hohnes; ja, es klang
etwas mehr heraus, etwas Ingrimmiges und Tiefgereiztes,
übrigens an jungen Priestern der neuesten Richtung nicht
befremden brauchte. Wir kennen ihn, diesen Ton, seit vielen
ren! er tritt uns überall in Geberde und Haltung, in
rift und Wort entgegen, während er vor vierzig oder fünfzig
ren noch ziemlich vereinzelt erklang. Die Zunge dieser jungen
iker ist spitz geworden wie ein Pfeil . . wohin er fliegt, ent-
en eiternde Wunden, die nicht heilen wollen . . Es ist eine

seltsame Generation, die da zwischen uns älteren Leuten ir dicht gedrängter Phalanx steht. Erliegt einer von ihnen in aufreibenden Kampfe, flugs sind hunderte bereit, die Stelle des Gefallenen einzunehmen. Und einem aus dieser Phalanx saß ich in diesem Augenblicke auf einer Bank des Monte Pincio gegenüber!

„Uebrigens," fuhr er nach einer Weile fort, „Menschlichkeit und Menschheit mögen zusehen, wie sie mit dem Begriffe des summum jus eben fertig werden. Gewöhnlich wird es ja auch „höchste Objektivität" genannt. Ich hasse dieses Wort! Es verbirgt sich darunter, mehr als man glaubt, vornehmthuende Kaltblütigkeit, die das Höchste erreicht zu haben meint, wenn sie ihre reinen Handschuhe ohne Schmutz zurückzieht! O! über diese Reinlichkeitshelden und ihre weißen Handschuhe! Und dieser dreifach geheiligte Schmutz, dem sie aus dem Wege gehen wie eine putzsüchtige Dirne in weißen Strümpfen! Zum Bewußtsein der summa injuria lassen sie das Gemüth mit ihrer frischgewaschenen Objektivität nicht gelangen. Namentlich bei uns zu Hause nicht."

Hörte ich recht? oder verstand ich ihn schlecht? Solche Worte in dem Munde dieses jugendlichen Geistlichen! Oder sollte ich ihnen, wie es allein richtig schien, den Sinn unterlegen, wie ihn sein Gewand, wie Traditionen und Erziehung ihn voraussetzten? Und doch klang das Alles so voll eigenthümlicher Ergriffenheit . . .

„Gestatten Sie mir wohl eine Frage?" begann ich. „Welche Stellen in dem mitgebrachten Buche sind es, die, wie ich höre und sehe, Ihre Entrüstung in so hohem Grade auf sich gezogen haben? Gregorovius ist allerdings ein liberaler Schriftsteller dabei jedoch maßvoll und, soweit ich ihn kenne, keiner absichtlichen Voreingenommenheit fähig. Sollten wir uns endlich

icht gewöhnen, selbst auf feindseligen Standpunkten das Gute
n unserem Gegner zu schätzen?"

Er warf mir einen beinahe düstern Blick zu. Dann sagte
: rasch:

„Meine Worte gelten auch nicht dem Liberalismus Ihres
chriftstellers. Was ich gegen ihn habe, habe ich Ihnen bereits
ngedeutet. Es ist die eisige Theilnahmslosigkeit, womit er
inen Stoff behandelt, dieses gekünstelte Fernstehen von dem
Martyrium einer Stammesgenossenschaft, die er in ihrem Grund-
esen gar nicht versteht . . . die er nie verstehen wird."

Dabei nestelte er etwas ungeduldig an seinem Karbonari,
ls wollte er mir zu verstehen geben: „Ergänze dir das Uebrige.
ch habe genug geredet!"

„Und doch muß ich bitten, sich deutlicher zu erklären! viel-
eicht gelingt es uns denn doch, einen Einigungspunkt zu finden,"
agte ich.

Ohne ein weiteres Wort reichte er mir das aufgeschlagene
Buch, von welchem soeben die Rede war, und indem er
nit dem Finger auf die Ueberschrift eines der Kapitel deutete,
onnte ich rasch lesen: „Der Ghetto und die Juden in Rom."

. . . „Ist es das?" fragte ich erstaunt.

Er nickte blos mit dem Kopfe. Sein Antlitz trug noch
mmer denselben düstern Charakter; es war beinahe finster an-
uschauen.

Der junge Priester ward mir immer unverständlicher. Er
atte das Buch wieder an sich genommen, und da er mein
Befremden über seine Redeweise bemerkt haben mochte, sagte
r, sich etwas von mir abwendend:

„Lassen wir das, mein Herr! Ohnehin geht mir ein Spruch
us diesem Kapitel durch den Kopf . . ich kann den eigentlichen
Sinn noch nicht ergründen . . . „Confirmamus, sed non con-

sentimus.“ Verstehen Sie das? Wenn nämlich ein neuer Papst bei seinem Einzuge in die ewige Roma an die Pforten des Ghettos kam, trat ihm dort einer der Aeltesten mit den Pergamentrollen des Pentateuch entgegen und reichte sie ihm zum Kusse. Darauf küßte der heilige Vater das Pergament und indem er es dem knieenden Juden wieder zurückstellte, sagte er dabei: „Wir billigen dieses Euer Gesetz und wir bestätigen es; aber wir stimmen nicht zu;“ — verstehen Sie das? Auf der einen Seite verkündet der Papst in der feierlichsten Weise und an dem feierlichsten Orte, den es auf der Erde geben mag — denn über dieselbe Stelle, worüber in diesem Augenblicke sein weißer Zelter schritt, waren vielleicht die Apostelfürsten einst geschritten, als man sie zum Tode führte unter dem Hohngeschrei des römischen Pöbels — hier verkündet er also, daß das Höchste und Heiligste, was dieser vor ihm knieende Hebräer besitzt, auch für ihn ein Höchstes und Heiligstes ist; daß er es als bindend für ihn selbst anerkennt, — und auf der anderen Seite, in dem nämlichen Athemzuge, spricht er zugleich sein schreckliches Anathem aus! Kann man segnen und fluchen zu gleicher Zeit? Jemanden aus dem tiefsten Staube erheben, indem man ihn ehrt . . und dem so hoch Erhobenen und Geehrten zur selben Zeit den Fuß auf den Nacken setzen? Begreifen Sie diesen Widerspruch? Und doch kann es nach unserer Lehre keinen Widerspruch, keinen klaffenden Riß, keine noch so kleine Spalte in der Auslegung geben, die sein heiliger Mund verkündet. Confirmamus, sed non consentimus!“

Plötzlich hielt er inne! War es, daß er fühlte, er habe einem Fremden gegenüber zu viel von dem Vorhange gelüftet, der seine Bedenken bisher im Banne des Schweigens gelassen hatte? Plötzlich, wie gesagt, mochte er die nöthige Selbstbeherrschung wieder gefunden haben! Niemals auch werde ich

ie seltsame Melancholie vergessen, die dabei um seine Augen nd Lippen saß. Mit einem gewaltigen Rucke schob er sich ann seine Manteltoga zurecht und es schien, als rüstete er sich um Fortgehen.

„Sie gehen bereits?" fragte ich ihn.

„Ja," entgegnete er und mit gesenkten Blicken, „meine Zeit ist um! Morgen verlasse ich mit meinem Bischofe die eilige Stadt, um wieder nach Deutschland zurückzukehren. Da wollte ich denn noch einmal von hier aus das Alles, was ich in Einem Blicke gewissermaßen einrahmen läßt, überschauen. In die Fontana Trevi habe ich aber meinen Obolus nicht geworfen! Ich möchte Rom nicht wieder sehen!"

Dabei lüftete er, leicht grüßend, seinen Dreispitz, und verließ mich. Ich sah ihm noch lange nach, wie er unbeholfen nd eckig, das Haupt etwas gebeugt, die terrassirten Abhänge inabschritt, die zur Piazza del Popolo führen. Zuweilen erwartete ich, er werde noch einmal stehen bleiben, sich umdrehen, ein Blick vielleicht noch einmal mich suchen! Aber er schritt naufhaltsam weiter. Endlich verschwand er meinen Augen.

War die Gestalt des jungen Priesters nicht ganz danach ngethan, um sie nicht sobald aus den Gedanken zu verlieren? So drängte sie sich denn während des Tages wiederholt mir uf, ja mehr, als ich eigentlich wollte. Und sie kam immer ieder mit demselben melancholisch düstern Ausdrucke, mit elchem sie von mir geschieden, und die übermäßig hagere Figur in ihrem unrömischen Mäntelchen wollte von mir nicht cheiden. Sie hatte mich offenbar in einer sehr peinlichen Situation zurückgelassen, und grade in dem Augenblicke, als ielleicht das Räthsel, das er mir zum Auflösen gegeben, seiner Klarheit entgegenging, war er für immer entschwunden.

„Confirmamus, sed non consentimus!"

War das auch die Lösung seines Lebensräthsels? . . .

Je mehr ich über ihn nachdachte, desto mehr gerieth ich in Verwirruug. Und das ging zuletzt so weit, daß ich — ich erinnere mich, es war spät in der Nacht — ernstlich in Erwägung zog, ob die Begegnung mit dem jungen Kleriker wirklich auf Wahrheit beruhte, ob sie in der That nicht zu jenen Wahngebilden gehörte, an denen man zuweilen leidet, besonders wenn man sich des problematischen Vorzuges erfreut, von etwas widerspenstigen Nerven heimgesucht zu werden.

Am anderen Tage saß ich wie gewöhnlich auf meiner Bank auf dem Monte Pincio, vor mir meine geliebte Pinie in der durchsichtig klaren Luft eines römischen Februarmorgens. Wieder war jenes unsagbare Meditiren und Sinnen über mich gekommen, dem man in Rom leichter verfällt, als anderswo! Die Seele spielt dann gleichsam auf einem tausendtastigen Klaviere; aber kein Ton, keine Melodie gelangt zu rechter Klarheit. Das Größte, wie das Unbedeutendste, Roms Vergangenheit, wie die grüne Pinie dort auf dem Monte Mario, Imperatorenwahnsinn und Prätorianergräuel und hier das Kind der deutschen Bonne, das seinem Holzreif nachläuft . . ., All das liegt mit einander im Widerstreite und löst sich doch in holder Harmonie auf — in süßem Gedankenmüßiggang, in capuanischer Schwelgerei!

Ob ich dabei auch seiner dachte?

Mit einem Male stand er wieder, als hätte ich ihn mittelst des Buches „von Nostrodamus eigner Hand" hierher beschworen, vor mir. Er war von rückwärts, von der französischen Malerakademie hergekommen, so daß ich sein Nahen nicht bemerken konnte. Er rief sogleich:

„Unsere Abreise ist wieder verschoben worden . . . vielleicht auf unbestimmte Zeit. Schlimme Nachricht aus Deutsch-

land! Es scheint, der gewaltige Mann in Berlin hat die Formel für unsere Wiederkehr noch nicht zu finden gewußt, so wenig, wie wir. Es stand bereits Alles gut. Ich hätte also jedenfalls meinen Obolus an die Fontana Trevi zu früh abgegeben?"

Dabei, indem er ohne alle Befangenheit neben mir auf der Bank sich zurecht rückte, warf er mir spielend die Bemerkung hin, er gehöre zur Gefolgschaft des deutschen Bischofs M., der, wie ich wisse, durch die preußischen Maigesetze seine Diöcöse verloren und nun seit Jahren im Exile hier weile. Diese Art, um mich, den er erst seit gestern kannte, mit seinen Verhältnissen vertraut zu machen, war nicht ohne eine gewisse Feinheit, die ich ihm nicht zugemuthet hätte. „Roma loquitur," dachte ich, „er steht allerdings nur in den Vorhöfen der genialsten Diplomatie, die die Welt kennt; aber er hat doch bereits seine Schule gemacht, dieser eckige, unbeholfene Deutsche."

Ich weiß nicht mehr, was ich ihm weiter sagte, aber an einer gewissen Wärme meines Tones mochte er mir angemerkt haben, wie sehr es mich freue, daß sein erster Weg nach unserem gestrigen Abschiede ihn wieder auf den Monte Pincio geführt hatte. Er war viel freier und unbefangener als gestern, so ungefähr, als hätten wir Beide die Bank, darauf wir saßen, seit längerer Zeit gepachtet gehabt und seien gewillt, ihren Besitz keinem Dritten zu gönnen.

So kam es, daß eine ziemlich geraume Weile verstrich, ohne daß wir etwas Anderes als höchst gewöhnlichen Gesprächsstoff verarbeiteten, wie er unter Fremden, die irgend ein Zufall in Rom in nähere Berührung bringt, Sitte und Brauch zu sein pflegt: vom Wetter, von den Tücken der Malaria und anderen Dingen mehr. Zuletzt machte ich ihn mit meinem alten Lieblinge, der Pinie auf dem Monte Mario bekannt und

begehrte, daß auch er sie in sein Herz einschließe und in sein Gebet, daß sie weiter gedeihe und grüne. Er dagegen oblag wieder einer anderen Leidenschaft. Er hatte draußen an der Appischen Straße, nicht weit von den Katakomben von San Sebastiano, einen halb in der Erde steckenden Sarkophag entdeckt, an welchem einige Skulpturen ihm das Merkwürdigste schienen. Hörte ich ihn recht, so bestanden sie in sehr sorgfältig gearbeiteten Weinreben, womit das Ganze bedeckt war, während an den vier Ecken und auch auf dem Grabdeckel eine Art von siebenzackiger Lampe zu sehen war, die ihn lebhaft an die des Titusbogens gemahnt hatten. Das Ganze sei aber gräulich zerstört und kaum zu erkennen; ihn ziehe aber dieses verwitterte Denkmal, das unstreitig in das erste Jahrhundert christlicher Zeitrechnung zu setzen sei, mit unwiderstehlicher Gewalt an. Die Weinreben darauf seien noch ziemlich deutlich ausgeprägt; schwer allerdings sei die Frage der siebenzackigen Lampen zu entscheiden. Er würde sich aber, allen Archäologen der Welt zum Trotze, dafür aussprechen. Neulich sei er bei Mondschein hinausgegangen und nun sei er seiner Sache vollkommen sicher. Im Mondschein nämlich trete Alles viel klarer und bestimmter hervor, und selbst das Verwittertste nehme Form und Gestalt an. Kein Zweifel! Es sei die siebenzackige Lampe des salomonischen Tempels! Er täusche sich nicht.

Seltsam! daß ich auch diesen Gesprächsstoff wie auf leisen Sohlen an mir vorüberhuschen ließ. Auch er schien dabei nicht verweilen zu wollen. Im Grunde war es ein etwas verrätherisches Spiel, was ich da mit ihm trieb, und er durchschaute es nicht. Indem ich den jungen Priester seine eigene Fährte verfolgen ließ, ohne daß ich mich ihm zum Begleiter aufdrängte, mußte er nicht endlich zu einer Stelle gelangen, die ihm gleichsam die Umkehr abschnitt? Dort angekommen,

mußte er mir so Manches über sein Wesen offenbaren, das er nur gelüftet zu haben schien, um mich noch mehr zu verwirren.

Plötzlich war er von einem neuen Gedanken erfaßt.

„Hören Sie die Schläge der Axt und das Rasseln der Hobeleisen von da unten?" rief er. Mechanisch hatte er dabei meine Hand erfaßt. „Morgen um dieselbe Stunde wird das römische Volk bereit sein, sich sein altgewohntes Schauspiel mit den „Barberi" zu geben. Ich weiß nicht, ob diese Rosse mit ihrem an heißafrikanische Abkunft gemahnenden Namen einer edlen oder unedlen Rasse angehören! Was liegt auch daran? Sie werden rennen! Eines von ihnen wird den ersten Preis erringen! Denn auch die spitzen, in ihre Weichen eindringenden Nadelpeitschen sind bereit, um sie zu wahnsinnigem Laufe zu begeistern, bis sie dort am Palazzo di Venezia ihr glorioses Ziel erreichen. Alles ist hierfür bereit: Musikbanden, Gendarmen, römischer Adel auf den blumen- und teppichgeschmückten Balkonen, römisches Volk auf der Straße! Ihre Kehlen sind gestimmt, der Corso kann auf das gegebene Zeichen beginnen! Ich begrüße dich, Volk der Quiriten! Dein Arrangement ist vortrefflich gelungen! Ist es nicht, als ob dich ein Theil jener Stimmung überkommen hätte, mit der du damals Neros „lebendige Fackeln" im Amphitheater brennen sahest? Damals waren es mit Pech und Theer überkleidete „Nazarener," morgen ist es die elende Thiernatur, nadelgepeitscht, von Hohngeschrei bis zum Wahnwitz aufgestachelt, zusammenbrechend, und dann verendend in conspectu Senatus populique romani?"

„Es ist auch ein Schauspiel für die Fremden geworden," versuchte ich zu scherzen. Mir erschien, offen gestanden, seine Ergriffenheit etwas pathetisch!

„Haben Sie ihm einmal schon angewohnt?“ fragte er mich ziemlich kühl.

„Ich werde es morgen zum ersten Male in meinem Leben bewundern!“

Er blickte vor sich hin, als hätte er meine Antwort überhört. Nach einer Pause sagte er:

„Sie haben Recht. Warum soll der Mensch und namentlich ein Deutscher es versäumen, diesem seltsamsten aller Schauspiele beizuwohnen? Zu Hause in unseren Wäldern bietet sich ja doch nichts Aehnliches!“

Ein feiner Spott machte sich dabei um seine Mundwinkel geltend. Er blieb aber daselbst nicht haften, wie denn überhaupt ein gewisser „blasser Ernst“ die seinem Wesen angeborene Farbe zu sein schien.

„Halten Sie etwas vom sogenannten „zweiten Gesichte?“ fragte er plötzlich.

„Je nachdem,“ sagte ich zögernd.

„Für mich ist es unbestritten!“ rief er. „In gewissem Sinne,“ setzte er sogleich hinzu, „das ist selbstverständlich .. Es giebt auch ein rückgewandtes zweites Gesicht. Aber so oft ich während des Carnevals auf einem der Balkone am Corso saß, rings um mich das Tosen und Toben der schaulustigen Menge, das frenetische Jauchzen, das Trompetengeschmetter übertönend — und nun kamen die Barberi mitten durch die lebendige Menschenmauer, die sie von beiden Seiten einfaßte wie der Hölle entsprungene Unholde vorübergerast, Schaum vor den Lefzen, rieselndes Blut an den Weichen ihrer Leiber .. Dann überfiel mich dieses zweite Gesicht! Sobald sie an mir vorüber, sah ich dann, wie ihnen lange bleiche Schatten über den ganzen Corso nachglitten, eine ungezählte, nicht endend

Schaar todtblasser Gespenster ... Schaum an den Lippen, und um die Hüften blutgetränkte Tücher gebunden ..."

„Um Gottes Willen," rief ich, „halten Sie ein, Ihr zweites Gesicht ist zu furchtbar."

„Nicht wahr?" lächelte er trotz seines düstern Ernstes. „Und doch waren es nur die Schatten jenes „verachteten Volkes der Hebräer," wie es Ihr Gregorovius regelmäßig nennt, die da an mir vorübergezogen in unabsehbaren, ungezählten Schaaren, die sich gar nicht schließen wollten. Schatten auf Schatten! Blutmal auf Blutmal! Endlose Jahrhunderte, in ein paar Minuten an dem Zeiger meiner Uhr zusammengedrängt, dauert dieser Zug! Denn noch im Jahre 1667 heißt es in meinem Buche nach einem zeitgenössischen Berichte: daß die Juden nackt und nur mit einer Binde um die Lenden laufen mußten, und zwar: zuerst rennen die Esel, dann die Hebräer, hierauf die Büffel, schließlich die Berberpferde ...."

„Aber übersah Ihr zweites Gesicht dabei, daß dann menschenwürdige Zeiten wiederkamen, und daß dieses Volk der Hebräer sich seitdem mit Stolz einen Bürger des freien Italiens nennt?"

Er sah mich starr, gewissermaßen hochverwundert an.

„Confirmamus, sed non consentimus!" murmelte er zwischen den Zähnen.

Ich horchte auf.

„Meinen Sie nicht," erlaubte ich mir zu bemerken, „daß sich dieser Spruch, diese Maxime, wenn Sie so wollen, nur auf rein dogmatische Differenzen bezieht? Hätten sonst die Päpste, die ihnen bei ihrem Einzuge von den Hebräern dargereichte heilige Bibel so andächtig geküßt? Was wollte diese Ceremonie anders besagen, als ..."

„Als," unterbrach er mich hastig, „Folgendes: Wir an-

erkennen, daß die Psalmen und Klagelieder, die wir in unserer Kirchen singen, auf Eueren Harfen gesungen wurden! Wir anerkennen, daß die Stoffe, die unsere größten Maler und Bildhauer begeistert haben, Euer Eigenthum sind. Wir anerkennen, und bestätigen, daß ein großer Theil unseres Rituals, vielleicht sogar unsere Prozessionen, Euch entlehnt ist! Wir billigen und bestätigen das Alles, gewissermaßen als mütterliche Rechte! Und doch: Non consentimus? Dieser Ausspruch ist mir seit jeher ein Unlösbares, Unfindbares! Ich kann darüber nicht hinaus. Sind meine Sinne nur geschlossen, und die Wahrheit liegt nicht auf meinem Pfade?"

Die letzten Worte hatte er mehr wie einen Monolog gesprochen. Vielleicht wußte er selbst nicht, daß er mich als Zeugen seines innersten Gedankenprozesses zugegen hatte.

In diesem Augenblicke machte er mir wenigstens diesen Eindruck; dieses Aussprechen und Offenbaren seines geheimsten Meditirens war ein Elementares, vor meinen Augen Werdendes, und ich hütete mich daher wohl, mit einer plumpen Frage in dieses seelische Räderwerk einzugreifen.

Er fuhr nach einer Weile fort:

„In diesem ganzen Thun beunruhigt und ängstigt mich Eines, und das eben ist die Hauptsache! Wenn dem non consentimus der Tiara die höchste Wahrheit zu Grunde liegt, woran ich ja glaube mit allen Fibern meiner Seele, warum kleidete sie sie in das Gewand des Unmenschlichen? Warum entkleidete sie sie der gewöhnlichen Milde und Schonung? Warum trat sie der Mutter mit der Rücksichtslosigkeit eines harten Gebieters statt mit der Güte eines Sohnes entgegen, der die Schwächen einer Mutter kennt? Warum gab sie ihre Blößen aller Welt preis, indem sie auf den öffentlichen Markt

sie stieß, sie verhöhnen und blutrünstig schlagen ließ, die sie doch ehren, ja bewundern sollte? . . ."

„Nun verstehe ich Sie!" sagte ich leise. Er aber achtete meiner Worte nicht; er schien sie kaum gehört zu haben.

„Sehen Sie, mein Herr!" sagte er, seine Stimme, die bis dahin voll und kräftig getönt hatte, gleichfalls zu einem halblauten Flüstern herabdämpfend. „Wenn Sie dem Laufe des Tiberstromes, wie er da unten an der Ripetta, die Sie von hier aus gewahren können, vorübereilt, aufwärts nachgehen, so kommen Sie endlich in eine Gegend, die seit Jahrhunderten den Namen des römischen Ghettos führt. Gewiß kennen Sie sie von einer Ihrer Wanderungen durch die Stadt her, und ich habe daher nicht nöthig, Sie mit ihr vertraut zu machen. Jeder Fremde kennt sie. Wenn er die Peterskirche und den Apoll vom Belvedere gesehen hat, eilt er hastigen Schrittes — zum Ghetto! Es ist das so Sitte und Brauch seit unvordenklicher Zeit. Erst die glorioseste Schönheit, die entzückendste Augenweide .... und dann das abschreckende, widerwärtige Elend. So will es der Reisesport."

Wieder hielt er inne. Die Axtschläge der Zimmerleute drunten auf der Piazza del Popolo hatten in diesem Augenblicke aufgehört, und es war eine Stille eingetreten, daß ich die Herzschläge des jungen Priesters zu vernehmen meinte.

„Sprach ich Ihnen nicht soeben von dem zweiten Gesicht, das mich zuweilen befällt, oder wie Sie es nennen wollen?" erhob sich wieder seine Stimme, zwar noch flüsternd, aber doch merklich lauter. Er hatte dabei seinen Dreispitz neben sich auf die Bank gelegt, sein kurz geschnittenes Haar, auf welchem die Tonsur sichtbar, entblößend. „Ich hatte noch ein zweites Gesicht. Wann? Ich weiß es selbst nicht. Vielleicht war es erst gestern, vielleicht vor drei Jahren. Aber ich sah, was unter

Paul IV. geschah, jenem finsterblickenden Mönche unter den Päpsten, der das: Confirmamus sed non consentimus in seiner äußersten Härte — auslegte."

„Warum verweilte Ihr zweites Gesicht grade bei dem Caraffa?"

„Weiß ich's?" sagte er fast unwillig. Vermuthlich war ihm meine Störung höchst unwillkommen. Dann nahm sein Antlitz wieder jenen geheimnißvoll brütenden Ausdruck an, den ich nicht anders bezeichnen kann, als daß ich ihn gradezu verzückt nenne.

„Es war eines Abends," begann er wieder, „so um die Carnevalszeit herum. Auf der Piazza del Popolo hämmerte es und erschollen die Axtschläge, denn sie mußten fleißig nach dem Werke sehen, wenn das Gerüste für die Cavalli übermorgen fertig dastehen sollte. Es war der Abend eines Freitags. Da es mir am Corso zu lärmend war, verlor ich mich in die seitwärts liegenden, zum Flusse führenden Nebengassen. So war ich an dem Porticus der Octavia vorüber, da wo die Pescaria an jedem Fasttage ihren ekelhaften Inhalt von Tausenden Fischen ausbreitet, zu jenem Platze gekommen, der im Munde des Volkes die Piazza del Pianto (Platz des Weinens) heißt . . . ich weiß nicht, ob von der nahen Kirche, die sich dort befindet, oder, was wahrscheinlicher, von den vielen Thränen her, die dort seit Jahrhunderten geweint worden sind. Auch die römische Hauptsynagoge steht daselbst . . . . Ich sah, daß soeben der Gottesdienst des Abends zu Ende gegangen war; haufenweise strömten die Beter zu den hellerleuchteten Pforten heraus. Namentlich zog eine Gruppe unter ihnen meine Blicke auf sich, die aus drei Personen bestand. Die Eine war eine hochgewachsene, schon dem Greisenalter sich nähernde Gestalt. Die zwei Anderen waren noch Knaben: herrliche, in vollster

Lebensblüthe stehende Söhne des alten Vaters. Er schritt in der Mitte, die Knaben ihm zur Seite. Alle Drei waren sie in prachtvoll seidene Röcke gekleidet, nach spanischer Mode, wie man sie damals trug, so daß man sie für römische Edelleute hätte halten können. Aber von ihren Baretten leuchtete das schreckliche „gelbe Rad" durch die Nacht. Wehe ihnen, wenn sie es bei Seite legten. Die römische Wölfin verlangte das schändende Unterscheidungszeichen unerbittlich, streng, gewaltthätig. Der Wölfin gelüstete es aber noch nach Anderem! Sie werden es sehen!"

„In der „Fiumara," in einem jener dem Tiberstrome zumeist ausgesetzten Häuser, deren Fundamente jahraus, jahrein von den Fluthen des schlammigen Flußwassers bespült sind — an den glitschigen, von Schmutz, Dunkelheit und übeln Dünsten triefenden Treppen scheint das Elend einer ganzen Welt zu hangen —, machen die Drei Halt und verschwinden in dem Thoreingange. Mein zweites Gesicht folgt ihnen ... ich trete mit ihnen ein, Niemand wehrt mir den Eintritt ... Wer hätte diesem gemauerten Kehrichthaufen von außen es angesehen, welche Fülle von Glanz und Pracht sein Inneres bergen kann? Da leuchtet und funkelt es überall von goldenen und silbernen Gefäßen und Brokatstoffen; auf den Tischen prangen kostbare Decken, überall, wohin das Auge fällt, quillt es von jahrhundertaltem Reichthume, darunter so manches Stück, das vielleicht zu den Beuteantheilen eines vandalischen Soldaten gehörte, entgegen. Denn nicht umsonst heißt es im Munde des römischen Volkes, „der alte Abramo auf der Fiumara, der seine Geldbude auf dem Ponte Sisto hat, könne die Tiara des Papstes aufkaufen, würde sie ihm zum Kaufe angeboten." Ja! wenn der zehnte ewig geldbedürftige Leo noch lebte! Aber der düstere Caraffa, der asketische Kapuziner aus

Neapel setzt Todesstrafe auf den Ankauf von der heiligen Kirche gehörigen Besitzthümern . . ."

„Nachdem der alte Abramo sich zu Tische gesetzt, den Wein und die weißen Brote gesegnet, und zuerst seiner Frau, dann den beiden Knaben ihren Antheil gegeben hat, werden in kostbaren Gefäßen die Speisen herbeigebracht. Doch er merkt bald, daß seine Gattin keine der Speisen berührt. Was das bedeute? Da bricht sie in bitterliches Weinen aus und lächelt doch zwischen ihren Thränen. Erschrocken neigt er sich zu ihr hinüber, um ihren Puls zu befühlen, denn er hat noch von seinem Vater her, der den zehnten Leo ärztlich berathen hat, Kenntnisse in der Behandlung des kranken Leibes. „Abramo!" sagt sie endlich auf heftigeres Andringen, „ich habe ja gar nicht gewußt, daß du dich wie ein vornehmer Principe zu den Volksbelustigungen des Carnevals laden läßt? Und dein Weib soll allein auf der Fiumara zurückbleiben?" Er sieht sie verwundert an. „Buona!" sagt er, „wie sprichst du doch?" Da zieht sie aus ihrem Busentuche einen Pergamentstreifen hervor, wirft ihn auf den Tisch und ruft mit gellender Stimme: „Da lies, Abramo! wie du eingeladen bist." Abramo liest den Zettel, der mit dem rothen Siegel des Sindaco von Rom versehen ist und dann . . . wirft er ihn schaudernd von sich. „Was hast du, Vater?" schreien angstvoll die Knaben und schmiegen sich an ihn, als wollten sie ihn mit ihren Leibern vor jeder Gefahr schützen. Sprachlos deutet er auf den Zettel. Darauf steht geschrieben: „Der Sindaco gebiete und ordne an, am nächsten Carnevalsdienstage habe Abramo, der Hebräer, mit den anderen Muli und Barberi zur Belustigung des römischen Volkes sich am Rennen zu betheiligen, bei Strafe der Galeerenkette oder anderer Leibesstrafe, wie dies in den päpstlichen Mandaten verzeichnet ist . . ." Sie suchen ihn zu trösten, auf-

zurichten; sie weinen mit ihm, weil dies das Einzige ist, was für sie aus jenem Zettel nicht verboten wird. Nicht umsonst heißt die Kirche, die man ihnen an den Eingang des Ghettos hingebaut hat, nicht umsonst heißt sie: Maria del Pianto!"

So still war es um uns in diesem Augenblicke geworden, als wäre dies seit mehr als zweitausend Jahren unheimlich gährende Rom ein stilles, friedliches Meer, blitzend in Sonnenschein und ewigem Frieden, und wir säßen am einsamen Strande und spielten mit glitzernden Kieselsteinen.

„Am anderen Tage schleichen die zwei Knaben Abramos heimlich, ohne daß es Jemand merkte, aus dem väterlichen Hause fort. Sie schlagen den Weg zum Palaste des päpstlichen Datars ein. Dort angekommen werden sie von den Hellebardieren, die sie an dem schrecklichen gelben Rade auf ihren Baretten erkannten, zurückgestoßen; aber auf ihr furchtbares Weherufen kommt endlich der Datar selbst herbei. Sie umschlingen seine Knie, sie rufen seine Barmherzigkeit für den alten Vater an; sie verlangen, daß er sie, die starken, kräftigen Knaben, für ihn — rennen lasse am Carnevalsdienstage! „Sie seien noch zu schwach," wird ihnen entgegnet, „vielleicht später" . . . Da rufen sie ihm ein Wort entgegen . . . in der Stille der Nacht und des Jammers haben sie es miteinander verabredet, es ist das Aeußerste, was sie bieten können, die armen blühenden Knaben Abramos! Sie wollen die Taufe annehmen, wenn man ihnen dafür den Vater freigebe. „Das ist ein Glück für Euch und Euere künftige Seligkeit," wird ihnen gesagt, „und wir nehmen Euch beim Worte! Aber dem Vater kann es nicht zu Statten kommen. Abramo muß am Carnevalsdienstage rennen! An dem Beschlusse kann nichts geändert werden. Ja! wenn Abramo selbst käme und vor dem

Datar die bündige Erklärung gäbe, er wolle dasselbe thun, wozu sich die Knaben soeben bekannt hätten . . ."

„Der Vater ein Convertit?"

„Damit ist das Schicksal Abramos beschlossen und besiegelt. Abramo wird an dem Carnevalsdienstage rennen mit den anderen Muli und Barberi . . . Sie schleichen wieder nach dem väterlichen Hause auf der Fiumara zurück. Abramos Schicksal ist unabwendbar! Eher läßt er sich an die Galeere schmieden, die draußen im Porto d'Anzio liegt!"

In diesem Momente schallen von der Piazza del Popolo neue Axtschläge und in verstärktem Maße zu uns herauf. Es geht ein krampfhaftes Zucken durch das ganze Wesen meines jungen Priesters.

Geht sein zweites Gesicht noch nicht zu Ende?

„Grade, wie unter dem vierten Paul!" kam es halblaut über seine Lippen. „Wie wenig sich das Alles ändert im Laufe von Jahrhunderten! Welche Unbewegtheit, welche Starrheit in dem steinernen Antlitze der Geschichte! Höchstens sind es einige Falten und Runzeln, die dort verschwinden! im Uebrigen bleibt es beim Nein . . . Podesta und Gemeinderath werden morgen den nämlichen Platz einnehmen, auf welchem einst ihre Vorgänger, die Conservatoren der Stadt Rom, im Namen des römischen Volkes dessen Carnevalsbelustigungen leiteten. Sie sitzen auf purpurgeschmückter Estrade, Männer mit Hellebarden zur Seite, die dem Andrang wehren. Trompetengeschmetter! Der Conservator giebt mit der Hand das Zeichen. Nun vorwärts, ihr Muli, ihr Stiere, dann ihr Hebräer und endlich ihr Barberi. Vorwärts! Ihr Renner! Vorwärts, ihr Komödianten und Possenreißer der hohen und niederen Plebs! Vorwärts!"

„Und was kündet ferner Ihr zweites Gesicht?“ fragte ich ihn nach einer Weile, während welcher er erschöpft schwieg.

„Es kündet nichts Anderes,“ sagte er tief aufathmend, „als einen wirr lebendigen Knäuel von Mensch und Thier. Das „Programm,“ wie sie heute sagen würden, entwickelt sich in der vorgeschriebenen Ordnung. Richtig! Zuerst die Muli mit ihren pechschwarzen, von rothseidenen Bändern durchflochtenen Mähnen, gleich Pfeilen losgeschnellt; im Sonnenschein, der den ganzen Platz überfluthet, funkeln ihre kleinen Hufe. Es sind nur wenige Augenblicke, seit sie losgelassen, und schon verkündet wüstes, furioses Geschrei von dem venetianischen Palaste her, daß sie ihr Ziel erreicht. Nun heran, ihr Büffel aus der Campagna, gewohnt euere ungeschlachten Leiber in dem Sumpfgewässer der Maremma zu baden! Erst blicken sie scheu, zögernd um sich herum, dann aber, unter den Spottreden der aufgestellten Treiber, die ihren Weichen mit eisenbeschlagenen Spitzen zu Hülfe kommen, beginnt es in den kleinen tückischen Augen von Mordlust zu blitzen . . . Die ganze plumpe Masse ist ein Wetterleuchten geworden. Die Damen auf den Balkonen klatschen in ihre zierlichen Hände, die lebendige Menschenmauer, wie von einem Erdbeben geschüttelt, geräth in zuckende Bewegung. Die Hörner, die Trompeten und Pauken schallen immer lauter, immer schrecklicher. „Da seht, was diese kleinen Maulesel vermocht haben, die doch nur Bastarde sind . ., und ihr Sumpfbader aus der Maremma wollt euch unter ihre Hufe beugen? Pfui und Schande über euch . . . . über diese feisten Müßiggänger, die zu nichts da sind, als schmutziges Maremmenwasser zu saufen!“ Da geräth Leben und Vernunft in die Creatur! Wie stürmen sie vorwärts, wie brüllen die zu Boden gerissenen! wie wälzt sich das fort, das Pflaster des Corso mit den Schweifen peitschend. „Der plumpe Büffel

hat gesiegt über das leichtfüßige Maulthier! Der Bastard ist unterlegen! Spott und Schande über euch. Es giebt doch keinen Verlaß, als auf diesen Büffel der Campagna! . . ."

„Zum dritten kommen die eigentlichen Schauspieler des römischen Volkes, dieses von Wolfsmilch gesäugten Quiritenplebs! „Gli Ebrei! Gli Ebrei!" Nehmt sie nicht so tragisch! Ihre Sprünge und Bewegungen sind von unbesieglicher Komik! Sie alle, wie sie zum Dauerlauf auf der schrecklichen Rennbahn sich anschicken, die von der obeliskengeschmückten Piazza del Popolo bis zum venetianischen Gesandtenpalaste sich hinzieht, sind bis auf das Tuch, das ihre Hüften bedeckt, unbekleidet; auf dem Barett, das man ihnen zum Schutze wider die Sonne barmherzig gelassen, glänzt das gelbe Rad des Tuchlappens. Es sind nicht mehr als zehn, weil zehn zur Vollständigkeit eines Gottesdienstes bei den Hebräern gehören . . . Abramo ist unter ihnen . . . . Er ist der Letzte. „Wirst du heute dein Bein springen lassen, Abramo, wie du draußen in deiner Bude auf dem Ponte Sisto die erwucherten Goldstücke springen läßt?" Und „Abramo! Wie feist glänzt dein Angesicht! Schneide nicht so entsetzliche Grimassen, Abramo! Lustig, lustig Abramo!"

„Er ist ein schwer beleibter Mann von kurzem Athem! er kann es den anderen Dünnen und Mageren nicht nachthun, wahrhaftig! er vermag es nicht! . . . Immer ist er um gute zehn, ja zwanzig Schritte hinter ihnen zurück. Das wird ihm aber von der lebendigen Menschenmauer gar arg verübelt. „Spute dich, Abramo, spute dich! Hast du denn gar kein Gefühl, wie sie dir zuvorkommen? Spute dich, Abramo! Oder willst du die Peitsche kosten, edler Renner?" So hat er es mühsam bis zur Piazza Colonna gebracht, da wo das Standbild des Marc Aurel auf dem Postament sich erhebt. Schon

innen Ströme von Schweiß über den entblößten Leib hinab, ntermischt mit Blutstropfen, die ihm der Rennlauf in der eißen Sonne erpreßt hat . . ."

„Er muß innehalten, der schwerbeleibte, kurzathmige Mann . . und wenn die römische Wölfin sich verhunderttausendfachte . . er kann nicht weiter! Nimm's nicht so tragisch, alter lbramo! Spute dich! . . . Da trifft ein Peitschenschlag aus ächster Nähe seine nackten Schultern. „Mio padre! mio padre!" ört die Menge mitten aus dem Getöse der Menge eine Knaben- imme und dann noch eine andere hervorgellen, wie sie viel- icht niemals etwas Aehnliches vernommen hat . . . „Nimm's icht so tragisch, alter Abramo! Es sind ja blos deine inder!" . . .

„Er ist in sich zusammengebrochen . . ."

„Endet da Ihr zweites Gesicht?" fragte ich ihn leise.

„Noch nicht!" entgegnete er ebenso; aber so tieftraurig, o voll unaussprechlicher Weichheit, daß ich es niemals vergessen erde. „Noch nicht. In dem Hause auf der Fiumara liegt n einem Lehnstuhle ein kranker Mann. Wo ist all die Pracht nd Herrlichkeit, die noch am jüngsten Freitagabende ihre Gold- rokate, ihre goldenen und silbernen Gefäße hier ausbreitete? Dumpf, kalt und feucht scheinen die Wände ein Wort zu rufen, nd das lautet wie die Kirche, die am Eingange des Ghetto eht: Pianto! pianto. Weib und Kind stehen an dem Kranken- ger. Sie salbt die blutigen Striemen, da wo die Peitsche ingefallen ist, mit Oel und Balsam und anderen Spezereien. Werden die Wunden heilen? Die Knaben aber drücken auf e Stellen des nackten Leibes, die so schrecklich anzuschauen, re frischen Lippen und küssen die Wundmale sowie die armen üße, die von der Piazza del Popolo gerannt waren, bis sie

auf dem Colonnaplatze nicht weiter vermochten, und schluchzen nur die zwei Worte: Padre mio! padre mio! . . .“

Der junge Deutsche hatte sich erhoben und war an die Brüstung der steinernen Balustrade getreten, um sich meinen Blicken zu entziehen. Ich war ihm da wenige Schritte nachgeeilt. Er aber hielt sein Angesicht mir abgewandt.

„Wer sind Sie?“ rief ich, indem ich seine Hand ergriff „Ich muß es wissen . . . Wer sind Sie?“

Nun erst wandte er mir sein volles Antlitz zu; es war erschrecklich bleich.

„Wer ich bin?“ fragte er leise. Dann setzte er zögernd fast unhörbar hinzu: „Im Westfälischen kramte einst ein junger Seminarist in vergilbten Familienpapieren, in italienische Sprache abgefaßt. Er erfuhr daraus, daß Abramo mit seine Knaben nach Deutschland geflüchtet war.“

„Sie sind ein Enkel Abramo's? . . .“

Ohne weiteren Gruß schritt er von dannen; er that aber nur wenige Schritte. Dann kehrte er sich wieder um, und in dem er seinen Dreispitz gegen mich lüftete, rief er, melancholisch lächelnd:

„Confirmamus, sed non consentimus!“

Ich habe ihn nicht wieder auf dem Monte Pincio gesehen

# Die deutsche Gräfin in Ungarn.
## (1856.)

### 1. Sechshundert edle Stimmen.

Die schöne Gräfin hatte nun schon so oft, und immer ver-
ebens, die goldene Lorgnette an die Augen gesetzt, um das
ndliche Ziel der Reise zu erlugen; noch immer wollten die
himmernden Knäufe des Schlosses nicht hervortreten. In
rer Sehnsucht gestaltete sich der Horizont zu einem willen-
gabten Wesen, und ihr zum Trotze dehnte er seine luftigen
reise in immer weitere Fernen aus; sie zürnte ihm, und es
ab Augenblicke, wo sie ernstlich böse ward. Dennoch griffen
e Pferde nie muthiger aus, nie fuhr der Wagen über den
eichen, elastischen Sand der Pußta schneller, nie knallte
außen die Peitsche des Kutschers lustiger und gesprächiger
s grade in solchen Momenten. Hätte die schöne Gräfin nur
ufmerksamer auf die Monologe Peti's, des kräftigen Führers
r Vorspannpferde, mit diesen treuen Thieren gelauscht, sie
äre ruhiger geworden, und die Herbheit ihrer unbefriedigten
Sehnsucht hätte sich gestillt. — Aber die Lorgnette verließ
icht ihre Augen.

„Hej, hej," klang ein solches Thiergespräch draußen auf

dem Vorspannpferde Peti's, der, ein geborener Reiter, mit se
nem Rosse verwachsen schien, „hej, Gelbe, wie schlecht erfüll
du dein Versprechen! Hab' ich dir nicht goldenen Hafer vo
gestreut, schönen goldenen Hafer, wie man ihn im gesegnete
Ungarlande nicht zweimal findet? Sieh nur wie Tatos au
greift! Hat man je was Aehnliches gesehen? Als ob's il
Jemand verrathen hätte, daß Peti, der Szent Andraser Pet
den hochgebornen Herrn Grafen und die hochgeborne Fra
Gräfin fährt. . . Hochgeboren, hochgeboren," wiederholte er meh
mals, und die Peitsche brachte, wie es auch uns niedergestellte
Menschen geschieht, die aristokratische Titulatur in etwas u
zarter Weise an die Ohren der Pferde, „der hochgeborne He
Graf will noch heute sein eheliches Gemahl ins Kastell bringe
. . Hej, du Gelbe, dein Huf sei verflucht, wenn es Peti, de
Szent Andraser nicht gelingt. . . Wenn sie hinaus komm
in das ferne Schwabenland, woher sie kommt, hej, du Gelb
was wird die hochgeborne Frau Gräfin wohl sagen?"

Bei dem Worte „Schwabenland" mußte Peti durch ei
natürliche Ideenverbindung auf ein Lied gerathen, das er ha
pfeifend, halb singend, den Winden der Pußta zum Beste
gab. Es war ein Spottlied, wie es einst zu guter Stun
ein magyarischer Volksdichter gegen die „Schwabenseelen" sein
Landes gedichtet, und die unbefangene Natur Peti's ahnte wo
nicht, daß die Giftpfeile seines Sanges auf ein schwäbisch
Gemüth drin im Wagen treffen konnten. — Aber die Lorgnet
vor den Augen ließ die Gräfin Spott und Sang, Weiden un
Grenzhügel, hie und da eine zerstreut liegende Csarda, do
einen flüchtigen Csikos, der seinen Thieren nachjagte, die gan
Staffage der an eigenthümlichen Reizen so reichen Pußta o
sich vorüber fliegen. Die scharfen Gläser suchten nur eine
Punkt, und . . den fanden sie nicht.

Mit einem Male entfuhr ein Freudenschrei ihren Lippen, e Lorgnette zitterte, krampfhaft an die Augen gedrückt.

„Endlich, endlich," rief sie, „wir sind nicht mehr fern vom iele. Seh' ich dort nicht einen See? schwanken dort nicht Zellen auf und ab? Welch' ein Glück, George, daß du auf inen Gütern so weite Gewässer besitzest, . . wahrhaftig nicht der ische wegen — aber ich liebe einmal, noch von der Heimath r, die Wasserpartieen! In deinem Schlosse, George, giebt es ch einen Punkt, der dem Blicke auf irgend ein Gewässer eine eie Aussicht gestattet? Ich wäre unglücklich. — Sieh nur, eh nur," ging es in erhöhter Stimmung fort, „wie sich dort n kluger Storch ein Schlänglein aus den Fluthen hebt . . guten ppetit, Herr Storch, guten Appetit. Und welch' eine stattliche amilie Herr Storch zu diesem dejeûner à la fourchette um h versammelt hat! — drei, fünf, acht Störche! . . . — O elch' ein Glück, George, daß unser Sitz nicht des Hauptschmuckes raubt ist, einen See, und dazu einen solchen zu besitzen!"

„Einen See? Fanny," rief der Graf neben ihr, „und er sagt dir, daß wir einen See besitzen? — Aber beruhige ch nur, liebes Kind, kommt der Frühling, so kannst du oft e Freude haben, vom Altane des Schlosses aus die ganze egend in einen See verwandelt zu sehen. — Auch die Störche nnen kommen . . ., nur bedauere ich, daß ich mit dem See, n du von hier aus erblickst, dir nicht aufwarten kann, auch cht mit den Störchen, die du bei ihrem Dejeuner überraschtest. Kennst du noch so wenig die Fata Morgana der ungarischen ußten? Was Sie sehen, theure Gräfin, ist nichts als Täuschung, Ihr See ist ein — Luftgebilde, Ihre Störche sind uftgebilde, und sogar das zappelnde Schlänglein im Schnabel Meister Storchs entbehrt jeden Schattens Realität. . ."

„Nur Luftgebilde? nur Täuschung?" wehklagte die Gräfin,

und nur das Schwabenlied Peti's verhinderte, daß der Gra in diesen schmerzlich hervorgebrachten Worten, weniger de Aufschrei unbefriedigter Sehnsucht als vielmehr einen Vorwu zu hören vermeinte.

Gereizt, aber doch mit scherzender Zurückhaltung rief er „Und wer trägt die Schuld daran, theure Fanny, daß du m einer gewissen Bitterkeit die Luftgebilde unserer Pußta in ih wesenloses Nichts aufgehen siehst, als Janos? Konnte er di draußen in deinem Deutschland nicht von den Zaubern de ungarischen Fee Morgana erzählen? Mit ihm rechte, liebe Kind, wenn du enttäuscht, betrogen — deine Lorgnette sinke läßt."

„Janos," unterbrach ihn die Gräfin, und ihre Stimm klang bittend, „Janos ist gänzlich unschuldig, er hat sein Mission treulich erfüllt, er hat mir nach deinem Willen d weiten Pforten der magyarischen Sprache aufgethan und selbst soll es gestehen, ob ich auf der Schwelle stehen geblieben ob ich nicht mit lobenswerther Kühnheit in ihr Inneres ein gedrungen bin. Von Luftgebilden und Täuschungen," setz sie seufzend hinzu, „stand freilich nichts in dem Wörterbuch des Herrn Janos." —

„Herr Janos sollte dich Ungarn kennen lehren; mitte nach Schwaben sollte er als zweiter Aeneas, die Götter un seres Vaterlandes tragen und sie da aufrichten," sprach de Graf. „Welchen andern Zweck hätte seine Reise gehabt? De ist ein schlechter Lehrer, der seinem Schüler nur die Hülse seine Gegenstandes und nicht den vollen inhaltschweren Kern giebt

„Herr Janos that sein Möglichstes," fiel die Gräfin ei „um aus mir eine Magyarin zu machen. Wenn der Zöglin jedoch nichts taugte, trägt er die Schuld hiervon?"

Die Gräfin fühlte nach diesen Worten ihren Arm lei

erührt; ihr Gemahl machte sie aufmerksam, daß die Person, on der sie beide so rücksichtslos sich unterhielten, sich nicht eit von ihnen befand. In der That saß Herr Janos, dessen ehrweise von dem hochgebornen Paare so verschieden beur- eilt wurde, nur auf dem Rücksitze im Wagen; aber nicht die eiseste Spur, daß ihn anging, was hier soeben verhandelt urde, war auf seinem Gesichte zu sehen, und ein aufmerk- meres Auge, als das unsere, hätte in diesem Schweigen mehr en Ausdruck einer gewissen bedientenhaften Scheu, als die bsichtliche Nichtbetheiligung an diesem Gespräche wahrgenom- nen. Ein einziges Mal verrieth ein leichtes Zucken seiner ugenbrauen, daß er wohl fühlte, wie das anmuthige Lächeln er Gräfin gleich Frühlingssonnenschein auf ihm lag.

Der Graf mußte jedoch fühlen, daß das Gespräch auf dem unkte stand, einen gewissen Ernst anzunehmen, der ihm jener ndividualität gegenüber, die es berührte, nicht geeignet schien. Scherzend, und indem er sich in die Ecke des Wagens warf, einte er:

„Sein Sie überzeugt, Herr Janos, daß Sie der sind, auf essen Haupt ich die Schuld wälze, wenn die Frau Gräfin als Ungarin nicht so besteht, wie sie sollte."

„Die hochgeborene Frau Gräfin," versetzte Herr Janos it bedientenhafter Verbeugung, „ist eine vollkommene Ungarin."

„Nous verrons!" sprach der Graf, und schloß die Augen ie zum Schlafe.

Im Wagen trat hierauf jene Stille ein, wie sie gewöhn- ich nach Gesprächen, die nicht bedeutend genug sind, um eine ange Reihe von Betrachtungen nach sich zu ziehen, stattfindet. Die Gräfin ließ nun nach so vieler Täuschung, wie sie soeben rfahren, die Lorgnette ruhen, und es bot ein psychologisches nteresse, in ihren schönen Augen, die einige Momente früher

im Schimmer weitschweifender Sehnsucht geleuchtet, jene Traurigkeit aufsteigen zu sehen, wie sie jungfräulichen Wesen so eigenthümlich ist. Erst, noch beleuchtet von diesem mondartigen Glanze des feuchten Auges, war über die Züge ihres Antlitzes der Schatten eines Schmerzes geflogen, für den wir keinen Namen haben. Es schien nicht körperliche Ermattung, — allmälig war dieses Antlitz marmorbleich geworden, die Augenlider schlossen sich, und nun begann ein so wunderbares Spiel der hereinfallenden Abendstrahlen, ein Glänzen und Schimmern der zarten Haut, ein Verdämmern und Wiederaufleben der ermatteten Züge, daß man sich all dem gegenüber in jenen Zustand versetzt empfand, der die Mitte zwischen namenlosem Entzücken und tiefem Mitleid hält. Das mußte auch das vorherrschende Gefühl in Herrn Janos sein. Unverwandter Blickes sah er jede Wandlung in dem holden Antlitz der Gräfin vor sich gehen . . .

„Herr Janos!" rief mit einem Male mit einem Blick auf die schlummernde Gattin der Graf.

„Befehlen, Euer Hochgeboren," stammelte dieser.

Das Auge des Grafen lag ganz eigenthümlich auf Herrn Janos.

„Nichts, nichts," entgegnete er nach längerer Zeit, und ein Zug, halb Lächeln, halb Verachtung, zeichnete sich an seinen Lippen. Es war offenbar, daß er einen Gedanken unterdrückte.

Peinliche Minuten waren wieder verflossen, der Schlummer der Gräfin dauerte fort, da begann der Graf wieder seine Stimme zu einem leisen Flüstern dämpfend:

„Wie es wohl mit unsern Kortes*) im Komitate stehen

*) Bauernedelleute, die bei den Komitats- und Landtagswahlen stimmberechtigt waren.

mag? Ob wir unserer Wahl auch so sicher sind? Ich muß gestehen, ich fühle mich unruhig in dem Gedanken, daß ich vielleicht durch meine Abwesenheit mich unnöthigerweise aus dem Gesichtskreise unserer Wähler entfernt habe. Wenn es den Intriguen der Völgyi's gelungen wäre! — — Der Gedanke macht mich besorgt."

„Und Ihre Heirath, Herr Graf, konnten Sie die länger aufschieben? Ein Vizegespan ohne Frau! Wer sollte unseren Edelleuten die Honneurs machen? Unsere Kortes wollen ebenfalls bedient sein."

Der Graf warf einen flüchtigen Blick auf die schlummernde Gattin.

„Haben Sie ihr Alles gesagt," sprach er mit gedämpfter Stimme, „kennt sie die Art und Weise ihres Benehmens? Es ist so neu und fremdartig, daß ich fürchte —"

„Zweifele nicht, Euer Hochgeboren," unterbrach ihn Janos. „Bei unseren Edelleuten die Honneurs zu machen, Sie sagen es ja selbst, ist nicht so leicht," sprach der Graf; „wie, wenn sie beleidigt, wo sie ehren sollte, verletzt, wo Aufmunterung am rechten Platze wäre?"

„Fürchten Euer Hochgeboren nichts," murmelte Herr Janos klanglos vor sich hin.

„Noch Eines macht mir Sorge," begann wieder der Graf nach einer längeren Pause, während ihn eine tiefe Unruhe zu bewegen schien.

„Baron Völgyi hat die sechshundert Szent Paler Edelleute für sich, sie könnten leicht den Ausschlag für ihn geben. Wie heißt doch der Kerl, der Leithammel, dem diese sechshundert edlen Stimmen nachblöken?"

„Andoras, Euer Hochgeboren."

„Und es sollte uns nicht gelingen, diesem Bauernhammel

die Glocke des Grafen von Tornay anzuhängen?" rief mit tiefer Verachtung der Graf, und ein derber ungarischer Fluch rollte wie ein Gewitter diesen Worten nach. „Sind unsere Keller nicht gefüllt? Haben wir nöthig, mit dem Gelde hinter dem Berge zu halten? Gebt ihnen Wein, Tokayer, was Ihr wollt, daß sie in seinen Fluthen bis an den Hals waten, schüttet Geld aus — kauft sie; nur macht mir ihre Stimmen zu Leibeigenen. Habe ich nicht Alles gethan, was nur irgend einen Hebel in Bewegung setzen könnte? Aber der Graf von Tornay findet unwillige, verdrießliche Vollführer seiner Aufträge — ja, wenn er jedes seiner Worte vergolden, jeden seiner Wünsche auf silbernen Geschirren darbieten könnte .. Ich sage Ihnen, Janos, dieser Andoras muß unser werden und um jeden Preis ..."

„Euer Hochgeboren erlauben mir einen bescheidenen Zweifel," sagte Herr Janos mit demüthiger Zurückhaltung. „Dieser Andoras, ich kenne ihn von Kindheit auf, ist eine wilde, unabhängige Natur, den Völgyi's durch lange Zeit anhängend und nach Grundsätzen handelnd, die zwar ohne klares Bewußtsein, aber wie der Instinkt bei den Thieren in ihm wirken. Ich glaube, dieser Mensch wäre im Stande, Blut zu vergießen, wenn es einer seiner Grundsätze geböte. Ich halte es beinahe für unmöglich, diesen Andoras abwendig zu machen, er ist wie mit Ketten an die Völgyi's gefesselt."

„Idealisiren Sie nicht, Janos," rief der Graf mit starkem Spott, „dieser Andoras und Grundsätze! In vino est veritas!"

„Auch die Völgyi's haben Wein," bemerkte dagegen Herr Janos, „ich fürchte, dies ist nicht das Mittel, diesen Andoras an uns zu ziehen. Was ihn an die Völgyi's gekettet hält, ist ein dunkler, unbewußter Trieb; sein Urgroßvater, sein Großvater und sein Vater haben für die Völgyi's gestimmt

warum sollte er von ihnen abfallen? warum sollte er dem Grafen von Tornay zu Gefallen, die Traditionen seines Hauses verleugnen? Denn auch dieser Bauernedelmann hat seine Traditionen —"

Der Sprecher mußte sich unterbrechen, denn das Auge des Grafen lag drohend auf ihm, minutenlang dauerte dies; Herr Janos merkte zu spät, daß er mit einem zweischneidigen Messer an den Stolz des Grafen gerührt hatte.

„Ich sage Ihnen, Janos," sprach nach einer langen, peinlichen Pause, während welcher, wahrscheinlich durch einen tiefer liegenden Gedanken bestimmt, das brennende Auge sich gesenkt und die gekniffenen Lippen des Zornes ihre Herbheit verloren hatten, der Graf, „ich sage Ihnen, Janos, dieser Andoras mit seinen Grundsätzen muß unser werden, und sollten darüber die „historischen Traditionen" seines Hauses zu Grunde gehen — um jeden Preis muß er unser werden!"

Diesmal entgegnete Herr Janos gar nichts darauf.

Die Gräfin schlummerte noch immer; sie hatte von dem inhaltreichen Gespräche der Beiden nichts vernommen; als jetzt Janos nach ihr sah, war auch die letzte Spur jener namenlosen Traurigkeit, mit der sie die Augen geschlossen, verschwunden, und das Antlitz war von einer solchen Ruhe und gleichsam durchsichtigen Klarheit, daß es ihm vorkam, als sähe er ein schlafendes Kind vor sich — nicht die seit einer Woche an den Grafen von Tornay vermählte Frau. Und wohl mochte kein Auge einer Mutter mit so heiliger unendlicher Innigkeit auf den Schlummer ihres Kindes blicken, als jetzt das Auge des Herrn Janos an der theuern Gräfin hing. — —

In rasender Eile hatte indessen Peti die weite Station durchflogen. Immer kürzer, aber nachdrucksvoller waren die Monologe geworden, die er mit seinen Thieren hielt; man

hörte nur einzelne, bald zornige, bald aufmunternde Ausrufe, als: Hej du Gelbe! Hej du Stute! Dann schnalzenden Peitschenknall, und die Rosse griffen aus, als wären sie soeben in die Geschirre gethan. Wer will dem Szent Andraser Peti die triumphirende Freudigkeit, von der seine ganze Seele ergriffen ward, verargen, wenn er in seinem Stolze meinte, es gäbe keine zweite „Gelbe" mehr im gesegneten Ungarlande, und selbst wenn der Garabonzias Diak*) käme, könnte er keine zwei besseren Stuten hervorzaubern!

Peti hatte sich selbst das Unglaublichste geleistet; zwei Stunden früher, ehe er nach seiner eigenen Berechnung die Station erreichen konnte, lag sie vor ihm da. Gesteigertes Peitschenknallen, jubelnde Rufe gaben diese ungeheuere Thal der Pußta kund. Als er jetzt in die Gasse des Dorfes Szent Pal einlenkte, war seine Haltung auf dem Pferde eine solche geworden, daß man unwillkürlich an einen König auf dem Throne denken mußte — und vor dem Vergleiche nicht zurückschreckte.

„Es lebe der hochgeborne Graf von Tornay und die hochgeborene Frau Gräfin!" rief er, im Dorfe angekommen, mit solcher Kraft, daß die vor den Häusern spielenden Kinder haufenweise zusammenliefen und der Staubwolke, die der in rasender Eile hinstürmende Wagen aufwirbelte, heulend nachrannten.

Um so begeisterter ließ Peti den Ruf erschallen; eine wilde Freude leuchtete aus seinen Augen, die Peitsche schwirrte entsetzlich um die Köpfe der Rosse.

---

*) Eine stehende Figur in der Volkspoesie der Magyaren, zu deutsch: der fahrende Schüler; gewöhnlich ist der Begriff von Zauber und Wetterbeschwörung damit verbunden.

Unter den nachrennenden Kindern erhob sich als Antwort darauf ungeheueres Geschrei, einzelne Stimmen sangen unter Gelächter:

„Es blühet der Tulipan,
Völgyi wird unser Vizegespan!"

„Es lebe der hochgeborene Graf von Tornay und die hochgeborene Frau Gräfin!" erscholl es wieder von Peti's Munde.

Die Kinder sangen dagegen in vielstimmigem Chorus:

„Es blühet der Tulipan,
Völgyi wird unser Vizegespan!"

Peti gerieth durch diesen Widerstand in die heftigste Wuth; er schwang jetzt die Peitsche, nicht nach den Köpfen seiner Thiere, sondern nach rückwärts; die Kinder stoben auf diese Gattung politischer Geltendmachung wohl auseinander, aber aus dem zersprengten Haufen erhoben sich immer stürmischer und drohender die zwei Verse des Liedes, die für Peti's Ohr von so schrecklichem Klange waren.

„Hören Euer Hochgeboren," sprach Herr Janos, „die jungen Stimmen der Szent Paler Edelleute?"

„Verflucht!" rief der Graf und sprang von seinem Sitze auf, „ist es nicht, als geschehe mir dies zum Spott?"

„Spott? Welcher Gedanke, Euer Hochgeboren!" meinte darauf Janos. „Die Kinder schmücken sich blos mit dem Feldzeichen, das ihre Väter bei der bevorstehenden Wahl tragen werden. Es ist eine politische Demonstration gegen unsern ehrbaren Peti — freilich in Miniaturausgabe."

Die Gräfin, deren leichter Schlummer durch diesen sonderbaren Auftritt unterbrochen ward, fragte mit besorgter Miene um die Bedeutung dieser singenden und heulenden Stimmen.

„Eine politische Demonstration zu Gunsten meiner Gegen-

partei," entgegnete mit gezwungenem Lachen der Graf und suchte sie zu beruhigen.

„Welche Mutter hat diesen Unglücklichen geboren!" rief mit einem Male eine volle, männliche Stimme über den Weg.

„Es blühet der Tulipan,
Völgyi wird unser Vizegespan!"

„Der hochgeborne Graf von Tornay lebe!" warf Peti von seinem Rosse als Fehdehandschuh hin.

„Unglückskind!" erscholl es, und ein wohlgezielter Knittel, der dem Pferdelenker an den Kopf fuhr, zwang Peti, stillzustehen. Helles Blut stürzte hinter dem breiten Hute über das bleich gewordene Gesicht. Ein Schmerzenslaut entfuhr ihm.

„Konntest du nicht still halten, Sohn des Unglücks!" rief die Stimme des Mannes über dem Weg, „wer heißt dich einen Namen nennen, den ich hasse und verabscheue? Mein Urgroßvater, mein Großvater und mein lieber Vater haben die Tornay's gehaßt, ich, der Sohn, mache keine Ausnahme. Ich könnte diese Tornay's vernichten, wie einen Maulwurf, den man mit dem Grabscheit todtschlägt; ich fluche ihren Seelen — mein Vater hat ihnen auch geflucht. Völgyi, Völgyi, das ist mein Mann:

„Es blühet der Tulipan,
Kein Anderer als Völgyi wird mein Vizegespan!"

„Der hochgeborene Graf von Tornay —" versuchte Peti mit schwacher Stimme zu rufen, aber vor seinen Augen begann es zu flimmern, und halb ohnmächtig senkte sich sein schwer getroffener Kopf auf die Brust; dennoch behauptete er auch jetzt noch seine Lage, und die Hand hielt noch mit derselben eisernen Straffheit die Zügel.

„Sollen wir uns diese Beschimpfung auf offener Straße

nthun lassen," fuhr der Graf auf und schlug an die Wagenlinke, um sie zu öffnen, „er soll es büßen."

„George, George, gehen Sie nicht, stürzen Sie sich nicht in die Gefahr!" rief in französischer Sprache die Gräfin und suchte den Widerstrebenden im Wagen zurückzuhalten.

„Und den Schimpf," sprach der Graf zitternd vor Wuth.

„Beschwichtigen Sie ihn mit Geld," rief die Gräfin; „eilen Sie, Janos, theurer Freund, den Heftigen zu entfernen . . mir ahnt nur Unheil in seiner Nähe."

Ein Unnennbares leuchtete über das ganze Wesen des Angesprochenen; ein kräftiger Druck hatte die Thüre gesprengt; mit einem Fuße stand er bereits auf dem Wagentritt. Da wandte er sich, nachdem er des Mannes gewahr worden, langsam um und sagte mit klangloser Stimme:

„Den Mann werden wir kaum beschwichtigen können; es ist Andoras —"

„Der Leithammel der Szent Paler Edelleute?" lachte der Graf. „Da hätten wir ja das schönste tête à tête mit dem furchtbaren Häuptlinge der sechshundert Stimmen von Szent Pal? Wie, wenn? — —" Der Graf sprach den Gedanken nicht aus: „Rufen Sie doch den ritterlichen Herrn Andoras," sagte er lächelnd, „melden Sie ihm, der Graf von Tornay könne der Lust nicht widerstehen, in einem so günstigen Augenblicke, wie der jetzige, seine Bekanntschaft zu machen."

„Aber die Frau Gräfin —" bemerkte Herr Janos, den ein flehender Blick der Herrin von ihrer namenlosen Angst überzeugt hatte.

„Rufen Sie Herrn Andoras!" gebot der Graf.

Janos ging. — —

Wenige Augenblicke danach kam er mit dem Häuptling der sechshundert Stimmen zurück. Es war eine hohe stämmige

Gestalt, mit kühner Physiognomie, im Antlitze jene bestimmten markigen Züge der Nationalität tragend, die das erhaltende Prinzip der Natur bezeichnen, wo sich ihr nicht feindselige Elemente aufdrängen. Ueber sein ganzes Wesen, voran das stolzblickende Auge und die kühn aufgeworfenen Lippen, war eine Würde gebreitet, die seltsam zu dem Schafpelz, der seinen Leib umhüllte, und von der weißen „Gatya" abstach. Und doch konnte von der ganzen stattlichen Erscheinung nicht einmal die Blumenstickerei auf dem weiten Kragen des Pelzes weggedacht werden, ohne ihr selbst den gewaltigsten Abbruch zu thun. Man fühlte, diese Gestalt trug das Gepräge der Ganzheit; sie war ein ursprünglich Kräftiges und Vollendetes, an welches die Civilisation keine ihrer gemengten Zuthaten verschwendet hatte.

Auf dem Wege zum Grafen murmelte Andoras die zwei Verse des „Restaurationsliedes" zwischen den Zähnen; er schien seine Brust für den bevorstehenden Augenblick durch die Worte dieses Liedes stich- und kugelfest zu feien. Als er des Grafen ansichtig ward, zog er ehrerbietig den Hut und stand in aufrechter Stellung am Wagentritt.

„Sie sind also Herr Andoras," begann der Graf, dessen Antlitz in diesem Augenblicke einer mit freundlicher Würde bedeckten Fallgrube glich, in deren Tiefe sich jedoch die Arglist barg, „der berühmte ritterliche Herr Andoras, der enthusiastische Parteigänger der Völgyi's, das Haupt der sechshundert edlen Stimmen von Szent Pal, der die Familie des Grafen von Tornay vernichten möchte wie einen Maulwurf — —?"

„Hochgeborener Herr Graf," bemerkte der Bauer ohne die geringste Schüchternheit, „mein Urgroßvater, mein Großvater und mein Vater —"

„Lassen wir das, guter Herr Andoras," unterbrach ihn

er Graf mit freundlichem Ernst, „ich weiß, man könnte eher en Gipfel des Tatragebirges von seinem Flecke rücken, als uch Euren Grundsätzen abtrünnig machen."

„Das ist auch wahr, Euer Hochgeboren," entgegnete der Bauer leuchtenden Auges, „das muß wahr sein und die Leichen er Andoraſe würden sich selbst aus der Erde herausscharren, wenn sie wüßten, daß ich einen Treubruch begangen. Unsere Anhänglichkeit an die Völgyi's ist eine uralte Geschichte, jeder Buchstabe in diesem Worte ist mit dem Blute eines Menschenebens geschrieben. Eine schöne Schrift, Euer Hochgeboren, nicht wahr? wenn es überall so roth und blutig flimmert, als wäre man auf einem Schlachtfeld; wenn man hier den zerschmetterten Kopf eines Urgroßvaters, dort die zerschossene Leiche eines Großvaters sieht — und Alles für die Völgyi's, auf dem Kampfplatz des Komitates geholt; — keine einzige Wunde im Wirthshaus oder außer dem Komitate, lauter schöne, ehrliche, offene Wunden! . . Und erst mein Vater, hochgeborener Graf! Mit denselben Augen, die noch jetzt um sich schauen, sah ich, wie sie ihn mitten in der Restauration mit Knitteln todtschlugen, daß seine scheidende Seele, sich krampfhaft aus dem Leibe reißend, nur noch Zeit hatte, mir zuzurufen: „Stimme all' dein Leben für die Völgyi's!" — Ich frage, Euer Hochgeboren, kann man da für jemand Anderen, als die Völgyi's stimmen, wenn man das Blut seiner Eltern nicht noch in ihrem Grab will sieden machen?"

Die wilde Ruhe, mit der Andoras in buchstäblich rothen Strichen die Geschichte seines Hauses gezeichnet hatte, diese rücksichtslose Energie seiner mit Blut gedüngten Anhänglichkeit machte die Gräfin in tiefster Seele schaudern.

„Entfernen Sie ihn, theurer George," bat sie angstvoll, „mir graut vor dem Schrecklichen!"

Sie hatte diese Worte wieder französisch gesprochen.

Erst jetzt wurde Andoras auf die Gegenwart der Gräfin aufmerksam. Sie brachte in seinem ganzen Wesen eine wunderbare Veränderung hervor; es erzitterte in seinen innersten Grundfesten!

Ein einziger Moment — und sein braunes, feuriges Auge hatte einen Ausdruck angenommen, den man gebändigt, mild nennen konnte. Es lag eine so ungeheure Kluft zwischen der nächsten Vergangenheit und Gegenwart dieses Antlitzes, daß nur die Angst die Gräfin verhinderte, diesen seltsamen Wechsel zu bemerken. Schlaff hingen dem Häuptling der sechshundert Stimmen von Szent Pal die Arme herab, das Haupt war ihm beinahe traumhaft, unsicher auf die Brust gesunken.

Wir lassen im gewöhnlichen Leben nur das Heitere, Glanzvolle der weiblichen Schönheit gelten; das Traurige entfernt uns oder bricht ihren Zauber. Und doch ist die Trauer die eigentliche Probe der Schönheit. Der Schmerz hat gewisse Linien, die bisher verdeckt unter der Oberfläche lagen; wenn sie nun plötzlich hervortreten — ein Anderes leuchtet uns entgegen, und die Tiefe menschlicher Schönheit, das wahrhaft Göttliche wird uns erst jetzt klar. Ob nun auf die unbefangenen Sinne des Szent Paler Häuptlings eben die traurige Schönheit der Gräfin so großen Eindruck gemacht hatte? ob er wenn man von ihm Rechenschaft dieses Eindruckes verlangt, nicht geantwortet hätte: Als wilder Knabe stieg ich eines Tages einen hohen Baum hinan und nahm einer Vogelmutter das warme Nest mit den Jungen weg. An der Straße, die ich freudig ging, stand ein Marienbild; es blickte mich so traurig an . . und die Vöglein entflatterten mir — weil ich die Hände falten mußte? und ob nicht dieselbe Empfindung seine Hände sich zusammenfinden ließ, wie zum Gebet, als er die Gräfin anstarrte?

„Ist das die hochgeborne Frau Gräfin?" sagte er endlich
it aller Weichheit seiner Sprache, und, ohne die Antwort
s Grafen abzuwarten, fuhr er fort: „Wie glücklich, wie
eimal gesegnet sind doch die großen Herren dieser Erde! Kein
erg ist so hoch, kein Wasser so breit und kein Brunnen so
ef, daß sie nicht wüßten, das Schönste, was darauf und darin
t, zu erbeuten! Hat der allmächtige Gott ihre Augen weit-
hender gemacht, daß sie das Schöne erblicken, wo für das
me Volk nur Nacht und Finsterniß ist? Hat er die Ohren
iner gemacht, daß sie die schönsten Klänge hören, wo wir mit
aubheit geschlagen sind? Da träumt dem hochgeborenen Herrn
rafen von Tornay, draußen in einem fremden Lande sei das
chönste auf Gottes Erdboden zu finden, und wie er aufwacht,
ißt er die schnellsten Rosse an seinen Wagen spannen und
hrt tagelang in die Fremde — bis er die hochgeborne Frau
räfin findet. Gott dankbar sollten alle die sein, denen er das
chönste bescheert, und .. Sie haben ihm gewiß schon gedankt,
ochgeborner Graf!"

Andoras streckte nach diesen Worten feierlich seine Hand
us, um das Kleid der Gräfin an seine Lippen zu drücken.
ie aber schauderte zurück und wandte grauenvoll ihm das
ntlitz ab.

„Fürchten Sie sich vor mir, hochgeborene Frau Gräfin?"
agte er mit trübem Lächeln, „ich bin nur furchtbar auf Re-
aurationen, wenn ich für die Völgyi's stimmen lasse. Sonst
nn mich ein Kind um den Finger biegen."

„Lächeln Sie ihn doch an, liebe Fanny," flüsterte der
raf französisch; er hatte mit eigenthümlichem Wohlgefallen
e Wandlung des Szent Paler Häuptlings wahrgenommen.
ie Gräfin versuchte ihr Grauen zu bemeistern, sie wandte

sich gegen Andoras, aber statt des Lächelns stürzten Thränen der Angst aus ihren Augen.

„Wie kindisch, Fanny!“ rief der Graf.

„Die hochgeborene Frau Gräfin fürchtet sich vor mir, sprach Andoras kopfschüttelnd, „und doch habe ich keine Sünd begangen, daß das Kleid blutig wird, wenn ich es mit meine Hand berühre. . . Aber die hochgeborene Frau Gräfin fürchte mich, und ein Priester, wenn er das Abendmahl austheilt müßte vom Altar zurücktreten, wenn — die hochgeborene Frau Gräfin sich fürchtet.“

Noch einen langen Blick warf das Haupt der sechshunder Stimmen auf die Gräfin; dann wandte er sich langsam a und ging — nicht mehr derselbe Andoras, der an den Wagen tritt der gräflichen Equipage gekommen.

---

## 2. Die magyarische Grammatik.

Drei Tage nach diesem Ereigniß auf der Straße begehrt am Gitter des gräflichen Schlosses ein Mann eingelassen zu werden.

Es war Andoras, das Haupt der sechshundert edlen Stimmen von Szent Pal. —

Ehe wir jedoch die knarrenden Riegel des Hofthores zurück schieben, scheint es uns nöthig, einige Streiflichter über di Personen zu werfen, die die gräfliche Kutsche auf der Pußta unsere Bekanntschaft zugeführt hat. —

Der Graf gehörte zu jenen ehrgeizigen Naturen seines Vaterlandes, die in die Politik die Summe ihres Lebens setzen Er wollte bei der nächsten „Restauration“ Vizegespan werden

nd die Wahrscheinlichkeit des Erfolges lag beinahe als Ge-
ißheit vor ihm.

Es war noch nicht lange, daß der Graf in den Glückstopf
er Politik gegriffen; an die äußersten Grenzen des Jugend-
lters getreten, waren in seine, von Genüssen aller Art ge-
ättigte Seele zwei Entschlüsse, wie Lichtstrahlen, die von einem
Brennpunkt ausgehen, eingefallen. Denn das ist eben das
Geheimniß des Lebens, daß es nach aller Erschöpfung noch un-
ichtbare Quellen finden läßt, wenn man an ihm nicht ver-
weifelt. Der Graf sah noch zwei weiße leuchtende Säulen
us seiner Zukunft sich erheben, auf die er mit verjüngten
Kräften zugehen wollte: die Politik und die Ehe.

Nach jahrelanger Abwesenheit im Ausland erschien er zum
rsten Mal wieder in den Adelsversammlungen seines Komi-
ates, er ward wie ein reuig heimkehrender Sohn begrüßt, und
ie Zeitungen nahmen sein Lob in ihre Spalten auf. War
r noch die träge, glanzlos herumschweifende Hummel? war er
nicht eine arbeitsame Biene geworden, die auf eigener Scholle
hren Honig verarbeitete? Sein Ansehen stieg, als er in den
Reihen der Opposition erschien. Die Genossen seiner Partei
ubelten; Keiner zweifelte, daß nur die innigste Ueberzeugung
on der Gewalt und Wahrheit der Grundsätze, die sie ver-
heidigte, ihn in ihre Arme geführt. Sie irrte, diese Partei!
Dieser Schritt war für den Grafen nur eine Fortsetzung des
früheren Taumellebens; er fand Genuß in den Reihen der
Opposition.

Der Einfluß des Grafen war noch im Wachsen, als er
der freigebigste Hauswirth seiner Partei wurde, als die Lei-
stungen seiner Köche und der Inhalt seiner Keller auf den
Zungen des Ruhmes sich durch das ganze Land verbreiteten. —
Es war dem Lenker der Regierungspartei gelungen, Bresche in

die dichten Reihen der Opposition zu schießen — was that de Graf? Er jagte seinen Koch aus dem Dienste und erwarb sü um theures Geld den des Obergespans. Nun sammelte sie sü aufs Neue verstärkt und gekräftigt an seinen Tafeln. Aber ü überwältigend trat zuweilen die Erschöpfung seiner durch G nüsse aller Art geknickten Energie auf, daß es Augenblicke gal wo ihn das politische Treiben in tiefster Seele anwiderte un er Ausflüchte suchte, sich ihm zu entziehen. In solchen Mo menten erschien ihm die Ehe als die zweite leuchtende Säul die sich trostverheißend aus dem trüben Hintergrund seine Lebens erhob; seine Gemahlin sollte ihm die Politik ertrage helfen; mit ihr im Bunde sollte die Partei befriedigt werde deren Feldzeichen er trug. Die Ehe war ihm ein politische Institut geworden, ein Salon für seine Gäste, die Bindung formel des Priesters vor dem Altar nur die Sanktion de Himmels — für die Pläne ehrgeiziger Genußsucht.

Aus dem Innern eines ungarischen Schlosses ging eine Tages ein Brief nach Schwaben ab. Er trug die Adresse eine ehemals reichsunmittelbaren gräflichen Familie. Drei Woche später ging ein anderer Brief denselben Weg nach Ungar zurück; als das Siegel gelöst ward, wußte der Graf, daß e eine Braut hatte.

Sie war erst sechszehn Jahre alt.

Der Antrag des Grafen war in ein Leben gefallen, da man eine aristokratische Dorfnovelle nennen konnte. Die junc Fanny kannte die Welt nicht. Was unten im Dorfe zu ihre Füßen vorging, das setzte oben der Salon fort. In unbewußte Willenlosigkeit war sie einer Bestimmung entgegengereift, welch die Mädchen gleichen Alters unten im Dorfe vom Tanzboden oder wenigstens vom nächtlichen Singen der Burschen, scho besser kannten. Sie sprach ihr Jawort zu dem Antrage de

Grafen mit so kindlicher Unbefangenheit aus, als gelte es einer Lustpartie nach dem weiten, romantischen Ungarn, und nicht einer Lebensstation, auf deren Meilenzeiger das Schicksal seine dunkeln Beschwörungsformeln schreiben konnte! Daß man sie zur Braut machte, war keine Befriedigung eines Wunsches; wohl aber ward eine unbezwingbare Sehnsucht in ihr rege gemacht nach dem wunderbaren Lande, das sie als Kind aus dem Munde des Grafen, dessen sie sich noch dunkel erinnerte, hatte schildern gehört. Für diese, von innigster Keuschheit durchheiligte Seele war die Ehe noch ein leerer Name, eine inhaltslose Hülle, sie schlug den weiten Mantel der Jungfräulichkeit um das rücksichtslos ausgesprochene Wort: Heirath — und wenn man sie scherzend „Gräfin Tornay" anredete, meinte sie, träumerisch in die Ferne blickend:

„Ach! und wie freut es mich, nach Ungarn zu kommen."

Dem Grafen entging diese Sehnsucht in die Weite, die aus jedem Briefe der jungen Fanny wie ein Wandervogel mit den Fittigen flatterte, keineswegs; er nahm sie für das, was sie war. Dieses ermattete Leben fand in dem Gedanken, daß das jungfräuliche Hinauswollen der Gräfin auch um ihn, oder eigentlich nur um ihn die jungfräulichen Arme schlang, keine Freude; für all diese Begeisterung hatte er nur einen Plan: er schlug ihr vor, ungarisch zu lernen, damit sie als eine völlig Eingeborene das Land ihrer Sehnsucht betrete. Die nächste Antwort der Gräfin war ein freudiges Ja; nur meinte sie schalkhaft, unten im Dorfe verständen die Bauern zufällig nur „schwäbisch," sie glaube kaum, daß das Schwäbische irgend eine Aehnlichkeit mit der ungarischen Sprache habe.

„Sie wollen also ungarisch lernen? chère Fanny! Wie liebe ich Sie dieses Wunsches wegen! Wie herrlich werden die vaterländischen Klänge aus Ihrem Munde tönen! Ich ver-

abschiede alle Klaviere im Schlosse, Sie bringen ja himmlische Musik mit. — — — Beifolgend schicke ich Ihnen, liebe Gräfin, eine magyarische Grammatik; sie ist etwas pedantisch, leistet aber alle Dienste, die Sie ihr nur zumuthen wollen."

Der Ueberbringer dieses Briefes war Herr Janos; er selbst war die lebendige Grammatik!

Und dieser Janos?

Dieser Janos stellte den Sekretär des Grafen vor; dieser Titel genügte der Welt, aber nicht seinem Herrn. Zwischen Beiden bestand ein sonderbares Verhältniß; der Sekretär schrieb nicht nur die Briefe, die der gräfliche Mund diktirte; er dachte sie auch, er schrieb sie ganz in dem Geiste, in der Anschauungsweise des Grafen; er war das horchende Ohr, wenn in später Nacht die Klingel aus dem Schlafzimmer des Herrn ertönte; er war die Feder, die dem Grafen die Reden schrieb, wenn er von der Partei Triumphe holen wollte; er war das stumme Gefäß, das sich mit dem Inhalt des Zornes füllen ließ, wenn den Herrn dumpfes Schweigen empfing; er war der Sklave und der Freund seines Gebieters, seine Hand, sein Kopf, sein Wille, aber auch der Nacken, der den Fußtritt schwer empfand und die verkörperte Willenlosigkeit, mit geschlossenen Lippen, wenn das schwerste Unrecht sie traf. —

Janos war der Sohn eines Unterthans, vom Grafen aus der Hütte in den Salon gezogen; sein Geschöpf; — sein Herr sah in ihm ein erlöstes Wesen, und kein Wunder, wenn er sich dieser Macht über ihn wie ein Zauberer bediente.

Rückhaltslos hatte ihm der Graf die Mission anvertraut, seine künftige Gemahlin im Magyarismus zu unterrichten; er kannte die Begeisterung seines Sekretärs für das Vaterland, das ihn geboren; Niemand konnte beredter die Reize des wunderbaren Ungarn schildern, Niemand glühte mehr für die

Sprache Arpad's, als derjenige, den die Laune eines Magnaten nach Schwaben schickte, um dort eine Proselytin zu machen.

Der Graf konnte keinen besseren Lehrer für seine Braut gewählt haben. Die junge Fanny lernte rasch und ohne Schwierigkeit die so fremdartige Sprache; sie hörte in stiller Andacht dem Sekretär zu, wenn er mit den glühendsten Farben einer Seele die Vorzüge seines Vaterlandes schilderte. Gab es denn noch ein zweites Ungarn? Sie trank den goldenen Strom seiner Worte gierig, und die Sehnsucht dieses herrlichen Wesens nach der Ferne spannte zum Fluge immer mehr die Fittige.

Eine wunderbare Veränderung war aber nach Monaten in dem Magyaren vorgegangen. Warum schwieg er, der sonst jede Gelegenheit, die ihn auf Ungarns Größe und Schönheit zu reden führte, so begeistert ergriff? Wo war die Gluth seiner Worte? Das Hinreißende seiner Schilderungen? Sprach die Gräfin Fanny von ihrer Sehnsucht, malte sie ihr Glück mit den lebhaftesten Farben ihrer Phantasie, so hörte dieser Herr Janos mit trüber Stirne und gesenkten Augen zu.

Diese Wandlung lag tiefer, als wir mit den feinsten Brillen unserer Seelenkunde ergründen könnten und wollten.

„Nur noch vier Wochen, und der Graf kommt und holt mich ab," sagte eines Tages Fanny, als sie mit ihrem Lehrer an dem Ufer des schönen Neckars spazierte.

„Und fürchten Sie gar nicht, aus Deutschland hinwegzugehen — aus diesem schönen Deutschland?" fragte Janos, zitternd vor innerer Bewegung.

„Fürchten? und sagte ich Ihnen nicht immer, daß ich mich freue und herzlich freue, in Ihr Vaterland zu kommen?" warf die Komtesse lachend hin.

„Gräfin," sprach der Lehrer, und ein Seufzer rang sich schwer und lang aus seiner Brust. „Gebe Gott —"

„Was haben Sie, Herr Janos?" fragte die Komtesse, ihn besorgt in das aufgeregte Antlitz blickend.

„Ich weiß nicht," . . antwortete Janos. „Ich wollte nu sagen: Gebe Gott, daß Sie in Ungarn glücklich werden. Mi weißen leuchtenden Fittigen wird der gute Gott über Si wachen; er wird das Kind Deutschlands von den Ufern de Neckars nach unseren Pußten begleiten — er wird Sie auc dort nicht verlassen, wenn fremdartige Verhältnisse beirren auf Sie einwirken werden — er wird die Neckarblume nich verdorren lassen im Sande unserer Pußten."

Die Gräfin war ernst geworden; die Hände hatten sic leise gefaltet, wie zum Gebete.

„Und Sie, Herr Janos?" fragte sie, nach einer bange Weile, „wo werden Sie in Ungarn stehen? Wird Sie mein Aug erblicken? werden Sie meine Stimme hören — wenn ich viel leicht angstvoll rufe?"

„Denken Sie an den treuen Johannes in Grimm's Haus märchen," sagte der Sekretär tief bewegt; „dieses Märche habe ich erst in Deutschland verstanden. Janos heißt i Deutschen Johannes. Auch ich heiße Johannes."

---

### 3. Das gefangene Wild.

Der Graf konnte ein höhnisches Lächeln nicht unterdrücke als ihm die Ankunft des Hauptes der sechshundert edlen Stim men von Szent Pal gemeldet ward.

„Hat sich die Bestie in unserem Revier denn doch betrete lassen," sagte er zu seinem Sekretär, „und glauben Sie noc an die „historischen Traditionen" dieses Bauers?"

„Wir müssen sie erst verleugnen hören, Euer Hochgeboren," entgegnete Janos. Doch so, daß seine Worte dem Häuptlinge entgehen mußten.

„Verleugnen!" rief der Graf eben so; „er hat sie bereits verleugnet. . . Als ein Anhänger der Völgyi's durfte er keinen Schritt in das Gebiet des Grafen von Tornay machen. Oder es ist vielleicht der Wunsch meines Sekretärs, daß der Bauer Andoras seine Traditionen behalte? daß uns die sechshundert edlen Stimmen von Szent Pal diesen Traditionen zu Liebe entgehen?"

Der Sekretär zuckte zusammen; die Bitterkeit, die in den Worten seines Gebieters lag, berührte ihn schmerzlich.

„Euer Hochgeboren wissen es selbst am Besten," sagte er, „wie sehr ich wünsche, daß der Graf von Tornay im Wahlkampf siege. Es widerstrebt mir aber in innerster Seele, diesen kräftigen Andoras seine Mannheit entwürdigen und sich uns verkaufen zu sehen."

„Sehr poetisch," warf der Graf spöttisch hin, „vielleicht etwas zu deutsch. Sie haben Deutschland wohl sehr liebgewonnen, Herr Janos?"

„Ich habe Deutschland lieben gelernt," antwortete der Sekretär.

„Laissons ça!" rief der Graf, „Deutschland bleibt und wird nun einmal bleiben das Land schwärmerischer Narren und hirnverbrannter Denker. Jetzt sind wir aber in Ungarn und mitten in der heißen Atmosphäre der Komitatswahlen. Sollen wir philosophische Betrachtungen darüber anstellen, ob es auch recht und billig ist, diesen Andoras seiner Traditionen zu entkleiden? Dazu habe ich nicht Zeit und Willen . . diese sechshundert Stimmen müssen unser werden, es koste was es wolle. Sollen wir ihn abstoßen, wenn er uns entgegenkommt?"

Der Sekretär verbeugte sich stumm und ging.

Draußen in der säulengeschmückten Vorhalle des Schlosse wandelte indessen der gewaltige Andoras, das gefürchtete Haup der sechshundert edlen Stimmen von Szent Pal, auf und nieder Das männlich-schöne Gesicht des Bauernedelmannes trug nich mehr jenen Stolz, der dem Kutscher Peti so herrisch die Ueber legenheit der Völgyi'schen Partei bewiesen hatte; die Arm unter dem mächtigen Schafpelz verborgen und den breitkräm pigen Hut tief in die Augen gedrückt, stand er bald Augen blicke still, bald sah er unruhig auf die Thüre, die zu der Zimmern des Grafen führte. Mit jener Neugierde, mit der wir das in seinem Käfig ruhelos kreisende Raubthier betrachten, standen um ihn die Bedienten des Hauses; hie und da sprach aus ihrer Mitte Einer ein Wort mit dem gefürchteten Häupt ling; aber die kargen und verdrossenen Antworten, die seinen Munde entquollen, bewiesen ihnen, daß der Bocskoros-Edel mann seine historische Stellung um nichts Geringeres an schlage, als das zweifarbige Tuch und die wappengeschmückter Knöpfe der gräflichen Diener.

Der Graf trat endlich heraus.

Andoras nahm ehrfurchtsvoll den breitkrämpigen Hut ab und das männlich-schöne Antlitz des Edelmannes, das durch die zu beiden Seiten herabfallenden schwarzen Haare noch ge hoben ward, zeigte sich nun in seiner ganzen Entschiedenheit und Gewalt. Der Graf selbst konnte eine Anwandlung von Achtung nicht unterdrücken und grüßte mit nicht studirter Höflichkeit den Bocskoros,*) der als Gleicher einem Gleicher gegenüber stand. —

*) Eine andere Bezeichnung für den stimmberechtigten, niederen Bauernadel, den sogenannten Bundschuhadel.

„Ach!“ rief er dann mit gefaßter Ueberlegenheit, „wie ommt der Graf von Tornay zu der Ehre, den ritterlichen Herrn Andoras in seiner kleinen Behausung zu begrüßen? Oder sollte es ein Irrthum sein, der den edlen Herrn Andoras ine gewisse andere Wohnung für die meinige ansehen läßt?“

„Hochgeborener Herr Graf!“ antwortete der Häuptling; werfen Sie mir nur in diesem Augenblicke meine Anhänglichkeit an die Völgyi's nicht vor . . denn ich habe ein Anliegen der eigentlich einen Vorschlag für Euer Hochgeboren . . . er ommt mir eigentlich schwer vom Herzen! . . Mir ist, als sähe ich die blutigen Gestalten meines Großvaters und Vaters, die auf den Restaurationen für die Völgyi's gefallen sind, mir mit den Fingern winken und drohen. . . . Aber ich weise diese Drohungen von mir fort,“ setzte der Edelmann mit düsterglühendem Blicke hinzu, „weit fort von mir, in das Grab urück, wo sie ausruhen und mich nicht stören sollen. . . . Haben Euer Hochgeboren Lust und Gefallen, mich anzuhören?“

Freundlich mit dem Haupte nickend, sagte der Graf:

„Kann Herr Andoras so fragen? Ich stehe jedem seiner Worte zu jeder Stunde am Tage und bei Nacht zu Gebote. Schufte!“ rief er dann unter die draußen stehenden Bedienten, warum keinen Wein für den ritterlichen Herrn Andoras? Sputet Euch, und vom Besten!“

Der Edelmann machte eine abwehrende Bewegung.

„Hochgeborener Herr Graf,“ sagte er beinahe flehend, schicken Sie Ihre Leute nicht in den Keller; ich habe geschworen, daß kein Tropfen Wein, und wäre es selbst der des Grafen von Tornay, über meine Lippen kommen darf — mein Mund muß heilig bleiben und darf nicht entweiht werden.“

„Ist eine Restauration bei Euch eine so heilige Sache itterlicher Herr Andoras?“ warf der Graf mit leichtem Spotte

hin, „dann wäret Ihr ja ein Musterbild für die Moralität aller ungarischen Edelleute! Sprecht Ihr nicht, Herr Andoras als ginget Ihr zur heiligen Kommunion, wo Ihr den Leib des Herrn empfangen sollt!"

„Und heilig, dreimal heilig ist auch die Sache, die ich dem hochgeborenen Herrn Grafen vortragen will," sagte darauf der Bauer, dessen Augen in eigenthümlichem Glanze leuchteten, „heilig, wie der Mutter das Kind, heilig, wie das Andenken an meinen lieben Vater." —

Der Graf hörte betroffen diese seltsame Ansprache des Edelmannes.

„Was habt Ihr also? Vertraut mir Euer Heiligstes!" sagte er ohne Spott.

Andoras schien einen Augenblick auf den Ausdruck zu sinnen, den er seiner Rede geben sollte; es mußte ein gewaltiger Kampf in seiner Seele vorgehen, was sich in der krampfhaften Bewegung seiner Hand, die noch immer den Hut hielt und in den zitternden Lippen offenbarte. Er trat dem Grafen um einen Schritt näher.

„Hochgeborener Herr," sagte er, indem er den Magnaten festen Blickes ansah. „Sie wollen Vizegespan unseres Komitates werden?"

„Ja," meinte der Graf mit schlecht unterdrücktem Spott, „vorausgesetzt, daß die Völgyi's nichts dagegen haben."

„Hochgeborener Herr!" rief der Bauernedelmann mit lauter Stimme, „die Völgyi's sind stark, und unsere grünen Federn müssen über Ihre rothen den Sieg davon tragen. Und dann bin *ich* da . . und die sechshundert Stimmen von Szent Pal kein Soldat folgt so seinem Feldherrn, wie die sechshundert *mir*. Sage ich: ihr müßt für die Völgyi's euer Leben hingeben, euer Blut fließen lassen unter den Fäusten und Knitteln

der Rothbefiederten, so geschieht es, Euer Hochgeboren, und die grüne Feder siegt, so wahr, als der Edelmann Andoras hier vor Ihnen steht — er kann aber auch das Gegentheil bewirken, und darauf verlassen Sie sich, Euer Hochgeboren."

Die letzten Worte hatte das Haupt der sechshundert edlen Stimmen halb leise gesprochen; mit gesenkten Augen, fast furchtsam, ob der Graf wegen dieses Treubruches an seiner Partei ihn nicht anspeien würde, stand er da.

„Ihr meint also, Herr Andoras," sagte der Graf mit anscheinendem Ernste, „es hinge nur von Euch ab, daß die sechshundert grünen Federn von Szent Pal ihre Farben wechselten?"

„Jedes Kind im Komitate kann das dem hochgeborenen Herrn Grafen sagen," rief der Edelmann mit einigem Stolze; „die Andorase und ihre Anhänger schlagen sich für die Völgyi's todt, wenn sie dieselben durchsetzen wollen; sie gehen auch für den Grafen von Tornay in den Tod, wenn es sein muß — aber unter einer Bedingung."

„Und die wäre?" fragte lauschend der Graf.

„Euer Hochgeboren wollen also wirklich Vizegespan werden?"

„Ja," sagte der Graf mit fester Stimme.

„Sie werden es, Herr Graf," sagte Andoras leise, „so wahr ich Leben in mir habe, aber unter einer Bedingung — — —"

„Ich höre," sprach der Graf.

„Gönnen Sie mir einen Kuß vom Munde Ihrer Frau Gemahlin — — —"

Der Graf brach statt aller Antwort in ein lautes Gelächter aus, und dieses Lachen klang so drohend und zugleich so höhnisch, daß Andoras, irre gemacht, wie seine Zumuthung aufgenommen wurde, nur betroffen dastand.

„Unter dieser Bedingung, Herr Graf, siegt Ihre rothe Feder," glaubte er noch einmal wiederholen zu müssen.

Der Graf lachte noch immer.

In diesem Augenblicke wurden draußen vor der Vorhall zwei Bediente sichtbar.

„Heda! Peti, Ferencz!" rief der Magnat ihnen zu, di auf sein Geheiß herbeiflogen, „nehmt da diesen Schlingel beim Kragen und werft ihn zum Schlosse hinaus." —

Während sich die beiden Vollstrecker des gräflichen Willens an das edle „Wild" machten, das sich auf dem Gebiete ihres Herrschers hatte betreten lassen, ging der Graf, ohne das Haupt der sechshundert edlen Stimmen mehr eines Blickes zu würdigen, in seine Zimmer zurück. Diese stumme Verachtung, dieses höhnische Zurückweisen seines Antrages hatte auf den gewaltigen Andoras nur die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht. Er war schwach geworden; die furchtbare Kraft seiner Gliedmaßen war wie ein schwaches Rohr unter den Fäusten seiner beiden Gegner zusammengeknickt. So gänzlich entmannt schien dieser kräftige Mensch, daß er gar nicht zu fühlen schien, wie er zu Boden geworfen, wieder aufgerafft und zu dem offenen Thorgitter hinausgeschoben ward. Ein todtbleiches Antlitz wandte sich draußen nach dem Schlosse um; wer hätte in diesem Augenblicke das Haupt der sechshundert edlen Stimmen von Szent Pal erkannt?

Der Graf lachte noch immer. — —

---

## 4. Dämonen.

Der „Restaurationstag" war indessen immer näher gerückt; die Vorbereitungen dazu geschahen mit allem Aufwande und aller Verschwendung, die erforderlich sind, um den Wahlkandi-

)aten nicht in den Ruf des Geizes zu bringen. Seit vierzehn Tagen war das gräfliche Schloß der Tummelplatz der gesamm:en Komitatsopposition; der Hof und die Stallungen wurden nicht leer von kommenden und abgehenden Wagen und Pferden, und ein ganzes Heer von Köchen bot vergebens seine Kräfte auf, um Alle zu befriedigen, die mehr die Sehnsucht nach einem guten Bissen, als die Begierde, den „Mann ihrer Wahl" durchzusetzen, hiehergeführt hatte. Während die „Herren" an den schwerbeladenen Tafeln des Grafen schmausten und zechten, waren die niederen Herren „Wähler" draußen in den Höfen und Korridoren nicht minder gut bewirthet. In die politischen Erörterungen und Wahlmanöver, die drin an der „Tafel der Honoratioren" verhandelt wurden, mischte sich dann das wilde Gejohle der Bauernedelleute, die jauchzenden Weisen der Restaurationslieder und die melancholisch-wilden, über alle Saiten der Seele gewaltig hinstürmenden Klänge der Zigeunermusik. Tag und Nacht währten diese Scenen; kein Schlaf senkte sich auf die Bewohner des Schlosses; das ungezügelte Restaurationstreiben hatte sich in alle Schliche und Winkel des gräflichen Schlosses gezogen. Oft in tiefster Stille der Nacht, wenn die Mühen des Tages überwunden schienen, erschollen draußen die wilden Restaurationslieder, schrillte die Geige des Zigeuners, und wie die einzelnen Korallen einer zerrissenen Schnur zog sich der Refrain jenes Liedes, das wir aus Andoras' Munde bereits kennen:

„Es blühet der Tulipan,
Graf Tornay wird unser Vizegespan!"

durch alles Handeln und Denken des gräflichen Ehepaares. —

Mit den leuchtenden Augen eines neugierigen Kindes hatte die Gräfin all' dieses phantastische und für ihre „deutschen Begriffe" so eigenthümliche Treiben verfolgt. Für sie war es ein

Schauspiel voll gehender, kommender und stehender Kostümfiguren, ein Theaterstück, auf dessen Ausgang sie sich freute, weil ihr Gemahl der Held desselben war und als Sieger vom Schauplatze treten mußte. Was war gegen all' dieses Gepränge der „Restauration" eine Abgeordnetenwahl in ihrem Schwaben? Um den Grafen zu überraschen, machte sie sich an die Stickerei einer großen dreifarbigen Fahne, worauf mit kunstvoll verschlungenen Buchstaben der Refrain jenes Liedes verzeichnet stand:

„Es blühet der Tulipan,
Graf Tornay wird unser Vizegespan!"

„Ei, ei, liebes Kind," sagte der Graf, der sie eines Tages unvermuthet bei ihrer Arbeit traf, „wer hätte das gedacht, daß du dich gleichfalls auf das Korteswerben verlegst?"

„Verdiene ich Strafe darum," meinte sie schalkhaft, „oder glaubt Ihr Männer allein das Privilegium zu besitzen, Politik zu treiben? Wir Frauen wollen Euch in das Handwerk pfuschen."

„Liebe Fanny," sagte der Graf ernst, „wer verbietet dir Politik zu treiben, so viel du willst? In unserem Lande muß die Frau die Partei ihres Mannes ergreifen; bei Euch in Deutschland ist das freilich anders, da führt Ihr ihm höchstens die Wirthschaft."

Die Gräfin sah forschend ihrem Gemahl ins Antlitz.

„Und wie muß ich das anfangen?" sagte sie, die in den Worten des Grafen einen Befehl zu hören glaubte.

Der Graf antwortete nicht sogleich.

„Erinnerst du dich noch, liebes Kind, jener Begegnung auf der Straße im Dorfe . . ."

„Jenes furchtbaren Menschen," ergänzte die Gräfin schaudernd und erbleichte, „der dem armen Peti den Knittel an den

Kopf warf? Das blutige Gesicht des beklagenswerthen Jungen ist mir noch immer vor den Augen . . George, theuerster George, wenn du wüßtest, mit welchen trüben Ahnungen ich damals in das Schloß einfuhr, wie ich mich ängstigte und quälte, die Erinnerung an jenes Begegniß aus meinen Träumen zu bannen."

„Und doch schienst du auf dieses wilde Thier einen gewaltigen Eindruck hinterlassen zu haben," sagte der Graf, ironisch lächelnd. „Sahst du nicht, wie ehrfurchtsvoll er sich dir nahte, wie begeistert er dein Kleid an seine Lippen drückte? Kann man einer Madonna anders begegnen?"

„George," sagte sie vorwurfsvoll.

„Du weißt übrigens nicht," fuhr der Graf in frivolem Salontone fort, „daß dieser furchtbare Andoras nicht nur Knittel werfen, sondern — — auch die zartesten Wünsche und Gefühle hegen kann; ich sage dir, Wünsche, liebes Kind, die ihn für das teppichunterbreitete Dasein eines Salons fähig machen."

Der Graf begleitete diese Worte mit jenem ausgelassenen Lachen, das so dämonisch dem armen Haupte der sechshundert edlen Stimmen nachgefolgt war.

„Ich verstehe dich nicht, George," sagte die Gräfin, geängstigt.

Und wieder brach der Graf in jenes verhängnißvolle Lachen aus. —

Dieses Lachen spielte, wie jener oft erwähnte Refrain des Restaurationsliedes, eine eigenthümliche Rolle im gräflichen Schlosse. Oft in der innigsten Unterredung mit seiner Gemahlin trat es gespensterhaft unheimlich auf die Lippen des Grafen. Die Gräfin war ahnungsvoll und liebend genug, daß sie bald wahrnahm, wie es stets mit einer gewissen Ge-

dankenreihe in den Gesprächen ihres Gemahls in Verbindung stand. Und immer war es Andoras, jene furchtbare Erscheinung, dessen Name in einem jeden dieser Gespräche genannt wurde. Was wollte dieser Mensch? War es nicht, als drängte sich eine finstere Schicksalsgestalt zwischen sie und ihren Mann? Und warum schauderte sie, wenn er lachte?

Je näher der entscheidende Tag der Wahlschlacht heranrückte, desto seltsamer und unheimlicher wurden diese Ausbrüche des inneren Gedankensturmes aus dem Munde des Grafen. Der Graf verbarg vor seiner Gattin, was offenkundig schon vor Aller Augen lag. Die Partei der rothen Federn hatte ihre gesammten Streitkräfte überzählt, Mann für Mann, und hatte gefunden, daß die „Grünen" trotz aller Wahlmanöver die Oberhand gewinnen mußten. Andoras und seine sechshundert edlen Stimmen gaben den Ausschlag. Es wurden Boten auf Boten ausgesandt, um den störrigen Leithammel von Szent Pal zur rothen Feder zu bekehren, aber mit Erstaunen theilte man sich das Kuriosum mit, der Bauernedelmann spreche von einer Bedingung, die er dem Grafen selbst anvertraut habe, und nur, wenn diese eine Bedingung erfüllt werde, gäbe er sein Blut hin, „damit die rothe Feder damit getränkt werde."

„Und diese Bedingung, Herr Graf? Ist es so schwer, diesen Leithammel zu befriedigen? Was kann diese Bestie für Bedingungen stellen, die der Graf Tornay nicht erfüllen könnte?" fragte man jedesmal.

Und wieder lachte der Graf. —

Uns aber fehlt jener Schlüssel, der die innersten Kammern einer menschlichen Seele aufschließt . . vielleicht auch jedem Anderen! Schließt eine solche Seele nur auf, braucht nur dazu die besten Instrumente aus dem Kramzeug neuerer Psychologie!

Im günstigsten Falle findet ihr oben auf jenes Lachen auf den Lippen des Grafen; vielleicht errathet ihr auch, daß dahinter mehr als ein unwillkürlicher Reiz der Muskeln liegt, daß die ganze Erfolglosigkeit seiner Wahl, die Entmuthigung eines voraussichtlichen Falles sich darunter verbarg — zu den Endfäden eines Entschlusses, der in dem Grafen wühlt, werdet ihr doch nicht gelangen, die ihr das Gewebe dieser an Ehrgeiz, Leidenschaft und Genußsucht kranken Seele nicht gekannt habt.

Das Leben des Magnaten hatte wenige Momente aufzuzählen, in denen ein Genuß vergebens um Einlaß und Befriedigung angepocht hätte, wenige Momente, wo Ueberlegung gerathen hatte, den Sirenenklängen irgend einer Reizung, wie der kluge Mann von Ithaka, sich zu entziehen. Dieses Leben war wie ein scheues Pferd über Blumen und Felder und Trümmer dahingerannt. Wer sollte es auch jetzt noch aufhalten? Alle Dämonen des Genusses, die, je näher der Wahltag rückte, desto krampfhafter die Sinne des Grafen aufstachelten, waren in ihm erwacht — was sollte hier den Zügel ihm umwerfen, wenn es die Gräfin nicht thun konnte?

„Sie muß," sagte der Graf zwei Tage vor der Wahl zu sich, „und wenn ich sie zwingen sollte. Es ist nichts so Schreckliches darum, den Wunsch eines Gemahls zu erfüllen, der einen Kuß von dem Munde seiner Frau sich abstiehlt, um ihn einem Andern abzutreten —"

Diese Sophistik setzte sich als drängender Treiber hinter dem Grafen auf das Roß, das er eines Abends bestieg, um, wie er seiner Gemahlin sagte, „seinen Mißmuth niederzureiten". Er war auf die Haide, gegen das Dorf Szent Pal zu, geritten, um das Haupt der sechshundert edlen Stimmen zu sprechen.

Der Zufall ersparte dem stolzen Magnaten die Demüthi-

gung, in die Wohnung des Bauernedelmanns eintreten zu müssen. Einige Schritte vom Dorfe tönten plötzlich die zwe Endverse des Restaurationsliedes an sein Ohr, aber in der jenigen Fassung, wie es für die „grünen Federn" taugte. Au der Dunkelheit der Nacht sah er eine Männergestalt im weißer Schafpelz und breitkrämpigen Hut auf sich zukommen, in de er alsobald das wilde Haupt der sechshundert edlen Stimmer von Szent Pal erkannte.

Hart am Wege, den der Graf vorbei mußte, blieb An doras stehen. Er hatte den Hut abgenommen; ein vorüber ziehender Mondglanz ließ den Magnaten auf ein bleiches, vo Kummer gezeichnetes Antlitz sehen, das ihn unwillkürlich ernst stimmte.

„Guten Abend, Herr Andoras," grüßte der Graf. „Welche Zufall, Euch hier zu treffen!"

Hätte sich das Haupt der sechshundert Stimmen besser au Seelenkunde verstanden, er hätte in der schwankenden Stimme mit der diese Worte ausgesprochen wurden, einen halben Sie gehört.

„Hochgeborner Herr Graf," antwortete er und stand in demüthiger Haltung, „ich selbst bin erstaunt, Euch wieder vo Angesicht zu Angesicht gegenüber zu stehen."

„Liegt in diesen Worten eine Drohung?" dachte der Graf und eine unwillkürliche Bewegung seines Rosses bekundete, da sein Reiter eben nicht ganz ruhig darauf saß. Aber ein zweite Blick auf die fast gebückte Stellung des sonst so kräftige Gegners verschaffte ihm die Ueberzeugung, daß Andoras vo seiner Bedingung noch nicht abgegangen war.

Sonderbar! Der an die Raffinements europäischer Salon gewöhnte Magnat, der nie verlegen war, irgend einem ver fänglichen Gespräche die geschickteste Wendung zu geben; der

elbe Mann, der schmeichelnd und überredend Menschenglück ertrümmert hatte, daß es sich im Sterben noch lächelnd nach einem Mörder wandte — er befand sich jetzt, einem rohen magyarischen Bauernedelmanne gegenüber, in einer Lage, die nicht erbarmenswerther sein konnte. Diesem Andoras einen Kuß seiner Gemahlin anzutragen —! Den gewandten Meister der Rede hatte die Kunst verlassen.

„Es sind Euch neulich, Herr Andoras," begann der Graf unsicher, „Unannehmlichkeiten in meinem Schlosse passirt —"

Ein trübes Lächeln spielte um die Lippen des Szent Paler Häuptlings; nicht das leiseste Zucken seiner Gesichtsmuskeln verrieth, daß in diesem gewaltigen Körper eine zornige Erinnerung an die erlittene Schmach lebte, die ihm von den Bedienten des Magnaten angethan worden. Ein Bittender eher, als Einer, der gebeten sein wollte, stand er hart an dem Pferde des Grafen.

„Diese Bestie," so lautete ein stiller Gedanke im Magnaten, „ist weit gefährlicher, als ich mir habe träumen lassen . . sie ist kußsüchtig geworden. Kann sie denn den angethanen Schimpf so ganz vergessen?" Und ohne daß der Graf es eigentlich wollte, erscholl jenes verhängnißvolle Lachen wieder aus seinem Munde, das seit dem sonderbaren Begegnisse mit dem Edelmann sein eigentlicher Dämon geworden war.

Andoras trat einige Schritte hinweg, dann sah er sich scheu um, vielleicht weil er nach jenem Lachen, das ihm damals als Antwort wurde, auch jetzt eine neue Schmach hinter sich glaubte.

„Euer Hochgeboren," sagte er tonlos, „wollen mich vielleicht wieder an Ihr Schloß erinnern. Die Wunde blutet noch, Euer Hochgeboren reißt sie wieder auf."

„Glaubt ja nicht, ritterlicher Herr Andoras," meinte der

Graf entschuldigend, „daß ich Euch jetzt beleidigen wollte. Vor vierzehn Tagen, ich gestehe Euch das, Herr Andoras, war es anders, ich hielt Euch damals für betrunken."

„Und darin mochten Euer Hochgeboren Recht gehabt haben," bemerkte der Szent Paler Edelmann mit allem Bewußtsein seiner eigenthümlichen Lage, „ich war damals betrunken, aber nicht vom Weine, mit dem auch die Völgyi's so freigebig umgehen. Bei meinem todten Vater, den sie auf der „Restauration" todtgeschlagen haben, schwöre ich Euer Hochgeboren, kein Tropfen Wein, um die Lippen zu befeuchten, hat mir seit jener Zeit gemundet. Aber ich frage Euer Hochgeboren, muß es grade Wein sein, der einem die Sinne krank und trunken macht? Kann es nicht etwas Anderes sein? Der Wahnsinn nämlich um eine Sache, die man nicht erreichen kann? Wenn ich z. B. das Tatragebirge mit eigenen Händen auf diese unsere Haide versetzen wollte, wäre das betrunken oder — wahnsinnig?"

Das Roß des Grafen machte wieder eine unruhige Bewegung. Die Bemerkung der „Bestie" hatte an das Lebensmark des Magnaten, die Ehre, gestreift. War er selbst in einem anderen Zustande, als in dem des Wahnsinns, der dem verächtlichen Bauernedelmanne nachgeritten war, um ihm — den Mund seiner Gemahlin anzutragen? Zwei Geister stritten um diesen Moment, ein guter und ein böser. Der Graf sah beinahe mit leibhaften Augen, wie sie in seinem Gehirne sich faßten, wie sie sich krampfhaft in einander krallten, der Eine sein besseres Selbst zu retten, der Andere es als Beute zu den Mächten der Hölle zu tragen.

Ein zweiter Moment wird uns den Sieger kennen lehren.

„Ihr unterscheidet sehr fein, Herr Andoras," bemerkte der Graf mit unsicherer Stimme, „in der That sehr fein, ich hätte Euch nimmer ein so feines Talent zugetraut. Wahrhaftig,

zwang sich der Magnat zu einem sehr zaghaften Lächeln, „Ihr verdientet wenigstens . . . Stuhlrichter zu werden bei der nächsten Restauration."

„Euer Hochgeboren belieben Spott zu treiben," sagte Andoras, der offenbar den Grafen nicht verstand, „das überlassen wir den studirten Herren; wir Anderen lassen uns für sie todtschlagen, geben ihnen unsere Stimmen und heben sie auf unsere Schultern — — vielleicht, damit die Herren denselben Nacken, der sie getragen, wenn sie dereinst im Amte sind, mit Füßen treten."

„Bestie!" murmelte der Magnat.

Eine gefährliche Pause trat nun in der Unterredung der Beiden ein. Der Graf packte krampfhaft den Zaum des vorwärts strebenden Thieres. Sagte dem sein Instinkt, daß es den Gebieter aus der furchtbaren Lage reißen mußte? Andoras meinte, der Graf wolle seines Weges gehen, und trat ehrfurchtsvoll zurück. Ein grimmiges Feuer loderte in dem Gehirn des Magnaten, und die Nacht war schonend genug, über sein flammendes Gesicht ihren dichtesten Schleier zu werfen. —

Das Haupt der sechshundert edlen Stimmen empfahl sich mit demüthigen Worten — und ging.

Das Roß strebte aufs Neue vorwärts, und die Stirne des Grafen war mit Schweiß bedeckt. Seine Hand hielt die Zügel so straff, daß das Thier grimmig darein biß und wüthende Sätze machte. Andoras entfernte sich immer mehr.

„Herr Andoras!" rief der Graf mit allem Aufwand seiner Stimme, „auf ein Wort!"

Das Roß mußte dem Befehle seines Gebieters sich fügen, es stand. Andoras kam näher, nun stand er vor dem Magnaten wieder von Angesicht zu Angesicht.

„Ich habe Eure Bedingung nicht vergessen," sprach der Graf in fieberhafter Eile, „kommt morgen frühe um dieselbe Stunde in den Schloßgarten, harrt am Gitter — Eure Bedingung soll erfüllt werden . . ."

Eine Minute darauf war die Stelle, worauf der Kuß einer schönen Frau um die Aussicht auf sechshundert adelige Wahlstimmen verhandelt wurde, leer. Der Graf war in der Dunkelheit der Nacht verschwunden; weiße Nebel zitterten über die Pußta hin, der Mond wandelte leise am Himmel seine Bahn. Eine unheimliche Stille war eingetreten; nur zuweilen klangen vom Dorfe Szent Pal, in dessen Gasse Andoras eingelenkt hatte, die bekannten Verse des Restaurationsliedes, die aber jetzt die gewünschte Fassung hatten:

„Es blühet der Tulipan,
Graf Tornay wird mein Vizegespan."

Die Verse klangen wie eine Siegeshymne. — —

## 5. Der treue Johannes.

Man kann lächeln und immer lächeln — —

Am folgenden Morgen trat der Graf mit übernächtigen Augen, aber das allzeit fertige Lächeln auf den Lippen, in das Zimmer seiner Gemahlin. Er fand sie auf dem Betschemel knieend, das Antlitz in heiliger Andacht gegen das Bild des Heilands gewandt. Dieser Anblick bannte die aristokratische Frivolität fest — und hieß das Weltliche stille stehen, während sich eine keusche Seele im Gebete zum Himmel aufschwang.

Wie war sie so schön! Man konnte die Blume beneiden, deren Duft sie einzog; man konnte dem Gebetbuche gram wer-

en, auf das sie jeden Morgen und Abend ihren Mund rückte . . . und wer sollte sie heute küssen? Wem hatte der Graf die Blüthe dieses Mundes verkauft? . . .

Aber schon war der Graf in jenen verworrenen Seelenzustand gerathen, worin die Funken seines bessern Selbst noch als Irrlichter schwankten. Die That war erst halb geschehen. Er küßte ihr zärtlich die Hand.

„Wie hast du geschlafen, liebes Kind?" fragte er.

„Schlecht, ich habe im Traume geweint," sagte die Gräfin; ich träumte, wieder in der Heimath am Neckar zu sein, aber nicht als lachendes, hüpfendes Mädchen, sondern als eine gar ernste, düstere Frau, in lange Trauerkleider gehüllt, sah ich mich dort."

„Possen, cher enfant," rief der Graf scherzend, „solche Träume sind ganz salonwidrig; was soll die Dienstmagd, die bei fremden Leuten um ein leichtes Stück Geld dient, für Träume haben, wenn die Gräfin Tornay dasselbe Traumbuch zu Rathe zieht? Possen, sage ich dir, Fanny! Im Gegentheil, ich habe dir für heute eine Rolle zugedacht — — bei der du dich zum allerwenigsten gut amüsiren sollst."

„Und die wäre?" fragte sie leuchtenden Auges.

„Du sollst für deinen Gemahl sechshundert Stimmen werben."

„Ich?"

„Spiele doch nicht die Erstaunte, liebes Kind," sagte der Graf mit sichtbarem Verdruß. „Als wäre es dir nie eingefallen, eine Fahne für die Restauration zu sticken? Du hast also bereits für deinen Gemahl geworben. Willst du aber nicht mehr für ihn thun?"

„Ich verstehe dich nicht, George," sagte sie unschuldig.

„Und Herr Janos sollte doch aus dir eine Magyarin machen . . . Verstehst du mich noch nicht?"

„Du bist heute sonderbar, George, —" sagte sie stockend.

„Vielleicht nur zu ernst, liebes Kind."

„Steht es um deine Sache so schlimm?"

„Schlimmer als du denken kannst."

„Der Graf von Tornay?" sagte sie mit dem Stolze eines Kindes, das sich seines Ursprungs rühmt.

„Der Graf von Tornay wird an einem Bauernedelmann im Schafspelze und ungekämmten Haaren zu Schanden. Erinnerst du dich noch jenes —"

„Immer diese Gestalt!" rief die Gräfin schaudernd, und Todesblässe bedeckte ihr holdes Angesicht.

„Närrisches Kind," sagte der Graf mit jenem feigen Lächeln das ein Wort zur entscheidenden Stunde nicht aussprechen läßt — „wie sonderbar du bist. Vielleicht ist dein Lehrer eher im Stande, dir deine bösen Träume zu deuten."

Und nachdem der Graf den Feuerbrand eines bevorstehenden Geschickes in das ahnungsvolle Gemüth der Gräfin geworfen, verließ er sie, das Werk der Ueberredung anderen Lippen vertrauend. Was stand ihr bevor? In welchen Formen sollte ihr das Räthsel entgegentreten, das so geheimnißvoll aus dem Munde ihres Mannes tönte? Mit dem Schwerte des Schreckens? Mit der lachenden Miene der Ueberraschung? Dieses beengte Herz, das zu laut und angstvoll pochte, fühlte die Nähe einer Gefahr und empfand den Druck der Atmosphäre, in der jene finstere Gestalt des Bauernedelmannes lebte.

Sonderbare Eigenthümlichkeit der Seele! In diesem Augenblicke des tiefsten Drangsals mußte die Gräfin lebhafter als je an ihre Heimath denken; sie sah sich an die schönen Ufer des Neckars versetzt, und mit aller Klarheit drangen jetzt die Worte

es Sekretärs an ihr Ohr, jene Worte, die er kurz vor ihrer Heirath zu ihr gesprochen und die ihr, der in die Ferne schweienden Jungfrau, damals so unverständlich geklungen hatten. Wie fielen sie jetzt als brennende Tropfen auf ihr geängstigtes Herz! In diesem Augenblicke brach der Schmerz die zarte Hülle der Jungfräulichkeit, die noch immer um dieses Wesen lag, durch, und als der Sekretär eintrat, fand er die Züge dieser holden Gestalt so wunderbar gereift, daß er kaum die siebenzehnjährige Gemahlin des Grafen in ihr erkannte. —

„Janos, theuerster Freund!" rief sie ihm lebhaft entgegen, „geben Sie mir Aufklärung, was geht hier im Schlosse vor? Was hat der Graf mit mir vor? Er war heute so räthselhaft . . und wollte Sie herschicken, um mich aufzuhellen."

„Ich komme auch im Namen Seiner Hochgeboren, des Herrn Grafen," sagte der Sekretär tonlos, „um Ihnen seinen Antrag mitzutheilen."

„Ein Antrag des Grafen! Eine Mittheilung meines Gemahls, die er durch Sie schicken muß!" rief die Gräfin schmerzlich-ironisch . . . . „Und so förmlich, so ceremoniös sagen Sie das, Janos! Ist dazu jetzt der Moment?"

„Ich bin nur das stumme Gefäß meines Herrn," brachte der ehemalige Lehrer mühsam hervor; „selbst den bittersten Inhalt, den es enthält, muß es ausschütten."

Die Gräfin wandte sich ab und trat gegen das Fenster. Eine Pause, gleich drückend für Beide, trat ein. Auf leisen Socken gleichsam schritt der nächste Augenblick, der Alles verkünden sollte, durch das stille Gemach.

„Sprechen Sie, Herr Janos," sagte sie darauf, indem sie sich vor ihn stellte mit gefalteten Händen und jener eisigen Resignation im Antlitze, die uns bei antiken Statuen so beredt in die Seele fällt.

„Vielleicht verdiene ich mehr Mitleid," sagte der Sekretär dumpf.

„Sprechen Sie, Herr Janos!" rief sie in einem Tone, der wie barscher Befehl klang.

„Ihr Gemahl ist nicht glücklich, Frau Gräfin," begann der Sekretär, . . . „mein Auftrag lautet, Ihnen dies zu melden. Ihr Gemahl, der Herr Graf, sieht den Schimpf einer Niederlage vor sich, und die nächsten Tage werden mit lauten Zungen durch das Vaterland die Nachricht tragen, daß der Graf Tornay an den Intriguen seiner Gegner zu Schanden geworden sei. In diesem Gedanken fühlt sich der Herr Graf sehr unglücklich und wenn es sein Besitzthum gälte, er gäbe es freudig hin für die Aussicht, im Wahlkampfe, der ihm bevorsteht, nicht den Kürzeren ziehen zu müssen. Leider hängt dies nicht davon ab, sondern von der Bedingung eines Edelmannes — eines sogenannten „Leithammels" —, der dem Grafen sechshundert adelige Stimmen zuführen könnte, die den Ausschlag geben."

„Und diese politischen Händel," sagte die Gräfin mit einem traurigen Lächeln, „was sollen sie mir?"

„Dieser Edelmann hat dem Grafen," fuhr Janos fort, „eine Bedingung gestellt, die in jedem Betrachte außerordentlich ist, — — und diese Bedingung betrifft Sie, Frau Gräfin."

„Mich?" rief sie mit einem Ausdrucke, der die Mitte zwischen Erstaunen und Schrecken hielt.

„Soll ich fortfahren, Frau Gräfin?" fragte mit gesenkten Augen, fast athemlos der Sekretär.

Die Gräfin lauschte gespannt auf die Verkündigung — eines Todesurtheils.

„Dieser Andoras, Frau Gräfin, fordert als Lohn für den Dienst, den er dem Grafen leistet . . . einen Kuß von den Munde der Gräfin Tornay."

„Unerhört!" rief sie, und nie paßte die Mythe von jenen rothgewordenen weißen Rosen besser auf ein menschliches Antlitz. Aber dieses Aufflammen einer am Lebenskeime getroffenen Jungfräulichkeit währte nicht lange; vernichtet, todtenblaß sank sie in den Lehnstuhl, und ein leises Wimmern aus der tiefbewegten Brust verrieth durch mehrere Augenblicke, daß noch Leben sei in diesem Wesen, das man so furchtbar zu kränken wagte.

„Ja, unerhört, Frau Gräfin!" rief jetzt der seines Auftrags entledigte Janos, „unerhört! weil er einem Wesen eine That zumuthet, vor deren Gedanken schon ein Engel mit dem feurigen Schwert stehen sollte."

Die Gräfin sprach nicht, ihr Schmerz hatte sich in Thränen aufgelöst, und unter den Wimpern rannen heiße unaufhaltsame Thränen hervor.

„Hören Sie in dieser Stunde, der traurigsten meines Lebens, ein Geständniß, Frau Gräfin, das vor Ihnen den Schleier der gegenwärtigen Lage heben wird. Diese ist schrecklich, verstrickend . . . aber mein Auge hat sie vorausgesehen, als ich Ihnen an jenem Abend, wo Ihre Sehnsucht nach Ungarn einen so weiten Flug nahm, meine Besorgnisse aussprach. Sie waren damals so glücklich, so strahlend im Glanze jener Sonne, die das ferne Land Ihrer Bestimmung beleuchtete. . . Sollte ich die Hand ausstrecken und sie auslöschen? Ich war ja gekommen, diese Sehnsucht künstlich zu steigern . . Sie mit den Vorzügen und Reizen unseres Landes vertraut zu machen, mit Ihnen die Rolle einzuüben, die der Graf, Ihr Gemahl, Ihnen zugedacht hatte. . . Ja, Ihnen war eine Rolle zugedacht, theuere Gräfin, und ich, der Unglückselige, hatte die traurige Mission, Sie dafür vorzubereiten. . . Zürnen Sie nicht, Gräfin, wenn ich so

rücksichtslos von einem Manne spreche, dem Sie die Bindungsformel des Priesters auf ewig angetraut hat ..."

Bei diesen Worten verrieth ein heftiges Zucken der Gräfin wie sehr sie unter der Wucht der Anklage gegen ihren Mann leiden mußte. —

Janos fuhr fort:

„Der Graf wollte eine Magyarin, er wollte ein Wesen an seiner Seite, das jede Schwankung seiner politischen Kämpfe ertragen konnte, das mit ihm fühlte, mit ihm litt und ihm gleichsam den Schild nachtrug in die Schlachten der Politik. Mir ward der Auftrag, das deutsche Mädchen am Neckar zur Magyarin zu erziehen; und so verstrickt war ich von dem Einflusse meines Herrn, daß ich eine Genugthuung darin fand den Proselytenmacher zu spielen. . . Ich sah kein Verbrechen darin, und es war ein Verbrechen. O, ich habe erst Deutschland kennen gelernt. . . Wie herrlich, wie unergründlich tief ist dieses deutsche Wesen; wie hat es mich angehaucht, mich, den Sohn Ungarns, der bis dahin nichts Größeres und Herrlicheres geahnt hatte, als sein Vaterland. Was ist aber dieses Vaterland gegen die Heimath, die Sie geboren hat, Frau Gräfin! Was ist die wilde, orientalisch-träge Kraft unseres Volkes gegen das gleichmäßige, in ruhiger Harmonie webende Gestalten des deutschen Wesens? Was haben wir geschaffen? Was ist aus uns herausgewachsen an das Licht des Tages? Wir haben Nichts, gar Nichts! Trübe fließt der Strom unseres Daseins und alle Jahrhunderte einmal wirft dieser Strom seine Gewässer auf, daß sie brandend über die Ufer schlagen und sie verheeren — um dann wieder als trüber Strom sich fortzuwälzen. Ich fürchte, unser Volk hat keine Zukunft . . . Verflucht habe ich darum so manche Stunde, die mir den Sklavendienst auferlegt hatte, ein deutsches Gemüth auf fremde Wege zu bringen

„Bringen Sie mir kein deutsches Vergißmeinnicht mit blauen Augen, keine Träumerin mit — —" sagte der Graf zu mir, und ich, der nach Deutschland gekommen war, eine Deutsche zur Magyarin umzugestalten, ich ward mit Grauen inne, daß dies ein Verbrechen sei . . ."

Der Sekretär schwieg; nur das leise Schluchzen der Gräfin verrieth, daß ihr Schmerz im Verständniß ihrer Lage sich gemildert hatte.

„Sie glauben also, Herr Janos," sprach sie nach einer langen Pause, indem sie gefaßt und anscheinend ruhig aufstand, „Sie glauben also, ich hätte meinen Gemahl, den Grafen, unglücklich gemacht?"

„Sie, Frau Gräfin?" rief der Sekretär erstaunt, „Sie hätten ihn unglücklich gemacht?"

„Ja, ich," sagte sie, „es ist die Pflicht der Frau, das Glück ihres Mannes zu bereiten, und in meiner Schuld muß es liegen, wenn ich es nicht bewirkte."

„Beim ewigen Gott!" rief Janos, „Sie dürfen Nichts unternehmen, was Sie und Ihre Ehre, einer nichtswürdigen Leidenschaft Ihres Gemahls zu Liebe, berühren könnte."

„Beruhigen Sie sich, Janos!" sagte sie mit einem Blicke zum Himmel. „Möge Sie der Gedanke trösten, daß Frauenehre ein Ding ist, nicht der Mühe werth, ein Sterbenswörtchen dafür einzulegen. Was ist das für eine Ehre, die ein Mann verkaufen und verhandeln kann, wie eine Waare? . . . Nein, nein!" rief sie mit aller Bitterkeit des hervorbrechenden Schmerzes und warf sich verzweiflungsvoll in den Lehnstuhl, „ich habe nicht geahnt, welch' Loos mir bevorsteht." —

In diesem Augenblicke trat der Graf ein.

„Was geht hier vor?" fragte er mit forschendem Blicke.

Der Sekretär war zu bewegt, um antworten zu können;

er zeigte mit stummen Geberdenspiel auf die unglückliche Gräfin.

„Mais, ma chère," sagte der Graf mitleidig lächelnd, „d Sache scheint dich ja sehr anzugreifen. — Hast du dir vielleicht mit allzu großer Empfindsamkeit die banalen Phrasen von Frauenehre und dergleichen in den Kopf gesetzt? Kann die Gräfin von Tornay in der Achtung der Welt sinken, wenn sie zu einem gewöhnlichen Bauernedelmanne auf den Wunsch ihres Gemahls sich herabneigt? Liebte sie diesen Edelmann wird man fragen; war er schön, ritterlich? konnte er die Eifersucht ihres Mannes erregen? — — Nein! antwortet man dieser neugierigen Welt, dieser Edelmann trägt einen Schafpelz und keine Glacéhandschuhe! sie that diesem Menschen, um was ihn jeder Mann in Ungarn beneiden würde, und sie that es darum, weil er ihrem Gemahl einen großen Dienst erwies. Glaubst du nicht, daß man deine That loben wird, daß sich die Dichter dieses Stoffes bemächtigen werden, daß dein Ruhm auf eiligen Fittigen das ganze Land durchrauschen wird?"

Der Graf irrte, wenn er voraussetzte, daß seine Worte einen Einfluß auf den Entschluß seiner Gemahlin ausüben würden. Völlig gefaßt, aber mit einem Blicke, der sein eisiges Herz traf, sprach sie zu ihm: „Mein Gemahl! Ich habe mit tiefstem Kummer erfahren, daß Sie nicht glücklich sind. Ich will Ihren politischen Ehrgeiz nicht prüfen; es ist nicht Sache der Frau, daß sie das angreift, was ihrem Manne zur Zeit lieb und werth ist; — jetzt ist es Ihre politische Carrière."

„Du wolltest, Fanny?" rief der Graf mit wirklichem Gefühl.

„Ich will —," sagte sie leise.

„Es kostet dich aber schwere Ueberwindung," meinte der Graf.

„Soll ich ihm vielleicht entgegen gehen?“ sagte sie traurig ächelnd.

„Ich habe ihn bestellt,“ sagte der Graf stockend.

„Ist er wirklich da?“ rief sie schaudernd und bedeckte sich chamvoll das Antlitz.

„Er wartet draußen vor der Thüre —“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Andoras hatte den Lohn seines Treubruches erhalten. Geh', Unglücklicher,“ hatte ihm die Gräfin gesagt, „du hast etzt, was du dir thöricht in den Kopf gesetzt. Aber deine Lippen sind jetzt verzaubert: denn das Unglück hat sie geküßt.“

* * *

Zwei Tage später kutschirte Peti die Vorspannpferde eines Wagens, in welchem die Gräfin aus dem „Schwabenland“ saß. Seine Rosse griffen nicht so flink und eilig aus wie damals, als er das neuvermählte gräfliche Ehepaar über die Pußta führte. — An den Augen der Gräfin lag heute ein weißes Tuch — nicht mehr die goldene Lorgnette.

Sie wollte für immer in Deutschland bleiben.

Der Graf siegte im Wahlkampf. Andoras aber erlag unter den Knitteln der Völgyi's auf dem blutigen Plane der Restauration, wie sein Vater und Großvater. Sein Treubruch mußte gerächt werden.

Die ungarischen Zeitungen erwähnten damals dieses Faktums als einer Sache, die zur „Tagesordnung der Restauration“ gehört.

# Der erste Meridian.

(1878.)

„Der Alois!"

Jedesmal, wenn ich meine gewohnte Sommerfrische in dem reizenden Gebirgsdorfe aufsuchte, das hart neben der gewaltigen Eisenstraße sich hinzieht, die unmittelbar nach Italien führt, lautete nach den ersten Begrüßungen der Wirthsleute meine Frage:

„Und der Alois? Wie geht es dem Alois?"

„Dem Alois? Dank für die Nachfrage! Der Alois, der sitzt noch immer bei der Schule!"

Nur das letzte Mal, als ich wieder hinauskam, erhielt ich eine andere Antwort . . eine jener Antworten, deren Sinn man, ohne daß man ein weiteres Wort darüber verliert, sogleich aus einer gewissen Handbewegung, oder einem bloßen Zucken der Lippen erräth!

„Der Alois" war also todt!

Horchet still und horchet leise, denn die kleine Geschichte, die ich jetzt erzählen will, verdient, daß man sie gleichsam mit angehaltenem Athem in sich aufnehme, trotzdem es nur der „Alois", ein einfältiger Knabe ist, von dem sie berichtet.

Weit und breit konnte man kein schöneres Schulhaus finden, als mein reizendes Gebirgsdorf an der Eisenbahn besaß. Man hatte seine Freude daran, schon wenn es Einem aus der Ferne entgegentrat. Es stand frei nach allen vier Seiten, und die vielen blanken Fenster, mit denen es ausschaute, begrüßten Einen, wie lauter Kinderaugen, denen von der Hand der Mutter am frühen Morgen der Schlaf frisch und rein fortgewaschen worden. Rings um die Schule zog sich ein gut gehaltener Garten mit allerlei Haus- und Zierpflanzen aufs Beste besetzt, und nur ein paar Schritte jenseits desselben jagte das eilige Dampfroß vorüber, so daß die Kinder einen doppelten Ausblick hatten: auf das Gärtlein und auf das stolzeste Geschenk des nimmer müden Menschengeistes, womit dieser sich selbst bescheert hat. Die Schule unseres Gebirgsdorfes war aber auch nicht so leicht ins Leben gekommen. Bis sie dastand, festgefügt vom Dachfirste bis zum Kellerloche, mit Allem und Jedem was dazu gehörte, daß sie auch einer „ordentlichen Schule" keine Schande machte, waren viele, viele Jahre vergangen; Geld und Gut, Mühen und Opfer waren nicht gescheut worden, und sogar ins Schuldenmachen hatten sich unsere Bauern gestürzt, nur damit es nicht heiße: die Nachbarn in P. hätten ihre Schule um so viel früher unter Dach gebracht; sie aber stünden noch beim A. Denn es ist eine wunderbar erfreuliche Thatsache unserer Tage, daß in dieser Beziehung unsere sonst übel beleumundeten Gebirgsdörfer einen Ehrgeiz entfalten, der dem in der Ebene um nichts nachsteht.

Als nun unsere Schule „fix" und fertig dastand — es war sogar ein großer Erdglobus angeschafft worden, und der messingene Reifen des ersten Meridians glänzte und funkelte daran so prächtig — da freute sich Niemand darüber so kindisch, als eben unser Alois!

Denn der Alois war selbst noch ein Kind, freilich ein zurückgebliebenes! er zählte schon über neunzehn Jahre, war dabei groß und stark, nur daß er ein noch ganz bartloses Gesicht hatte. Er litt „am Kopfe", sagten die Bauern, was auch ganz richtig war; man hielt ihn jedoch für ungefährlich, weil er Niemandem was zu Leide that. Eine jener armen, verkommenen Menschenpflanzen, wie sie namentlich in unseren Gebirgsdörfern noch immer vorkommen, daß es fast unbegreiflich erscheint, wozu und warum sie überhaupt „gedeihen". Muß es verkümmerte Menschen geben, wie es verkrüppelte Bäume gibt? und warum? Doch über diesen Punkt macht vieles Nachdenken bekanntlich selber — Kopfweh!

Und dennoch war der Alois nicht immer so geartet gewesen. Was ich über ihn zu erfahren im Stande war, ist beiläufig Folgendes:

Bis zu seinem zwölften Lebensjahre gehörte der Alois zu den aufgeweckteften und fleißigsten Knaben der „alten" Schule, wie das baufällige Gerümpel, das jetzt vom Erdboden verschwunden ist, zum Unterschiede von der „neuen", prächtigen hieß. Seiner Anlagen wegen hatten ihn seine Eltern, wohlhabende Bauersleute, deren einziges Kind er war, für den geistlichen Stand bestimmt; man sagt, die Bäuerin habe stets die „Primiz" ihres jungen Priesters vor Augen gehabt, und dann, wie schön das sein werde, wenn einmal der Alois ihre und des Vaters goldene Hochzeit noch einmal werde einsegnen, was doch so außerordentlich selten geschieht. Aber es kam in keiner Weise dazu.

Eines Tages nämlich, es war im Hochsommer, die Leute befanden sich größtentheils auf den Feldern, auch die Eltern unseres Alois, ja sogar der „Herr Lehrer", der eine kleine Wirthschaft nebenbei betrieb. Da geschah mit dem Alois ein

oßes Unglück. Die alte Schule war an diesem Tage ge-
hlossen; dennoch mußte sich Jemand, auf den man nicht
achtet, in die, besonders heute, dunkle Schulstube geschlichen
aben. Denn plötzlich hörte die alte Magd Crescenz, die die
ngsten Kinder des „Fuchsbauern" zu Hause hüten mußte,
nen durchdringenden Schrei, unmittelbar aus dem Schul-
ause ... Da sie aber weiter nichts vernahm, und die Kinder
rer Aufsicht nicht entrathen konnten, beruhigte sie sich dabei
nd blieb. Spät gegen Abend kehrte der „Herr Lehrer" vom
elde heim. Da fand er den armen Alois, aus einer tiefen
opfwunde blutend, mitten in der großen Schulstube unfern
es großen Kastens, worin die „Utensilien" der Schüler auf-
ewahrt wurden, entseelt liegen ... Mit vieler Mühe brachte
er Lehrer den Knaben so weit zum Leben, daß er ihn seinen
ntsetzten Eltern nach Hause bringen konnte ...

Seit jener Zeit mußte die arme Mutter des Knaben all
ren Träumen und Hoffnungen von der künftigen Größe und
Bracht, von „Primiz" und „goldener Hochzeit" für immer ent-
gen ...

Der Alois litt seither „am Kopfe".

Aber noch manches Jahr nachher sann man dem Unglücke
es armen Knaben, wie einem schweren Räthsel nach, zu dessen
ösung der Schlüssel verloren wurde. Wie? und warum war
er Alois so heimlich in die Schulstube gelangt? Was mochte
hn so erschreckt und zu Falle gebracht haben? Was mochte ihn
o gewaltthätig wie ein Räuber angefaßt haben, daß er vom
Schrecken so gar nicht mehr zu sich selbst kam?

Derjenige, der die beste Auskunft ertheilt hätte — schwieg.
Der Alois wußte von gar nichts.

Er hatte Alles vergessen!

Hörte man den „Herrn" Lehrer, so sprach neben allem

Mitleid ein gewisser Groll, eine gewisse Bitterkeit gegen de Knaben aus ihm. Er hatte bemerkt, daß der Alois, der übe haupt zu seinen besten und fähigsten Schülern zählte, sich ins besondere für die große Wandkarte, worauf die beiden Erdkugel in schöner Farbe prangten, interessirte. Um ihm eine Freud zu machen, hatte ihm der Herr Lehrer wenige Tage zuvor e laubt, das schöne „Bild" von der Wand herabzunehmen, a welcher es über dem Kasten hing, um es allen Gefährdunge durch die Schuljugend zu entziehen. Das war nach der Unte richtsstunde geschehen; der Alois aber, nachdem er eine geraum Weile sich an der Karte erlustigt, habe inständig gebeten, s nach Hause nehmen zu dürfen, weil er mit dem Anschauen noc nicht „fertig" geworden. Diese Bitte aber mußte der He Lehrer entschieden verweigern. Ob sich nicht darum der Knabe, al Alles abwesend gewesen, heimlich eingeschlichen, auf den Kasten g stiegen und durch ein plötzliches Geräusch erschreckt, des Gleic gewichtes verlustig geworden sei? Man kenne ja die „jetzige Jugend. Der Alois mochte vielleicht ein Schelmenstücklein mi der Wandkarte vorbereitet haben, aus Aerger darüber, daß e ihm nicht erlaubt hatte, sie nach Hause mitzunehmen, und noc Anderes mehr.

Dazu schüttelte die arme Mutter des Alois wehmüthig de Kopf. Ihr Knabe? und boshaft? Die Heimlichkeit des Ein schleichens mußte sie allerdings zugeben; aber warum und wo zu? Darüber hatte sie ihre eigenen Gedanken, die sie gege Niemanden aussprach.

So war es gekommen, daß der Knabe bis aufs Esse Trinken und Schlafen, das ihm von nun an auch vortrefflic bekam, Alles, Alles vergessen hatte, zumal das „schöne Lernen" den Stolz und die Freude seiner Eltern!

Eines darf nicht übersehen werden. Das Sprechen näm

Ich hatte der Alois durchaus nicht verlernt; aber „es gab nichts aus", wie man zu sagen pflegt. Ueber das Benennen der gewöhnlichsten Bedürfnisse, also über den engsten Kreis eines gebundenen Seelenlebens, ging oder schien vielmehr sein Denken und Fühlen nicht hinauszureichen.

Es giebt Uhren, die in Folge eines inneren Schadens plötzlich den Ton ihres Schlagwerkes einbüßen; nur manchmal, ganz unvermuthet, so daß es fast gespensterhaft erklingt, ertönen mit einem Male zwei, drei, auch mehrere Schläge, um dann wieder auf längere Zeit gänzlich zu verstummen. Dieser unvermuthet hervorbrechende Ton kam auch zuweilen bei dem einfältigen Knaben in der Gestalt eines Begriffes zum Vorschein, den er gewissermaßen festgehalten hatte und nicht mehr fallen ließ, seitdem er den entsetzlichen Fall gethan. Alles nämlich, was eine, wenn auch nur annähernde Aehnlichkeit mit der Gestalt eines Bildes hatte, erregte seine Aufmerksamkeit und brachte seine Lippen zum Sprechen; aber auch die Mappen der Schulkinder, ihre Bücher und Schreibhefte erschienen ihm in dieser Form, so daß es klar war, dieser Begriff sei der letzte gewesen, der klar und mit Bestimmtheit in ihm geklungen hatte, als das Schlagwerk seines Gedankenlebens noch geordnet tönte. Ich weiß nicht, ob es dieses allein war; aber seine Mutter behauptete stets, in ihrem Alois stecke, trotzdem er „am Kopfe" leide, mehr Verstand und Klugheit, als in der ganzen „Gemeinde" und eines Tages werde er dem Dorfe zeigen, daß sie alle ganz beschämt dastehen würden! —

Auf dem Lande, wie überhaupt unter sogenannten unstudirten Leuten hat man wenig Neigung, die geheimen Vorgänge eines dermaßen gestörten Seelenlebens zu beobachten . . Was nützte es, daß man zuweilen nach langen Unterbrechungen urplötzlich jenen Ton vernahm, gleichsam zum Be-

weise, daß selbst dieser Eine auf ein gewisses Erinnerungswese hindeutete? Die Uhr hatte dennoch ihr Schlagwerk eingebüßt

Da kam ein Ereigniß, nicht nur für das Dorf, sonder auch für den armen Alois.

Die alte Schule, in deren Baufälligkeit, wie wir wissen das große Unglück des armen Alois geboren worden war, wa abgerissen worden; aus ihren Trümmern erstand die neue Schien der einfältige Knabe den Sinn und die Bedeutung de neuen Baues begriffen zu haben? Auch das weiß ich nicht nur das Eine erzählten sie mir auf vieles Anfragen und An tupfen, daß der Alois, seitdem man Hand an die neue Schul gelegt hatte, von dem Bauplatze nicht zu entfernen gewesen Auch auf diesen Umstand legten die Leute weiter kein Gewicht hatte denn Einer, der am Kopfe litt, etwas Besseres zu thun als müßig herumzulungern? So sah man ihn denn von frü Morgens bis zur späten Feierstunde auf einem der umherliegen den Balken sitzen, allem Anscheine nach den Fortschritten de Maurer und Zimmerleute mit Aufmerksamkeit folgend. Nu zur Mittagszeit, wenn auch die anderen Werkleute davongingen folgte er der Mahnung der Glocke, die ihn an den Tisch seine Eltern rief. Sonst verrieth nichts an seinem ganzen Wesen daß etwas Außerordentliches in ihm vorging. Der Alois hatt nun eine Beschäftigung gefunden, worüber sich namentlich sein Mutter sehr freute.

Endlich war die neue Schule von oben bis unten fertig fast zwei Jahre waren darüber ins Land gegangen. Währen dieser ganzen Zeit hatte der einfältige Knabe auch nicht einen Tag auf dem Bauplatze gefehlt; es schien, als stelle er den Wächter oder eine Art freiwilligen Inspektors vor, damit auch Alles in Ordnung und nach der Regel ausgeführt werde Schmuck und blank, wie eine aus ihrer borstigen Hülse geschält

aftanie stand sie da und ihre vielen Fenster spiegelten sich im
ichte des Tages! Nur an der inneren Einrichtung fehlte noch
Manches, obwohl die Bänke längst ihrer Bestimmung harr-
n. Eines Tages verlautete es jedoch, nächstens werde die
chule feierlich eröffnet werden, man erwarte noch die An-
nft eines Gegenstandes, der direkt aus Wien „verschrieben"
orden war.

Der Alois saß gerade auf seinem Balken, den man noch
cht aus der Nähe des Baues entfernt hatte; da brachten
ute eine ziemlich große Kiste, öffneten dieselbe mit dem Stemm-
sen, während der Alois, wie von einer Ahnung des Kommen-
n bewegt, sich hinter sie geschlichen hatte, oder aus über-
oßer Neugierde, die plötzlich in ihm erwacht war.

Hervor kam eine große, glänzende Kugel, die mit allerlei
eichen schön bemalt war, und einen großen messingenen Reifen
eichsam um den Leib herum trug, der in der Sonne prächtig
nkelte und blitzte.

Warum bei dem Anblick des Globus — und es war
chts Geringeres, als ein solches Ding — ein fast höheres
länzen und Funkeln über das Antlitz des einfältigen Knaben
hr? wer könnte das bestimmen? Oder war es nur das Er-
then eines Kindes, das von etwas überrascht worden?

Ich sage nur das Eine, so weit ich es eben errathen habe.
n diesem Augenblicke schien in dem stumm gewordenen
hlagwerke seines Seelenlebens ein zweiter, vielleicht schon
ch dritter Ton sich eingefunden zu haben. Daran wird der-
nige, der schärfer blicken kann, als ich es vermag, die Fort-
ritte ermessen können, die das Dämmerlicht, das über dem
nen Knaben lag, zur allmäligen Klarheit bereits gemacht.
enn nun hatte der Alois etwas wie einen Freund gefunden,
en lieben Freund, nur konnte er es Niemandem mittheilen,

weil dieser Freund zufällig ebenfalls sich nicht mittheil
konnte, nämlich der Globus!

Merkwürdig genug blieb es, daß der Alois, als man d
neuen Ankömmling in das Schulzimmer schaffte und ihm d
selbst einen Platz neben einem Fenster anwies, so daß m
ihm unmittelbar von der Straße aus in seiner Größe u
Pracht ins Gesicht schaute, daß, sage ich, der Alois sich wah
scheinlich aus allzu großer Ehrfurcht ihm nicht zu nahen s
getraute. Niemals überschritt er die Schwelle des neuen Schu
hauses, als hätte er sich für nicht würdig befunden, die Räum
in denen der neue Freund weilte, zu betreten. Er begnüg
sich damit, ihm gleichsam auf Schritt und Tritt zu folge
Der arme, einfältige Knabe!

Folgendes war nun das Tagewerk des Alois, seitdem d
große Globus sich in dem Hause befand. Früh Morgens, n
bevor die Schule begann, fand sich der Alois ein, es mod
Winter oder Sommer draußen in der Natur walten. Se
Blick galt dem Freunde neben dem Fenster; natürlich sta
der immer auf dem ihm angewiesenen Platze, wie es sich f
einen ordentlichen Globus geziemt.

Dann setzte er sich selbst, geduldig, und ohne ein Anzeich
von Aufregung auf seinen gewöhnlichen Posten, jenen vom B
zurückgelassenen Balken, von wo aus er bis in das Inner
der Schule blicken konnte. Doch nein! Der Alois hatte n
eine andere Beschäftigung; ich darf auf seinen Charakter k
mißgünstiges Streiflicht fallen lassen.

Wenn es nämlich regnete oder schneite und die Wege r
dem neuen Schulhause glänzten und schimmerten vor lau
Wasser und Schnee, immer war der Alois da, um zu zeig
worin sein Werth bestand. Den kleinen Kindern, namentl
den Mädchen, die daher kamen, ging er entgegen, nahm sie

r Hand, oder je nachdem, hub er sie auf seine starken chultern, denn er besaß Riesenkraft, und geleitete sie ganz nftiglich zum Eingange. Und er wiederholte diesen Dienst so nge, bis er Alles ungefährdet und über Pfützen und Tümpel nweg gerettet glauben konnte. Das Alles that er mit einem fer und einer Behutsamkeit, als hätte er lauter gebrechliche inge vor sich, die bei einer unzarten Behandlung Schaden erden könnten. Seltsamerweise betrat er dabei niemals das aus; jedesmal kehrte er an der Schwelle wieder um. Die auptsache war und blieb für ihn stets sein glänzender runder reund mit dem funkelnden Ringe um den Leib.

Welch ein Fleiß des armen, einfältigen Knaben! Immer ieder nach dem Fenster hinan zu sehen, wo er dieses Freundes ewahr werden konnte! Oder rührte es sich wieder in dem chlagwerke und gab einen neuen Ton von sich?

Zu einer anderen Tagesordnung, als der eben geschilderten, eß sich der Alois durchaus nicht bewegen und es zuckte etwas ie wilder Trotz über sein sonst friedliches Antlitz, wenn man n zu etwas Anderem bestimmen wollte.

„Nur nicht zwingen den Alois," sagte dann seine Mutter, nd so ließ man ihn gewähren. Und als ich der alten Bäuerin nmal bemerkte, ob sie den Alois schon mal lachen gesehen ätte, meinte sie darauf mit einer Art tiefsinnigen Flüsterns, ls hätte sie mir ein besonderes Geheimniß zu verrathen:

„Ja lachen! wenn der Alois lachen könnt'! Dann wäre r ja gesund."

So belog sich die arme Mutter also doch, wissentlich oder nwissentlich, wenn sie den Leuten einreden wollte, ihr Alois ei der Gescheidteste im ganzen Dorfe, und es werde sich einnal zeigen!

In der That sollte es sich bald zeigen, nur anders, ganz

anders, als es die alte Frau in ihrer mütterlichen Einbildun
geahnt hatte, — und sie sollte doch in ihrem Rechte bleibe
wie gewöhnlich unsere Mütter!

Im Sommer des verflossenen Jahres hatten mich Ar
gelegenheiten meines Berufes verhindert, das reizende Gebirg
dorf, meine gewohnte Frische, aufzusuchen. Aber als im nächste
Frühling die ersten würzigen Lüfte aus dem lieben Thale i
meine Wiener Stube drangen — die Sehnsucht fühlt sich au
weite Meilen fast leiblich von ihnen umweht — eilte ich rasc
hinaus.

Es war spät in der Nacht, als ich ankam.

„Und der Alois?" fragte ich sogleich am folgenden Morge
meine „Wirthsleute", „wie gehts dem Alois, und sitzt er noc
immer draußen vor der Schule?"

„Der Alois? Ja, der Alois! der sitzt schon längst nich
mehr an der Schule, und mit der Schule ist es auch nicht
mehr . . ."

„Was soll das heißen?"

„Wir haben keine Schule mehr." —

Ein altes gebeugtes Mütterchen trippelte in diesem Augen
blicke an der Hand eines eisgrauen Mannes, beide mit alle
Zeichen trauriger Vergrämtheit, an uns vorüber. Es waren
die Eltern des armen, einfältigen Knaben.

Seit dem vorjährigen Frühling, bis tief in den Sommer
hinein, herrschte großes Sterben unter den Kindern des Dorfes
Eine tückische Krankheit, die unvermuthet kam und wieder
ging, — anfangs trat sie ganz unscheinbar auf, aber schon
nach wenigen Stunden war sie die allgewaltige Herrin des
erkrankten Kindes, und dabei trug sie einen griechischen Namen,
— hatte das Alles verschuldet. Aus diesem Grunde und weil
man die Ansteckung verhindern wollte, wurde auf Anordnung

er Schulbehörde der Unterricht geschlossen. Die Schule stand
er. Die beiden Lehrer hatten sich in die Ferne fortbegeben;
ie unfreiwillige Muße sollte auch ihnen wohl bekommen. Es
ar also im Dorfe fast unheimlich stille geworden.

Auf den Alois schien übrigens diese Veränderung nur wenig
indruck hervorzubringen; ja es hatte den Anschein, als be-
erke er gar nicht die Abwesenheit seiner kleinen Freunde, de-
en er sich doch stets als ein so dienstgefälliger Kamerad be-
iesen. Sämmtliche Fenster der Schule waren verhängt, und
uch das mochte ihm entgehen. Merkwürdigerweise war nur
as Eine, woran sein mehrjähriger Freund, der Globus, mit
einem glitzernden Ringe stand, unverhüllt geblieben, und so
enoß er nach wie vor die Aussicht auf ihn . . .

So änderte sich also gar nichts in der Tagesordnung des
infältigen Knaben. Was lag ihm daran, ob all' die jungen
öglein davon geflogen waren, ob nicht? Sein Nest war ja
och geblieben; und so saß er, müßig und lungernd, Vormittags
nd Nachmittags auf seinem gewohnten Platze vor der Schule,
nbelauscht und unbeachtet, sogar von seinen Eltern, die ihn
n der Nähe seiner großen „Kugel" ungefährdet wußten!

Der guten Mutter war nur das Eine nicht recht. Sie
agte es zwar nicht, aber manchmal kam ihr doch der Gedanke.
Warum entbehrte der Alois so leicht das Kommen und Gehen
er kleinen Kinder? Fehlten sie ihm denn gar nicht? Wozu
tarrte er dann noch immer in die Höhe? Es war ja jetzt so
ar nichts anderes zu sehen, als der Globus mit seinem
Ringe?

Die arme Frau hatte grade auf die Kinder einen Theil
hrer Hoffnungen gesetzt. Im beständigen Zusammenleben mit
hnen sollte wahrscheinlich sein kranker „Sinn" sich allmälig an
ie künftige Gesundheit gewöhnen. So oder etwas Aehnliches

mochte sie zuweilen sinnen, und ich frage alle Aerzte in der Welt, ob die Mutter des Alois auf falscher Fährte sich befand!

Die Ernte des vorjährigen Sommers war keine gute. Im Frühlinge hatten mörderische Fröste alles Obst getödtet, und das Getreide zeigte sich „schütter" und ohne „Kern". Dazu lagerten fast täglich dunkle Gewittermassen am Horizonte. So war's auch am neunundzwanzigsten Juli des verflossenen Jahres. Da kamen plötzlich gegen drei Uhr Nachmittags zwei Gewitter zugleich, das eine von der „Rax", das andere, das von den Höhen des „Sonnenwendsteines" sich losgelöst hatte, auf das arme Dorf losgezogen, und entluden sich, als hätten sie es zu einem Stelldichein für ihr leidenschaftliches Gefecht ausersehen, grade über dessen Häupten. Alles hatte sich, der nahenden Gefahr gewärtig, in die Häuser zurückgezogen; eine unheimliche Angst lag über dem ganzen Dorfe!

Selbst den Alois hatte es unter das väterliche Dach zurückgeführt, als traute er der bleigrauen Färbung des Himmels nicht, und es sei dort am besten, wo sich die Seinen aufhielten. Wenigstens behauptet dies seine Mutter; sie will ihn, bevor das Wetter in seiner ganzen Furchtbarkeit losbrach, gesehen haben, dann aber mit keinem Auge mehr.

In unserem Dorfe herrscht noch die Gewohnheit des Wetterläutens. Als nun das Glöckchen durch die Lüfte wimmerte, fuhr mit Einem Male unter einem entsetzlichen Schlage das „himmlische" Feuer nieder.

Hatte es im Dorfe irgendwo eingeschlagen? Mit angstbleichen Gesichtern stürzten Alle auf die Gasse, Niemand konnte Auskunft geben, denn man bemerkte weder Rauch noch Feuer, aber das Wetterglöckchen läutete unterdessen rüstig weiter. Auch die Mutter des Alois war unter den Leuten; ihr Mann, der Bauer, war noch auf dem Felde. Da sie ihren einfältigen

Knaben zu Hause wußte, hatte sie nur die eine Sorge um den bwesenden Mann. „Es muß ein kalter Schlag gewesen sein," röstete hie und da Einer. Dem widersprach aber der schweflige Geruch, den sie deutlich spürten, und das Wetterglöckchen läu- ete fort.

Plötzlich schrie Einer mit gellender Stimme:

„Die Schule brennt! In der Schule brennt's!"

Alsbald wandte sich Alles nach der Gegend, in welcher die Schule lag, das ist, nach der nahen Eisenbahn, denn das übrige Dorf liegt um einige hundert Schritte weiter entfernt, und es darf Niemand in Verwunderung setzen, daß sie in der Sorge um Hab und Gut an die ferne Schule vergessen hatten.

„Die Schule brennt, in der Schule brennt's!"

„Die Feuerspritzen heraus!"

Nur Wenige hatten mitten in dem Tosen durcheinander- wogenden Geschreies eine Stimme gehört und einen verzweif- lungsvollen Ruf:

„Aber der Alois? Wo ist denn mein Alois?"

Doch Niemand achtete auf die Stimme der armen Mutter!

Da stieg schon riesengroß, als wäre das ganze Gebäude in einziger Zunderstoff, die Flammengarbe aus der neuen Schule. Der Stolz des ganzen Dorfes, die neue schöne Schule! Da krampften sich die Herzen in einander; jetzt erst wußten sie, das war ein Schlag, der Jeden bis in die innerste Fiber seines Empfindens traf. Nicht nur der ganze Dachstuhl stand bereits in lichten Flammen; im ersten Stockwerke schlugen sie zu den Fenstern heraus, der Blitz mußte in hundertfacher Verzweigung seinen Brennstoff durch das ganze Gebäude getragen haben!

„Die Spritze! In der Schule brennt's!"

Während ein Theil der Leute nach dem Gemeindehause lief, drängte es Andere nach der Brandstätte . . .

„Und der Alois? Wo ist der Alois? . . ."

Warum drängt es die alte Frau, statt nach Hause zu eilen, wo sie doch den Knaben sicher und aufgehoben wähnte, mit den Anderen nach der brennenden Schule? Warum grade dorthin? Besinnt sie sich denn gar nicht, wo sie den Alois gelassen?

Mittlerweile zehrt die gefräßige Lohe mit rasender Eile um sich. Endlich stehen sie davor . . . es wird alles vergebens sein, um das brennende Haus zu retten. Das von der Sommerhitze ausgedorrte Dach flammt lichterloh, und zu den Fensterhöhlungen schlägt die Flamme heraus, und sogar die steinernen Mauern scheinen in Flammengluth zu stehen. Ein Schreck erfaßt sie Alle, daß sie kaum zu athmen vermögen. . . . Oben in dem ersten Stockwerke, hart an dem mittleren Fenster, da sehen sie mitten unter Flammen und Rauch einen Menschen, der etwas in den Händen hält, was mitten durch den Feuerschein glitzert und funkelt . . .

„Der Alois ist's, das ist mein Alois!" ruft eine Stimme, die wir kennen . . .

Ja! da oben wandelt ein Mensch mitten durch Feuer und Flammen, der wahrscheinlich nach einem Ausgange späht.

„Der Alois! um Gotteswillen, der Alois!"

„Leitern her!" rufen Andere.

Aber die Hülfe läßt vergebens auf sich warten. Die Leiter, die sie finden und herbeitragen, ist zu kurz und reicht nicht an das erste Stockwerk, und die Flammen zehren immer gieriger und gefräßiger um sich. Auch die Spritze zögert!

Plötzlich von oben, grade da, wo das mittelste Fenster ist, ein einziger, banger, entsetzlicher Schrei!

„Der Alois! mein Alois!" . . .

Nun kommt die Spritze herangerasselt; das Rettungswerk

schreitet, trotz des am Himmel hingelagerten Gewitters, tüchtig vorwärts. Ganze Wasserfluthen werden auf das brennende Haus geschüttet; „hoch im Bogen" ergießt sich das feuchte Naß auf die flammenden Dachsparren und Fensterkreuze.

Jetzt erst vermochten sie in das Innere der Brandstätte zu dringen. Ueber die halbverkohlte Treppe hinan drängten sie in die große Schulstube im ersten Stocke . . . Da fanden sie am Boden eine leblose Gestalt.

Es war der Alois!

Der Rauch mochte ihn erstickt haben. Und so fand man ihn: mit beiden Händen, fest an die Brust gepreßt, hielt er den Globus, seinen treuen Freund, und der Messingreif des ersten Meridians glänzte noch so golden, als käme er erst aus der Hand des Meisters. Der Globus war unversehrt — aber der Alois war todt! . . .

Der arme, einfältige Knabe!

Ging da ein Geheimniß auf seinen blassen Lippen hinüber, das wir mit unserem Verstande nicht zu lösen verstehen? War da mit ihm eine mächtige Willenskraft gebrochen worden, die trotz seiner umnachteten Seele aus den Banden der Finsterniß sich wieder zum Lichte durchgerungen hätte? Und endlich! hätte sich denn doch ein und der andere Ton, vielleicht schließlich das ganze Schlagwerk der Uhr wieder eingefunden? . . .

Die Mutter des Alois sagte mir etwa vor vier Wochen, als ich sie aufsuchte:

„Der Alois," sagte sie und ihr gramdurchfurchtes Antlitz leuchtete für einen Augenblick wahrhaft freudig, „der Alois hat „halt" das Lernen so viel, so gar viel gern gehabt . . . Und das ist ihm zum Kopfe gestiegen!"

„Wie so das, Mutter?"

„Der Alois hat nichts als die Schule im Kopfe gehabt,

nichts als die Schule! Und weil der Mensch auch an etwas anderes denken soll . . ."

„Wie meint Ihr das, Mutter?"

Sie schwieg eine Weile, dann sagte sie flüsternd, als gelte es, das tiefste Geheimniß ihres Lebens zu verrathen:

„Wißt Ihr, wie der Alois gestorben ist?"

Ich nickte blos mit dem Kopfe; denn derartige Fragen, und dazu von einer Mutter gestellt, sind sehr schwer zu beantworten.

„So haben sie ihn mit der großen Holzkugel getroffen," sagte sie, indem sie dabei mit Brust und Händen die Lage nachahmte, in der sich ihr einfältiger Knabe, den Globus fest an sich gepreßt, in der Todesstunde befunden. „Der Alois ist sich auch damals treu geblieben."

Ich wollte sie nicht recht verstehen, und sie mochte das meiner fragenden Miene angemerkt haben.

„Hat Einer daran gedacht," rief sie mit erhöhter Stimme, und dabei verbreitete sich eine lichte Gluth über ihr altes, durchfurchtes Antlitz, „hat Einer daran gedacht, die Schule könnte Schaden bekommen, wie der Blitz hineingeschlagen ist? Keiner, keiner. Nur der Alois hat gewacht! Auf einmal war er verschwunden gewesen! Er hat sich gedacht: In der Schule, da lernen so viel Buben und Mädchen, da will ich, daß die Schule ihnen beisammen bleibt . . . und es soll nichts daran fehlen . . ."

„Ja, ja, Mutter, so ist's."

„Und das Lernen war bei ihm immer die Hauptsache," fuhr sie fort, „schon damals, als er sich einmal in die Schule geschlichen hat, und hat darüber den schweren Fall gethan . . . Lernen und nichts als Lernen! Der Alois wär ja der gesündeste Mensch geworden . . . Und so ist er da gelegen, so . . . so!"

Ihre Stimme war zu einem leisen Weinen herabgesunken! Der einfältige Knabe mit dem an die Brust gedrückten Globus war das Letzte und Einzige, dessen sie erwähnte.

So lautete die Erklärung der armen Mutter. Hatte sie nicht Recht? Unsere Mütter haben stets Recht!

# Ohne Selbstlaut.

(1859.)

Ein hochaufgeschossener Junge mit blaßgrauen Augen und vorn über der Stirne kurz abgeschnittenen Haaren, eingeknöpft in einen „franzblauen“ mit großen messingenen Knöpfen besetzten Rock, dessen weite, über die Fingerknöchel reichende Aermel von der dürren Phantasie irgend eines Dorfschneiders zeugten, der in die Weitläufigkeit eines väterlichen Kleidungsstückes sich nicht anders hineinschickte, als daß er es ohne Bedenken auch auf den dünnen Leib des zehnjährigen Sohnes paßte — ein solcher Junge steht auf den Ruf des Professors, der zum ersten Male aus dem Kataloge die Namen der anwesenden Schüler liest, mit „Srb Johannes“ auf, was unter dem aus fünfundfünfzig jugendlichen Köpfen bestehenden Publikum, dem die Natur in seiner Ganzheit lauter hellfrische Kehlen verliehen hat, ein minutenlanges Gelächter zu Wege bringt.

Selbst über das ernste Antlitz des geistlichen Mannes, der auf dem Katheder sitzt, schleicht ein Lächeln; er denkt zu milde und kennt die Jugend zu gut, um diesem Ausbruche ihres Uebermuthes mit der vollen Wucht eines Verweises ent-

gegenzutreten. „Srb!“ Ein Wort ohne Selbstlaut, ein hervorgegurgeltes, aus drei Mitlauten zusammengesetztes Wort!

Ein Haus ohne Balken, ein Fisch ohne Gräten und ein Baum ohne Wurzeln schien diesen unbedachtsamen Gemüthern eher denkbar, als ein Name ohne Selbstlaut! Was ist ein solches Wort unter seinen mit Selbstlauten reich versehenen Kameraden? Es hat gleichsam keine Füße, schwebt in der Luft und sucht doch taumelnd jeden Augenblick den sicheren Boden zu gewinnen. Jener Mensch, der seinen Schatten verkauft hatte, wurde an den Mangel desselben freilich öfters gemahnt als ihm lieb war; aber er konnte stille Gegenden aufsuchen, wo ihn Niemand sah, er konnte sich selbst entfliehen und zudem bemerken es die Leute nicht immer, daß ihrem Nachbar der Schatten nachgleiten muß; denn in ihrer barmherzigen Zuhunlichkeit sorgen sie schon dafür, daß es ihm an einem solchen nicht fehle. Was beginnt man jedoch mit solch' einem knochen- und wirbellosen Namen, mit einem Worte, dem die Muskel des Tones — der Selbstlaut durchschnitten war?

So ungefähr hätten die Betrachtungen gelautet, wenn diese unmittelbaren Gemüther fähig gewesen wären, sich und Anderen Rechenschaft abzulegen. Denn Spott und Hohn suchen nicht lange nach jener Stelle, wo sie ihre Beute am besten erhaschen können. Bei dem Einen ist es die um eine unmerkliche Linie sich nach außen dehnende Richtung der Nase, dort in verstohlenes Hinüberblicken der einen Schulter über die andere! Hier war es ein wesenloser Schatten, ja noch weniger als der — ein Wort ohne Selbstlaut!

Als das Gelächter verklungen war, der Unterricht schon längst seinen Anfang genommen hatte, richteten sich noch oft manche Blicke neugierig auf den Träger des unsilbigen Wortes. Johannes Srb saß aber mit blödeglotzenden Augen da und

wurde abwechselnd bald blaß, bald roth, je nachdem er sich schämte oder sich ärgerte. Ja es geschah einmal, daß die langen Aermel seines aus dem väterlichen Sonntagsgewande geschnittenen Rockes so lange wurden, daß sie nicht nur seine Finger, sondern sein ganzes Gesicht bedeckten. Was dahinter geschah, wußte nur Johannes Srb allein!

Nach beendeter Schule war Johannes Srb der Letzte, der zur Thüre hinausging. Trotzdem wehrte nur das geistliche Kleid des Lehrers, das an der Klosterpforte sichtbar blieb, so lange eines von den Häuptern der unruhigen Schaar gesehen ward, daß nicht schon innerhalb des Schulheiligthums ein neuer Sturm über ihn losbrach. Der Knabe hatte in diesem Augenblicke das feinste Gehör; er hätte das Fallen einer Nähnadel vernommen! . . . Und so hörte er denn, wie erst leise, dann aber, je weiter man sich von den Klostermauern entfernte, sein Name mit jenem sonderbaren Gegurgel ausgesprochen ward, das eben durch den Abgang eines jeden Selbstlautes entstand. Kaum war jedoch das schwarze Kleid hinter der Klosterpforte verschwunden, als, wie auf ein verabredetes Zeichen fünfzig und noch mehr Spinnräder zu schnurren begannen; denn das hatte die Schülerschaar in ihrem merkwürdigen Witterungstriebe bald herausgefunden, daß der selbst lautlose Name ihres Kameraden von der Lebensparze an einen Spinnrocken gewebt worden war.

Johannes Srb schlich trübselig hin; nur der Umstand, daß in diesem Augenblicke grade die Pferde an einem vorüberrollenden Bauernwagen scheu wurden und durchgingen, lenkte die Aufmerksamkeit seiner Quäler von ihm ab. Die Spinnräder verstummten, aber sie hatten zu laut geschnurrt, um auch in der innersten Seele des Knaben so leicht zum Schweigen gebracht zu werden.

Er sprach seinen eigenen Namen leise vor sich hin; ängstlich blickte er dabei hinter sich, ob ihn Niemand höre. „Srb," klang es von seinen Lippen — jetzt wußte Johannes wirklich zum ersten Male in seinem Leben, daß ein Spinnrad in seinem Familiennamen schnurre. Seine Mitschüler hatten Recht! Johannes Srb fühlte ob dieser Entdeckung sein Herz bis zum Zerspringen voll. Thränen waren ihm ins Auge getreten und hinter der Klostergartenmauer weinte er sich sattsam aus.

Da ward er an der Schulter leise berührt. Johannes fuhr erschrocken zusammen und wandte sich um. Ein kleiner, schwarzhaariger Knabe mit blassem Antlitze stand vor ihm.

„Johannes," sagte dieser, „ich weiß, warum du so traurig bist. Aber mach' dir nichts daraus."

Johannes starrte den unvermutheten Tröster mit seinen nassen Augen an, sprechen konnte er nicht.

„Mach' dir nichts daraus, Johannes," fuhr der blasse Knabe fort, „hast du denn nicht Acht gegeben, wie sie auch beim Vorlesen meines Namens gezischelt und sich spöttisch angesehen haben?"

„Wie heißest du denn?" fragte Johannes Srb mit einiger Erleichterung.

„Ezechiel," antwortete der blasse Knabe recht ängstlich, indem er dabei die glänzend schwarzen Augen mit einem Forscherblicke auf Johannes richtete, der weit über sein Alter zu gehen schien.

„Ezechiel!" wiederholte Johannes Silbe für Silbe. „Wer hat dir diesen Namen gegeben?"

„Bei Euch kommt er nicht vor, ich weiß das," sagte Ezechiel und ein flüchtiges Erröthen flog über seine Züge.

Johannes Srb trat einen Schritt zurück; ein Märchen seiner Kindheit, dunkle Sagen aus dämmernd fernen Tagen,

umrauschten ihn mit schwarzen Fittigen. Der blasse Ezechiel mochte es ahnen, was in der Seele seines Mitschülers vorging.

„Meines Vaters Vater hat so geheißen," rief er rasch, als wollte er im Keime jedes wie immer geartete Bedenken gegen seinen Namen zerstören. „Aber ich mache mir nichts daraus, daß er nicht so wie Rudolph oder Eduard oder Gustav klingt. Bei mir weiß man doch gleich, wer ich bin. Mach' dir also nichts daraus!"

Johannes Srb schien von diesen Beweisgründen doch etwas betroffen.

„Ja," sagte er, an den langen Aermeln seines väterlichen Rockes kauend, „das ist Alles wahr. Wenn man deinen Namen hört, denkt man an so etwas — aber etwas Anderes fällt Einem dabei nicht ein, wie zum Beispiel. . . ."

„Mach' dir nichts daraus, Johannes," tröstete Ezechiel, da er die langen Rockärmel an den nassen Augen seines Schulgenossen sah, „wer kann etwas dafür, wie man heißt? Kannst du vielleicht etwas dafür, daß in deinem Namen nicht ein Selbstlaut vorkommt?"

„Was sagst du?" rief Srb und ein entsetztes Antlitz starrte den blassen Knaben an.

Ezechiel war aber von diesem Anblicke so erschreckt, daß ihm jedes Wort in der Kehle blieb.

„Es fehlt etwas in meinem Namen?" rief Srb und seine Stimme hatte einen so gellenden Klang, als käme sie gar nicht aus einem menschlichen Innern.

„Mach' dir nichts daraus, Johannes," sagte Ezechiel, „was liegt denn daran? Der Eine hat zu viel, der Andere wieder zu wenig. Betracht' einmal meinen Namen, da sind gar vier Selbstlaute darin."

„Und in meinem ist kein einziger!“ rief Srb verzweifelungsvoll.

„Du thust mir sehr leid, Johannes,“ meinte der kleine Ezechiel, dem sein schon mehrmals gebrauchtes Trostwort selbst nicht mehr passend schien.

„Und ich habe so was gar nicht bemerkt,“ wehklagte unter beständiger Benutzung seiner langen Aermel Johannes, „und zu Hause bei unserem böhmischen Kantor in der Schule hat's auch Keiner bemerkt. Wie kommt man nur jetzt darauf? Wer hat's ihnen nur verrathen?“

„Das werde ich dir erklären, Johannes,“ sagte Ezechiel mit einem altklugen Lächeln auf den Lippen. „Zu Hause beim Kantor warst du unter lauter Dorfjungen und die wissen nichts von dem Unterschiede zwischen einem Selbstlaute und einem Mitlaute! Jetzt aber sind wir Studenten und da muß man das schon besser wissen. Wie will Einer Latein und Griechisch lernen, wenn er die Lehre von den Selbstlauten nicht ganz inne hat?“

Srb starrte den kleinen Sprecher, der ihm die Konstruktion seines Namens von einem so eigenthümlichen Standpunkte zeigte, mit glotzenden Augen an. In Wahrheit aber begriff er ihn nicht ganz: trotzdem bewunderte er an Ezechiel die überlegene Gelehrsamkeit, die mit Latein und Griechisch so herumwarf, als wären es Kieselsteine, und mit Sprachen, von denen sie bisher nichts Anderes gekostet hatten, als eine einzige Lektion aus der ersteren!

„Und dann,“ fuhr Ezechiel fort, „mußt du bedenken, daß der größere Theil unserer Mitschüler nur deutsch und nicht böhmisch versteht. Du wirst mir aber im Deutschen nicht ein Wort nennen können, das keinen Selbstlaut hätte. Ich wette

darauf, um was du willst, du wirst mir kein einziges nennen können!"

Johannes Srb fühlte sich aber selbstverständlich in diesem Augenblicke zu keiner Wette aufgelegt; er war im Innersten seiner Seele verzagt und wer in einem solchen Zustande begiebt sich gerne auf das hohe Meer kühner Wagnisse?

„Du wirst dich vielleicht irren," sagte er kleinlaut.

Ezechiel lächelte etwas vornehm, so weit dies bei seinen blaßmilden Gesichtszügen sich offenbaren konnte.

„Daß ich mich irren kann, ist sehr leicht möglich," meinte er, „aber mein Vater, der selbst Lehrer ist, irrt sich gewiß nicht. Und da erinnere ich mich, als wenn ich erst gestern lesen gelernt hätte. „Was ist eine Silbe?" hat er mich, wie oft! gefragt. „Eine Silbe," habe ich ihm darauf antworten müssen, „nennt man mehrere beim Lesen, Sprechen oder Schreiben zusammengefaßte Laute als nothwendige Bestandtheile eines Wortes, oder auch einen einzelnen selbstständigen Selbstlaut." Ein Mal habe ich diese Erklärung vergessen gehabt — das hat mein linkes Ohrläppchen bitter empfunden. Aber seitdem habe ich sie im Gedächtnisse behalten, als wenn mir's Einer dort angenagelt hätte!"

Trotz seines Jammers mußte Johannes Srb über diese Mittheilung mitten durch die an seinen Augenwimpern hängenden Thränen lachen. Er sah nach dem linken Ohrläppchen seines Mitschülers und merkwürdig! es hatte in diesem Augenblicke jene Röthe, die entsteht, wenn eine etwas unzarte Hand an jenem Schwengel unserer Gehörglocke geläutet hat.

Kinder bedürfen aber, um vom höchsten Elend zur frohesten Lustigkeit überzugehen, wenig mehr als einer plötzlichen Ablenkung ihrer Gedanken auf ein anderes Gebiet. Jede Kindes-

Seele ist ein Paradies . . bevor man eines Engels mit flammendem Schwerte als Wächter davor bedurfte!

So geschah es, daß, als Ezechiel seinen unglücklichen Mitschüler lachen sah, er gleichfalls in ein schallendes Gelächter ausbrach.

„Und nun mach' dir nichts daraus, Johannes," sagte er dann, da er jetzt glaubte, daß Srb seinen Worten mehr Einfluß einräumen werde. „Wenn du etwas brauchen solltest, Johannes," fügte er mit einer für sein Alter merkwürdigen Bestimmtheit hinzu, „so wende dich nur an mich. Ich habe bereits zu Hause bis zur vierten Deklination gelernt; kenne mich auch schon in der politischen und physischen Geographie aus. Ich will dir gern helfen, so wahr ich lebe!"

Johannes Srb hatte also einen Freund gefunden; das sagte ihm sein zehnjähriges, verzagtes Kinderherz! Aus freien Stücken war ihm diese Freundschaft entgegengekommen, als er sie am wenigsten erwartet hatte. Erst blickte er den blassen Kameraden fast mißtrauisch von der Seite an, es war ein wahrhaft stechender und häßlicher Blick! Dann aber ward es Licht auf seinem ehrlichen Antlitze; er fuhr sich mit den Rockärmeln abermals über die Augen.

Ezechiel legte ihm seine Hand auf die Schulter.

„Johannes," sagte er, „weinen mußt du nicht, besonders nicht vor den Anderen, denn sonst machen sie es dir noch ärger. Das Beste ist, du machst dir nichts daraus."

Johannes Srb seufzte aber tief auf.

„Ezechiel," sagte er, indem er das Wort langsam vor sich hin silabirte, „ich fürchte, sie werden mich mit dem Selbstlaute noch genug ärgern. Hätte ich nur Einen einzigen!"

„Mach' dir nichts daraus, Johannes," tröstete aufs Neue

Ezechiel. „Kannst du denn etwas dafür? oder bist du im Stande, es zu ändern?“

Mit diesem Zuspruche geleitete Ezechiel seinen Schulgenossen in dessen Quartier, das bei einem Kürschnermeister in der Nähe des Gymnasiums war.

Welch' ein seltsam bewegtes, mit gar nichts Anderem zu vergleichendes Wesen war doch jenes kleine Studentenleben auf dem Gymnasium der böhmischen Kreisstadt, die unsere beiden Freunde, den selbstlautlosen Srb und den viersilbigen Ezechiel in ihren Mauern beherbergt.

Das Gymnasium lag am äußersten Ende der Stadt, fern von aller Bewegung und allem Lärme des Gewerkes. Wenn man auf den grasüberwachsenen Vorhof kam, fiel sogleich ein halb von Regen und Sturm verwischtes Freskogemälde in die Augen: der heilige „Joseph von Calasanz,“ der Stifter „der frommen Schulen“, zu denen auch dieses Gymnasium zählte, ertheilt aufmerksam auf ihn horchenden Knaben Unterricht. Hochaufgerichtet in der schwarzen Kutte seines Ordens steht er vor den kleinen Schülern — und Regen, Sturmwind und Hagel haben das milde Lächeln nicht verwischen können, womit der freundliche Gärtner die junge Menschensaat vor sich beschaut!

Wie geheimnißvoll rauschte die alte Linde, die unweit der Kirche stand! mit welchen Schauern betrat man die langen gepflasterten Gänge, auf welche die Zellen der Geistlichen gingen, mit welcher Bangigkeit schrak man vor jedem Schall zurück, den ein etwas stärkeres Auftreten verursacht hatte! Scheu duckte man sich in eine Ecke und hielt den Athem zurück, wenn am anderen Ende des Ganges mit einem Male ein Schlüssel im Schlosse herumgedreht ward und eine der stillen Zellen sich aufthat. Das Käppchen demüthig in die

Hand gepreßt, ließ man eine schwarze Gestalt an sich vorübergleiten und wagte nicht eher den Platz zu verlassen, als bis sie bedächtig langsam die knarrenden Treppen hinabgestiegen war.

Das Refektorium! Mit welch' überströmender Beredtsamkeit wußte Johannes dem mit staunenden Mienen ihm zuhörenden Kameraden von dem Eindruck zu erzählen, den er hatte, als ihn ein merkwürdiges Glück an jenem Orte vorüberführte, wo sich zu Mittag und Abend die geistlichen Herren zu ihren Mahlzeiten versammelten. Verstohlen hatte er einen Blick hineingeworfen und sie in ernster Würde an einem langen Tische sitzend gesehen, obenan den „Pater Rektor," der eine so fürchterliche Strenge zu Zeiten entwickeln konnte, daß sie fast märchenhaft geworden war, neben ihm rechts den „Humanitätsprofessor Valerian," einen blassen, an Rheumatismen leidenden Mann, links aber den wohlbeleibten, freundlichen Pater „Cyrillus" der ein so donnerähnliches Gelächter in seiner Kehle barg, und so der Reihe nach hatte er alle Patres dasitzen gesehen, jeder ein zinnernes Krüglein vor sich, das bis zum Rande mit schäumendem Biere gefüllt war.

„Hat auch unser Pater Edmund eines vor sich stehen?" fragte damals jener blasse, schwarzhaarige Knabe, den wir soeben als Ezechiel kennen gelernt haben. Er konnte es nämlich mit der bei ihm zur Ehrfurcht gewordenen Achtung nicht zusammenbringen, daß Pater Edmund, den er am Vormittag mit so weihevoller Aufmerksamkeit die Ovid'schen Metamorphosen übersetzen hörte, jetzt zu Mittag aus einem zinnernen Bierkrüglein sein irdisches Bedürfniß befriedigen konnte.

Es war zu jener Zeit, als auch nicht das leiseste Rauschen in den Blättern der Geschichte auf künftige Tage hinwies, die über diese stille Klosterschule andere Gewohnheiten, andere Bücher und Lehrer, ja ein ganz anderes Wissen wie im Sturme

dahertrugen. Ja, dieses Wissen! Wie der Handgriff beim Gewerke sich vom Meister auf den Gesellen und von diesem auf den Lehrjungen vererbt, so ging hier das Wissen von Einem zum Andern, ohne daß es innerlich wuchs, ohne daß auch die leiseste Spur von Fittigen wahrgenommen werden konnte, die es befähigten, den Flug in seitwärts liegende, ungekannte Fernen zu wagen. Pater Valerian hatte keine andere Methode als der Pater Rudbertus, und dieser wich kaum eine Spanne von der des Pater Edmund ab.

Vieles ist seitdem anders geworden, ganz anders! Wer jetzt nach dreißig oder vierzig Jahren in die altbekannten Räume jener Klosterschule tritt, der sagt sich: Vorbei! vorbei ist Alles! Dieses neue Geschlecht kennt keine Schauer!

Jene Zeit war noch nicht gekommen; die Lernjahre Srbs und Ezechiels fielen noch in die tiefdämmernden Schatten, die die Schule auf alles Leben, Dichten und Trachten warf. In tiefer Verehrung ihrer Lehrer, in scheuer Furcht vor dem strengen Wesen des Rektors stand der christliche Srb seinem Kameraden mit dem alttestamentarischen Namen nicht nach, und an der grauenhaft ihren Perpendikel schwingenden Uhr, gleich neben der Stube ihres Professors Edmundus, schlichen Beide mit demselben innersten Gruseln vorüber.

Johannes Srb hatte übrigens noch lange nach seinem Eintritte in die Klosterschule an der Wucht seines Namens zu tragen. Seine Genossen kannten kein Mitleid; unbarmherzig nahmen sie den Selbstlautlosen zum Stichblatt ihres Witzes und Hohnes. Heute hörten sie aus „Srb" das Schnurren eines Spinnrades, und wenn er in die Schule trat, surrten und schnurrten ihm wohl fünfzig Spinnräder entgegen, morgen fand ein Anderer darin eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Summen einer Biene, und alsbald sah und hörte sich Jo-

hannes Srb, wo er ging und stand, von den Stimmen jener nützlichen, aber gefährlichen Thierchen bedrängt. Jeder Tag brachte neue Proben von der Einbildungskraft seiner Genossen; was sie immer suchten, das fanden sie in „Srb" — und die Erfindung des Einen ward sogleich das Gemeingut Aller!

Der Knabe grämte und härmte sich unter diesem täglichen Drucke ab. Während des Unterrichts war er scheu und zerstreut, seine Gedanken schweiften wie Irrlichter herum an den Gesichtern und Mienen seiner Peiniger, ob ihm nicht neue Qualen bevorstanden. Johannes Srb war durch diesen Seelenzustand, wie man es damals nannte, ein „schlechter Student" geworden; träumerisch hing er über den Büchern und lernte wohl mit allem Fleiße, aber sein Gedächtniß schien durchlöchert, alles Lernen fiel in bodenlosen Abgrund.

Ezechiel that, was in seinen Kräften stand; er tröstete und unterstützte den Freund mit jenen kleinen Hülfsmitteln, deren unschätzbaren Werth eben nur der „schlechte Student" kennt. Ezechiel begab sich seinetwegen in die größte Gefahr; mit wahrhaft bewunderungswürdigem Scharfsinn richtete er es bei „Kompositionen" so ein, daß die vollständig ausgearbeitete Aufgabe, unter den Augen des scharfblickenden Professors, einem Freunde in die Hände kam. Aber Johannes Srb schrieb schlecht ab, er brachte Fehler hinein und das Ende des Liedes war, daß er trotz Ezechiels Bemühungen in der dunklen Masse „schlechter Studenten" auf der allerletzten Bank blieb.

Alles das änderte sich jedoch eines Tages mit der Unmittelbarkeit eines Wunders.

Strahlenden Antlitzes kam einst Johannes Srb nach der Schule zu Ezechiel.

„Soll ich dir ein lateinisches Wort sagen?" rief er gegen

seine Gewohnheit mit großer Lebhaftigkeit, „welches auch keiner Selbstlaut hat?“

„Sag' es nur!“ meinte Ezechiel mit der Siegesgewißheit eines ausstudirten Gelehrten.

„Urbs!“ rief Srb.

„Wo bleibt gleich der erste Laut?“ fragte Ezechiel, der im ersten Augenblicke vor der Kühnheit seines Kameraden verblüfft dastand und lachte hell auf.

Srb wurde feuerroth.

Aber nach einer Weile rief er ganz außer sich: „Du sollst schon sehen, wie ich noch Eines finde! Und müßte ich das ganze Wörterbuch vom Anfang bis zum Ende durchlernen. Ich finde es doch!“

Diesem Ausbruche eines tiefverhaltenen Schmerzes, den Ezechiel schon für ganz beschwichtigt hielt, konnte dieser nur ein stummes Erstaunen entgegensetzen. Es überkam den Knaben etwas wie Furcht vor diesen blitzenden Augen seines Schulgenossen; er schauerte vor dem schattenlosen Wahne, der sich Srbs bemächtigt hatte.

Von diesem Tage war eine Wandlung in dem ganzen Wesen Srbs Jedem ersichtlich. Schon aus seinen Antworten in der Schule erkannten Mitschüler und Professor, daß die nicht mehr der blöde Knabe sei, der mit glotzenden Augen vor sich hinstarrte, wenn eine Frage an ihn gerichtet wurde. Er antwortete rasch und sicher, und namentlich in der Sprache des alten Roms that es ihm Keiner zuvor, selbst Ezechiel nicht, der doch mit den drei Deklinationen einen Vorsprung hatte. Es war, wie wenn ein fruchtbarer Regen auf lange Zeit dürr gelegenes Erdreich gefallen wäre; jeden Tag trat eine neue Triebkraft in dem Knaben zum Vorschein; es waren nicht For-

schritte, vielmehr Sprünge, die Johannes Srb auf ein Ziel unternahm, dessen Erreichung man ihm am wenigsten zugetraut hätte.

Am Schlusse des Schuljahres fand Pater Edmund, der Professor, und Pater Rudbertus, der Rektor, keinen Würdigeren für die erste „Prämiantenstelle," als unsern blöden, langärmeligen, glotzenden Johannes! Für das „Accessit" ward Ezechiel auserseh en, der blasse schwarzhaarige Knabe mit dem altprophetischen Namen Ezechiel, der sich im Bewußtsein seiner Kenntniß der drei Deklinationen erkühnt hatte, der geistige Stab seines Kameraden zu sein!

Da standen sie, die beiden Knaben, in dem großen, mit rothen Ziegelsteinen gepflasterten Saale, wo die „Klassenlesung" stattfand, mitten in dem Haufen der andern Studenten und harrten, jede Ader voll schwellender Erwartung, auf den Augenblick, der aus dem Munde des Professors die Summe eines ganzen Jahres in geheimnißvoll lateinischen Lauten an ihre Ohren bringen sollte. Die Lehrer in ihren schwarzen Kutten saßen in einem Halbkreis, der Kreishauptmann, vor sich auf einem Tischchen mehrere in Goldschnitt eingebundene Bücher, in ihrer Mitte. Hinter ihnen befand sich auf erhöhten Sitzen das Publikum, worunter so Mancher die ahnungsvoll sehnsüchtigen Gesichtszüge seines Mütterleins, das in Begleitung von blondköpfigen Schwesterchen und Brüderchen weit, weit vom Dorfe gekommen war, um dem Ehrentage des gelehrten Sohnes beizuwohnen, erkennen konnte. Kesselpaukenschläger und Trompetenbläser auf einer Estrade begrüßten die aufgerufenen „Prämianten" mit einem schmetternden Tusche, daß die Bilder an den Wänden, ernstblickende schwarze Gestalten, die vor mehr als hundert Jahren der Schrecken einer nun gleichfalls längst heimgegangenen Jugend gewesen waren, aus ihren

Rahmen herauszutreten und sich zu fragen schienen: Was geh hier vor?

Da erscholl Johannes Srbs Name von den Lippen des vorlesenden Professors. Trompeten- und Paukenschall bewill kommten den „Prämianten," der von den Umstehenden in der Kreis der Professoren gestoßen, selbst nicht wußte, wie er die üblichen Verbeugungen gemacht, und an den Tisch des Kreis hauptmanns getreten war, um das goldschnittige Buch aus dessen Händen zu empfangen. Tiefe Röthe bedeckte das Antlitz des armen Knaben, als er rücklings seine Verneigungen an tretend wieder in dem Haufen seiner Mitschüler angekommen war; aber sie wich einer entsetzlichen Bläße. Denn leise, doch seinem Ohre vernehmbar wie lauter Donner, umsurrte ihn von allen Seiten jenes eigenthümliche Geräusch eines in Bewegung gesetzten Spinnrades, wie es ihm am ersten Tage seines Schul beginnes an die Ohren geklungen war. Der Fluch des feh lenden Selbstlautes scheute sich also auch nicht vor dem Gold schnitt des „Prämiantenbuches."

Trompeten- und Paukenschall hatten wieder einen schmet ternden Tusch zu Stande gebracht, der dem blassen Ezechie galt; dieser nahm trotz seiner drei Deklinationen erst den nächster Platz nach Srb ein. Aber Johannes Srb hörte nichts davon krampfhaft das Buch in seine Hand gepreßt, vernahm er nur das Spinnrad und seine Seele blutete aus tausend Wunden.

Nach beendigter Klassenlesung trafen sich die beiden Kna ben; sie waren nämlich durch den Menschenstrom, der nach allen Ausgängen drängte, von einander getrennt worden. Da fand Ezechiel, dessen Gesicht vor lauter Seligkeit in wahrhaft überirdischem Lichte strahlte, seinen Kameraden Johannes Srb in einem einsamen Klostergange und bitterlich weinend an jener gespenstigen Riesenuhr stehend, die der Schrecken eines jeden

nicht allzu muthigen Gemüthes war. Aber heute fürchtete sich Ezechiel nicht; denn die Freude macht herzhaft.

Als er seinen Kameraden in dieser kläglichen Lage erblickte, rief er erschrocken: „Johannes! was treibst du? Stehst da und weinst, als würdest Du lauter Gänse*) nach Hause bringen und wärest kein Prämiant? Was ist denn vorgegangen?"

Srb brauchte statt aller Antwort wieder die langen Aermel seines Rockes.

„Was ist denn geschehen, Johannes?" drang Ezechiel in ihn. „Freut es dich denn nicht, daß du ein so merkwürdig schönes Prämienbuch vom Kreishauptmann hast? Was stellt es denn vor? Cornelius Nepos!" rief er im Tone des größten Erstaunens, nachdem er mit wahrer Andacht den Titel des Buches aufgeschlagen hatte, „und da springst du nicht in die Höh'? Ich habe nichts bekommen, weil man wahrscheinlich wegen meiner Religion mich nicht zum zweiten Prämianten machen wollte, aber was thäte ich nicht, wenn mir ein solches Glück widerfahren wäre! Die halbe Welt hätte davon hören müssen."

Johannes Srb lächelte trübe.

„Was habe ich davon?" sagte er. „Ich habe das ganze lateinische Wörterbuch beinahe auswendig gelernt . . es hat sich auch nicht ein einziges Wort gefunden, dem ein Selbstlaut gefehlt hätte."

„Darum also bist du ein solcher Lateiner geworden!" rief Ezechiel aus, und das enthüllte Geheimniß, dem er durch Monate nachgegrübelt hatte, offenbarte sich in seinen weit aufgerissenen Augen.

*) Eine unter den damaligen Studenten beliebte Bezeichnung für schlechte Fortschrittsklassen.

„Ich habe sehen wollen," sagte Johannes verschämt, „ob sich nicht ein Wort findet —"

„Also nicht, um Prämiant zu werden?" schrie Ezechiel und heftete die glänzenden Augen mit namenloser Verwunderung auf seinen Kameraden.

Srb blickte ihn mit einer Art Verblüfftheit an.

„Nein!" schrie wieder Ezechiel, „so etwas ist unerhört! Wird da Einer Prämiant und hat's nicht einmal werden wollen! Und ich, der ich Tag und Nacht daran gedacht habe, bin nichts als der Zweite geworden!"

„Dafür haben sie dich auch nicht ausgelacht!" sagte Johannes Srb . . .

Mit einem raschen Federzuge eilen wir jetzt über einige Jahre hinweg. Seit jenem Gespräche in dem Klostergange bis zu dem Augenblicke, wo wir die beiden Knaben wieder als Jünglinge auf der Universität der böhmischen Hauptstadt finden, ist Manches an ihnen anders geworden. Zwar der Knabe mit dem alttestamentarischen Prophetennamen hat noch dasselbe blasse Antlitz von ehemals; als das Kind armer Leute mußte er auf der Klosterschule „Tage essen," wie jener sonderbare Ausdruck für das Almosen, an einem fremden Tische gefüttert zu werden, lautet, wobei man aber weder fett noch dick wird. Doch hat er sich mit Brillen ausgestattet, die ihn um einige Jahre älter und zugleich gelehrt erscheinen lassen.

Dagegen ist Johannes Srb groß, stark und breitspurig geworden; sein aschblondes Haar ist zwar noch immer vorn an der Stirne kurz abgeschnitten, dafür hat ihm der Schneider seines Dorfes, weil Prag denn doch kein Dorf ist, diesmal mit dem Aufwande aller Kräfte einen Rock angepaßt, der sich in den Straßen der böhmischen Hauptstadt seines Meisters nicht zu schämen braucht.

Johannes Srb ist übrigens der „gute Student" geblieben, s den ihn gleich das erste Jahr gezeigt hatte. Sechs „Prä- iantenstellen" liegen als eben so viele Beutestücke aus einem ißen Kampfe vor und hinter ihm. Er hatte sich ebenso im ateinischen wie im Griechischen ausgezeichnet und bildete für zechiel darum noch immer einen Gegenstand jedesmaligen Er- nnens. Wie konnte ein Mensch die höchsten Gipfel studenten- fter Vollkommenheit erklimmen, der im Grunde eigentlich r nicht danach strebte? Seit Ezechiel das Geheimniß von rbs wunderbaren Fortschritten in dem lateinischen Wörter- uche sah, das Johannes Srb „wie es geht und steht" aus- endig gelernt hatte, nahm es ihn kein Wunder, wenn er auch der Sprache des alten Hellas „im kleinen Finger" mehr ußte, als die Anderen in ihrem ganzen Kopfe. Ja, Ezechiel elt seinen Schulgenossen für fähig, auch den Sanskrit, das rabische, ja sogar die heilige Sprache Zions ebenso bemeistern können, wenn er geahnt hätte, daß sich in diesen Sprachen n selbstlautloses Wort fand.

Ezechiel zweifelte auch nicht im Geringsten, daß Srb, da nun Philosophie studiren sollten, in Kurzem der erste aller Philosophen" sein werde. Er empfand zuweilen eine Art rauen vor dieser geistigen Größe seines Kameraden, deren undament auf einem so wesenlosen Nichts, wie das eines vokal- sen Namens, gebaut war. Die ganze Bedeutung Srbs als ter Student hatte keinen gesunden Leib, das ahnte er und rchtete fast, es sich zu gestehen. Hat doch jede Vorstellung, e sich der menschlichen Seele bleibend bemächtigt hat, etwas n dem Geheimnißvollen eines Erdbrandes an sich, der jahre- ng unter der grünen Hülle in verdeckter Stille währt, bis it einem Male seine hellen Flammen emporlecken.

Ezechiel ward in diesem ihm übrigens nur unklaren Ge-

danken noch dadurch bestärkt, daß Srb seit langer Zeit von dem stillen Wehe seines Lebens nichts gesprochen hatte. Srb weinte nicht mehr, wenn die Sticheleien seiner Mitschüler ihn umschwirrten, dazu war er zu groß geworden. In der „Philosophie" saßen die beiden Studenten unter 5- bis 600 anderen Philosophen, die meisten mit ernsten Brillen vor den jugendlich blickenden Augen, und mit Andachtsmienen, als sollten die Eleusinischen Mysterien vor ihnen aufgethan werden.

Einige Tage, nachdem dieses vielköpfige Publikum schon einigermaßen wußte, daß alle Philosophie mit dem Selbstgeständnisse des Nichtwissens beginne, fiel es dem Professor der Mathematik, einem steinalten, in ein graues Röcklein gekleideten Männchen ein, die Namen dieser fünfhundertköpfigen Phalanx kennen zu lernen. Mancher Name fehlte auf der Bank; dieser wurde mit einem spitzen Bleistifte von dem eisgrauen Männlein gleichsam in den Katalog eingebohrt, woselbst er bis zum Tage der Prüfung verblieb. Dann aber wog er schwer wie ein Mühlenstein und der „Herr Philosoph" mußte Riesenkräfte anwenden, wenn er unter der Wucht des geheimnißvollen Bleistiftstriches nicht versinken wollte.

„Herr Srb!"

Der Angerufene stand auf.

Der Professor in dem grauen Röckchen warf einen stechenden Blick nach ihm.

„Sind Sie Herr Srb?"

Johannes bejahte die Frage, indem er mit dem Kopf nickte.

„Sie müssen ein tüchtiger Mathematiker werden, Herr Srb," meinte der Professor, „denn Sie haben kein Wurzelzeichen in Ihrem Namen!"

Das fünfhundertköpfige Auditorium war nach diesem ge

lehrten Witze still wie das Meer vor dem Sturme; dann aber brauste es gewaltig auf und ein Lachorkan ging durch den weiten Hörsaal, der nicht aus dem Munde von Philosophen, sondern von Dämonen zu kommen schien; denn jetzt erst verstand man die Anspielung des Professors auf den fehlenden Selbstlaut.

Zwei lachten nicht. Der Eine war Johannes Srb, der Andere der blasse Jüngling mit dem alttestamentarischen Namen. Er allein konnte ermessen, in welcher Beziehung das tiefste Leid seines Freundes mit diesem Witze stand. . .

Die beiden Freunde sahen sich jetzt übrigens nicht so häufig als auf der Klosterschule. Im Hörsaale saßen sie weit auseinander getrennt und nach beendigter Vorlesung drängte es den dürftigen Ezechiel zu seinen „Lektionen", die er in der Gegend der „goldenen Gasse" und des „Hahnpasses" an die Kinder armer Trödler und Hausirer zu ertheilen hatte. Srb wohnte aber drüben über der tiefffluthenden Moldau auf dem Hradschin. Die Breite eines Weltmeeres hätte sie nicht ferner auseinander halten können.

Eines Sonntags machte sich Ezechiel auf den Weg nach der Kleinseite, um nach Johannes Srb zu sehen. Im Grunde wollte der fleißige Student nur nachforschen, wie weit Srb schon in der „Psychologie" und „Algebra" vorgeschritten sei, denn es war kurz vor der Prüfung und da drängte es alle diese Jünger der Wissenschaften zu erfahren, um wie viel Kopflängen das mit ihrem Wissen schwer beladene Roß einem anderen oder dieses dem ihren voraus war.

Als Ezechiel die steile Treppe hinaufging, die zu Srbs Bodenkammer führte, schallte ihm Gesang entgegen. Erschrocken blieb er stehen.

Das sollte Johannes Srb sein? Unmöglich? Johannes

Srb konnte singen, der fleißige Srb, der erste Prämiant in allen sechs Klassen der Klosterschule, der Wörterbücher auswendig lernte, er sang vier Wochen vor der Prüfung, wo die Wasser so hoch standen, daß sie bereits zu den obersten Stockwerken hineinflutheten?

Entschlossen stürmte er endlich die Treppe hinauf und trat in die Bodenkammer. Es war wirklich Johannes Srb, der gesungen hatte. Dieser hielt in seinem Gesange auch nicht ein und endigte erst eine Strophe, bevor er seinen Kameraden begrüßte.

Währenddem hatte Ezechiel Zeit, sich in der Wohnung des fleißigsten aller Studenten, des ersten Prämianten auf der Klosterschule, umzusehen. Auch nicht eine Spur von „Psychologie" und „Algebra", jenen fürchterlichen Dingen, die schon seit Wochen auf Ezechiels Seele drückten, war sichtbar, kein Buch, kein Studirheft — nichts, was an die Gegenwart eines „guten Studenten" gemahnen sollte. Nur ein Notenblatt, aus dem er eben gesungen hatte, lag auf dem Tische vor Johannes Srb.

Ezechiel fand im ersten Augenblicke gar keinen Ausdruck für sein Entsetzen.

„Johannes," brachte er endlich mit vieler Mühe hervor, „wie weit hältst du bereits?"

„Womit?" fragte dieser.

„Mit der Psychologie und der Mathematik!" sagte Ezechiel kleinlaut.

„Ich habe kein Wort studirt!" meinte Srb und lachte.

„Und kannst dich im Singen üben, Johannes!" rief Ezechiel mit jener sittlichen Entrüstung, deren nur ein fleißiger Student fähig ist.

„Warum nicht?" sagte Srb trocken.

Ezechiel starrte den Freund mit weitaufgerissenen Augen an.

„Johannes . . . die Prüfung! . . .“ keuchte er mehr als er sprach.

„Was geht mich die Prüfung an?“ sagte Srb im Tone vollkommenster Gleichgültigkeit.

Ezechiel lachte nun seinerseits, etwas gezwungen, hell auf. „Du treibst nur deinen Spaß mit mir,“ sagte er, „du! Wer dich nicht kennt, würde dir das glauben. Ich aber, der ich dich seit meiner Kindheit kenne, ich weiß es, daß du ganze Nächte über Psychologie und quadratischen Gleichungen sitzest, ein brennendes Licht in der Hand, damit dich der Schlaf nicht überrasche. Nicht wahr, es ist so?“

Srb schüttelte den Kopf.

„Soll ich dir schwören,“ sagte er ernst, „daß ich nicht einmal weiß, was eine quadratische Gleichung ist?“

„Mensch! Was treibst du also denn?“ rief nun Ezechiel im vollen Ausbruch studentischen Zornes.

„Ich singe!“ sagte Srb ruhig.

Weiteres ließ sich aus ihm nicht herausbringen. Umsonst verlegte sich Ezechiel aufs Bitten und beschwor ihn bei den Schatten der vergangenen Prämiantenjahre, eingedenk zu sein der Prüfung, deren nahende Schrecken er ihm mit der selbstquälerischen Phantasie eines „guten Studenten“ wie ein Fegefeuer schilderte, aus welchem nur Fleiß und anhaltende Beschäftigung geläutert und ohne Schaden hervorgehen könnten; er berief sich auf seine Ehre . . was denn die Welt dazu sagen würde, wenn der „erste Prämiant“ der Klosterschule so schmählich dastehen sollte, was namentlich Pater Rudbertus dazu sagen werde, der ihn ein Mal in Gegenwart des Oberschuleninspektors den Stolz und die Freude, „deliciae Gymnasii.“ genannt habe, wie es nur einst vom Imperator Titus hieß — umsonst! Srb setzte dem Allen eine eisige Gleichgültigkeit entgegen; es zeigte sich

auch nicht eine Spur in seinem verhärteten Gesicht, die auf eine Wirkung, hervorgebracht durch Ezechiels rührende Rede, hätte können schließen lassen.

Ezechiel verließ ihn endlich, des tiefsten Grimmes voll, und ärgerte sich noch mehr, als ihm, noch ehe er die Treppe niedergestiegen war, Srbs Gesang wie zum Hohne wieder nachscholl.

Der Abfall seines Freundes vom guten Studententhume, ging Ezechiel tief zu Herzen; er begriff ihn nicht, er konnte ihn nur beklagen. Er suchte nach einem Grunde und fand keinen. Daß die Anspielung des Professors im grauen Rocke damit in Verbindung stehen könne, daran dachte er in seiner Erregtheit nicht, und so sah er denn in Srb einen auf Abwege Gerathenen und Verlorenen. Voll frommen Schauders wandte er sich von ihm ab.

Indessen waren die Tage der Prüfung herangekommen. Blaß und hohläugig schlichen die „Philosophen", unter ihnen Ezechiel, den Nachtwachen und sonstige Entbehrungen mehr einem Gespenste als einem lebenden Wesen gleichen ließen Was Ezechiel seinem Freunde Srb zugemuthet hatte, das hatte er selbst gethan; er war es gewesen, der, um den Schlaf von sich ferne zu halten, eine brennende Kerze in die Hand genommen und dabei bald elendiglich verbrannt wäre. Denn ihn hatte der Schlaf doch übermannt und die Flamme leckte währenddem an seinem Rocke. Aber Srb ging blühend und kräftig unter all' diesen hageren und abgemagerten Philosophen umher; die Schreckniße der Prüfung schienen für ihn nicht zu bestehen!

Eine solche Prüfung, namentlich für den, der sie zum ersten Male bestand, war einem fürchterlichen Schlachtgefilde zu vergleichen. Fünfhundert Jünglinge und noch darüber waren in den heißen Kampf gegangen, aber kaum die Hälfte begrüßte

lebend den Aufgang der kommenden Sonne. Schichtenweise lagen die Leichen der Gefallenen; denn wie ein Würgengel schritt der kleine Professor im grauen Rocke über das Schlachtfeld und mähte unbarmherzig in den Reihen der blühenden Jünglinge. Ezechiel war Dank seinen Nachtstudien und der brennenden Kerze stehen geblieben, die fürchterliche Schlacht hatte ihm nichts angethan; ohne Wunde war er hervorgegangen.

Im hitzigen Gewühle der Schlacht hatte Ezechiel nicht geachtet, wer vor und neben ihm in den Tod gefallen war. Jetzt, wo er sich selbst bei heiler Haut sah, im seligen Bewußtsein des heißerrungenen Lebens, erwachte in ihm die Neugierde, zu erfahren, wen das Schlachtfeld verschont, wen es verschlungen hatte. Da waren Kameraden stehen geblieben, denen Ezechiel es nicht zugemuthet hätte, und die nur ein „merkwürdiges Glück," vor der mörderischen Kugel bewahrt hatte; Andere wieder, die gleich Ezechiel von brennenden Kerzen, schwarzem Kaffee und anderen Reiz- und Belebungsmitteln zu erzählen wußten, waren vor dem eisigen Blicke des Würgengels im grauen Röcklein lautlos hingefallen.

Das Alles erfuhr jetzt Ezechiel in vielfachen Anfragen. Gläubigen Gemüthes, wie er war, erhob sich seine Seele zur freudigsten Empfindung, als er von dem Hinstürzen so Vieler vernahm, die er für Riesenbäume gehalten, und sich, das schwache, mit Entbehrung und Noth kämpfende Reis, ungebrochen erblickte. Gewiß hatte die alte Großmutter zu Hause ihren guten Theil daran; sie hatte ihre Hände segnend auf sein Haupt gelegt, als er nach Prag ging, und ihm voraus gesagt, es werde ihm daselbst gut ergehen. Und siehe da! Ein Theil dieser Prophezeiung war bereits in Erfüllung gegangen. Er hatte die Prüfungen glücklich hinter sich!

In diesen Tagen fand er die Mittagskost bei dem armen

Trödler auf dem „Hahnpaß" vortrefflich, wie ein königliches Mahl, und die Mutter seiner Zöglinge wunderte sich über die Maßen, welchen merkwürdigen Appetit der „Herr Lehrer" jetzt entwickle!

Sonderbar! nach Srbs Schicksalen nach der Prüfung erkundigte sich Ezechiel nicht sogleich; grade auf den alten Freund hatte er vergessen! Nicht sobald fiel ihm dieses Versäumniß ein, als er bei den Kollegen die eifrigsten Nachforschungen anstellte, nicht ohne geheime Hoffnung, „den Prämianten der Klosterschule" glänzend gerechtfertigt zu finden. Aber Keiner wußte von Johannes Srb zu erzählen, Keiner hatte ihn während der Prüfung zu Gesicht bekommen!

Schauer überflogen den guten Ezechiel! er wollte und konnte diesen Mittheilungen keinen Glauben schenken. War Johannes Srb krank? Hatte er vielleicht zu viel gesungen? . .

Nur mit Schamröthe vermochte er diesen letzten Gedanken zu Ende zu denken; und dennoch! Waren nicht Riesenbäume, nämlich andere Prämianten, in den Staub gestürzt worden?

Mit schwerem, ahnungsvollem Herzen machte sich Ezechiel auf den Weg nach dem Hradschin, um sich von der Lage seines Freundes selbst zu überzeugen. Auf der Treppe, die zu Srbs Bodenkämmerchen führte, lauschte er einen Augenblick, ob ihm nicht wieder Gesang entgegentöne, wie vor einigen Wochen. Aber er vernahm nichts.

Wieder stürmte er die Treppe hinauf und drückte die Thürklinke auf; aber nicht Srb, sondern das Antlitz einer alten Frau starrte ihm entgegen. Auf die Frage, wo Srb sei, antwortete das Weib, indem sie eine häßliche Grimasse schnitt: „In die Erde hinein verschwunden!"

„Verschwunden!" rief Ezechiel.

Da begann das alte Weib zu erzählen, daß Srb eines

Tages, wie es seine Gewohnheit gewesen, mit lauter, schöner Stimme gesungen, und sie Alle im ganzen Hause hätten ihre Freude daran gehabt. Da sei an diesem Tage, es mögen zwei Wochen sein, ein fremder Mann, der früher auf der Gasse lange Zeit gehorcht hatte, zu Herrn Srb in die Stube hinaufgegangen und sei daselbst über zwei Stunden geblieben. Während dem habe Herr Srb in einem fort singen müssen, es habe gar kein Ende nehmen wollen. Am andern Morgen in aller Früh sei der Herr Student ausgegangen und seitdem sei er nicht mehr zurückgekehrt.

Lautlos hatte Ezechiel diese Mittheilung über seinen Kameraden Johannes vernommen. Um des lebendigen Gottes Willen, was war aus Srb geworden? Wie im Traume machte er den Weg vom Hradschin wieder zurück; aber als er in seiner eigenen Wohnung ankam, erschraken seine Hausleute vor seinem veränderten Aussehen: er war todtenbleich.

Trotz aller Nachforschungen, die Ezechiel bei der Polizei, bei seinen Kollegen und überall anstellte, woran sich eine Spur von Srb's Dasein knüpfen konnte, mußte er zuletzt dennoch die schreckliche Thatsache anerkennen: Johannes Srb war und blieb wie „in die Erde hinein verschwunden!“ . . .

Ezechiel war schon seit zwei Jahren kein „Philosoph“ mehr; er ging jetzt in jenes große Haus auf dem gewaltigen Platze — wo kranke Menschen in nie sich erschöpfender Menge dem angehenden Arzte Gelegenheit bieten, das Leben in seiner quellenden Fülle, aber auch das geheimnißreiche Gesetz des Todes kennen zu lernen.

Hier, am Schmerzenslager leidender Menschen, lauschte Ezechiel den Worten des Professors mit einer Andacht und Gläubigkeit, als wollte er in allem Ernste die Kunst ergründen, wie man das Leben erzwingen, den Tod besiegen könne.

Alles an dem jungen „Mediziner“ versprach, daß er einst in seinem Berufe Gemüth und Wissen bewähren werde.

Eines Tages fand Ezechiel an der schwarzen Tafel des Pförtners im Krankenhause einen Brief unter seiner Adresse; er löste ihn mit den letzten Resten eines Stundenhonorars aus, denn er glaubte, er rühre von seinem Vater her.

Der Brief war aber von der Hand seines Freundes Srb und lautete folgendermaßen:

„Turin, den 11. Mai 184 . .

Bruder Ezechiel!

Wenn du seit meiner Flucht aus Prag nicht indessen gestorben bist, so mußt du aller menschlichen Berechnung nach jetzt noch immer Student sein und zwar ein Jüngling der edlen Arzneiwissenschaft. Ist das nicht wunderbar klug, wie man mit solcher mathematischen Richtigkeit den Stand und Charakter seines Freundes errathen kann, blos weil dieser Freund den alttestamentarischen Namen Ezechiel trägt?

Bruder Ezechiel! Du mußt Mediziner geworden sein. Thue mir den Gefallen und sei nichts Anderes geworden. Schon deine hochverehrliche Konfession, als deren treuesten Sohn ich dich immer kannte, muß dir diesen Beruf vorgeschrieben haben. Das haben die Leute schon im seligen Mittelalter ganz vortrefflich verstanden. Päbste und Fürsten stellten ihre kranken Leiber in die Obhut Euerer Aerzte und das war gut. Und wäre ich nicht, so steckteſt du noch immer, sowie deine Brüder, in so einem Stück — seligen „Mittelalters“.

Nein! nein! mein Bruder Ezechiel, ich habe keine Furcht, du bist gewiß ein zu guter Staatsbürger, als daß du etwas Anderes geworden sein kannst, als eben ein „Mediziner“!

Und nun, da ich von der Besorgniß über die Richtung

deines Studententhums mich befreit fühle, laß dir erzählen, Ezechiel!

Bist du nicht auch der Meinung, daß jeder Mensch in seinem Leben irgend einen Punkt, eine Stunde, Minute oder Sekunde hat, die ihm in der Erinnerung ein freudiges Lächeln abgewinnt, die ihn so recht mitten in der Seele „delektirt"? So geht es mir, wenn ich an den Streich denke, den ich dem grauen Röcklein auf dem Katheder durch meine Flucht vor der Prüfung gespielt habe. Ich juble, ich lache auf, ich freue mich, wenn ich daran denke! Ich hätte dem guten Manne vielleicht wieder die Gelegenheit bieten sollen, über meinen Namen einen seiner quadratischen Witze zu machen? Nein, Bruder Ezechiel; damals, als jenes graue Röcklein vielleicht in gutgemeinter Absicht meinen selbstlautlosen Namen dem Gelächter eines vielhundertköpfigen Auditoriums preisgab, damals fror gleichsam der Vorsatz in mir fest: Das Männlein sieht dich nicht wieder, werde daraus was da wolle!

Nun wurde ich ein Müßiggänger, wie er noch niemals über die Moldaubrücke nach der Kleinseite gekommen war; eine Studirlosigkeit, ein Ekel vor allen Studien hatte sich meiner bemächtigt, wie du sie, mein Bruder Ezechiel, du guter Student, zu deinem Glücke nie wirst begreifen lernen. Im Kollegium saß ich wie ein Berauschter, der Strom der psychologischen und mathematischen Weisheit floß ungehört an mir vorüber; ich sah und hörte nichts als den wüstesten, zum Prinzip erhobenen Müßiggang!

Schaudre nicht vor mir zurück! Ein Tropfen vom Blute des ehemaligen „Prämianten" war denn doch in mir zurückgeblieben und der genügte, um mich nicht ganz den finstern Mächten anheimfallen zu lassen. Ich hatte mich aufs Singen geworfen, ich weiß selbst nicht, wie das eigentlich zuging. Aber

ich war zum ersten Male im Leben im Theater gewesen und hörte da eine Oper. Eine Melodie vor allen anderen war mir im Ohre hängen geblieben; ich sang sie beim Nachhausegehen aus dem Theater vor mich hin; ich sang sie dann wachend und träumend, sie umtönte mich während der „Algebra" und während der „Psychologie!"

Hier hast du, Bruder Ezechiel, das Geheimniß meines Singens, dem du mit solch puritanischer Strenge entgegentratest. Wie blitzten damals deine frommen Augen unter den Brillengläsern! Wahrlich, dein Namensvetter, der Prophet mochte dir in seinem erhabenen Zorne geglichen haben, als auch er gegen das lustige Singen seines Volkes donnerte!

Ich ließ mich also durch deine gewaltige Rede nicht stören und sang weiter. Der Organist in meinem Heimathdorfe hatte mir schon in meiner frühesten Jugend eine Geige in die Hand gegeben und du weißt, ein echter Böhme ist ein geborener Musikant. Ich nahm also das erste beste Notenblatt und sang.

Dir war dieses Singen ein Greuel, mir war es ein Trost, ein Protest gegen die ganze Welt, ein Schlachtenruf!

Eines Nachmittags, kurz vor deiner fürchterlichen Prüfung, verlegte ich mich eifriger als je auf meine gewöhnliche Beschäftigung; ich sang, als sollte ich daraus eine Prüfung bestehen. Mitten darin ward ich durch den Eintritt eines fremden Mannes unterbrochen, dessen Klopfen an der Thüre ich überhört hatte.

Der Mann hatte fremdländische Züge, war in feines Tuch gekleidet, trug einen weithin funkelnden Brillantring am rechten Zeigefinger und Vatermörder, die bis über die Ohren hinauf reichten.

Eine Weile standen wir uns stumm gegenüber und be-

rachteten uns gegenseitig, wie etwa zwei Götzenbilder in einer hinesischen Pagode.

„Warum singen Sie nicht weiter?“ fragte er endlich mit remdartig deutscher Betonung.

Ich machte die verlegenste Miene von der Welt.

„Singen Sie nur,“ sagte er, und dabei kam hinter seinen uschigen Augenbrauen ein so gebieterischer Blick hervor, daß ch mich unwillkürlich zum Gehorsam niedergebeugt fühlte. Ich ögerte aber trotzdem, vielleicht gerade wegen der Furcht, die nir die etwas unheimliche Erscheinung des Mannes einflößte.

„Ich bin nicht da,“ sagte er wieder und ließ sich auf einen er wackelnden Stühle meines Hausrathes nieder, den Rücken nir zugewendet. „Jetzt singen Sie!“

Nun zögerte ich nicht länger, ich stand unter dem Banne es Fremden. Ich sang das vor mir liegende Notenblatt, eine Arie aus Mozarts „Entführung aus dem Serail,“ das mir ufällig beim Kaufe einer Kleinigkeit von einem Viktualienhändler itgegeben ward.

„Ist das Alles, was Sie singen?“ fragte der Mann, nach- em ich geendigt, und drehte sich mit einer kaum scheinbaren Bewegung nach mir um.

Ich verneinte es und sagte, ich sänge noch mehr; denn ndessen war auch mein Muth gewachsen.

„So singen Sie etwas ohne Noten,“ heischte der Mann, etwas,“ setzte er nach einigem Stottern hinzu, da er den ichtigen Ausdruck nicht sogleich fand, „was Sie nicht gelernt aben.“

Ich verstand den Mann nicht augenblicklich; nur mochte h ihn mit einiger Befremdung angestaunt haben.

„Un canto popolare!“ brummte er vor sich hin und drehte ir wieder den Rücken.

Freue dich, Ezechiel, der alte Prämiant hatte sein Latei nicht so weit vergessen, daß er diese italienischen Worte nich begriff, und wie durch einen Ruck an meiner innersten Seel geschah es, daß ich ohne Anstand ein böhmisches Volkslied zu singen begann.

Als ich damit zu Ende, rückte der Mann seinen Stuhl ge räuschvoll herum und saß mir nun, sein volles Gesicht mir zu gewendet, gegenüber.

„Wo gelernt?“ fragte er mich mit einer Heftigkeit, di mich in Erstaunen setzte.

Ich gestand ihm, daß ich mein eigener Meister gewesen er sah mir starr ins Angesicht, das mir vor Aufregung flammen roth glühte.

„E vero?“ fragte er wieder.

Auch das verstand ich und nickte dazu mit dem Kopfe.

Da fuhr der Mann mit einer leidenschaftlichen Geberd mit der Faust mir grade unter die Augen, daß ich erschrocke einen Schritt zurücktaumelte, denn ich glaubte, er wolle mi wie ein englischer Boxer das Nasenbein zerschlagen.

„Hat dieser Diamant hier an meinem Finger immer s gefunkelt?“ fragte er, indem er mich dabei grimmig anschaute

Ich wußte nicht zu antworten.

„Nein!“ schrie er, „ist einmal in der Erde gelegen, roh unpolirt, wie ein Kieselstein! Erst die Kunst ihn zu dem ge macht, daß er blitzt. Deine Stimme auch so . . . . ein gan roher Diamant!“

Mir begann der Kopf zu schwindeln.

„Ich aber diesen Stein nach Italien mitnehmen werde, fuhr der Mann in seinem absonderlich klingenden Idiom fort ‚ich ihn fortschleppen werde mit Gewalt, wenn nicht willi mir folgt, nach Italien, wo man einzig versteht, solche Stein

u schleifen und zu putzen. Wirst dort reich werden, viel reich, is erst deine Stimme geschliffen und polirt ist. Hier bleibt e ein Kieselstein, weggeschoben von dem Fuße, in Italien wird in Diamant daraus und die Theater werden die Köpfe an inander rennen, um ihn in Gold zu fassen!"

Ich gestehe es aufrichtig, in diesem Augenblicke fürchtete ch mich wie ein kleines Kind. Die blitzenden Augen des Fremden, der funkelnde Brillant, die sonderbare Redeweise, die Drohung, mich nach Italien selbst mit Gewalt schleppen zu ollen — Alles das jagte mir eine namenlose Empfindung ein, nd wenn ich nicht um Hülfe aufschrie, so war es eben die Furcht, die mich daran verhinderte.

„Ich dich also nach Italien mitnehmen werde," schrie der Fremde wieder und ergriff mich, als wollte er mich in Fesseln chlagen, mit seiner knochigen Faust beim Arme, „ich für dich orgen werde wie ein Vater, dich unterrichten lassen von ex= ellentesten Meistern im Gesang. Nach drei Jahren Italien wird sprechen von dir! Du wirst sein ein Stern am Theater= immel, ein Brillant unter vielen Kieselsteinen, denn deine Stimme ist ein Wunder und du verdientest" — hier machte er Mann die entsprechende Bewegung — „d'essere amazzato oine . . . wenn du nicht augenblicklich nach Italien mit mir ehst."

Ein kalter Schweiß rieselte von meiner Stirne. Der Mann hätte mich ermorden können, wie er mir gedroht hatte, und ich wäre nicht fähig gewesen, einen Finger auszustrecken, um es hm zu wehren. Mit einem Male verloren seine Gesichtszüge hre bisherige mich so sehr erschreckende Wildheit. Er ließ meine Hand los; es war mir, als sei ich einer centnerschweren Last entledigt.

„Sind Sie verliebt?" fragte er in einem Tone, wie man

Jemanden auf offener Straße um Feuer für seine Cigarr bittet.

Ich mochte zu dieser Frage eine entsetzlich einfältige Figur gespielt haben, die dem Manne hinlänglich Aufklärung über das Unnöthige derselben gab; er lächelte.

„Sie sind ein Student?" meinte er dann.

Das bejahte ich, wenn ich auch nach der Ansicht gewisser Leute dazu nicht das mindeste Recht hatte.

„Und wie heißen Sie?"

„Johannes Srb," sagte ich unvorsichtig.

„Wie?" fragte der Mann.

Zu Tode erschrocken wiederholte ich meinen Namen; ich war ertappt.

Da hättest du nun sehen sollen, wie er sich abmühte und seine Kiefern auf und nieder bewegte, daß sie fast zwei Mühlsteinen glichen, und wie er dennoch nicht — das selbstlautlose Wort zermalmen konnte.

„Schreiben Sie es auf," sagte er gebieterisch.

Ich that es, denn ihm gegenüber fühlte ich mich willenlos. Nun da er meinen Namen geschrieben vor sich hatte, wußte ich erst, was ich gethan; es war aber zu spät.

Die Wirkung, die der aufgezeichnete Name auf den Mann ausübte, war eine wahrhaft fürchterliche; sie übertraf noch die des gesprochenen. Bald blickte er auf mich, bald auf den Papierstreifen; es schien, als suchte er etwas — ach! ich wußte nur zu gut, was!

„Diavolo!" sagte er endlich ärgerlich, „das ist ja kein Wort. Das kann keine italienische Zunge über sich nehmen, das ist ein Name, der auf keinem Theaterzettel stehen kann. Wie soll das Publikum es anstellen, wenn es nach einer schön gesungenen Arie ruft: Bravo, fuora Signor . . .!?"

Und dabei nahm er wieder den zerknitterten Papierstreifen
Hülfe und wollte den Namen des hervorgerufenen Sängers
it aller Begeisterung eines enthusiastischen Publikums aus-
ufen. Nutzloses Beginnen! Die zwei Mühlsteine in seinem
unde bewegten sich auf und nieder, aber für Srb bewiesen
sich als zu bröcklich und so gaben sie die schwere Arbeit auf.

Er lachte vor Aerger und Anstrengung.

„Muß anders werden einmal in Italien!“ sagte er sich
lbst gleichsam zur Erholung. „Solch' Name schreckt die Leute,
. muß total geändert werden . . mehr musikalisch. In Italien
les Musik, auch die Namen!“

Ezechiel! Glaub' nur nicht, was sie dir und mir auf
er Klosterschule aus dem alten Klassiker eingeredet haben, wie
ämlich Cäsar eine ganze Nacht darüber gebrütet habe, ob er
ber den Rubikon gehen solle, ob nicht! Eine ganze Nacht um
nen Entschluß, der über die Zukunft des Lebens entscheiden
ll! Es war keine Stunde, nicht einmal eine Minute; es war
er Blitz einer Sekunde, der ihm durch das Gehirn fuhr. Ich
abe das an mir selbst erlebt, und weiß das so gut, als ob
h dieser Blitz in Cäsars Kopfe, der dann eine ganze Welt
berflammte, selbst gewesen wäre!

Geblendet, aber nur für einen Augenblick, stand ich da.
amensänderung! welche Aussicht eröffnete sich, welch' neue
elt! Mit einem Mal enthoben zu sein dem nagenden Geier,
ei auftreten zu können im Bewußtsein, daß mein Name, den
h trug, nicht wie ein Steckbrief hinter und vor mir her lief
– das Alles mit einem Handschlage zu erhalten! Es war
r Blitz einer Sekunde — und ich hatte entschieden.

Mit einer Hast, als fürchtete ich, der Mann könnte seine
usage wieder zurücknehmen, erklärte ich ihm nun, daß ich ent-
hlossen sei, ihm zu folgen; er möge mit mir anfangen, was

er wolle. Er lächelte; denn nun begriff er es nicht, was mich zu dieser Raschheit drängte. Ob ich Schulden hätte, fragte er und reichte mir seine Börse hin. Ich lehnte sie mit einer fast verächtlichen Geberde ab, worüber er sehr verwundert schien. Ich erklärte ihm noch einmal, daß mich in Prag nichts zurück hielte!

„So recht!" sagte er, „was groß werden will, muß in weite, weite Welt!"

Er rüstete sich zum Aufbruch: er ging und hatte nicht gesagt, wie und wann ich meine Flucht bewerkstelligen solle.

Erst auf der Treppe wandte er sich um und rief mir nur die wenigen Worte zu: „ich solle mich morgen in aller Früh in den „drei Linden" am Graben einstellen, und nach den Conte Brizzoli fragen, das Uebrige werde sich von selbst ergeben!"

Mein Conte hat mich nicht getäuscht! Seit drei Jahren im Hause meines Wohlthäters, im Schooße aller Behaglichkeit von den besten Gesangsmeistern Turins unterrichtet — siehe mein Bruder Ezechiel, das ist aus dem ehemaligen Prämianten unserer Klosterschule geworden. Meine Zukunft gehört dem Theater an, das bereits in der Gestalt stimmesuchender Impresari seine Fangarme nach mir ausstreckt.

Der Prämiant der Klosterschule in der böhmischen Kreisstadt ist ein Tenorist geworden, den nach dem Zeugnisse meines wackern Conte und der vorzüglichsten Gesangslehrer die Theaterdirektoren mit schwerem Golde aufwiegen werden, wogegen ich natürlich nichts einzuwenden habe. Einstweilen singe ich meinen Rossini, Bellini und Donizetti mit einem Eifer, wie ich ehemals den Livius und Cäsar und Virgilius studirt habe.

Was ist übrigens Geld und Ruhm gegen das Gefühl einen Namen errungen zu haben — der seine gehörigen Selbst

Laute aufzuweisen hat? Lache nur, Bruder Ezechiel, ich lache auch. Der alte Johannes Srb ist auf dem Hradschin in Prag begraben, der neugeborene wandelt unter italienischen Orangen- und Mandelbäumen und nennt sich dem grauen Röcklein zum Trotz Giovanni Serbini."

Ezechiel gehörte zu den Menschen, die aus dem Verwundern gar nicht herausgelangen können, wenn dieser Zustand einmal ihre Seele erfaßt. Jahre waren wieder vergangen, seit „Serbini's" Brief an ihn gekommen und Ezechiel wunderte sich noch immer, daß „so etwas" aus seinem ehemaligen Schulkameraden hatte werden können. So oft die Gestalt des gewesenen „Prämianten" vor seine Seele trat, konnte er ein leises Kopfschütteln nicht unterdrücken. Die ganze Art und Weise, wie Johannes Srb sich von der Universität entfernt hatte, erschien nicht nach Ezechiels Sinn. Johannes Srb, der beste Lateiner und Grieche — mit geschminkten Wangen auf einer Theaterbühne, Bellini'sche Arien singend, das erschien dem „ordentlichen" Studenten als etwas so Ungeheuerliches, als sei ein unwandelbares Naturgesetz sich selbst untreu geworden.

Giovanni Serbini hatte indessen nicht mehr geschrieben, und um Zeitungen zu lesen, worin Ezechiel vielleicht die Spuren seines Schulgenossen hätte verfolgen können, dazu hatte dieser in seiner Doppelstellung als „Hofmeister" einer Gemischtwaarenhandlung in der Zigeunergasse und als Student nicht Muße genug. Zudem war auch noch eine Zeit gekommen, wo Ezechiel wieder zur brennenden Kerze seine Zuflucht nehmen mußte, um während seiner Nachtstudien nicht vom Schlafe überrannt zu werden. In riesigen Umrissen standen vor ihm die „Rigorosa" für das Doktordiplom, Ungeheuer, gegen die alle Lindwürmer und Drachen der Ritterzeit in Nichts zusammenschrumpften.

Da fand Ezechiel eines Tages wieder einen Brief unter seiner Adresse vor; er kam von dem alten Freunde und lautete so:

„Neapel, 18. November 184 .

„Ich habe es ausgerechnet, mein Bruder Ezechiel, daß du jetzt grade genug deinen Kopf mit Wissen allerlei Art angefüllt haben mußt, so daß dir die strengen Herren am Rigorosentische nicht länger das Doktormäntelchen werden vorenthalten können! Aber sie werden es doch thun . . . denn du armer Junge hast wahrscheinlich nichts, womit du den Pedellen ihre silberbeschlagenen Szepter, den Trompetern ihre Tusche und den strengen Herren die Mühe bezahlst, daß sie dich stundenlange mit den neugierigsten Fragen nach deinem Wissen zu beunruhigen belieben. Da habe ich denn gedacht, es müsse an der Zeit sein, den gelehrten Karren, der mit allen seinen Rädern tief in Sorgen und Nöthen sitzen mag, mit einem gewaltigen Rucke herauszuheben, und so schicke ich dir beiliegend ein Stück Papier, das du „gegen Sicht" in klingende Münze verwandeln kannst, um Pedelle, Trompetenbläser und strenge Herren je nach ihren Leistungen abzulohnen. Es wird dir sogar noch ein schöner Rest übrig bleiben, um damit einen tüchtigen Doktorschmaus anzurichten; aber wie ich dich kenne, wirst du dich damit in irgend ein Städtchen oder Dorf unseres Vaterlandes werfen, und daran während deines Winterschlafes wie der Bär an seinen Tatzen saugen, das ist so lange, bis irgend ein ehrlicher Schuster- oder Schneidermeister sich herabläßt, dich zu seinem Haus- und Leibarzt zu ernennen.

Dein Freund hat sich unterdessen auf den Bühnen Italiens herumgetrieben, wie ein Kreisel, und kennt sich im Lande der Orangenhaine besser aus, als im Vaterlande der selbstlautlosen Namen. Er ist in den Pacht eines Impresario übergegangen,

der ihn dahin und dorthin schickt, wo es grade Dukaten und Lire zu verdienen giebt. So hat er die Halbinsel durchzogen von einem Ende zum andern, in schwarzäugiger Primadonnen und nimmersatter Impresari Gefolge, eifersüchtige Tenoristen und arrogante Buffi bekämpfend, und der Name Giovanni Serbini's hat einen guten Klang in der Heimat unseres wackern Horatius Flaccus, den ich jetzt anders zu kommentiren wüßte als auf der Klosterschule in der böhmischen Kreisstadt.

Weißt du übrigens, was Rezensenten sind? Ezechiel! Du kannst das nicht wissen, unschuldiger Freund, denn du hast von dem Theaterapfel der Erkenntniß noch nichts genossen. Nur als du vor dem grauen Röcklein in Prag auf der Armensünderbank saßest, und Rechenschaft ablegen mußtest, ob du mit seinen quadratischen und kubischen Ungeheuern dich herumzuschlagen verstehest, konntest du einen schwachen Begriff davon erhalten. Aber in dem grauen Röcklein stak, wie ich hintendrein durch Nachdenken herausbrachte, ein ganz vortrefflicher Mann; wenn du nur einem seiner algebraischen Unthiere tüchtig den Kopf abhiebest, so gab er sich zufrieden und du warst geborgen. Den Rezensenten gegenüber hast du aber Tag für Tag die Arbeit des Herkules mit der lernäischen Schlange! Der eine Kopf fliegt vom Rumpfe, das heißt in der Theatersprache, den einen hast du beschwichtigt, beruhigt und eingelullt; der andere wächst dir riesig drohend entgegen. O Ezechiel, du weißt gar nicht, welch' ein blutdürstiges Wesen in so einem Opernsänger steckt, Tiberius und Nero sind fromme Lämmer dagegen gewesen, und ich glaube, daß letzterer der Welt nur darum so entsetzliche Schauspiele zum Besten gab, weil er vom Handwerk des Sängers war und in dem Publikum seinen — Rezensenten sah.

Ein solcher Rezensent hat mir vor einigen Tagen ein heilloses Entsetzen eingejagt!

Ich hatte mich in einem Kaffeehaus gegen den zweiten Tenoristen, ein junges Bürschlein, das bei einer der Primadonnen einen Stein im Brett hat, in etwas unzweideutiger Manier über den Weihrauch geärgert, der diesem Bürschlein tagtäglich in einem der hiesigen Theaterblätter gestreut wird, während ich, den das Publikum doch bei jeder Gelegenheit mit seinen höchsten Gunstbezeigungen, als da sind: brüllendes Dacaporufen, wieherndes Fuora und riesige Blumenkränze und dergleichen auszeichnet, gewöhnlich leer ausgehe und nur bei Seite behandelt werde. Das sei von dem betreffenden Rezensenten eine offenbare Parteilichkeit und wahrscheinlich wisse die Börse des Tenoristen davon ein Lied zu singen.

Am folgenden Tage befinde ich mich wieder in jenem Kaffeehause, mein Bürschlein, der Tenorist auch. Plötzlich nähert er sich mir mit jener süßlich listigen Vertraulichkeit, die etwas von einem Banditen und Tiger zugleich hat.

„Haben Sie das „Parthenopeo," so heißt nämlich jenes Blatt, „schon gelesen?" fragt er und lächelt.

Ich greife rasch nach dem Blatte und lese, was ich dir in möglichst getreuer Uebersetzung hier wiedergebe.

„Im äußersten Norden Europas liegt eine von ewigem Eise wie von einer undurchdringlichen Mauer umgürtete Insel; sie heißt Island! Da wächst kein Baum, keine Blume versendet ihren Duft, die Menschen gehen in dicken Pelzen zu Bette und stehen dennoch mit erfrorenen Nasen auf. Sie essen nichts als Eis, denn die Natur hat ihnen nichts anderes zu bieten. Nur drei Monate im Jahre hat die Sonne, weil sie doch gar so stiefmütterlich sich nicht benehmen darf, einiges Mitleid mit dieser armen Insel und wirft ihr einige Strahlen

als Almosen hin. Das ist die Zeit, wo das Eis schmilzt und diese Insel etwas zugänglicher wird. Wenn aber ein Neapolitaner etwa glauben sollte, daß man in diesem isländischen Sommer wie in der Straße Toledo während des Monats Jänner spazieren könnte, so würde er mit Zähneklappern an seinen Irrthum gemahnt werden. Vor einigen Jahren ließ sich ein reicher piemontesischer Graf von seiner wissenschaftlichen Neugierde verleiten, eine Reise nach dieser Insel zu unternehmen, um am Hekla, dem Vesuv dieses Landes, zu versuchen, ob das dortige Eis besser sei als das in einem Kaffeehause des stolzen Neapel.

Als er eines Tages auf einem seiner Ausflüge durch die Insel begriffen war, natürlich mitten im heißen Sommer in drei dichte Pelze gehüllt, drang plötzlich aus einem der Erdlöcher, das die dortigen Menschen ein Haus zu nennen belieben, ein Gesang, der einem Knaben anzugehören schien, an sein Ohr. In Island Gesang! Es war ihm, als ob plötzlich mitten aus dem Eise eine Blume aufblühte. Von unbezwinglicher Neugier getrieben, trat der Graf in jenes Erdloch und fand da einen siebenzehnjährigen Knaben, eben den Inhaber der gehörten Stimme. Ein Sonderling, wie nun unser Graf war, fand er Gefallen an dem Knaben, und vielleicht um das psychologisch-physiologische Experiment zu machen, wie sich ein Isländer in einen Italiener verwandeln lasse, machte er diesem den Vorschlag, ihm nach Italien zu folgen, woselbst er ihn zum Opernsänger ausbilden lassen wolle. Der junge Isländer besann sich nicht lange und verließ mit dem Grafen das Land seiner Heimat, das Eis seiner Wiege. Kaum in Italien angekommen, mußte der junge Wilde seinen isländischen Namen, der unaussprechbar klang wie das Zirpen der sibirischen Spitzmaus, ablegen und dafür einen gesitteten italienischen anziehen.

Nachdem diese Wiedertaufe vollzogen war, übergab der Graf den jungen Isländer den Musiklehrern, damit sie aus ihm machten, was man eben aus einem Isländer machen kann."

Begreifst du nun, Ezechiel, wo hinaus diese Novellette, so nannte der Verfasser diesen geschriebenen Dolchstoß, wollte? Es war offenbar meine Geschichte — der Graf, mein Wohlthäter, mochte über sie in der Freude an den Erfolgen seines Zöglings nicht reinen Mund gehalten haben, und so war sie unter dem geschwätzigen Volke herumgekommen, bis sie in jenem Blatte zur Karrikatur reif war. Ich mochte todtenblaß ausgesehen haben, als ich bis zu dieser Stelle der Novellette gekommen war, denn das Lächeln meines Tenoristen bewies mir, daß er überzeugt sei, der Stoß habe sein Ziel nicht verfehlt.

„Fertig?" fragte er und wollte mir das Blatt aus der Hand nehmen. Ich aber hielt es fest, denn ich hatte bemerkt, daß die Novellette noch nicht zu Ende war. Der Mensch ist bei solchen Gelegenheiten von einem eigenthümlichen Zauber befangen, er muß den Becher bis zur Neige leeren, wenn er auch Gift enthält.

Die Wirkung blieb auch nicht aus.

Unwillkürlich hatten sich meine Augen wieder auf das verrätherische Blatt gerichtet und ich las:

„Der geneigte Leser fragt nun mit Recht, was denn aus dem jungen Isländer geworden sei? und wir wollen ihm die Antwort nicht vorenthalten.

Hat der geneigte Leser schon eine musikalische Spieluhr gehört? Gewiß! wer sollte noch keine Spieluhr gehört haben? Wenn man sie aufzieht, tönt sie von den lieblichsten Weisen und Arien aus allen möglichen Opern, aber sie tönt nur — sie singt nicht. Das ist aus dem jungen Isländer geworden, eine Spieluhr und nichts Weiteres. Gegen die Natur läßt sich ein-

mal nicht ankämpfen und aus einem Isländer wird nimmermehr ein Italiener. Keine Kunst vermochte das Eis seiner alten Heimat aufzuthauen, denn Eis steckt in jedem seiner Muskeln, zu Eis ist sein Blut erstarrt, Eis ist Alles, was er singt. Wie kann da von dramatischem Ausdrucke, von dramatischem Leben und Feuer die Rede sein? Wer kann es verlangen, daß ein Isländer italienisch singe?

Zweifelt vielleicht hie und da einer unserer geneigten Leser an der Wahrhaftigkeit dieser Geschichte, so gehe er in das Theater San Carlo und höre da — Giovanni Serbini!"

### Einige Tage später.

„Ich habe neulich meinen Brief abgebrochen, weil mich der Aerger übermannt hatte.

Also ich lief wie besessen aus dem Kaffeehause hinweg und ließ den schändlichen Tenoristen über die mir angethane Schmach triumphiren. An demselben Abende schützte ich Heiserkeit vor und fühlte mich wirklich krank. O Ezechiel! ich war in der That sehr unglücklich! Hätte ich denken sollen, daß jener Name, der vielleicht zu Ziska's Zeiten ganz erträglich klang, mich bis an die Gestade des tyrrhenischen Meeres verfolgen werde? Und ich hielt mich doch so geborgen in meiner italienischen Wiedertaufe! . .

Mit Zittern sah ich dem nächsten Abende entgegen, an welchem ich auftreten mußte; denn die Heiserkeit ließ sich nicht länger als Vorwand gebrauchen. Wenn die „Novellette" jenes verrätherischen Rezensenten gewirkt, wenn die Leute seinen Worten Glauben schenkten! Denn wir Leute vom Theater haben eine so fein ausgebildete Empfindlichkeit, daß wir glauben, die Augen der ganzen Welt ruhen auf uns, wie auf Potentaten, und die kleinste Notiz, die über unser Selbst in irgend

einem dunklen Lokalblättchen steht, halten wir für geeignet, den Frieden zu stören.

Gottlob, der Abend ist glücklich vorübergegangen. Ich sang besser als je, meine Stimme strahlte gleichsam in ihrem höchsten Glanze. War es, daß ich jenem Schurken beweisen wollte, ich sei nicht in Island geboren, oder daß mein Bangen und Fürchten sich meinem Spiele mitgetheilt und demselben einen Gran von Wahrheit und Ausdruck verliehen, wie meine Rolle es grade erforderte — genug, ich war der „Löwe" des Abends, und nie klang das Fuora- und Bravo- und Dacaporufen begeisterter als grade an jenem gefürchteten Abende. Die Novellette hatte ihre also vermeinte Explosion verpufft!

Es ist übrigens sonderbar, daß ich dich von diesen Theatergeschichten unterhalte, während sich ringsherum finstere Wolken am politischen Himmel erheben. Die Luft ist sehr schwül, heimlich flüsternde Gruppen in den Kaffeehäusern und in den Straßen werden mehr als je erblickt. Man sagt, der Sturm sei im Anzuge, jener Orkan, den man in der Geschichte Revolution nennt. In einem benachbarten Staate sind wichtige Reformen eingeführt worden, man will sie auch hier durchgesetzt haben, und wo nicht, so raunt man sich, ohne daß es die sonst so wachsame Polizei gewahr zu werden scheint, das Wörtchen Revolution zu.

Wir Leute vom Theater hören von diesen Dingen nicht gerne; sie verscheuchen uns; wir können nicht singen, wenn die Welt nicht voll Aufmerksamkeit uns lauscht. Wir sind Kanarienvögel, die in einem goldenen Käfige sitzen wollen."

### Eine Woche darauf.

„Entsetzlich, Ezechiel! Ich habe den fürchterlichsten Tag

meines Daseins erlebt; ich habe das schrecklichste Fiasko erfahren!

In demselben Blatte, das jüngst die verruchte Novellette gebracht hat, stand heute morgens folgende „Aufklärung":

„An die geneigten Leser! Es sind uns Zweifel und allerlei Bedenken zu Ohren gekommen, ob die biographischen Daten, die wir jüngst über den Sänger Giovanni Serbini mitzutheilen uns erlaubten, auch die vollste Wahrhaftigkeit für sich in Anspruch nehmen können. Nun wohl! Wir nehmen keinen Anstand, zu erklären, daß sie aus der verläßlichsten Quelle geschöpft und wir uns nur gestattet haben, den Ort der Handlung anderswo hin zu verlegen. Es geschah dieses aus Schonung für Herrn Giovanni Serbini. Jetzt aber haben wir keinen Grund mehr, länger mit der vollen Wahrheit hinter dem Berge zu halten. Nun denn, der geneigte Leser erfahre, daß Herr Giovanni Serbini sich nicht Serbini, sondern „Srb" nennt und daß seine Heimat nicht das kalte Island, sondern — Böhmen ist.

Hoffentlich genügt diese Thatsache, für die wir die vollste Bürgschaft übernehmen, dem Patriotismus unserer Leser!"

Das Wort Patriotismus ragte mit gesperrter Schrift aus dieser Aufklärung heraus; ich wußte nur zu gut, was das zu bedeuten habe. Jetzt erst fielen mir die tausend versteckten und offenen Anspielungen ein, die unserem Staate als dem Wächter an den Pforten der apenninischen Halbinsel galten. Ich hatte nie sonderlich darauf geachtet; denn grade, daß sie in meiner Gegenwart geschahen, bewies mir ja, daß sie in mir keinen Pförtner sahen! Zudem hieß ich nicht eigentlich — Johannes Srb!?

Jetzt stand die Thatsache in all' ihrer dürren Wahrheit, in ihrer ganzen schrecklichen Nacktheit in jenem Banditenjournale

und der „Patriotismus“ der geneigten Leser mit einem: in usum Delphini noch darauf hingewiesen.

Abends sollte ich auftreten. Nun, ich trat auf, aber um nicht mehr auf die Bretter zurückzukehren, auf welchen Giovanni Serbini so viele Lorbeeren gefunden hatte!

Denn als ich in die offene Szene hinaustrat — Logen, Parterre, Galerien waren voll gedrängt und boten ein wunderbar reizendes Schauspiel — da empfing mich ein Pfiff, der gellend mein ganzes Leben durchschrillen wird. Nach diesem Pfiffe erfolgte ein augenblickliches Stillschweigen, aber er war nur ein gegebenes Zeichen, denn alsbald erscholl ein so entsetzliches Pfeifen, Heulen und Stampfen von allen Seiten, daß mich noch jetzt in der Erinnerung eisige Fieberschauer überfallen. Unwillkürlich war ich um einige Schritte vorwärts gegangen der Lampen zu; denn oft rettet in so schrecklichen Momenten die Geistesgegenwart, daß man kühnen Auges und Ganges dem Publikum entgegentritt. Neues Pfeifen, Zischen und Heulen. Zwischendurch höre ich an mein Ohr die entsetzlichen Worte schlagen: „A basso Srb. a basso il cantore di Boemia!“ und darauf diabolische Lachsalven.

Ich wankte von der Bühne hinweg. Ich bemerkte nur noch, wie jener Tenorist einen seiner Basiliskenblicke mir zuwarf. So fiel das aus, was man Fiasko nennt!

Heute Nacht verlasse ich Neapel; ich breche meinen Kontrakt . . . Was liegt mir am Recht und Unrecht, wenn jeder Stein in Neapel mir das verhängnißvolle „a basso Srb“ zuruft!

Ist mein Fiasko nicht auch der greulichste Treubruch, die schändlichste Rechtsverletzung?“

Mit dem Wechsel auf „Sicht," den Johannes Srb seinem Freunde Ezechiel geschickt, hatte dieser aufs Treulichste gewirthschaftet. Er hatte einen Theil des Geldes dazu angewendet, ihm Pedelle, Trompetenbläser und strenge Herren dafür abzufinden, daß sie nun keinen Anstand dagegen erhoben, ihm das Doktormäntelchen umzuhängen; mit dem Reste hatte er sich in ein böhmisches Städtchen geworfen, entschlossen, hier abzuwarten, bis ihm die Henne der „Praxis" goldene Eier ausbrütete.

Ezechiel hatte dem treuen Freunde nicht geschrieben, wußte er doch nicht, an welchem Orte Italiens der so grausam gehetzte Sänger jetzt verweile. In der Kleinlichkeit der Verhältnisse, in denen der neue Arzt seit seiner Kindheit gelebt, hatte er keine richtige Vorstellung fassen können von dem entsetzlichen Geschicke, dem sein armer Freund unterlegen war. Für ihn, der das Leben noch immer mit den Augen eines ehemaligen Studenten betrachtete, war Fiasko gleichbedeutend mit moralischem Tod. Was wäre ihm selbst, wenn er das Unglück gehabt hätte, bei einer der strengen Prüfungen „geworfen" zu werden oder Fiasko zu machen, übrig geblieben, als zu sterben den Tod der Kränkung am gebrochenen Herzen? So stellte sich Ezechiel die Sache vor, und wie einem Todten widmete er dem Freunde ein Andenken, das sich täglich an das traurige Geschick des Abwesenden knüpfte und aus tiefster Seele es betrauerte!

Konnte Johannes Srb nicht wirklich gestorben sein? Beinahe zwei Jahre waren wieder vergangen, und kein Laut, keine Kunde drang aus dem fernen Lande herüber. Wo bleichten die Gebeine des Unglücklichen? Welcher Grabhügel erhob sich über den vergänglichen Resten des Freundes, der an einem fehlenden Selbstlaut zu Grunde gegangen war?

Das heiße Revolutionsjahr 1848 schritt indessen durch di
Lande des großen Kaiserstaates, eine schreckliche Jungfrau mi
aufgelösten Haaren und blutunterlaufenen Augen. Es fan
den Arzt in dem kleinen böhmischen Städtchen, das unter de
Zuckungen, die von der Hauptstadt ausgingen, gleichfall
schmerzlich ergriffen ward, in einer kühlen, fast verdrießliche
Stimmung. Ezechiel fand in der Praxis die goldenen Eie
nicht, die er erwartet hatte; denn Gevatter Schuster un
Schneider, auf deren „Behandlung" er angewiesen war, hatte
jetzt etwas Anderes zu thun, als krank zu sein. Es war ein
wunderbar gesunde Zeit! Ezechiel kaute vor Langerweile a
seinen Nägeln und schaute mit trüben Blicken in die Zukunft
der Rest von jenem Wechsel auf „Sicht" lag in den letzte
Zügen — und Gevatter Schuster und Schneider exerzirte
lieber und politisirten bei vollen Biergläsern, als daß sie a
die Kunst des Doktors Ezechiel dachten!

Da brachte der Postbote eines Tages im Monate Augus
ein ziemlich umfangreiches Briefpacket, das Ezechiel mit einem
Freudenschrei begrüßte. In der Adresse erkannte er sogleic
des Freundes Hand — Johannes Srb war also nicht todt
Ezechiel pries seinen glücklichen Einfall, daß er seine Adres
an das Prager Postamt eingeschickt hatte. Wie hätte sonst i
jenen beweglichen Tagen der unbekannte Arzt in dem kleine
böhmischen Landstädtchen aufgefunden werden können?

Ezechiel las:

Aus einem Mailänder Gefängnisse.

„Juli 1848.

„Seit Monaten, mein Freund Ezechiel, geht die Sonne au
und unter, wird es Tag und Nacht, und ich weiß davon nu
eben so viel, als es die dichten Stäbe eines Gefängnißgitters er
lauben. Solch ein Gitter vor zwei menschliche Augen gerück

– und die ganze Welt mit all' ihren Leidenschaften und Be-
egungen erscheint dir in lauter kleine Quadrate zerstückt, bei
eren Betrachtung die Philosophie der Geschichte etwas kühles
lut erhält.

Also seit Monaten bin ich ein Gefangener, mein Freund,
der eigentlichsten Bedeutung dieses Wortes und Alles das
rum, weil ich eine Cigarre rauchte — und Johannes Srb
ißt!

Laß dir erzählen, wie das zuging.

Nach meinem neapolitanischen Fiasko verhängnißvollen
ndenkens war ich aus jener Stadt des Treubruchs und Ver-
thes entflohen. Nichts hielt mich dort; mehr als ein Jahr
ng irrte ich auf der Apenninen-Halbinsel herum — Kain,
r sein Fiasko in brennenden Buchstaben vorn an der
tirne trug.

Ich wagte nicht mich irgendwo zu zeigen, ich floh die
tädte, wo grade die „Stagione" blühte, und an Theatern
lich ich mit den Gefühlen eines Bagnobewohners vorüber,
r das Weite gesucht hat. Um unbekannt zu bleiben, legte
mir in Gasthäusern und anderswo den neuen Namen:
Edgardo Serbi" bei; denn daß ich meinen „Serbini" nicht
halten konnte und durfte, wenn ich nicht neuem Verrath und
ngriff ausgesetzt sein wollte, wirst du begreifen.

Endlich gegen den Winter dieses Jahres hatte ich mich
ach Mailand gewendet. Mich zog das Theater wie an un-
htbaren Ketten wieder hin, denn wer einmal in dem Zauber
nne eines Podiums geathmet hat, der kann sich nicht so
cht davon losreißen, und wie deine Glaubensgenossen ihr
ntlitz während des Gebetes nach dem Osten wenden, da wo
ist ihr Jerusalem stand, so fliegen die Gedanken eines dem
heater Gehörigen stets nach dem Orte hin, wo für ihn allein

Athem, Leben und Freiheit ist. Zudem, wo ich hinkam, fan ich die Leute im politischen Fieber liegen, mit hochgerötheten Wangen, fliegendem Pulse und hitzigen Reden! Wie leich konnte unter solchen Umständen das Fiasko eines Theater sängers in Vergessenheit gerathen sein?

In Mailand angekommen, war es meine erste Sorge, mic mit dem Opern- und Balletpersonal bekannt zu machen un ich jubelte laut auf, als ich auch nicht Einen Namen darunte fand, den ich zu fürchten hatte. Zur größeren Vorsicht zo ich noch unter der Hand Erkundigungen ein, ob hier etwa von dem Schicksale eines „gewissen Giovanni Serbini" ruchba geworden wäre. Wenige hatten eine leise Ahnung von de Existenz dieses Serbini, die meisten kannten ihn gar nicht! L Ezechiel! Das ist Bühnenruhm! Entferne dich nur wenig Schritte davon und die Wellen der Vergessenheit schlagen übe dir zusammen! Und dennoch freute ich mich darüber.

So war ich denn wohlgemuth und guter Dinge, wie ich e seit meinem neapolitanischen Falle nicht gewesen. Ein Gefüh meiner baldigen Erlösung durchströmte mich wonniglich; „Ed gardo Serbi" sollte bald wieder auf den Wogen der öffentliche Meinung einherschwimmen.

An einem der ersten Märztage dieses Jahres stand ich umspielt von der herrlichsten Frühlingsluft, die Cigarre in Munde, in bewundernder Betrachtung vor dem schönsten in Stein ausgeprägten menschlichen Gedanken, nämlich vor den Dom. Plötzlich sehe ich mich von einer Gruppe wildblickende Menschen umringt, es mochten zehn bis zwölf Personen ge wesen sein, aus deren Mitte man mir zuruft:

„Die Cigarre aus dem Munde, Verräther!"

Nun mußt du wissen, Ezechiel, daß ich von diesem Rauch verbikt allerdings Kunde hatte; nur daß es mich in höchs

scherlicher Weise an jene Bauersfrau erinnerte, die, an der Quelle der Moldau stehend, dieselbe mit ihrem Fuße bedeckte nd dabei ausrief: Nun werden sie in Prag kein Wasser aben! Mit ihrem Cigarrenverbot glaubten sie steif und fest, e Herren in Wien müßten gradezu die große Staatsmaschine bsperren und sich selbst verabschieden. Aber was ging es mich n? Mußte grade ich die Staatskasse um die indirekte Steuer einer „Regalia" verkürzen? Ich bekümmerte mich also blut- enig darum!

In der ersten Ueberraschung leistete ich dem drohenden Rufe ugenblicklich Folge und nahm die Cigarre aus dem Munde; nn als „Einer vom Theater" habe ich einen instinktmäßigen espekt vor dem ausgesprochenen Willen einer Majorität. Als h mir aber nunmehr mein Publikum, lauter kleine schmächtige urfche mit schwarzen Bärten und weißen Kalabresern, näher nsah, stieg in mir der Muth — und ich steckte den Glimm- engel wieder in den Mund!

„Verräther! Nieder mit dem Verräther!" erscholl es nun ngs um mich und in einem Nu fühlte ich mich von einer nzahl von Händen gepackt; ich aber schüttelte sie, nicht ein- al mit vollem Kraftaufwande, von mir ab und hier und da achte Mancher mit dem harten Steinpflaster eine unliebsame ekanntschaft. Dennoch weiß ich nicht, was ferner geschehen äre — denn wiederholt ließ sich diese herkulische Arbeit nicht Szene setzen — als plötzlich wie durch einen Zauberspuk eine Dränger nach allen Seiten auseinanderstoben.

Verblüfft blickte ich mich um; nun wußte ich, was meine elden in die Weite getrieben hatte. Eine starke Patrouille, n Offizier voran, rückte auf den Platz zu, wo der Angriff uf mich soeben stattgefunden hatte. Ich war natürlich stehen blieben.

„Halt!“ rief der Offizier mir schon von ferne zu.

Ich wartete mit Vergnügen auf den jungen Mann; denn ich hatte nicht den geringsten Grund, ihm aus dem Wege zu gehen.

„Sie sind verhaftet, mein Herr!“ rief er ernst, als er bei mir angekommen war, und ehe ich es versah, hatte die Patrouille durch eine meisterhaft ausgeführte Flankenbewegung mich in ihre Mitte genommen.

„Marsch,“ kommandirte der Offizier, und der Zug setzte sich in Bewegung, der Hauptwache zu, die in der allernächsten Nähe lag.

Daselbst angekommen, nahm der Lieutenant sogleich ein Verhör vor; ohne viel auf seine verschiedenen Fragen zu hören, erzählte ich den Vorgang mit der Cigarre und wie ich mich jenes Haufens entledigt hätte. Der Offizier mochte keinen Grund haben, meinen Worten zu mißtrauen, und schon hielt ich die Sache für abgethan und glaubte meines Weges gehen zu können.

„Also Sie waren es, der geraucht hat,“ begann aufs Neue der Offizier.

Ich bejahte das und bedauerte nur, die geraucht Thatsache nicht vorweisen zu können: denn im Handgemenge mit jenen Schurken war mir die Cigarre entfallen; auch setzte ich hinzu, ich trüge nicht das kleinste Gelüste in mir, mit der Staatskasse in Konflikt zu gerathen.

„Wessen Landes sind Sie?“ fragte rasch der Offizier; die Unterredung war nämlich italienisch geführt worden; aber aus dem Accente und der Sprachweise des jungen Soldaten erkannte ich, daß seine Wiege an den Ufern der „Tier“ gestanden haben mochte.

Ich stockte. Sollte ich so auf ein bloßes Verhör hin, dessen

Tragweite ich ja ohnehin nicht kannte, von einem Jahre lang gehegten Geheimnisse den Schleier lüften?

„Ich gehöre dem Theater an," sagte ich dann rasch.

Das Antlitz des Offiziers wurde sehr ernst; ich hatte unstreitig etwas Unüberlegtes gesprochen.

„Wie heißen Sie, mein Herr?" fragte er, indem er sich einen Bogen Papier zurecht rückte und die Feder ergriff.

„Giovanni Serbini," erwiderte ich, „oder vielmehr Edgardo Serbi."

„Vielmehr?" rief der Offizier lachend.

Zu spät erkannte ich, daß mir neuerdings ein sehr unbedachtsames Wort entschlüpft war; doch es ließ sich nicht mehr zurückziehen.

Der Offizier warf mit fliegender Feder einige Zeilen auf das Papier hin, faltete es dann, und indem er sich erhob, sagte er:

„Ich bedauere, mein Herr, daß ich gezwungen bin, Sie an die zuständige Behörde weisen zu müssen, der Sie Rechenschaft über den eigenthümlichen Umstand werden abzulegen haben, wie Sie der Träger zweier Namen sind. Die gegenwärtigen Zustände nöthigen uns zu einer Strenge, über die Sie sich nicht beklagen dürfen."

Ezechiel! balle nicht deine Faust! Ich weiß es so gut als du: es hätte blos *eines* Wortes bedurft, nur eines Satzes in einem Idiom, das an den Ufern unserer Iser so traulich klingt, aber ich vermochte es damals nicht! Keine Macht der Erde hätte es mir entreißen können.

Der Offizier winkte und drei Bajonnette umstanden mich winkend. „Auf die Polizeidirektion," kommandirte er, indem er auf mich wies.

Ich verbeugte mich und verließ in Gesellschaft meiner unfreiwillig gewählten Begleiter die Wachtstube.

Also zur Polizeidirektion!

Ich war noch immer wohlgemuth; fühlte ich mich doch keines Vergehens bewußt. Daß ich mich zu zwei Namen bekannte? Sollte das Einem vom Theater verwehrt sein? Ich könnte mich sogar mit einem dritten Namen ausweisen. Den aber sollten sie nicht zu hören bekommen! Das schwur ich mir selbst zu inmitten des militärischen Schutzes.

In dem Polizeihause dauerte es eine geraume Weile, bis ich an die Reihe des Verhöres kam; denn die daselbst angestellten Herren hatten in jenen Tagen des Cigarrenverbotes, dem ganz andere Dinge zu Grunde lagen, wie ich nachträglich erfuhr, alle Hände vollauf zu thun; endlich ward geschellt; ich ward eingeführt.

„Sie bestehen also darauf," fragte mich ein alter, grauhaariger Mann, indem er mich scharf fixirte, „daß Sie Ihr Vaterland nicht nennen wollen?"

„Ich bin Sänger!" sagte ich.

„Meinen Sie damit, daß die Kunst kein Vaterland habe?" lachte der Beamte. „Vor der Polizei besteht nun — kein Kunst!"

Ich schwieg.

„Wollen Sie auch von Ihren zwei Namen nicht wenigstens einen ablegen?" fragte darauf der Beamte auffallend kühl.

„Ich heiße Giovanni Serbini und Edgardo Serbi," sagte ich mit Bestimmtheit; denn ich wollte von meiner vor dem Lieutenant gegebenen Erklärung durchaus nicht abgehen.

„Scherzen Sie nicht, mein Herr!" rief der Beamte, „die Sache ist ernst genug!"

„Ich scherze nicht!"

„So müssen Sie sich zufrieden geben, mein Herr," sagte der Beamte trocken, „daß wir Sie hier bei uns so lange beherbergen, bis Ihnen Ihr rechter Name eingefallen ist. Seien Sie übrigens versichert, er wird uns nicht lange ein Geheimniß bleiben."

Ein Schauer überlief mich; der Beamte mochte es mir angesehen haben, daß mir bei seiner Drohung nicht ganz wohl zu Muthe ward.

„Besinnen Sie sich, mein Herr!" sagte er in einem väterlich warnenden Tone.

Ich hatte mich bereits besonnen. Die Polizei sollte über meinen fehlenden Selbstlaut keinen Witz machen; ich verbeugte mich wieder. Der Beamte klingelte und übergab mich einem Manne, der mich in ein stilles vergittertes Gemach brachte.

Ich war ein Gefangener!

In Haft! Weißt du, was das bedeutet?

Warum nicht? sagst du. Gebt mir irgend ein dickleibiges, Buch, dazu Licht, schwarzen Kaffee und etwas zu essen, und dann sperrt mich ein, wohin und auf wie lange ihr wollt. Wie läßt es sich in dieser vergitterten Stille, in dieser unfreiwillig gewährten Ruhe so überaus herrlich studiren? So spricht wahrscheinlich Ezechiel, der alte Student, aber nicht Giovanni Serbini oder vielmehr Edgardo Serbi, der, um den alten Johannes „Srb" loszubekommen, die Universität mit all' ihren Leiden und Freuden im Stiche ließ und zum Theater ging.

Vierzehn Tage befand ich mich bereits in einer der stillen Klausen des Mailänder Polizeihauses, von Stunde zu Stunde darauf vorbereitet, das Wort der Erlösung zu vernehmen; aber es fand kein zweites Verhör statt. Auf alle Fragen, was mit mir geschehen solle, erhielt ich nichtssagende Antworten oder stummes Achselzucken. Sonst hatte ich über nichts zu

klagen; ich bekam, was ich wünschte, Bücher, Wein, Cigarren, natürlich für mein gutes Geld.

Sonderbar! meine gute Laune ward trotzdem keinen Augenblick getrübt. War es, wie ich glaubte, daß es ja in meiner Macht stehe, durch ein einziges Wort erlöst werden zu können, oder weil ich mich wirklich so schuldlos fühlte, genug! ich spielte mich in meinen einsamen Gedanken immer tiefer in die Rolle des Prinzen Kalaf hinein und erwartete mit Spannung, ob es Turandot Polizei gelingen werde, meinen eigentlichen Namen herauszubringen.

So war der 18. März herangekommen.

Was sich an jenem Tage in Mailand zugetragen, das wirst du in seinen Einzelheiten besser kennen als ich; für mich in meiner Gefängnißklause war es ein Tag voll Entsetzens. Die offene Revolution war ausgebrochen! Fürchterlich, in allernächster Nähe, hörte ich das unheimliche Geknatter des Kleingewehrfeuers, das dumpfe Grollen der Kanonen, bald wüthendes Stimmengeheul, dann wieder erdrückend langes Schweigen. Mein Gott! was war geschehen?

Gegen Mittag erhielt ich wie gewöhnlich meine Kost; ich fragte den Wärter um nähere Nachrichten. Mit schlotternden Knien, erdfahl, stand er da und konnte nur das einzige Wort mühsam hervorbringen: „Revolution!“

Welch ein Gefühl, in einsamer Haft zu sitzen und über und neben sich die Schrecken einer Straßenschlacht durchleben zu müssen! Deine eigene Brust hältst du für die Zielscheibe so vieler tausend und tausend Geschosse und kannst sie nicht bergen vor ihnen, denn du bist ein Gefangener.

Die Nacht und die darauf folgenden drei Tage vergingen eben so schreckenvoll, das Kleingewehrfeuer war bald stärker, bald schwächer zu vernehmen; vollständig hörte es keinen Augen-

blick auf. So glaubte ich wenigstens; ich war ein lebendig Begrabener unter den Trümmern einer zusammenstürzenden Welt, ein Verzweifelnder, dem sich der Selbstmord wie ein Freund in der Noth zu zeigen begann!

Gegen den Morgen des zweiundzwanzigsten März, nach einer qualvoll verbrachten Nacht, war ich eben in einen leichten Schlummer gesunken, als ich mit einem Male durch ein tobendes Geschrei unter dem Fenster meines Gefängnisses daraus geweckt ward. Ich lief an das Gitter; ich rüttelte an der Thüre, denn es ahnte mir nichts Gutes und ich wollte frei sein. Das Geschrei verstärkte sich; es schien sich bis in die innersten Räume meines Gefängnisses zu verpflanzen. Es kam immer näher. Waffengeklirr ward hörbar, Thüren wurden erbrochen, dazwischen wild durcheinander heulendes Rufen, dem ich die Worte: „Die Gefangenen heraus!“ deutlich entnahm.

Ich lauschte in ahnungsvoller, banger Erwartung, die Augen auf die Thüre gerichtet. Wer hatte gesiegt? Wer begehrte in so gewaltsamer Weise die Befreiung der Gefangenen? Endlich wird es auch in dem Gange, der zu meiner Klause führt, laut, das Getümmel kommt näher, alles Blut drängt zum Kopfe, ich sehe und höre fast nichts. Kolbenstöße donnern an die Thüre, sie bricht in Stücke und herein dringt ein bewaffneter Haufe, blitzende Säbel und Flintenläufe funkeln vor meinen Augen. „Du bist frei, Gefangener, frei!“ ruft man mir zu; ich werde von kräftigen Armen aufgehoben und zur Thüre hinausgetragen. Draußen in dem lichten Gange empfing mich hundertstimmiges Gebrüll; da ich über Aller Köpfe hinausragte, ward ich auch Allen sichtbar. „Wen habt Ihr da befreit!“ rief mitten durch eine Stimme. „Das ist ein Verräther! Das ist der Sänger aus Böhmen! Ich kenne ihn von Neapel her!“

„A basso il Boemo! a basso!" brüllte es nun rings um mich; ich verlor die Sinne, der Schlag eines Flintenkolbens hatte mich an die Schläfe getroffen.

Trotzdem hatte ich meinen neapolitanischen Tenoristen erkannt.

Das muß ich jenem Bürschlein aus Neapel nachrühmen: es besaß mehr Kraft in seinen Armen, als ich seinem dünnen Stimmchen jemals zugetraut hätte. Denn wenn es nach seinem Willen gegangen wäre, so läge ich jetzt begraben im Winkel irgend eines Mailänder Friedhofes und nicht einmal die Inschrift: „Hier liegt Giovanni Serbini, der an der Rache eines beleidigten Tenoristen zu Grunde ging," hätte angedeutet, wo du meine Ueberreste zu suchen habest.

Eines jener Fieber, wobei der Tod die Rolle eines ungeduldigen Lesers spielt, der gerne zum Schlusse eines ihn interessirenden Buches gelangen möchte, hatte mich ergriffen. Lange Wochen hielt mich jener fürchterliche Zustand auf einem elenden Lager im Spital, wohin mich das Mitleid irgend eines frommen Samaritaners gebracht hatte, gefangen. Nur in wenigen lichten Augenblicken erkannte ich mit aller Deutlichkeit meiner, durch die Krankheit geschärften Sinne, die Lage, in der ich mich befand. Ich war sterbenskrank mitten unter Feinden! Ich sollte sterben, weit, weit weg vom Vaterlande!

Ja, vom Vaterlande! Warum soll ich das Wort nicht beim rechten Namen nennen, das mir in den lichten Momenten des Bewußtseins unter tausenderlei Gestalten vor die Seele trat? Seit Jahren, im wüsten Taumel durch die Fremde getrieben, abtrünnig geworden der Scholle, worauf meine Wiege gestanden, blickte es mich bald mit den treuherzig frommen Augen meiner Mutter an, die schon längst der kühle Grund deckt, bald läutete es mit dem Glöcklein jener Klosterkirche, in

die ich so oft zur Frühmesse gegangen, und die ganze Studienzeit unserer Knabenjahre stand in merkwürdiger Klarheit vor mir. Dich vor Allen, Ezechiel, sah ich mit deinem fein blassen, aufmerksamen Gesichte, auf dem man den Vortrag des Professors wie einen Abdruck lesen konnte und auch die behäbig gutmüthige Figur des Pater Rudbertus, die das Katheder so vollständig ausfüllte. Ja! ich vernahm auch wieder jenes sonderbare Spinnradgeräusch, mit dem meine Kameraden den selbstlautlosen Namen desjenigen begrüßten, der jetzt auf seinem Spitalbett allen Hohn und Spott mit lächelnder Gleichgültigkeit hingenommen hätte, wäre es nur in irgend einem Winkel des Vaterlandes gestanden!

Dann kamen wieder Tage und Wochen, wo alle diese Erinnerungen, diese Klarheit und Deutlichkeit des Empfindens untergingen in dem verzehrenden Feuer der Fieberparoxismen, wo nichts von dem Allen übrig blieb, als ein bewußtloses, ohnmächtiges Wesen, das die Wärter mit Riesengewalt zurückhalten mußten! Ich wollte in die Freiheit! nach meinem Böhmen!

Endlich nahte die Genesung! Ich fühlte, wie meine Kräfte allmälig wuchsen, wie der Zusammenhang meiner Gedanken immer deutlicher und ungestörter hervortrat. Ich freute mich, daß ich wieder denken konnte, ich stellte Versuche damit an, wie man es mit dem Kinde thut, das man gehen lehrt. Ich strauchelte nicht, ich fiel nicht, denn mein erster Gang war nach dem Vaterlande, nach dem Dorfe, das meine Heimat ist, nach dem Grabe der Mutter auf dem dortigen Friedhofe, dann nach der Klosterschule, in deren Kreuzgängen ich stundenlang dem geisterhaften Picken der großen Uhr lauschen konnte! Alle Orte und Physiognomien, an die sich irgend ein Faden meines Erinnerns knüpfen ließ, besuchte ich, wie ein frommer

Wallfahrer die geheiligten Stationen — und wunderbar! alle die Herbigkeit, die mich sonst beschlichen hatte, wenn ich zuweilen mitten im öden Lärm meiner Theaterlaufbahn an Personen und Dinge in der fernen Heimat dachte, war verschwunden vor dem einen beseligenden und mit unaussprechlichem Wohlsein mich erfüllenden Gedanken, daß ich wieder im Vaterlande mich befand.

Freilich, an Enttäuschungen der bittersten Art fehlte es dabei keinen Augenblick. Gab es einen schneidenderen Gegensatz zu meinen weitfliegenden Träumen, als die Umgebung zu beiden Seiten meines Schmerzenslagers, piemontesische Soldaten, die entsetzlich fluchten, und dann dieses Lager selbst! Die Sprache Tasso's und Ariost's klang mir schrecklich in den Ohren und alle ihre Weichheit, ihren musikalischen Schmelz, die einschmeichelnde Milde ihrer Wortbildung hätte ich hingegeben für einen einzigen Laut des heimatlichen Dorfes.

Vor vierzehn Tagen stand ich zum ersten Male wieder auf meinen Füßen — ich war genesen. Meine erste Bewegung war, zur Thüre zu eilen, ich wollte zu der furchtbaren Spitalstube hinaus.

Da fühlte ich mich plötzlich von einer derben Faust am Arme gepackt.

„Wohin, wohin?" brüllte eine rauhe Stimme, die den Krankenwärter angehörte.

„Hinaus!" sagte ich und versuchte mit schwacher Kraft die schwere Hand von mir abzuschütteln.

„Oho!" lachte der Wärter mit wahrhaft infernalischem Behagen, „man läuft nicht so ohne Abschied fort, wenn man in Verdachte steht, ein Spion zu sein."

Ich griff nach meiner Schläfe, da, wohin der tückisch Neapolitaner den mörderischen Schlag geführt hatte. Si

schmerzte mich entsetzlich, denn alles Blut war wie ein tosender Waldbach dahingeströmt und drohte die dünne Wand zu zersprengen.

„Ich, ein Spion?“ lallte ich. In diesem Augenblicke war mir selbst die leiseste Spur des Vorgefallenen aus der Erinnerung entschwunden.

„Sie sind ein Gefangener,“ lachte der Wächter, „und wenn Sie das nicht glauben wollen, so blicken Sie da ein wenig hinaus.“

Der Mann öffnete die Thüre: zwei Soldaten mit aufgepflanztem Bajonnette standen vor mir. Ich taumelte zurück.

Wie ein von seinem Vater ausgescholtenes Kind ließ ich mich von dem menschenfreundlichen Wärter, der so vortrefflich für die Schonung meiner kaum hergestellten Gesundheit zu sorgen verstand, wieder zu meinem Schmerzenslager geleiten. Dort aber warf ich mich in aller Unbändigkeit namenlosen Schmerzes hin und weinte in meinem Grimme nach vielen, vielen Jahren — die ersten Thränen.

Ein Entschluß aus dem wogenden Gewühle hundert anderer setzte sich jetzt in meiner Seele fest und wollte sie in den qualvollen Stunden, die nun folgten, keinen Augenblick mehr verlassen. Ich wollte meinen Namen und mein Vaterland nicht nennen. Was sie immer mit mir anfangen sollten — gegen den Trotz meines Schweigens sollten sie mit aller ihnen zu Gebote stehenden Gewalt nichts ausrichten können. Dieses Opfer — und mochte es selbst ein schmachvoller Tod sein — war ich dem Namen, den ich in kindischer Narrheit verleugnet, diese Sühne war ich der Heimat schuldig, die ich geflohen, verrathen, von mir gestoßen hatte. Alles, was ich bis jetzt ertragen und was mir zu ertragen noch in nächster Aussicht stand, schrumpfte zusammen gegen den großen, nicht auszulöschen-

den Schimpf, den ich dem Vaterlande angethan. Ich wollte schweigen und dulden!

Jetzt erst ward ich ruhig.

Andern Tages verließ ich das Spital, um es mit der stillen Zelle im Polizeigefängnisse zu vertauschen. Mit einer Empfindung dankbarer Freude begrüßte ich das düstere Gebäude; sollte doch jetzt erst meine Sühne ihren Anfang nehmen.

Da bin ich nun! Aber die Herren, die mir so liebreich zu meinem Martyrium verhelfen wollen, scheinen nicht übel Lust zu haben, meine Geduld auf eine harte Probe zu setzen; denn bis zum heutigen Tage harre ich vergebens eines Verhörs. So habe ich mir denn Papier, Tinte und Feder zu verschaffen gewußt und zahle mit dem Gelde, das man mir merkwürdigerweise abzunehmen vergessen hat, den Mann, der mir aufs Heiligste verspricht, diesen Brief den ihm vorgeschriebenen Weg gehen zu lassen.

Hat mich der Mann nicht getäuscht? Werden diese Zeilen die Straße nach Böhmen und zu dir finden? Oder werden sie erst anlangen, wenn längst die Kugeln in das rothe Leben eines Menschen sich gebohrt haben, der wie er selbstlautlos während seines irdischen Daseins gewesen, nun auch namenlos, aber sein Vaterland auf den geschlossenen Lippen tragend, aus demselben scheiden will?"

---

Dieser Brief hatte, was man in jener Zeit als ein Wunderereigniß betrachten konnte, seinen Weg nach Böhmen und in das kleine Landstädtchen gefunden, in welchem Ezechiel seinem ärztlichen Berufe oblag.

Ezechiel war aufs Tiefste erschüttert; er beklagte das Loos

ines Freundes wie das eines in vollster Lebenskraft Dahin-
rafften, und seine Thränen flossen dem armen, um einer „Ein-
ldung" so hart getroffenen Freunde. Tage lang konnte er
as unheimliche Knattern der Kugeln, die sich in Johannes
rbs treue Brust aller Wahrscheinlichkeit nach gebohrt hatten,
cht aus dem Ohre bringen.

Doch schon wenige Tage später — es war um die Mitte
s Monats August — traf ein neues Schreiben unter Ezechiel's
dresse ein. Athemlos, mit gesträubten Haaren riß er das
iegel ab und stand nun unentschlossen da, ob er lesen solle.
rbs Todtenantlitz starrte ihm grauenhaft verzerrt entgegen!
ber es war ja seine Schrift, die er las:

„Mailand, 7. August.

„Ich bin frei, mein Bruder Ezechiel, frei, frei!

Seit gestern wehen unsere Fahnen auf den Thürmen Mai-
nds, durch die Straßen der wiedergewonnenen Stadt schallt
nser Kommandowort, unser Radetzky, der alte prächtige Knabe,
wieder hier und ich bin kein Spion, kein Gefangener mehr.
ch bin Johannes Srb und frei!

Gestern noch in der düsteren Zelle des Polizeigefängnisses
nd heute schon der frischen balsamischen Luft der Freiheit
iedergegeben — das soll unserem Radetzky nie vergessen werden!

Meine Erlösung aus dem fürchterlichen Zustande, der mich
unverantwortlich lange mit seinen Fangarmen umkrallt hielt,
rdanke ich ganz natürlichen Umständen. Eine der ersten An-
legenheiten unserer Landsleute in der schrecklich zerrütteten
tadt war, die Gefängnisse zu untersuchen. So kam man
uch in meine Zelle. Das Uebrige ergab sich von selbst. Ein
ffizier, dem ich auf den ersten Anblick unsern Landsmann
nsah, hatte mich in italienischer Sprache nach Stand, Cha-

rakter und Ursache meines unfreiwilligen Aufenthaltes g
fragt. Ich antwortete ihm, daß ich „Srb“ heiße.

In einem benachbarten Kaffeehause, im Kreise unser
Landsleute, denen noch der frische Ruhm von Santa Lucia
und Mortara's Schlachtfeldern auf den jugendlichen Stirne
glänzte, beim Knallen der entkorkten Champagnerflaschen e
zählte ich meinen neuen Freunden die trübselige Geschichte ein
selbstlautlosen Namens. Ich verschwieg auch nicht den kleinst
Umstand und in das laute Lachen, das mich bald wie ei
Peletonfeuer, bald wie dumpfes Kanonengebrülle umgab, stimm
ich herzhaft und ohne Scheu ein. Die Sühne, wenn auch nic
durch den Tod, ward mir also nicht geschenkt.

Morgen verlasse ich Mailand und dann — auf dem kü
zesten Wege nach Hause! der Heimat der Leute — oh
Selbstlaut.“

# Die Bacchantin.

(1879.)

Dem Wirthshause zu, das von der steilen Höhe des „Hirsch-
ühel" dem Reisenden entgegenwinkt, der von Berchtesgaden
us die Straße nach der „Fusch" aufsucht, jenen wundersamen
Gebirgswinkel, der nur, wie bald! das Dampfroß der Eisen-
ahn durch seinen Frieden ziehen sehen wird — schob sich
ühselig eines jener leichten Wägelchen, wie es in dortiger
Gegend bei den vielen An- und Niedersteigen so gerne gebraucht
ird. Die Insassen des Gefährtes waren ein blutjunger Bursche
us der „Ramsau", der das Pferd lenkte, und ein anderer, noch
nger Mann in eleganter Reisekleidung, der, die Cigarre zwischen
en Lippen, den breitkrämpigen Sommerhut tief in die Stirne
edrückt, damit ihn die Sonne nicht allzu heiß bedränge, fast
einer ganzen Länge nach mehr liegend als sitzend, das übrige
Wägelchen vollständig ausfüllte. Neben dem Gespanne einher
chritt mit einer gewissen Strammheit eine junge Frau, den
Bergstock nur leicht auf den Boden stemmend, auf dem von
schblonden Flechten umgebenen Köpfchen ein luftiges Hüt-
en, das rings herum einen Kranz echter Edelweißblüthen auf-
ies, dabei mit der ganzen Wesenheit ihres Anzuges und ihres

Gebahrens von jener mundenden Reinlichkeit, die ein deutscher Spruch so sinnig mit: „wie aus dem Ei" bezeichnet.

Es war ein heller Herbstvormittag. Weit und breit war auf der steil hinangewundenen Straße kein anderes Gefährte zu erblicken; mühsam klomm das Wägelchen und nur schrittweise vorwärts. Die Luft war von erfrischender Klarheit, so daß das Wirthshaus, trotzdem es noch eine gute halbe Stunde entfernt lag, wie zum Greifen in allen seinen Umrissen sich dem Auge darbot. Mittag schien nicht ferne.

Um es in wenigen Worten zu sagen: es war ein junges, kaum vor zwei Monaten flügge gewordenes Ehepaar, das den „Hirschbühel" hinanzog. Dir mag vielleicht der Thau tropfen, der im Schoße einer kaum aufgeblühten Rosenknospe spielt, als der tiefsinnigste Ausdruck aller Schönheit gelten, die die Natur rings um uns aufgespeichert hat, und doch, wenn du mich auf Treue und Glauben fragst, kann ich den Preis des Schönsten nur den zwei Menschenkindern zuerkennen, die du hier vor dir siehst. Nimm alles zusammen, was dir auf Erden als das Höchste und Begehrlichste erscheint und du findest nichts, was der thaufrischen Zukunft gleicht, die unsichtbar zwischen und neben zwei solchen Menschen schreitet, während Alles, was sie thun und sprechen, lauterste Gegenwart ist – und nichts als Gegenwart!

„Bist du müde, Felix?" fragte mit einem Male die Fußgängerin, indem sie ihre rechte Hand auf das Spritzleder legte, das der Gatte, um es bequemer zu haben, längst zurückgeschlagen hatte.

Durch die Frage kicherte ein leichter Spott.

„Uebermüthige! Glaubst du, ich verstehe dich nicht? Da ist ja ein Vorwurf in bester Form! Ich sitze hier hoch oben im Wagen und lasse mich von dem müden Gaul schleppen

während du, ein leichtfüßiges Reh, daneben läufst. Welch' ein Ideal eines treuen Gatten!"

„Allerdings habe ich das im Sinne, Felix," klang die lustige Antwort darauf, „denn wie lautete doch die Theorie, die unsere geistreiche Freundin Marianne neulich in ihrem großen Vortrage über die Erweiterung des Frauenerwerbes entwickelte? Sie lautete: Künftig bin ich der Arzt und du plättest mir indessen, während ich meine Visiten abstatte, meine Manchetten und sonstiges Zubehör; künftig lese ich die Pandekten und das Strafrecht und die Nationalökonomie, während dir gestattet ist, indessen die Küche zu versorgen, künftig . . ."

„Halt ein, Schelmin!" rief Felix, sich die Ohren zuhaltend, „und denke lieber daran, was wir da hoch oben im Wirthshaus zu essen bekommen werden. Das ist's ja, was die Gattin zieret, und dazu ward ihr der Verstand . . ."

„Essen?" rief sie dagegen mit einem Anfluge von Verachtung in Ton und Geberde, der die allzu verständliche Parodie entschieden zurückwies. „Was soll mir das Essen? Mein Begehren geht nach etwas Höherem, Geistigerem! Ich lechze nach einem Glase Wein! Und vom Besten muß er sein!" setzte sie so überlaut lustig hinzu, daß der Berchtesgadener Bursche sein verwundertes Haupt ihr zuwandte.

„Elsa!" verwies ihr der junge Gatte.

„Ich will Wein, Wein, Wein!" rief sie noch lauter als zuvor. Alle ihre Lebensgeister schienen, wie sie diese Worte in heiterer Ungebundenheit ausstieß, von ihren Fesseln losgelöst nur wieder in dem Einen Ausrufe sich zu finden. „Und grade heute will ich trinken, trinken!"

Plötzlich hielt sie inne. War es die Sonne hoch oben am Himmel, die eine so lichte Gluth ihr mit einem Male über

das feinblasse Angesicht warf, oder das Glöckchen, das aus weiter Ferne seine klaren Töne schickte, um die Mittagszeit zu verkünden?

Der Bauernjüngling aus der Ramsau hatte sein Haupt entblößt, und in der einen Hand die Peitsche, in der anderen sein Hütlein haltend, halb flüsternd, halb verständlich, betete er das Vaterunser. Rings waltete die tiefste Stille. Und dazu hatte die junge Frau, als ob sie sich Schweigen gebieten wollte, den Finger an den Mund gelegt, und so schritt sie eine geraume Weile dahin, mitten in das Geläute hinein, während die feine Röthe auf Hals und Wangen allmälig verblaßte! —

Endlich saßen sie droben in der kühlen Extrastube des Wirthshauses. Elsa hatte sich in den einzigen, aus uralten Zeiten herstammenden Lehnstuhl geworfen, sie fühlte sich „abgegangen," meinte sie, und in der Art, wie sie das Reisehütchen vom Haupte riß und von sich schleuderte, lag das Geständniß von der Unzulänglichkeit ihrer Leistungsfähigkeit — im Wandern.

„Felix," sagte sie mit müder Stimme, „geh in die Küche hinaus und bestelle, was dir einfällt; denn das ist ohnehin deine Sache, und nicht die meine. Ich will indessen über Dinge nachdenken, die meinem weiblichen Wirkungskreise etwas näher liegen. Nur das Eine vergiß nicht! Frage, ob sie eine Flasche vom besten Weine in ihrem Keller haben. Ich lechze nach einem Glase Wein . . ."

„Du sollst ihn haben, meine blonde Bacchantin," sagte Felix, indem er zur Thüre ging. „Aber woher nimmst du grade heute diese, ich möchte sagen, übermüthige Laune, Elschen?"

„Grade heute!" flüsterte sie, und schloß dabei die Augen. Es lag ein unsagbarer Reiz auf dem müden, blassen Antlitze,

der den Augen des jungen Gatten keineswegs entging. Nur zögernd verließ er die Stube.

Aber als er sich entfernt hatte, schlug sie die Augen hell und groß auf. Ein wahrhaft sonniges Lächeln hatte sich an ihren Mundwinkeln gleichsam verfangen . . . Wer hätte es in diesem Momente zu deuten gemocht?

Eine geraume Weile später kam Felix wieder zurück. Ihm auf dem Fuße folgte die Wirthin, eine in tiefe Trauer gekleidete Frau, in deren vergrämt stillem Antlitze sich nur schwer die Spuren einstiger Schönheit verkennen ließen. Bei ihrem Eintritte grüßte sie die junge Frau nur mit einem stillen Kopfnicken; dann breitete sie über einen der Tische ein weißes Linnen, stellte Gläser und Teller darauf, und das Alles that sie mit einer Art stumpfer Gelassenheit, dabei so geräuschlos, als hätte sie gefürchtet, Jemanden, der sanft schlief, zu wecken. Dann verließ sie noch einmal die Stube, um eine Flasche rothen Weines zu holen, die sie eben so still, mit derselben scheuen Unterwürfigkeit zwischen die zwei Gedecke stellte.

„Ich möchte wissen, warum die Frau in Trauer geht?" sprach Elsa so leise vor sich hin, daß es des feinsten Ohres bedurfte, um diese halb fragend, halb neugierig geflüsterten Worte zu vernehmen. Und doch hatte sie die Wirthin gehört.

„Möchte ich Sie sonst bedienen, meine junge Gnädige?" sagte sie, indem sie das Salzfaß zurechtrückte, ohne die Augen aufzuschlagen, mit jenem Ausdrucke müder Tonlosigkeit, der von einem schwer überwundenen Leide zeugt. „Bin ich denn sonst in die Wirthsstube gekommen? Aber seit zwei Tagen ist das Alles anders geworden. Das Leben ist „halt" ein kurioses Stück Arbeit!"

Sie hielt eine Weile inne; dann aber fuhr sie, indem sie sich bald mit den zwei Gedecken zu schaffen machte, bald eine

Falte in dem weißen Linnen des Tischtuches glättete, mechanisch, wie ein aufgezogenes Uhrwerk, fort:

„Ja, das Leben ist hart! Vor zwei Tagen haben sie mir meine Gertrude da gegenüber auf dem Friedhofe begraben. Was will der Mensch aber anfangen? Der Tod ist ein gar starker Gebietiger, und wenn man am wenigsten daran denkt, kommt das Trübsal herangezogen und dann heißt es: Mensch, bedenke, was du deinem Schöpfer schuldig bist."

Was sie da sagte, schien eine Reminiscenz an die Trostworte zu sein, die der Geistliche am Sarge ihres Kindes gesprochen haben mochte. Sie sprach sie auch mit jenem eigenthümlichen Pathos, wie wir es von unseren Kanzeln kennen; aber trotz der Ungelenkigkeit ihrer Sprache, der das Hochdeutsche nur in der Kirche als etwas Festtägiges entgegentrat, klangen sie ergreifend und in ihrer eingelernten Fremdheit erschütternd.

Die junge Frau athmete schwer. Ohne es zu ahnen, hatte sie an die Wunde eines gebrochenen Mutterherzens gerührt. Alle Lust ihres heiteren Wesens war mit Einem Male von ihr gewichen. Draußen der goldene Mittagsglanz und hier in dieser Stube die Mutter im Trauergewande! Warum geht durch das ganze Gewebe der Natur ein so tiefer, unheilbarer Riß?

„Und dann," fing die Wirthin wieder an, indem sie in ihrem gewohnten Thätigkeitsdrange die bereits in Ordnung postirten Gläser aufs Neue ihrer Musterung unterzog, „und dann, wer hat ihm denn verrathen, daß es mein Letztes war? Von fünfen das Letzte? Und sie hat grade so blonde Haare gehabt, wie die junge gnädige Herrschaft hier . . aber mit zehn Jahren sterben alle meine Kinder . . . ja die Pünktlichkeit

sie ist sehr groß. Auf die Glockenstunde trifft's ein. Nicht früher und nicht später . . ."

Sie entschuldigte sich noch, daß die Herrschaften auf das Essen eine kleine Weile, etwa ein halbes Stündchen würden warten müssen; aber sie sei jetzt allein, mutterseelen allein, Niemand sei ihr zur Hand, und auf die Mägde sei allezeit kein rechter Verlaß. Sie war wieder zur Stube hinausgegangen. —

Seltsamer Schmerzenszug in dem Leben dieser Salzburger Bauern, die da in den Gebirgsthälern und Weilern des Pongaus und Lungaus hausen. Nicht dem heitern und drallen Tage des Daseins ist all' ihr Sinnen zugewandt, sondern seinem düstern Kehrbilde, dem Tode. Mit ihm verkehren sie am liebsten; er ist ihr Kamerad unter allen Verhältnissen und an ihn wollen sie gemahnt sein zu jeder Stunde. Wie eine trübe Nebelschicht liegt er über Aller Seelen; über dem Keimenden sowohl, wie über dem Gewordenen, über Gegenwart und Zukunft. Ueberall, wohin du kommst, gemahnt dich der gewaltige „Gebietiger" an den Staub, aus dem du geformt wirst, an die Elemente der Zerstörung, an die Vergänglichkeit. Deine Seele schwelgt in Entzücken ob der wunderbaren Waldes- und Bergpracht, in die du ziehst . . . da hart an der Straße, da wo sich der Steg mühsam aufwärts windet, gemahnt dich ein „Martyrl" mit seiner in grellen Farben ausgeführten Zeichnung und seiner im Chronikstile verfaßten Geschichte daran, daß „sich" hier ein Mensch zu Tode gefallen habe, aber von dem hochwürdigen Cooperator noch rechtzeitig mit der heiligen „Wegzehrung" versehen worden sei. Du fährst durch die stillen Weiler und Dörfer; überall siehst du die Vorderseiten der Häuser oder die Gartenzäune mit sogenannten „Leichbrettern" ausgestattet, ein Familienkirchhof im Auszug; denn wenn der Bauer oder die Bäuerin am frühen Morgen aus ihrem Hause

treten, haben sie die Geschichten aller Lieben vor sich, vom Kinde angefangen, bis zum lebenssatten Greise! Und diese Wirthin auf dem Hirschbühel! Mit welcher traurigen Behaglichkeit blickt sie auf den nur durch die Fahrstraße von ihrer Stube getrennten, rings um die Kirche angepflanzten Friedhof, worauf ihre „Fünf" wie niedergemähte Saaten, die ihrem Mutterleibe entsprossen waren, der „Auferstehung" entgegenharren.

Deutet dieser Schmerzenszug im Gemüthe des Volkes auf ein schweres, unergründliches Leiden, für das die Aerzte keine Bezeichnung finden? Oder, weil sie erzählen, ferne in der Bretagne, an der großen Atlantis und in dem grünen Erin treffe man auf ähnliche Erscheinungen — deutet er auf den Tropfen Kulturblut hin, der seit undenklichen Zeiten in den Adern dieser Bauernleiber schäumt, und noch immer nicht von seinem bajuwarischen Halbbruder sich verdrängen ließ?

So und noch Anderes mehr, sprach Felix, indem er mit hastigen Schritten in der Stube auf und nieder ging, in der offenbaren Absicht, seinem jungen Weibe die aufsteigende Traurigkeit hinwegzudociren; denn er war seines Zeichens und Berufes ein Professor in der großen Stadt an der Donau. Aber all' sein Mühen gelang ihm nur unvollständig; sie schien sein Wort nur mit traumhaftem Gehöre zu vernehmen, und die ganze Belehrung nur mit den äußersten Spitzen ihres Sinnes erfaßt zu haben.

„Wie wäre es, Felix," sagte sie, wie aus einer vorübergegangenen Starrheit erwachend, „wenn wir im Hause unserer Wirthin da drüben einen Besuch abstatteten? Es ist so nahe . . ."

Er sah sie besorgt an und äußerte, ob sie gut darin thue, sich zu betrüben; eine Hochzeitsreise sei zu anderen Dingen be-

stimmt, und noch anderes mehr, was sie gleichfalls zu überhören schien. Sie war aufgestanden, hatte das kecke Hütchen auf die aschblonden Flechten gesetzt und sagte:

„Komm, Felix, komm! Von Fünfen das Letzte, hat die Wirthin gesagt ... und der Tod ist ein gewaltiger Gebietiger!"

Er folgte ihr nur zögernd.

Nur wenige Schritte über die Straße hinüber, und sie waren bei den Fünfen, die hart an dem Kirchenthore, im Angesichte der väterlichen Behausung, eines neben dem anderen, wie eben die Reihe gekommen war, ihre Heimstätte gefunden hatten. Mit stummen Verständnisse lasen die Beiden die Inschriften auf den Grabsteinen der „Fünf!" Sie hatten alle gleichsam nur eine Geschichte! Sie waren geboren worden, hatten zehn Jahre gelebt, und waren dann „abberufen" worden! Jedes trug neben Tauf- und Zunamen, die Bezeichnung „Wirthstocher," und so waren sie alle Fünf drüben aus dem väterlichen Wirthshause den kurzen Weg über die Straße hinweg auf den Kirchhof getragen worden.

„Das Letzte von den Fünfen," sagte die junge Frau leise, als sie an Gertrud's Grabe standen. Dann griff sie nach dem Edelweißkranze auf ihrem Hütchen und legte die weißen Blüthen auf den Rasen der jüngsten „Wirthstochter."

„Und nun komm, komm Felix," rief sie mit einem Male hastig, indem sie ihn bei der Hand ergriff. Ihr Ton klang so seltsam verändert! „Komm, der Besuch ist abgestattet ... und der Tod ist ein starker Gebietiger! —"

War es, daß erst jetzt alle Schauer des Vergänglichen über sie gekommen waren? Sie riß ihn fast mit Ungestüm über die Straße der Extrastube im Wirthshause zu.

Dort fanden sie das Mittagmahl bereits in voller Ausrüstung auf dem Tische. Mochte es sein, daß die Wirthin dem

Appetite ihrer jungen Herrschaften die Fähigkeit langen Zuwartens nicht zugetraut hatte, sie hatte das bestellte Mahl, ohne sie weiter stören zu wollen, in allen seinen Theilen: Suppe, Braten und Mehlspeise, nebeneinander aufgestellt. Dann war sie still hinausgegangen, um nicht mehr zu kommen. Aber nur der junge Professor sprach den lecker zubereiteten Speisen herzhaft zu, während Elsa still und gedrückt in dem alten Lehnstuhle saß, allem Zureden des Mannes gegenüber, wie in traumhafter Befangenheit gebannt.

„Elsa!" sagte er nach einer Weile, „du betrübst mich, willst du nicht wenigstens trinken?"

„Trinken?" rief sie, in ihrem innersten Wesen zusammenfahrend. Dann sah sie ihn mit großverwunderten Augen an. „Trinken?" fragte sie noch einmal. „Habe ich wirklich gesagt, daß ich trinken wollte?"

„Schelmin," erwiderte er lachend. „Tönt mir nicht noch immer dein dreimaliges: Wein, Wein, Wein! gellend in den Ohren? Ist nicht der gesammte Hirschbühel mein Zeuge, und unser Ramsauer Junge, der so verwundert dreinblickte? Gerade am heutigen Tage, riefest du, will ich Wein, Wein, Wein! ich lechze nach einem Glase vom Besten!"

„Habe ich das wirklich gesagt?" meinte sie mit eigenthümlich verwandeltem Gesichtsausdrucke. Auf dem feinblassen Antlitze begann eine Helle zu leuchten, die ihm sonst nur in erregten Momenten eigen war.

„Du hast es gesagt!" betheuerte er. „Und grade am heutigen Tage hast du es gesagt."

„Du lügst, Felix, du lügst" — rief sie mit unnatürlicher Heftigkeit.

„Mir, dem wohlbestallten und beeideten Professor wirfst du dieses Wort ins Gesicht?"

„Nun wohl, Felix," sagte sie drauf, wieder still und vor sich hinsinnend. „Beruhige dich! Ich kann es gesagt haben."

Noch schien der Bann der Traurigkeit, den das soeben Erlebte um die junge Frau gewoben hatte, von ihr nicht gewichen.

„Von Fünfen das Letzte!" wiederholte sie mit leiser Stimme, „und der Tod ist ein gewaltiger Gebieter und Herrscher!"

Während dem hatte Felix das Glas seines jungen Weibes zur Hälfte mit dem rothen Weine, der vor ihm in der Flasche stand, gefüllt, und schob es ihr hin. Ihre Augen schienen mechanisch seiner Hand zu folgen, als sie plötzlich, ohne daß ein äußerer Uebergang von der früheren Stimmung in ihre jetzige bemerkbar wurde, überlaut rief:

„Und mit diesem halben Glase, willst du, daß ich mich begnüge? Ich will mehr, mehr . . . oder gar nichts!"

„Blonde Bacchantin!" meinte er dagegen, indem er wieder die Flasche ergriff, und noch einige Tropfen dem halbgefüllten Glase zugesellte. „Wird es dir nicht schaden?"

Sie aber, in ungebundener Lustigkeit, rief:

„Mehr, mehr, Felix! Du mußt das Glas bis an den Rand füllen, sonst rühre ich den Wein nicht an!"

Und zum dritten Male nahm er die Flasche zur Hand und kopfschüttelnd vollzog er das Geheiß seines jungen Weibes. Kaum war das geschehen, als sie bereits nach dem vollen Glase griff und ohne daß er ihr wehren konnte, trank sie in einem Zuge, und wie es echter Zecher Gewohnheit ist, mit geschlossenen Augen, den ganzen Inhalt des rothen Weines bis zur Neige, was man sonst die Nagelprobe bestehen nannte . . .

„Elsa!" rief er, ernstlich erschrocken, „woher nimmst du dieses neue Talent?"

„Des Trinkens?" ergänzte sie lachend. „Das war nur am heutigen Tage, Felix . . ."

Dann machte sie es sich in dem breiten Lehnstuhl ganz bequem und lag eine schöne Weile mit zwinkenden, halboffenen Augen, in die weiche Rückenlehne den Kopf gelehnt da, an dem erschreckten Wesen ihres Mannes sich weidlich ergötzend.

„Höre, Felix, mein Gatte," begann sie wieder. „Du nennst mich heute schon zum zweiten Male mit einem Namen, der in jedem in einer höheren Töchterschule erzogenen Ohre als ziemlich anstößig erklingen würde. Deine blonde Bacchantin! Was brachte dich nur auf diesen Gedanken?"

„Du selbst hast ihn hervorgerufen, mit deinem dythirambischen: Evoe Bacche!"

„Sonderbar!" meinte sie und stockte. „Kann ich dir ein Geheimniß vertrauen? Bist du der Mann, der es ruhig und ohne aufzubrausen, anhören kann?"

Er sah ihr forschend ins Gesicht.

„Ich bin es!" sagte er.

„Nun, Felix, mein Gatte!" sagte sie mit einem so gewichtigen Ernste, als wollte sie ihr Gewissen in der That von einer schweren Schuld befreien. „Entsetze dich nicht. Ich bin schon einmal in meinem Leben — — berauscht gewesen!"

„Du?"

„Ja, ich! Das war in meinem dreizehnten Lebensjahre, als du mich noch nicht kanntest. Und gerade heute ist es das zweite Mal . . daß ich zum zweiten Male es versuchen möchte."

„Das mildert in Etwas deine Schuld. Wie ist das aber gekommen?"

„Soll ich dir das erzählen?"

Sein Herz schlug hoch auf vor Freude, daß sich die Kümmerniß seines jungen Weibes unter der Wirkung des genossenen Glases so rasch umgewandelt hatte, aber er gab davon nur wenig zu erkennen. Er nickte blos mit dem Kopfe.

Sie begann.

„Du weißt, daß ich nach dem Tode meiner Eltern, die beide in einem Jahre starben, nach K., das freundliche Landstädtchen in Niederösterreich, zu meinem Onkel, dem Notar, kam, der ein Bruder meines Vaters gewesen ist. Ein Ueberrest deiner geographischen Kenntnisse, mein Freund, wird dich vielleicht belehren, daß in K. ein ziemlich bedeutender Weinbau betrieben und der Wein, der daselbst erzeugt wird, zu den gangbarsten Sorten unseres Landes gehört. Diese gelehrte Bemerkung mußte ich voranschicken, damit dir der Charakter und die Eigenart meines Onkels sogleich als ein geschlossenes Ganzes entgegentrete, da ich dein Ohr mit Details nicht ermüden möchte."

„Er war ein vortrefflicher Mann, und wir wurden bald die besten Freunde! Ja er liebte mich fast mehr wie seine übrigen Kinder. Mit Lernen und dergleichen Dingen plagte er mich nur wenig, und ich bin auch darum all' mein Leben so dumm und einfältig geblieben. Ich konnte in die Schule gehen, oder auch nicht, es lag ihm nichts daran; ich konnte stundenlang in den Gassen des Städtchens herumschweifen, ich wurde darum nicht gestraft. Seine eigenen Kinder waren übrigens die festen Säulen unserer städtischen Institute, insgesammt nahmen sie auf ihren Bänken die ersten Plätze ein. Seinem Ehrgeize schien es jedoch nur wenig zu schmeicheln. Aber wenn wir zu Mittag bei Tische saßen, und der Onkel mir sein Glas hinschob, damit ich davon nippe, und ich zuweilen in meinem Uebermuthe einen herzhaften Schluck daraus that, dann pflegte er mich gewöhnlich zärtlich zu streicheln und sagte: „Heute hast du dich einmal wieder gut aufgeführt, Elsa, ich bin mit dir zufrieden."

„Hier hast du nun die Fäden des zartesten und innigsten

Verhältnisses, das du dir denken kannst, wie es sich im Laufe der Jahre zwischen Onkel und Nichte herausbildete. Der gute Onkel! Er hielt auf seine eigenen Sprößlinge nicht viel, weil sie von seinem Weine nicht viel hielten, den ihnen die etwas strenge Tante mit allen Schrecknissen eines Giftes vom Leibe hielt, mich aber liebte er, treu, wahrhaftig und innig, und aus keinem anderen Grunde, als nur weil ich kein Feind seines Weines war! Denn er war eine jener sonnigen, gottbegnadeten Naturen, wie sie nur in unseren Weinländern so trefflich gedeihen. Die ganze Welt ist nur für sie da, um im Dufte des von ihnen gebauten und gekelterten Trankes zu glänzen. Wie leichtlebig und leichtbeschwingt gestaltet sich alles von und unter ihren Händen! Kein Leid, keine Drangsal ist stark genug, um sich als Bleigewicht an ihre Fittige zu hängen. Sie haben nur Einen wahrhaften Jammer, und der kommt, wenn der eine oder der andere „Jahrgang" sich als übelgerathen herausstellt. Welche Zärtlichkeit für diese schlechtgediehenen Kinder, welche zarte Sorge und Behandlung, bis es gelungen, sie denn doch auf einen besseren Weg zu führen, aber auch, welchen Haß und Verachtung, wenn alle Mühe fruchtlos geblieben, alle Mittel einer guten Erziehung scheiterten und dann die trostloseste Verzweiflung eintritt!"

„Nun, Felix, mein Gatte, höre weiter. Wir hatten in unserem Hause oder vielmehr in unserem außerhalb des Städtchens gelegenen Keller einen solchen Rangen, an dem Hopfen und Malz verloren war. Der „Siebenundsechziger" zeigte trotz alles Zuredens, trotzdem der gute Onkel alle Künste in Bewegung setzte, eine so tückische Gemüthsart und einen so verderbten Charakterzug in seinem ganzen Wesen, wie das an einem anderen Jahrgang noch nicht erlebt worden war. Er bereitete uns, mir und dem Onkel, die tiefste Bekümmerniß

Wie oft kehrte der Treffliche, er mit der sonnenhellen Lebens-
ist seiner Seele, aus seinem Weinkeller zurück, in mißmuthiger
Stimmung, was sich sogleich an einer etwas tieferen Schat-
tung seiner in ein äußerst zartes Roth hineinspielenden Nase
kennen ließ."

„Apropos! Felix!" unterbrach sie sich selbst. „Bemerkst
du nichts, gar nichts hier . . . hier vorne . . . einen netten
thlich schimmernden Ton an meiner eigenen Nase?"

„Noch nicht, Elsa!" sagte er ernsthaft, „aber vielleicht etwas
äter!"

„Nun horche auf, wie sich ferner Alles ergab. Der Sieben-
ndsechziger, wie ich dir bereits erzählt habe, wollte sich nicht
ssern; er blieb verstockt und hartnäckig bei seinem einmal ge-
ßten Vorsatze, durchaus ein unmoralischer, sich und seinem
ater zur Unehre gereichender „Jahrgang" zu werden. Aber
nes Tages, es war mitten im Spätherbste, änderte sich das
lles, wie mit der Gewalt eines Zaubergeistes. Der Onkel war
ir auf der Gasse begegnet, wo ich, wie gewöhnlich, dem holden
eschäfte des Müßigganges oblag. Schon aus der Ferne
uchtete sein ganzes Antlitz in jener heiteren Farbenstimmung,
ie sie sonst nur seiner Nase eigenthümlich war. „Elsa!" sagte
, indem er zärtlich meine Wangen streichelte, „ich habe dir
ne sehr gute Nachricht zu vermelden. Denk', der Siebenund-
chziger hat ein Einsehen bekommen und hat sich auf eine
underbare Weise gebessert! Noch begreife ich es selbst nicht,
ie das gekommen ist. Aber heute am Nachmittage, wenn
eine Amtsstunde zu Ende ist, wollen wir ihm Beide einen
esuch abstatten. Du sollst dich selbst überzeugen, an Ort
nd Stelle."

„So schritten wir denn am Nachmittag, kaum daß die letzte
Identität" auf einem Notariatsakte konstatirt worden war,

(ich habe aber gerechte Zweifel, ob diese Identität ganz und voll
ständig den im Gesetze vorgeschriebenen Anforderungen entsprach
zu dem alten Thore hinaus, und schlugen dann den Weg zu un
serem Weinkeller ein, der unfern davon am Fuße eines mi
Reben übersponnenen Abhanges sich aufthat. Während de
kurzen Ganges sprachen wir kein Wort . . . alle kommend
Freude hütet der Gott des Schweigens mit vorgehaltener
Finger!"

Ihr Athem schien nach diesen Worten schwerer zu gehen
sie stockte. Dann fuhr sie, da sie ihren Gatten ruhig und be
dächtig, wie es seine Natur mitbrachte, unter den aufgestel
ten Speisevorräthen aufräumen sah, mit einem unhörbaren
Seufzer fort:

„Wir waren nun draußen in unserem Keller. Der Onk
hatte eine Kerze angezündet, und im flackernden Scheine der
selben schritten wir sogleich auf den angeblich gebesserten Range
zu, der in einem mittelgroßen Fasse sein bis dahin so nutzlose
Dasein verträumte. Alle die übrigen, die so gut gerathe
waren und im Bewußtsein ihrer Tugend sich so trefflich dün
ten, ließen wir bei Seite. Heißt es nicht irgendwo in einer
heiligen Spruche, daß Gott mehr Gefallen findet an einer
Reuigen, als an fünfzig Gerechten? Mit zitternden Händen -
ich sehe ihn noch, den guten Onkel, dessen ganzes Wesen in
Aufruhr gerathen schien — schlug er das Spundloch auf; dann
setzte er den Heber an. Er füllte zuerst ein Glas für sich
dann ein anderes . . . für mich . . ."

„Um Gotteswillen, Elsa, du trankst es doch nicht aus?"
rief Felix erschrocken.

„Ich trank es aus," fuhr sie unentwegt fort, ohne sich
unterbrechen zu lassen. „Denn der Onkel sagte: „Elsa, über
zeuge dich selbst, ob ich Recht gehabt, ich will dein Urtheil durch

as nicht beeinflussen. Aber du mußt das Glas bis zur Neige eren, sonst kommst du der Wahrheit nicht auf den Grund! enn alle Wahrheit hat einen Grund, dem man beizukommen chen muß!" Also that ich, wie der Onkel es mir anrieth nd suchte ... und fand endlich den Grund meines Glases!"

Felix setzte Messer und Gabel zur Seite, und sah sein nges Weib mit großen Augen an.

„Und wie alt warst du damals, Elsa?" fragte er.

„Dreizehn und ein halbes Jahr!"

„Es ist gut!" sagte er darauf, „ich will es mir merken." r griff wieder nach Messer und Gabel. Sie aber fuhr fort:

„Was hältst du denn von ihm?" fragte der Onkel, dem er mir mit einer gewissen scheuen Zaghaftigkeit in die ugen schaute. „Ist er nicht ein ganz prächtiger Junge georden, so stark, feurig und voll Duft?" „Ja, Onkel," sagte darauf altklug, „in diesem Weine ist Leben!" „Geliebtes ind," meinte er gerührt, „wie du mich erräthst! Ja im Weine egt alles Leben und vor ihm verliert der Tod alle seine Schreckisse! Doch jetzt wollen wir auch dem um nur ein Jahr älteen Bruder unseres Prachtjungen unseren Besuch abstatten. r hat sich bisher so klug und weise gedünkt. Laß doch sehen, b der Wohlerzogene seine feinen Manieren beibehalten hat. enn es pflegt zu geschehen, daß auch so feingeartete Bürschen ihre schwachen Stunden haben."

„Und wieder ... nun erschrick nicht, Felix, mein Gatte, men wir Beide, ich und der Onkel, auf den Grund der Wahrheit! . . ."

„Der Abend war bereits hereingebrochen, als wir unseren eimweg antraten. Wie warm wehte die Luft, als wir in as Freie kamen! Warum tanzten, mitten im Herbste, solche Massen von feurigen Glühkäferchen um und hinter und vor

uns? „Onkel," fragte ich, „ist heute Kaisers Geburtstag? Sie haben ja die ganze Stadt illuminirt. Eilen wir doch, um uns die Pracht anzusehen."

„Närrchen," meinte er darauf, „das ist ja keine Illumination, nur der Nachtwächter zündet bereits die Laternen an. Ist es denn aber schon so spät an der Zeit? . . . das ist ja wahre Verschwendung . . . und man muß bei den Stadtverordneten Klage führen . . ." Währenddem tastete seine rechte Hand nach seiner linken Westentasche, in der sich seine Uhr mit der schweren goldenen Kette befand. „Was ist das, Elsa?" begann er mit einem Male im weinerlichen Tone, „ich finde meine Uhr nicht. . . . Sollte ich sie auf meinem Repositorium zu Hause vergessen haben?" „Nein, Onkel," sagte ich darauf, „du hast sie nicht vergessen. . . . Sie liegt ja da am Boden und „du wirst sie zertreten." „Wo? wo?" sagte er. „Da! da!" sage ich noch darauf, und indem wir uns im nämlichen Augenblicke Beide danach bückten . . ."

„Nun, Elsa von Brabant, meine blonde Bachantin?" fragte Felix athemlos aufhorchend.

„Ich will dir das in aller Kürze erzählen," erwiderte sie mit dem größten Ernste. „Plötzlich hörten wir laute Stimmen um uns . . . wir schlugen die Augen auf. Da sahen wir die Tante mit allen ihren Kindern vor uns stehen, mit erschrockenen, bleichen Gesichtern. Sie waren ausgegangen, weil sie unser langes Ausbleiben bekümmerte, um uns zu suchen und fanden uns, Nichte und Onkel, hart an dem Abhange unseres Weinberges ins weiche Gras gebettet . . . im süßesten Schlafe eines Rausches! . . ."

Wieder hatte er Messer und Gabel zur Seite geschoben und nun lachte er mit so unbändiger Lust, daß die Extrastube des Wirthshauses auf dem Hirschbühel davon erdröhnte.

„Lache nicht, mein Geliebter!“ rief sie mit seltsam traurigem Tone. „Lache nicht! Das Letzte von den Fünfen könnte es hören!“

Er war ernst geworden.

Sie aber war aufgestanden, und ging nun, wie um ihrer Bewegung Herrin zu werden, einige Male in der Stube auf und nieder.

Da fühlte er sich von rückwärts von zwei weichen Armen umschlungen; zwei heiße Lippen hatten sich an sein Ohr gelegt und hatten Worte geflüstert, die nur er allein vernommen.

Er war aufgesprungen, bleich, athemlos, verwirrt. Aber die holde Gestalt seines jungen Weibes war nicht von ihm gewichen; sie lag jetzt an seiner Brust, die Arme krampfhaft um seinen Hals geschlungen.

„Elsa! meine süße Elsa!“ rief er. „Ist es wirklich wahr?“

Sie blickte schämig zu ihm auf.

„Es ist wahr, Felix, mein Gatte!“ sagte sie leise. „Und darum habe ich ja gerade heute nach einem Glase vom besten Weine gelechzt... Aber du hast das nicht begriffen, du einfältiger Knabe! Konnte ich es dir denn deutlicher ankündigen?“

Er schaute voll tiefer Rührung in ihr feinblasses und wie von edlem Weinduft durchsichtig angehauchtes Gesicht.

„Elsa! meine süße Elsa!“

„Sei still, mein Geliebter,“ flüsterte sie und legte ihren Finger an seinen Mund. „Das Letzte von den Fünfen könnte es hören, und das wäre nicht gut!.. Habe ich nicht seinetwillen auf den Trunk Weines verzichten wollen, auf den ich mich so sehr gefreut hatte? Das Letzte von den Fünfen! Wie weltverloren, wie unsagbar traurig das klingt!“

Sie drückte sich noch fester und inniger an den starken Mann. Dann hob sie ihren Kopf zu ihm wieder auf.

„Und doch habe ich getrunken! Sieh, Felix, mein Geliebter! Ich mußte von dem rothen Weine trinken, trotz der tiefsten Traurigkeit, die mich zu überwältigen drohte... Kannst du dir das erklären? Von fünf Kindern das Letzte! Da fiel es mir wie ein Lichtstrahl in die Seele! Hatte ich nicht einmal zu meinem Onkel in jener heiteren Stunde gesagt: im Weine liegt das Leben! Das fiel mir wieder ein! Von fünf Kindern das Letzte! Das unsere aber wird leben! Felix, mein Gatte, ich trage die Gewißheit in mir: Es wird leben!"

# Der kleine Spieler.

(1882.)

Träume ich? Bin ich von einer jener Hallucinationen befangen, die uns oft selbst bei gesundesten Sinnen, in Momenten ungewöhnlicher Aufregung heimzusuchen pflegen? Es war mitten in den Tagen der tiefsten Niedergeschlagenheit und Verzweiflung, wie wir sie im Beginne des Jahres in Paris, in Berlin und Frankfurt, nicht minder aber auch am „Schottenring" zu Wien erlebt. Damals hieß es in den Berichten gewisser Reporter in jenem an hochdramatisches Pathos grenzenden Style, die Börse sei an diesem Tage ihren „wildesten Impulsen" gefolgt, so daß es wahrhaftig klang, als habe die Börse wie eine toll gewordene Bestie ihren eisernen Käfig zerbrochen, sei dann in ungeheuren „Sprüngen" auf ihre bisherigen Wärter gestürzt und habe zuerst sie und dann sich selbst zerfleischt. Nebenbei bemerkt, erinnerte mich diese grausige Lektüre an die berühmten zwei Ratten, die sich in ihrem todesmuthigen Untergange bis auf einige unbedeutende Residua ihrer Schweifchen aufgezehrt hatten. — Während jener noch „thaufrischen" Episoden und Scenen der jüngsten Vergangenheit, namentlich an jenem Tage, als das De-

lirium der „wildesten Impulse“ am ärgsten getobt, war es mir oft, als müßte ich mit meinen Händen in einem fort nach rückwärts in die blaue Luft greifen, ich meine, in ferne, längst abgelegene Tage der Erinnerung zurück. Eine Gestalt tauchte vor meinen Augen oft so klar, so lebendig, so voll Deutlichkeit auf, daß ich sie zu sehen, zu hören und zu betasten glaubte . . . mein kleiner Spieler!

Um jedoch jeder Mißdeutung gleich vornherein zu begegnen, will ich sofort bemerken, daß man hier durchaus an kein „Korrigiren des Glückes“ durch Karten oder Würfel und dergleichen zu denken hat. Es wäre dies eine arge Kränkung, begangen an den Manen meines „kleinen Spielers!“ Die Sache lag einfach so. Das „Ding“ an sich ändert sich niemals, wohl aber der Name; der unterliegt Wandlungen und Metamorphosen von oft so wunderbarer Art, daß darunter das eigentliche Ding ganz verschwindet. Was nämlich jetzt mit vornehmem Raffinement und einem der Welt des Scheines entnommenen Worte die „Coulisse“ und der „Coulissier“ heißt, das hieß damals schlicht, einfach und ungeschminkt so, wie ich es eben genannt habe. Man hatte kein fadenscheiniges Theatermäntelchen nöthig, um etwaige Blößen und Flicken damit barmherzig zu bedecken. Wie kindlich, wie idyllisch klingt das Eine, wie pompös und herausfordernd das Andere! Es liegt eine Welt voll tiefer Erkenntniß in diesen zwei Bezeichnungen; mich dünkt, es steckt ein Stück„ Kulturgeschichte“ darin, worauf wir uns ja in unseren „Romanen“ gegenwärtig so viel zu gute thun.

Und noch Eins! Hängt nicht diesem ganzen bald himmelhoch jauchzenden, bald zum Tode betrübten, breit und vordringlich in alle unsere Verhältnisse und Beziehungen sich eindrängenden „Coulissenleben“ ein komödienhafter Zug an, der so Manches

erklärt, so Manches in die gehörige Beleuchtung rückt? Ich möchte mich nicht tiefer in dieses Thema versenken; aber da wir es angeregt, frage ich: Ist es nicht dieser starke, komödienhafte Zug, dem wir so viele „Ueberraschungen und Ueberrumpelungen," so viel herzliches Lachen, aber auch so viel . . . heimliche Thränen verdanken?

Doch nun zurück zu meinem „kleinen Spieler," zurück in eine fast schon verdämmerte Vergangenheit, zurück nach der alten ungarischen Krönungsstadt, zurück nach . . . Preßburg!

Ich wohnte damals, ein junger Student, der sich für die Universität vorbereitete, als sogenannter „Zimmerherr" bei einer aus Mann und Frau nebst zwei kleinen Mädchen, das eine etwa sieben-, das andere achtjährig, bestehenden Familie, die selbst nur zwei mäßige Gelasse besaß, während sie mir ein drittes, und zwar das kleinste, überlassen hatte. Die Gasse hieß seltsamerweise noch immer die Nonnenbahn, wiewohl ich dort selten oder niemals einer Gottesbraut begegnet bin. Vor Jahrhunderten mochte das wohl anders gewesen sein; die ganze Gegend war nämlich protestantisch geworden, und so kam es, daß es fast in jedem Hause der ziemlich langgestreckten Gasse Professoren, Theologen und sonstige Studenten dieser „Konfession" gab. Auch das benachbarte Ghetto hatte sich hier, seitdem durch einen Reichstagsbeschluß die eisernen Gitter, die es früher zur schlafenden Nachtzeit von den anderen Menschenbehausungen getrennt, um eine Spannweite gelüftet waren, angesiedelt, denn die Luft war hier viel besser und gesünder. Ich glaube aber, um die Wahrheit zu gestehen, weil man sich hier nicht unter den brennend neugierigen Augen des Ghettos befand, die zu gewissen Zeiten erschrecklich wach sein konnten.

Anfangs trat ich der Familie meiner Hausleute nur wenig entgegen, oder vielmehr, sie unterhielten fast keinen Verkehr

mit mir. Es war ein merkwürdig stilles Quartier, ich sah und hörte Niemanden; Niemand achtete auf mich. Nur hie und da begegnete mir eines der zwei kleinen Mädchen in der engen Küche, aber es schlüpfte scheu und zaghaft an mir vorüber. Die Mutter hatte ich niemals zu Gesicht bekommen, und vom Vater wußte ich nur, daß er an jedem Freitage, noch bevor die Nacht angebrochen war, aus Wien zurückkam, um am anderen Tage, sobald wieder die Nacht eingetreten war, sein Haus zu verlassen. Sonst blieb es die ganze Woche so, als lebte ich auf einer menschenleeren Insel mitten im stillen Ocean!

An einem Freitag Abend, es mochte gegen den Ausgang des Winters sein, klopfte es an meiner Thür. Es war eines der beiden kleinen Mädchen, das bei mir eintrat.

Was mir aber sogleich auffiel, war, daß das Kind sich mir in einer gewissen künstlichen Positur vorstellte, d. h. mit nach auswärts gebogenen, in glänzenden Stiefelchen steckenden Füßen, wie sie von Tanzmeistern und Tanzmeisterinnen als erste Regel ihren Zöglingen eingeschärft wird. Noch mehr nahm mich die sonderbare Anrede gefangen, mit welcher mich das Kind apostrophirte.

„Ob der wertheste Herr Student," sagte es, „nicht die Freundlichkeit haben wolle, dem Vater zu sagen, was es eigentlich für eine Bewandtniß habe — mit Pisa-Livorno?"

Es lag etwas Feierliches, deklamatorisch auswendig Gelerntes in dieser kindlichen Frage, das aber grade darum den Lachkitzel nur mühsam in mir unterdrückte.

Darum antwortete ich auch mit dem Aufgebote tiefsten Ernstes:

„Sag' deinem Vater zurück: Pisa und Livorno sind zwei große Städte in Italien."

„Städte?" rief das Kind wie erschrocken. Dann setzte es hochdeutsch, wie bisher, hinzu:

„Die Mutter behauptet, Pisa-Livorno, das seien Menschen, die in einem fremden Lande, weit, weit von hier wohnen."

„Und was meint der Vater?"

„Der Vater sagt, er habe immer gehört, Pisa-Livorno das sei eine große Stadt mit vielen Menschen darin, und das hat man ihm in Wien gesagt."

„Sie mögen Beide Recht haben," gab ich orakelhaft dunkel zur Antwort.

Eine Weile darauf ging ich zu den Leuten selbst hinüber. Vielleicht hatte ich Unrecht, wenn ich in der Anfrage des Kindes eine versteckte Einladung erblickte, zu ihnen zu kommen. Aber in der Jugend setzt man sich über solche problematische Konvenienzen leicht hinweg. Ohnehin gelüstete es auch mich, zu erfahren, was es eigentlich für eine Bewandtniß mit Pisa-Livorno habe. Denn, um es offen zu gestehen, ich wußte es selbst nicht.

Ich fand die Leute beim Nachtmahle. Da es, wie gesagt, Freitag Abends war, so war über den Tisch ein blendend weißes Linnen gebreitet, worauf vier schwere silberne Armleuchter brannten. Diese Beleuchtung stach gegen die fast dürftig zu nennende Ausstattung des Wohnzimmers auffallend genug hervor, und ich erinnere mich noch jetzt sehr deutlich, sie berührte mich beinahe unangenehm. Doch ich hatte nicht lange Zeit, mich derartigen Betrachtungen hinzugeben, denn alsbald rief der Mann, der zu oberst des Tisches saß, mit tönender Stimme:

„Julie Rettich! Warum setzest du für unseren geehrten Gast nicht sogleich einen Stuhl?"

Julie Rettich?

„Und du, Fanny Elßler! Schnell noch einen Teller auf den Tisch! Die Kinder wollen sich doch gar nicht an Schicklichkeit und Art gewöhnen."

Also ein zweiter Künstlername von gewichtigster Bedeutung.

Und der Mann, der sie seinen Kindern beilegte, schien das etwa nicht in einer Anwandlung väterlich verzeihlicher Laune zu thun. Nein, sein Ton klang dabei befehlshaberisch, wie eine Trompete; er war ganz ernst dabei geblieben. Jetzt erst besah ich mir ihn recht. Wie er so dasaß, in seinem, mit altem Leder überzogenen Lehnsessel, schien er mindestens sechs Fuß hinauszuragen; dabei umgab ein mächtiger Bart wie eine Löwenmähne sein ganzes Antlitz, aus welchem zwei kleine, in keinem Verhältnisse zu seiner Statur und zu seinem Barte stehende Augen hervorleuchteten. Aber diese Augen hatten, wie soll ich es gleich aussprechen, etwas Beruhigendes, Sanftes, ja Kindliches. Weniger gefiel mir die kleine blasse Frau, die neben ihm saß, trotz ihres schwarzseidenen Gewandes und ihrer mit unnennbaren Blumen geschmückten Feiertagshaube; in ihren Augen flatterte eine gewisse Unruhe, manchmal waren sie wie abwesend, und schienen in Fernen zu blicken, die für jeden Anderen unergründlich und unfindbar schienen.

Von dem Gegenstande der Frage, die das kleine Mädchen über meine Schwelle geführt hatte, war seltsamerweise nicht die Rede. Eine geraume Weile saß ich, den Genüssen des Nachtmahls mich hingebend, die mir mit so liebenswürdiger Gastlichkeit angeboten waren, sowie die ganze Familie, stillschweigend, ja zuweilen wurde es so stille in dem Wohngemache, daß man nur das Knistern der Kerzen auf den hohen silbernen Armleuchtern vernahm ...

Er mochte bemerkt haben, daß meine Blicke öfter als es sich wohl schickte, nach diesen Kerzen und den Trägern, worauf

sie prangten, sich bewegten, denn plötzlich sagte er mit einem fast schlauen Zwinkern seiner kindlichen Augen: „Alles echt! Sie können sich von der kaiserlichen Punzirung überzeugen! Und Alles Pisa-Livorno! Alles! Es wird aber noch besser kommen, ich bin mit Pisa-Livorno noch nicht fertig! Das ist erst der Anfang. Das hat Ihnen ein Mann gesagt, der sich auf Pisa-Livorno besser versteht, als irgend Einer in Wien! Verlassen Sie sich darauf!"

Ich mochte mit einer Miene dareingeschaut haben, die der Mann einfach für ungläubig hielt und die doch nur der Ausfluß meiner tiefsten Unwissenheit war. Ich verstand ihn nicht, der ich doch gekommen, ihm aus der Fülle meiner geographisch-historischen Kenntnisse zu antworten.

„Meine Frau" — meinte er, indem er mit seinem Daumen auf sie wies — „die redet auch so, wenn wir auf das Kapitel zu sprechen kommen. Sie glaubt, sie versteht etwas von Pisa-Livorno! Und das will sie mir gegenüber sagen!"

„Ich verstehe dich auch nicht," sagte sie leise. Meiner jungen Erfahrung in seelischen Dingen kam es in diesem Augenblicke vor, als ob Ton und Geberde, mit denen die Frau diese Worte begleitete, einem Fremden gegenüber nicht ganz schicklich gewesen wären ... als ob sie mehr verrathen hätte, als Ort und Zeit ihr gestatteten. So dachte ich damals; später fielen mir wieder die „abwesenden" Augen ein ... und daß sie damals so traurig geblickt hatten.

„Da haben Sie, wie die Frauen sind," lachte er überlaut auf. „Das Gescheiteste können Sie mit ihnen ausreden; wenn Sie aber auf Pisa-Livorno zu reden kommen, so machen sie Einen ganz verwirrt mit ihrem: Ich versteh' dich nicht. Heute habe ich ihr die vier silbernen Armleuchter mitgebracht; sie haben ein schönes Stück Geld gekostet. Statt sich aber zu

freuen, sagte sie nur zu mir: „Wer hat sie dir gegeben?“ — „Wer? Pisa-Livorno hat sie mir gegeben.“ — „Wird er sie aber nicht wieder abholen?“ Nun müssen Sie aber zweierlei wissen: erstens, daß unsereins so etwas nicht gerne prophezeien hört; denn das ist grade so, als wollte sie mir mein Glück, was man so „verschreien“ nennt. Zweitens aber: Ich will nicht, daß sie von meinem Pisa-Livorno immer per „er“ spricht. Wenn man meine Frau reden hört, so meint man immer, sie sieht einen Menschen vor sich, der ihr Gutes und auch Böses anzuthun im Stande ist. Eine Frau soll aber keine solche Meinung haben, besonders wenn sie weiß, daß der Mann davon lebt und sein Haus erhält. Darum habe ich Sie auch zu mir eingeladen, weil ich voraussetze, Sie werden ihr das viel besser erklären können, nämlich, daß Pisa-Livorno ein Papier und kein Mensch ist. Wozu hätten Sie schon so viel studirt?“

„Wenn er es aber doch wieder abzuholen kommt?“ fragte die Frau mit leiser Stimme.

„Wer?“

„Er,“ sagte sie fast unvernehmbar.

Dabei sahen die „abwesenden“ Augen in die unergründlichen und unsichtbaren Fernen, die sich vor ihr aufthun mochten, wie von einem Aussichtsthurme.

Er zuckte nur, bezeichnend genug, die Schulter. Mochte er an solche Vorgänge, wie der eben geschilderte, gewöhnt sein oder mochte er den Fremden denn doch nicht in die Geheimnisse seines intimen Lebens vollständig einweihen wollen, er bestand nicht länger auf der Fortsetzung dieses Gespräches. Zum Glücke! Denn wenn er dabei verharrt hätte, daß ich seiner Frau einen Lehrkurs über den Unterschied von Papier und Mensch zu halten mich bereit halten sollte, ich wäre jämmerlich zu Schanden geworden. Ich hätte allenfalls über die histo-

ische Bedeutung Pisa's im Mittelalter des Langen und des Breiten mich vernehmen lassen können, damit aber und allerlei gelehrtem Krame war meinem Ehepaare nur wenig geholfen. Das sagte mir denn doch, so jung er auch war, mein Verstand. Das „Meritorische" der Frage, wie man dreißig und mehr Jahre später zu sagen pflegte, lag mir aber so ferne, so ferne, wie Jemandem der zu jener Zeit überhaupt noch keine — Aktie gesehen hatte. Also war ich es sehr zufrieden, daß der Mann mittelst einer geschickt ausgeführten Wendung auf seine beiden Mädchen zu reden kam. Seltsamer Weise hing auch dieses Thema, wie man sogleich sehen wird, mit demjenigen zusammen, das in diesem Hause zwischen den Eheleuten eine so wesentliche Rolle zu spielen schien.

„Sehen Sie," sagte er, indem er den Kindern befahl, sich neben ihm, eines zur Rechten, eines zur Linken, aufzustellen, sehen Sie! Der Mensch lebt nicht nur von silbernen Armleuchtern mit noch so großen Kerzen darauf. . . Eigentlich ist ein Jeder zur Kunst geboren; man muß nur Einen neben sich haben, der sie entdeckt. Ich hab' sie entdeckt! Sehen Sie die Kinder nur genau an! Kommt es Ihnen nicht schon jetzt vor, als ginge etwas ganz Besonderes von ihnen aus? Ich kann nur nicht sagen, was . . . Manchmal frag' ich mich: Warum soll aus der Einen nicht eine Julie Rettich und aus der Anderen eine Fanny Elßler werden können? . . Ich habe ihnen diese Namen auch beigelegt, damit sie sich frühzeitig daran gewöhnen, ihre Vorbilder einmal zu übertreffen. Wozu bringt mir Pisaivorno silberne Armleuchter? Die Hauptsache bleiben doch die Kinder, und nur sie sollen es genießen . . . Wie viel werden sie noch zu lernen haben, bis . . ."

Einstweilen mußte sich Julie Rettich, um mir eine Probe ihrer hohen Begabung zu geben, in eine gewisse „Attitude"

werfen und dann mit eingelernt falschem Pathos, wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, Friedrich Schiller's „Handschuh" deklamiren. Mit voller Sicherheit kann ich es aber nicht behaupten, ob es nicht statt der berühmten Ballade „Laura am Klavier" war. Nur darüber täusche ich mich nicht, daß der Eindruck, den ich von diesem Schaustücke eines neunjährigen Kindes empfing, ein wehmüthig peinlicher war.

Hierauf kam die Jüngere, „Fanny Elßler" zubenannt, an die Reihe. Mit den nach auswärts gebogenen Füßchen, die Aermchen etwas kokett an die Hüften gelehnt, das Köpfchen nach der Seite gekehrt, bot das Kind einen allerdings erfreulicheren Anblick, als seine ältere Schwester; aber auch diese „Probe" war für mich nicht ohne ein Gefühl lächelnden Mitleides! Als Gipfelpunkt der künftigen Kunsthöhe betrachtete er aber unbedingt den Schluß der Vorstellung. Die arme Fanny Elßler mußte da auf den kleinen Zehen im Zimmer umherspazieren, wobei ich wohl bemerkte, daß ihr diese Kraftanstrengung sehr wehe that.

„So etwas schon dagewesen?" fragte er mich mit eingeklemmtem linken Auge, wobei über seinem ganzen, von der Löwenmähne des Bartes umschatteten Antlitze ein Leuchten und Glänzen lag, das etwas Ehrfurchtgebietendes für mich hatte.

Die Frau saß aber bei dem Allem still und anscheinend theilnahmslos. Sie betrug sich gleichsam nur als Zuschauerin und zwar eine solche, die sich recht herzlich langweilt . . .

So endete der erste Abend meiner „Vorstellung" im Hause meiner Hauswirthe; so endeten noch viele andere im Laufe der Monate und Wochen, die darauf folgten. Volle sechs Tage in der Woche lag das Haus auf der „Nonnenbahn" wie von einem Zauberbanne umfangen da; still und geräuschlos, unbewegt und traumhaft. Nur am Freitag Abende und der

arauf folgenden Ruhetage schien es zu einem gewissen Leben
u erwachen. Da kehrte mein Hausherr mit der Regelmäßig-
eit eines Chronometers aus der großen Kaiserstadt an der
Donau wieder heim; da saß er stundenlang, ohne jemals einen
Schritt vor das Haus zu unternehmen, mit seinen zwei kleinen
Kindern und übte mit ihnen die Kunst von Julie Rettich und
Fanny Elßler! Nach seiner Ansicht konnten die Fortschritte,
e sich ihm entgegendrängten, geradezu „reißend" genannt
erden.

„Es giebt keine zwei gleichen Kinder auf der Welt!"
üsterte er mir einmal zu. „Wenn sich Einer darauf versteht,
bin ich es! Sie können sich darauf verlassen."

Wie alle Männer seines Berufes, liebte er die Welt des
Scheines, die sich allabendlich auf den Brettern der Schauspiel-
äuser aufbaut, leidenschaftlich, vielleicht weil sie ihm nur die
Fortsetzung jene randeren Welt bedeuteten, von welcher „Pisa-
Livorno" nur ein winziger Bruchtheil war. Mit derselben In-
runst konnte er von dem neuesten Triumphe der unvergleichlichen
Tragödin wie von dem Siege eines getanzten Pas-de-deux be-
chten, das seine „königliche" Fanny Elßler jüngst exekutirt
atte. Neben diesen zwei Göttinnen schien er keine anderen
kennen, allenfalls seine zwei kleinen Mädchen, die aber noch
sehr Novizen in der Kunst waren, als daß es ihm einfallen
nnte, in ihnen schon jetzt die Nachfolgerinnen zu erblicken.
war, wenn er sich so rühmte, schüttelte seine Frau dazu wie
rwundert den Kopf. Im Innersten meiner Seele aber tönte
in solchen Augenblicken eine Stimme, die ihr entschieden Recht
gb. Ich hatte nämlich den Eindruck, als sähe ich in klarer
Mondnacht einen Nachtwandler vor mir . . . Durfte, konnte
ich ihn wecken? . .

Uebrigens, was Pisa-Livorno, seine erste Leidenschaft, be-

trifft, und über deren innere und äußere Natur ich durch ihn schon längst eines Besseren belehrt ward (von der mittelalterlichen Pracht der uralten Republik am Arno war schon längst keine Rede, sondern stets nur von ihrer allerneuesten Gegenwart in den Chroniken des — Kurszettels), so schien es, als ob der silberne Stern, der so überaus freundlich über dem Hause auf der „Nonnenbahn" gestrahlt hatte, in immer kühnerem und höherem Aufstiege begriffen wäre. Ich hatte dafür ein untrügliches Zeichen. So oft er nämlich am Freitag Abend nach Hause kam, bemerkte ich in der Wohnung irgend einen neuen Gruß — aus Pisa-Livorno. Bald war es ein silberner Spiegel (ich hatte aber niemals den dazu gehörigen Toilettentisch bemerkt), bald eine silberne Kopfbürste, bald ein silbernes Parfümfläschchen, bald ein anderes Ding aus demselben Metalle, dessen Name und Bedeutung im menschlichen Hausrathe mir nicht mehr einfällt. Aber Silber mußte bei Allen vorhanden sein, was er brachte, womit er sich, seine Frau und seine Kinder schmückte. Einmal kramte er sogar zwei riesige silberne Lichtscheeren aus.

„Man braucht sie zwar nicht mehr zu den neumodischen Kerzen," sagte er, „die heutzutage „Apollo" heißen, aber sie passen so schön zu den Armleuchtern! Und dann will ich, daß die Kinder sich frühzeitig daran gewöhnen! Sie glauben gar nicht, wie das auf die Kunst zurückwirkt. Wenn ich es im Stande wäre . . . meine Kinder müßten auf silbernen Teller mit silbernen Gabeln und Löffeln speisen. Aber kommen wird es . . . gar nicht zu zweifeln . . ."

Wie man sieht, war in dem Allen, was der Mann sprach oder that, keine Spur von Verzücktheit und dergleichen zu finden. Sein Beruf brachte es mit sich, daß er von auf- und absteigender Hoffnung, wie die Pflanze aus dem Wasserboden

eine Nahrung zog. Es lag aber auch nichts für Fremde Ver-
etzendes in seiner Ruhmredigkeit, und, ich möchte fast sagen,
n seiner Silberseligkeit. Trat es denn doch zuweilen in dieser
Gestalt auf — man brauchte nur an seine zwei „Kunstgrößen"
er Zukunft, an Julie Rettich und Fanny Elßler, zu denken,
nd jeder Spott und Groll verschwand.

Dann konnte man ihm sogar ein gewisses Wohlgefallen
icht versagen . . .

Waren es Frühlingslüfte, die um die „Nonnenbahn" wehten,
der umtosten sie Winterstürme an dem Tage, von welchem
h jetzt sprechen werde? Mein Erinnerungsvermögen schweigt
ierüber und läßt mich im Stiche; aber die Ereignisse dieses
Tages haben sich mir so lebhaft eingeprägt, daß sie mir noch
eute lebendig, als entstammten sie der jüngsten Gegenwart,
or der Seele stehen.

Wieder war es ein Freitag-Abend. Die Ankunft des
Nannes erfolgte sonst regelmäßig um eine und dieselbe Stunde;
iesmal war schon eine geraume Zeit verstrichen, und er fehlte
och. Wie sonst waren alle Vorbereitungen getroffen worden;
uf dem mit schneeweißem Linnen bedeckten Tische brannten
ie Kerzen der silbernen Armleuchter, und auch die zwei un-
ützen Lichtscheeren ermangelten nicht, an ihr Dasein zu er-
nern. Er mochte das so lieben, mein „kleiner Spieler," und
eil das die Frau wußte, so rückte sie ihm Alles in die Augen,
amit er es sogleich mit Einem Blicke umfasse. Wahrscheinlich
ar auch der silberne Handspiegel und die Kopfbürste und das
Sarfümfläschchen aufs vortheilhafteste postirt.

„Kommen wird er," sagte die Frau, in die mittlerweile
erabgesunkene Dämmerung starrend, „er kann doch nicht in
en Sabbat hineinfahren."

Was sie mit ihren „abwesenden" Augen sonst dabei suchte, wer möchte das ergründen wollen?

„Kommen wird er," wiederholte eines der zwei kleinen Mädchen.

Ich weiß nicht mehr, war es Julie Rettich oder die anmuthige Fanny Elßler.

Plötzlich klingelte es an der Thür ...

Es war Alles so eingetroffen, wie er es in seinen kühnsten Träumen oder vielmehr Voraussetzungen gesehen und berechnet hatte, fast mit der Pünktlichkeit des Schicksals. Denn daß auch dieses nach bestimmten, gesetzmäßigen Normen handelt, wer wird daran zweifeln, der die Kunst versteht, die „Statistik," diese sonst so einsilbige Dame, ein wenig zum Reden zu bringen!

„Kommen wird er!" hatte die Frau gesagt. Und er war gekommen.

Unten vor dem Hause wartete er in einem großen, mit zwei Pferden bespannten Wagen, mit welchem er eigens die an zehn Meilen betragende Strecke von Wien nach der „Nonnenbahn" zurückgelegt, während er sich sonst des billigeren Dampfschiffes bedient hatte. Gekommen war er, und mit ihm eine Anzahl von Kisten und Koffern, die aber so schwer waren, daß die Träger, die sie über die steile Treppe in die Wohnung beförderten, Mühe hatten, unter der Last nicht zu erliegen.

Als Alles geborgen, Alles entlohnt war, kam zuletzt er selbst; groß, gewaltig, siegreich, um mindestens einen Fuß über seine sonstige Statur hinausreichend, die doch nicht zu den kleinsten gehörte, die Löwenmähne des Backenbartes fast gesträubt, als wollte er zu einem Sprunge ausholen.

„Die Thüren geschlossen," rief er mit mächtiger Stimme, „und ein Beil geholt!"

Er bot einen gradezu großartigen Anblick. Nur denkt euch

dabei nichts Lächerliches, nichts dem Theater Abgeborgtes; er war durchaus natürlich.

„Sabbat?“ sagte sie leise, doch so, daß wir es Alle vernahmen. „Am Sabbat rühre ich so was nicht an.“

„Was Sabbat?“ schrie er, indem er dabei das Hackbeil drohend schwang, das ihm mittlerweile gereicht worden war . . . „Bringe ich darum so viel mit, daß ich mir nicht einmal die Freude gönnen darf, dir und den Kindern es noch heute zu zeigen, wo es brühwarm ist?“

„Sabbat!“ sagte sie, die traumhaften Augen auf ihn richtend. Es mochte eine stille Gewalt in ihnen liegen, der er nicht zu widerstehen vermochte.

„Gut,“ sagte er, indem er das Beil in die Ecke warf. „Die Kisten und Koffer mögen meinetwegen heute und morgen unberührt bleiben, weil du es so willst. Ich hätte dir aber und den Kindern gerne gezeigt, was Pisa-Livorno kann . . . Ich kann ja auch warten.“

Und mit diesen Worten war er wieder der alte, treuherzige Geselle, als der er mir stets erschienen. Sogar seine Löwenmähne hatte sich beruhigt, und wie er dann beim Nachtmahle saß, Julie Rettich und Fanny Elßler zur Seite, schien es kein befriedigteres Menschendasein zu geben, das sich mit dem meines „kleinen Spielers“ vergleichen konnte.

Nur daß zuweilen seine Blicke nach den Kisten und Koffern schweiften, die ein strenger Bannspruch zu öffnen ihm verbot. . . Der Sabbat! Wie das einzige Wort ihn bändigte, wie es alle Geister des Begehrs in ihm niederduckte, daß sie sich nicht zu erheben wagten! Darüber wird so Mancher in den heutigen Zeitläuften ein kluges Lächeln und Achselzucken nicht unterdrücken können. Mir aber, der ich den „kleinen Spieler“ schon

hinlänglich genug kannte, um seiner eigenthümlichen Natur verständnißvoll zu begegnen — ich habe damals nicht gelächelt.

Im Laufe des Abends jedoch und auch während des folgenden Tages lüftete sich so Manches von dem Schleier, der in der eben vor mir gespielten Scene das Geheimniß dieser Kisten und Koffer bedeckte. Was mußte ich hören? „Pisa-Livorno" hatte sich glänzend bewährt! In Folge einer jener merkwürdigen Sturmfluthen, wie sie nicht nur der Ocean kennt, war Pisa-Livorno in wenigen Stunden, ja vielleicht Minuten zu einer Höhe des Wasserstandes angeschwollen, die außer aller Berechnung gelegen hatte. Die ältesten Leute erinnerten sich nicht, Aehnliches erlebt zu haben. Nur Wenige, und darunter mein „kleiner Spieler," hatten die Witterung gehabt, was hoch oben in den Lüften und unten in den Tiefen vorging. Es war Alles so gekommen, wie er es einmal vorausgesagt. Und nun das kostbare „Strandgut" von der gewaltigen Sturmfluth ans Land getragen! Kisten und Koffer von unten bis oben mit rundbäuchigen Säcken angefüllt, und in Allem sein Lieblingsmetall in silbernen Gulden und Thalerstücken. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, sein Strandgut so und nicht anders zu bergen!

Die Frau war aber an diesem Abende stiller und abwesender als sonst.

Am andern Tage ließ er den „werthesten Herrn Studenten" durch eines seiner kleinen Mädchen zu sich bitten.

Es war gegen Mittag.

„Verzeihen Sie," sagte er, „daß ich Sie zu mir bemühe. Aber ich habe es mir in der Stille der Nacht anders überlegt. Meinen Sie nicht auch, ich soll die Kisten und Koffer gar nicht öffnen, sondern Alles so beisammen lassen, wie es geht und steht? . . . Es ist ja doch für die spätere Ausbildung meiner Juli

und Fanny bestimmt. Ist es daher nicht besser, ich rühre es gar nicht an, was doch eigentlich meinen Kindern gehört. Ich könnte ja doch einmal ..."

Den letzten Gedanken sprach er jedoch nicht zu Ende. Vielleicht störte ihn daran ein eigenthümliches Kopfnicken seiner Frau, die neben ihm saß. Ob es jedoch eine Ergänzung, eine Billigung dieses Gedankens war?

So kam es, daß der Mann am Abende dieses Tages wieder sein Haus auf der „Nonnenbahn" verließ, ohne daß er das Hackbeil für die Kisten, ohne daß er des Schlüssels für die Koffer bedurft hätte. Wußte er doch sein „Strandgut" in treuer Hut. Die Frau aber ließ sogleich nach seinem Weggehen Kisten und Koffer in ihre Schlafstube schaffen, „damit," sagte sie mit einem bedeutsam traurigen Lächeln, „damit die Sachen nicht im Wege herumstünden und die Kinder darüber, Gott sei davor, die Füße brächen."

Ich komme nun zum Schlusse dieser wahrhaften Geschichte.

Es waren seitdem drei oder vier Tage verstrichen ... mitten in der Nacht. Die Kinder schliefen bereits. Die Hausklingel wurde wieder geläutet. . .

Er ist da! Und doch fehlen noch zwei oder drei Tage zum Freitage! Das will etwas bedeuten.

Es bedeutete viel ... Alles!

Nach einer Weile wurde ich gerufen.

Ich fand die Eheleute traulich nebeneinander auf dem Sopha sitzen; sie den Strickstrumpf in der Hand, er noch in Reisekleidern, wie er gekommen war. Bei meinem Eintritte schien das Gespräch, das sie geführt haben mochten, zu stocken.

„Warum ziehst du dich nicht aus? warum machst du dir's nicht bequem?" fragte sie.

„Ich geh' ja so wieder fort," sagte er, und erhob sich, einige Schritte durch die Stube unternehmend.

Jetzt erst, trotz des zweifelhaften Lichtes, das von einer einzigen Kerze ausging, bemerkte ich, welche Veränderung mit dem Manne in den wenigen Tagen seiner Abwesenheit vorgegangen. Wenn ich sagen würde, sein ganzes Wesen sei gedrückt gewesen, so wäre dies nur ein schwacher Ausdruck für das Bild, das er in Wahrheit bot. Es war gebrochen, wie es mir zuvor in solcher Gestalt noch nicht vorgekommen; sogar auf die Löwenmähne seines Backenbartes schien es sich zu erstrecken. Dabei waren seine kleinen, so kindischen Augen hervorgequollen und dadurch größer als sonst; todtfahle Bläss auf dem Antlitze.

„Sie wollen wieder fort?" fragte ich.

„Ja!" sagte er und schwieg.

„Warum willst du schon fort, Meyer?" fragte die Frau in den Nadeln ihres Strickstrumpfes nervös arbeitend.

Es war das erste Mal, daß ich sie den Namen ihres Gatten aussprechen hörte; denn gewöhnlich nannte sie ihn nicht anders als „Mann," was etwas untraulich klang.

„Das heißt," sagte er, und jede Silbe, die er sprach, entwand sich seinen Lippen mühsam, „das heißt, wenn du willst, Sarah!"

„Ich soll nicht wollen?" fragte sie dagegen wie schläfrig.

„Kurz und bündig gesprochen," kam es nach einer Weile aus keuchender Brust hervor, „mit Pisa-Livorno ist's aus .. Ich habe Alles verloren, und nicht nur das ..."

Die Sturmfluth! Die gewaltige Sturmfluth! Im Laufe weniger Tage, ungeahnt und darum um so grauenhafter, war sie wieder gekommen und hatte das Strandgut meines kleinen Spielers auf ihren grauen aufgepeitschten Wogen in die Ferne

des Oceans geschwemmt! Ich erinnere mich nicht mehr an die Einzelheiten des Berichtes, den der Mann mir, nachdem er anscheinend ruhiger geworden, gab; welchen Ursachen er das schreckliche Naturereigniß zuschrieb, welche „Katastrophe" (ich glaube, man hatte schon damals für derartige Ereignisse diesen der Tragödie entlehnten Ausdruck im Gebrauche) eingetreten war.

Die Sturmfluth war hereingebrochen, sie hatte sich im Verlaufe weniger Tage wiederholt, nur freilich in entgegengesetzter Richtung. Die Sturmfluth hatte sein Alles und mehr als das in die wilden Gewässer getragen.

„Was will das heißen: Und noch mehr als das?" fragte ich in der Fülle meiner Unwissenheit.

Er konnte sich eines überlegenen Lächelns nicht halten.

„Ich bin noch mehr schuldig," klärte er mich auf.

Die Frau aber, die, währenddem er das Alles erzählte, wieder ihrer angeborenen „Abwesenheit" verfallen war, stand plötzlich in großer Bewegung auf.

„Und jetzt frage ich," sagte sie mit einem Nachdrucke, den ich ihrem gebrechlichen Wesen niemals zugetraut, „was meinst du damit: wenn du es willst?"

Er starrte sie an; vielleicht mochte ihm blitzähnlich die Erleuchtung gekommen sein, wie sehr er sich bisher in dem Begriffsvermögen dieser kleinen, gegen ihn genommen so unansehnlichen Frau getäuscht habe.

„Sarah," sagte er beinahe schüchtern, „ich brauche ja nur zu thun, wie es Andere thun."

„Und wie thun es die Anderen?" fragte sie.

Er blieb die Antwort eine Weile schuldig.

„Muß ich wieder nach Wien zurückkehren?" sagte er. „Kann ich nicht hier bleiben? Ich habe ja noch Alles in

meinen Kisten und Koffern. Wer kann mich zwingen, es herauszugeben? Wer?"

Das hatte er mehr wie einen Monolog, der keinen Zeugen hat, vor sich hingesprochen, und wie ein fernes Echo klang es von den Lippen der Frau:

„Ja, Meyer, wer kann dich zwingen, wer?"

Ich sehe noch immer die verblüffte Miene und höre, wie er zögernd, stockend zu ihr sagt:

„Du meinst also, Sarah, ich brauche nicht nach Wien zurückzukehren ... ich kann hier bleiben? ..."

Es war eine der größten Kraftanstrengungen, die vielleicht jemals dem armen Kopfe dieser kleinen Frau war zugetraut worden. Aus dieser von fahlblonden Löckchen umrahmten niedrigen Stirne sollte der befreiende Gedanke hervorbrechen; sie sollte ihrem Gatten Rath und Hülfe bringen? und deswegen war er ja mitten in der Nacht von Wien nach der stillen Nonnenbahn gekommen. . .

Dieses Anmuthen mochte auch für sie zu groß, zu anspruchsvoll sein, und ihrem ganzen Gehaben merkte man die innere Haltlosigkeit ihrer Lage an. Ja, es war zu stark für sie. . . Sie mußte sich niedersetzen; dann erhob sie sich wieder.

Als sie ihren zweiten Rundgang durch die Stube beendigt hatte, blieb sie unversehens vor dem kleinen Tischchen stehen, worauf die „silbernen" Sachen, die ihr Mann in den guten Zeiten mitgebracht, der Spiegel sammt der Kopfbürste, das Parfümfläschchen wie die Lichtscheeren noch immer ihren bevorzugten Platz einnahmen.

„Lächerlich," hörten wir sie vor sich sprechen. „Er sagt immer, die Kinder werden die Sachen einmal brauchen. Muß ich ihm denn das glauben? Wer zwingt mich dazu?"

„Du zerreißest mir das Herz, Sarah," sagte er, „der Kin

der wegen soll es ja geschehen, und darum frage ich dich ja, ob ich . . ."

Sie wandte ihm ihr volles Antlitz zu. „Ob du nicht lieber hier bleiben sollst, als nach Wien hinaufzugehen?" rief sie heftig. Und mit einer blitzschnellen Bewegung, auf die wir beide nicht gefaßt waren, war sie auf derselben Stelle, wo sie stand, niedergesunken.

„Um Gotteswillen, Mann!" rief sie mit aufgehobenen Händen, „warum willst du dich von mir zurückhalten lassen? Warum gehst du nicht, ohne daß du dich länger besinnst, nach Wien hinauf, und zahlst ihnen, was du schuldig bist, auf Kreuzer und Pfennig? Die Kinder! Du sagst, grade die Kinder verlangen es, daß du bei ihnen bleibst. Ich frage dich aber, Meyer . . werden die Kinder einen Vater brauchen, der in seiner Stube Kisten und Koffer hat, und die gehören Anderen an? Werden sie sie brauchen können? . . ."

Es war seltsam, wie der Strom ihrer Beredtsamkeit nicht versiegen wollte. Je länger sie sprach, desto mehr Beweggründe, desto mehr Beweise fanden sich in ihrem Kopfe und auf ihren Lippen, um dem Manne darzuthun, daß er nicht schnell genug nach Wien hinaufzueilen habe, um „fertig" zu werden. In dieses letztere Wort legte sie zuletzt die ganze Summe ihres Widerstandes; und dabei verletzte sie niemals die Schonung, die sie ihm in dieser Lage schuldig war. Auch nicht der leiseste Vorwurf kam von ihr, daß die Erziehungsmethode, die er an den Kindern versuchte, einen zweifelhaften Werth für sie und die Zukunft habe. Sie nahm das Alles als etwas Gegebenes, Feststehendes, Unanfechtbares an; es gab keinen besseren und zärtlicheren Vater, als ihn, keinen, der besser für sie gesorgt habe . . .

„Ist das aber Alles?" fragte sie zuletzt. „Darüber hinaus giebt es gar nichts? . . . Mann, werde fertig!"

„Ja!" sagte er, sich mühsam aufrichtend, „ich bin es schon, Sarah! Es kann ja auch gar nicht anders werden. Ich bin fertig."

Dann, wie es in solchen Momenten häufig zu geschehen pflegt, daß die Seele mit schrecklicher Klarheit das zunächst Liegende übersieht, sagte er:

„Wer wird mir aber helfen, die Kisten und Koffer in den Wagen zu schaffen? Sie sind gar schwer."

Ich erbot mich ihm zu dieser Hülfe.

„Sie?" rief er mit einem Tone, der mich ins Innerste traf. „Ich nehm's an!"

In der Schlafstube, wo seine Kisten und Koffer mit dem vielen Silber herumstanden — sie waren seltsamer Weise weder an jenem Sabbat noch auch später geöffnet worden, warf der Mann noch einen letzten, scheuen Blick nach der Lagerstätte der schlummernden Kinder. Er ist mir für immer im Gedächtnisse geblieben.

„Wenn sie nur nicht aufwachen! Wenn sie nur nicht aufwachen!" wiederholte er mehrere Male hintereinander.

Ich versuchte zur unrechten Zeit einen Scherz.

„Wer uns so sieht," sagte ich, „sollte glauben, wir sind Diebe."

„Bestehl' ich nicht meine Kinder?" murmelte er zwischen den Zähnen, indem er eine der herumstehenden Kisten ergriff, ohne daß darüber eines der Kinder erwachte.

Mehrmals mußten wir, um unsere schweren Lasten in dem auf der Gasse harrenden Wagen unterzubringen, den Gang treppauf, treppnieder unternehmen. Die Frau leuchtete

dabei mit der einzigen, fast niedergebrannten Kerze zu dieser nächtlichen That.

Als wir zum letzten Male in die Stube zurückkamen, ging er noch einmal an die halboffene Thür des Schlafzimmers und horchte eine Weile lang.

„Sie schlafen noch immer!" flüsterte er.

Wir gingen.

„Habe ich Alles mitgenommen? Alles?" fragte er uns, die wir ihm das Geleite die Treppe hinab bis auf die Gasse an den Wagen gegeben hatten.

„Bis auf das!" sagte die Frau fröstelnd, denn über die „Nonnenbahn" fegte ein eiskalter Nachtwind.

Dabei überreichte sie ihm ein in weißes Papier gehülltes Packet von mäßigem Umfange. Er hielt es wie prüfend in den Händen. Dann nickte er blos mit dem Kopfe.

Wußte er doch, was es enthielt: seine „silbernen" Sachen, den Spiegel und die Kopfbürste, das Parfümfläschchen und zuletzt die Armleuchter — sammt den Lichtscheeren!

Er fuhr von dannen.

* * *

Noch in derselben Woche machte auf der stillen „Nonnenbahn" die Auffindung einer angeschwemmten Leiche viel von sich reden.

Sie war am „Blumenauer Sporen" in der Nähe des sogenannten Fischerhaufens, wie es im Amtsstyle heißt, „zu Stande gebracht worden".

Sie war durchaus nicht entstellt, so daß man sie ohne Mühe erkannte.

Wenige Tage darauf verließ ich für immer die stille „Nonnenbahn."

Bist du starkmuthig genug, die letzte Folgerung, gleichsam den letzten „Schluß," den das Geschick aus dieser Geschichte zog, geduldig zu vernehmen?

Vor wenigen Monaten — vielleicht war es an einem Tage jener noch nicht vergessenen Woche, von der es in den Blättern, welche die „öffentliche Meinung" darstellen, hieß: „die Börse sei heute wie eine tollgewordene Bestie ihren wildesten Impulsen gefolgt" u. s. w. — läßt sich eine arme Frau, eine Schauspielerin, wie sie mir sagen läßt, bei mir anmelden.

Sie erscheint vor mir. Ich blicke in ein verwittert gramvolles, von allen Stürmen des Lebens durchfurchtes Antlitz einer Frau, die den Höhepunkt des Lebens längst überschritten zu haben schien. Dabei in jenem Anzuge, wie er vagirenden Aktricen eigen zu sein pflegt, denen in späteren Jahren das Glück — Anstellung und Gage verweigert.

„Sie haben mich einmal als Kind gekannt," beginnt sie leise . . . „dort auf der „Nonnenbahn" . . .

„Fanny Elßler?" rufe ich tief erschüttert.

„Die bin ich nicht!" sagt sie darauf mit einem stillen unsagbaren Lächeln. „Meine Schwester ist . . . fast noch ein Kind, in jungen Jahren gestorben."

„Und Ihre Mutter?"

„Längst todt!"

Julie Rettich war's: das letzte Kind meines „kleinen Spielers" . . .

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

# Gesammelte Schriften

von

**Leopold Kompert.**

Achter Band:

## Franzi und Heini.

**Berlin, 1883.**

Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.

Gustav Goßmann.

# Franzi und Heini.

Geſchichte zweier Wiener Kinder

von

**Leopold Kompert.**

Zweite Auflage.

Berlin, 1883.

Louis Gerſchel Verlagsbuchhandlung.

Guſtav Goßmann.

# I.

## Vor einem Portale.

In jenem Theile der Stadt, der, als noch die Festungswälle bestanden, zu den Vorstädten gezählt wurde, steht ein langgestrecktes und dabei wuchtiges Gebäude, dem man auf den ersten Blick ansieht, es sei eines von jenen, die an und für sich eine gewisse Bedeutung in der „Gesellschaft" in Anspruch nehmen. Wenn man vor seinem gewaltigen Portale, dessen schwere Thorflügel allzeit geschlossen sind, steht und es sinnend betrachtet — (ich glaube, die Leute sprechen von seiner Bauart als der angelsächsischen) —, so scheint es plötzlich die müden Augenlider zu dir aufzuschlagen, um dich höflich, aber entschieden zu fragen: „Willst du etwas von mir?"

Ich weiß aber nicht, warum Jeder, an den diese Frage sich richtet, es lieber vorzieht, aus dem breiten Schatten jenes Portales zu treten, als zu antworten . . .

Nein, nein! Du willst gar nichts von diesem griesgrämigen, finstern, feuchtkalten Thoreingange. Denn draußen liegt goldener Sonnenglanz, und eine Schaar lustiger Mädchenköpfe mit blonden oder schwarzen Zöpfen fliegt vor dir auf, wie Sperlinge, die irgend ein nahender Menschenschritt aus der wichtigsten Angelegenheit ihres Daseins aufgestört hat.

Nein, nein! du willst keine Antwort von diesem unwirschen, angelsächsischen Portale und noch weniger von seinen zwei massig eichenen Thorflügeln . . .

Und einmal in der Nacht — von den Gaslaternen hat man aus Sparsamkeitsrücksichten bereits die Hälfte ausgelöscht, was jedenfalls ein Zeichen ist, daß sich im Osten etwas vorbereitet, gegen dessen kleinsten Strahl all diese künstliche Beleuchtung wesenlos verblassen wird, und ein kühler Luftzug heißt dich den Ueberrock inniger an dich drücken, — kommst du wieder an jenem langgestreckten Hause in der Vorstadt und an dessen angelsächsischem Portale vorüber.

„Willst du etwas von mir?"

„Ja!"

„Frage mich!"

„Warum brennt dort im dritten Stockwerke ein einsames Licht, während ringsherum Alles in Finsterniß versenkt ist?"

„Ein vielbeschäftigter Mann beschreibt dort Bogen auf Bogen Papier. Es ist der zwölfte, den er schon beschrieben hat."

„Was schreibt der Mann?"

„Halbbrüchige Bogen! In diesem Hause wird nur halbbrüchig geschrieben. Weißt du warum?"

„Nein!"

„Auf der leeren Seite links wird die Antwort zu stehen kommen. Das ist so Sitte und Brauch von altersgrauer Zeiher. Die Antwort kommt auf die weiße Blattseite. In diesem Augenblicke ist erst die Seite rechts beschrieben, denn ein rechtschaffen halbbrüchiger Bogen thut es nicht anders."

„Gut, mein unwirscher Geselle. Wer ist der Schreiber?"

„Er nennt sich Staatsanwalt."

„Was schreibt er?"

Eine von den Gaslaternen, die den Eingang in dieses altbärtige Haus mit fahlem Schimmer beleuchtet, erlischt in diesem Momente. Es währt darum vielleicht eine so bange Weile, daß das alte Portal schweigt.

Leidet es an Gewissensbissen, daß es zu zutraulich gewesen? . . .

„Er schreibt an einer Anklageschrift."

„Gegen wen?"

„Gegen zwei Kinder!"

---

## II.

### Aus dem „Wochenbuche" eines „Provisorischen."

5. Mai.

So ein „Wochenbuch" ist eine gar merkwürdige Erfindung. Jeder Lehrer und auch eine jede Lehrerin sind nämlich „gehalten," — so lautet der amtliche Ausdruck, — am Ende der Woche in ein Buch einzutragen, wie weit sie mit ihren Schülern gekommen, d. h. wie weit und inwiefern sie ihres Unterrichtsstoffes mächtig geworden sind. Kommt dann der Bezirksschulinspektor oder gar, was nur selten geschieht, der Herr Landesschulinspektor selbst und schlägt das Buch auf, so ist ihm gar nichts verborgen. Das „Wochenbuch" verräth, ob man ein fauler oder ein thätiger Arbeiter auf dem Felde der Schule gewesen. Und danach giebt es Lob oder Tadel, und der Herr Bezirksschulinspektor notirt sich etwas in einem Taschenbüchelchen, welches er stets bei sich trägt.

„Nur Ordnung und Pünktlichkeit," sagte neulich mein Herr Oberlehrer zu mir, „sie sind der halbe Erfolg."

Er muß es wissen! Seiner Zeit hat er ein Lehrbefähigungszeugniß erster Klasse erhalten; mit sechsunddreißig Jahren ist er bereits Oberlehrer der achtklassigen Mädchenschule!

Ich will mir auch so ein Wochenbuch anlegen, doch nur für meinen eigenen Gebrauch. In dieses soll weder der Herr Oberlehrer, noch der Bezirksschulinspektor einen Blick werfen dürfen. In dieses Wochenbuch will ich verzeichnen, nicht, wie weit ich mit meinen Schülern, sondern wie weit sie mit mir gekommen sind . . .

Das gehört auch zur Ordnung und Pünktlichkeit in sich selbst. Das amtliche Wochenbuch sei für die mir vorgesetzte Behörde bestimmt, mein Buch aber für mich allein.

Denn ich glaube: die Kinder betrachten und studiren uns jetzt mehr als je.

Eine Woche später.

Der Kooperator von St. Barnabas, mein geistlicher Kollege, hat schon vor längerer Zeit erklärt, er werde sich dem „Wochenbuche" nicht fügen. Er will nicht einschreiben. Jetzt schwebt die Sache vor dem Ordinariate und dem Landesschulrathe zugleich. Es steht ihm aber, wie er mir erzählte — und sein Antlitz hatte dabei einen merkwürdig strahlenden Ausdruck —, noch etwas Anderes bevor.

Eines der größeren Mädchen wußte neulich nicht sogleich die Worte anzugeben, die der Heiland zu der Volksmenge gesprochen, als sie über die Ehebrecherin herfallen wollte. Darob gab er ihm einen scharfen Streich mit einem Stäbchen über die Finger.

Die Kirche ist so rasch zur körperlichen Züchtigung bereit. Ist das nicht seltsam? Warum? Dagegen betrachtet das Staatsgesetz selbst die leiseste Berührung eines Schülers als eine ihm persönlich ins Angesicht geschleuderte Beleidigung

und ahndet sie mit Verweis und noch mehr. Ist die Kirche in ihrem unwandelbaren Rechte?

16. Mai.

Etwas sagt mir und kündigt sich mir in einer gewissen Beklemmung an, deren ich nicht Herr werden kann: der strenge Bezirksschulinspektor ist in Sicht! Noch sehe ich ihn nicht, aber ich fühle seinen Schatten, wie der sich langsam naht und allmälig, doch sicher anrückt. Denke ich an eine arme Frau meines Heimathsdorfes im Mühlviertel, und daß die „Besetzungskommission" zum dritten Male bereits an mir vorübergegangen ist, so erscheint mir mein Provisorium . . .

Und der Bezirksschulinspektor wird kommen! Er hat den Auftrag, es auf die „Provisorischen" scharf abzusehen. Mein Kollege von der dritten Klasse, Andreas Achtsiebner, will wo gehört haben, es bestehe die Absicht, die „Provisorischen" ganz aufzulassen. Jedermann solle sogleich als „Definitiver" angestellt werden; denn es stelle sich schon jetzt klar heraus, daß die Kommune keinen Lehrermangel mehr leide. Lehrermangel! Mich überfuhr es bei diesen Worten eiskalt. Fräulein Leontine Dreßler, meine Kollegin aus der vierten dagegen meinte, sobald sie das Definitivum in der Tasche habe, werde sie heirathen. Wozu hätte sie so viel gelernt und sich geplagt? Wenn ihr künftiger Gatte auch Lehrer sei, so könnten sie mit den beiderseitigen „Gehalten" recht gut ihr Auskommen finden . . . Man stünde sich dann fast so gut, wie irgend ein mittelmäßiger Staatsbeamter und brauchte sich dazu keine Staatsuniform anzuschaffen. —

— — — — — — — — — — — — — —

Der Kooperator fügt sich. Das Ordinariat hat ihn angewiesen, das angeordnete „Wochenbuch" gleich den anderen Herren Lehrern zu gebrauchen. Heute schrieb er zum ersten

Male den Unterrichtsstoff der vergangenen Woche ein. Der in meiner Klasse reicht von der „Ausgießung des heiligen Geistes" bis zu den „feurigen Zungen." Der Kooperator sieht aber gar nicht gedemüthigt oder traurig aus ...

Andreas Achtsiebner, mein Kollege, der Alles, was auf das „Fortkommen" sich bezieht, wie seine eigene Tasche kennt, behauptet, der junge Geistliche sei seiner Pfarre gewiß!

* * *

Veronika, Edle von Feldheim, gegenwärtig Büglerin, wohnhaft im Hühnerhofe in unserem Bezirke, bittet für ihre Tochter Franziska, Schülerin der fünften Klasse, um Entlassung aus dem Schulverbande. Das Mädchen ist bereits dreizehn Jahre und neun Monate alt, zählt also bis zu ihrer gänzlichen „Ausschulung" nur noch drei Monate. Die „Konferenz" trägt aber auf Nichtgewährung dieses Ansuchens an, dessen Motivirung als nicht stichhaltig erklärt wird. Die Mutter braucht sie dringend zu Hause; manche ihrer Kunden wohnen am entgegengesetzten Punkte ihres Bezirks. Aber Franziska, Edle von Feldheim, hat in ihrem dreizehnten Jahre nur sehr schwache Kenntnisse in den Lehrgegenständen, namentlich im Rechnen und in der Sprachlehre. Dabei wird ihr Betragen als musterhaft geschildert. In der „Religion" wird sie als „genügend" klassifizirt. Das Gesuch geht zunächst an den Ortsschulrath. Unter Anderem heißt es im Gesuch der armen Büglerin: „Ihre Tochter habe schon jetzt so eigene Gedanken, wie sie kein anderes Mädchen ihres Alters habe." Was soll das bedeuten?

Franziska muß zu den schlechtesten Schülerinnen meiner Klasse gehören; ich erinnere mich kaum an ihre Physiognomie. Es giebt Kinder, die sich niemals an den Lehrer herandrängen

nicht aus angeborener Bescheidenheit und Scheu, sondern aus Abneigung gegen ihn überhaupt. Je weniger sie mit dem Lehrer zu thun haben, desto lieber ist es ihnen. Sie entziehen sich daher seiner näheren Bekanntschaft bei jeder Gelegenheit. Wie es unter großen Menschen Misanthropen giebt, so findet man unter Kindern — Lehrerfeinde. Sollte Franziska Feldheim zu dieser Gattung gehören? Ich habe in meiner Klasse nicht weniger als fünfundsechszig Schülerinnen.

Ich will mich nach der „adeligen" Franziska demnächst umsehen.

* * *

Den Kooperator scheint die ihm aufgetragene Botmäßigkeit unter das Staatsgesetz tiefer zu wurmen, als er sich gerne den Anschein geben möchte. Gestern nach der Schule forderte er mich freundlich auf, ihn ein Stück Weges zu begleiten.

Als wir die Treppe des zweiten Stockwerkes niederstiegen, bemerkte ich, daß aus dem etwas dunklen Korridore ein Mädchen, offenbar eine unserer Schülerinnen, auf den Geistlichen zutrat und ihm die Hand küßte. Dann war es mit einem raschen Sprunge an uns vorüber über die Stufen, mehr gesprungen als gegangen, so daß ich nur gleichsam die Umrisse seiner Gestalt gewahrte. Aber die um den Kopf wie ein Blumenkranz geschlungenen Zöpfe sah ich ganz deutlich; sie waren von jenem germanischen Flachsblond, das mich stets an die Kinder unseres Mühlviertels gemahnt; gleichzeitig war es mir, als sei etwas Glänzendes an dem Treppenhause bis weit in den dunklen Korridor hinein haften geblieben.

Auf der Gasse sagte der Kooperator zu mir:

„Haben Sie bemerkt, in welcher Weise die „Volksseele",

die jetzt bei Euch eine so große Rolle spielt, gegen meine vermeintliche Demüthigung remonstrirt hat?"

Ich verstand ihn nicht sogleich, da rief er mit großer Lebhaftigkeit:

„Diese Franziska hat mir die Hand geküßt."

„Hängt das so zusammen?"

„In den Augen dieser Volksseele" — er betonte dieses Wort mit ironischer Verschärfung: „habe ich Recht behalten und nicht das sogenannte Staatsgesetz, dieser Moloch mit feurigen Armen."

„Setzen Sie denn voraus, daß Ihre Angelegenheit, die über den Raum eines Konferenzzimmers in unserer Schule nicht hinausgeschritten ist, diesem unbedeutenden Geschöpfe bekannt ist?"

„Dann hat sie davon eine Ahnung gehabt — und ihre Ehrerbietung ist um so bezeichnender."

Wir gingen eine geraume Weile stillschweigend nebeneinander.

„Habt Ihr die Volksseele also in Euerer Gewalt?" begann er wieder, indem wir durch eine jener Gassen einbogen, die hart an dem Linienwalle sich ausbreiten und den ärmsten Theil der Bevölkerung dieser Vorstadt umfassen, — und das Alles im Tone einer gewissen Weichheit, die mir an dem streitbaren jungen Manne (denn er steht mit mir ungefähr auf derselben Altersstufe) auffiel.

„Weil Ihr die Gehirnzellen dieser Volksseele erweitert zu haben meint durch Physik und Anthropologie, glaubt Ihr bereits auf der ganzen Linie gesiegt zu haben? — Ich aber sage Ihnen, lieber Kollege — ein einziger Ruck mit einem der Finger meiner rechten Hand und Ihr liegt platt auf der Nase! Sie haben es soeben erlebt."

„Meinen Sie damit die Schülerin Franziska?"

„Warum nur sie?" rief er lachend, dabei die blanken Zähne entblößend: „sie ist nur ein Millionstel Bruchtheil jener Volksseele — Ihr braucht ja dieses Wort mit Vorliebe, vielleicht weil ihr von einer Seele überhaupt nichts wissen wollt — aber vor diesem Bruche steht fast noch unentwegt die große Einheit, die wir Volk nennen. Ihr hättet," fuhr er mit jener zutraulichen Barschheit fort, die ich an ihm bereits kannte, „Ihr hättet dieses fast vierzehnjährige Mädchen von der Schule dispensiren sollen. Wozu haltet Ihr sie fest?"

„Sie hat das gesetzliche Wissensmaß noch nicht erreicht."

„Kollege!" sagte er, indem er vor mir stehen blieb und seine Hand auf meine Schulter legte — „sagt selbst, hatte Eure Mutter, die gewiß eine rechtschaffene Frau irgendwo in unserem Mühlviertel ist, oder hatte meine eigene Mutter, eines armen Häuslers Weib, das gesetzliche Wissensmaß erreicht, als sie uns in der Wiege schaukelten und dabei die zerrissenen Hemden des Vaters lochweise verstopften?"

Solchen Reden gegenüber, namentlich wenn sie aus einem Munde, der binden und lösen kann, kommen, fühle ich mich immer muth- und machtlos. Rührt das daher, weil ich nicht geschult genug bin?

Oder weil jedes Korn Wahrheit, das ich irgendwo entdecke, sogleich in meiner Seele aufgeht? Der Kooperator ist ja doch aus demselben Holze, von dem ich abstamme; wir Beide sind Kinder armer Leute. Warum soll ich annehmen, daß der dürftige Häuslerssohn anders fühlt und empfindet für die Volksseele als ich, dessen Vater Schule hielt in einem Dorfe des Mühlviertels? Gehen denn unsere Wege wirklich so weit auseinander? Und ist eine Einigung wirklich nicht durchzuführen? Irgendwo muß sich ja der Punkt finden ...

Er mochte mit seinen scharfen Augen bemerkt haben, daß jede Anspielung auf meine Mutter, mochte er sie mit wem immer in Verbindung bringen, mich gewissermaßen willenlos machte, und dieses Kunststückchen benutzte er, um sich mit einem Male von mir zu verabschieden.

Er schlug den Weg gegen die innere Stadt ein, während ich in der Richtung, in welcher meine Schule lag, gedankenvoll fortschritt. Als ich gegen die langgestreckte Hühnerhofgasse kam und in das Durchhaus einbiegen wollte, das so bequem den kürzesten Weg nach dem Rudolfsspitale vermittelt — es ist ein schmutziges, mit allen Merkmalen vorstädtischer Armuth angefülltes Durchhaus —, bemerkte ich in demselben Augenblicke, daß ein Knabe und ein Mädchen unmittelbar vor mir in den engen Thorweg eingetreten waren. —

Mir kam es vor, als hätte ich die blonden Zöpfe jenes Mädchens wieder gesehen, von welchem zwischen mir und dem Kooperator soeben die Rede gewesen.

20. Mai.

Das Erste, was ich heute in der Schule vornahm, war, daß ich in der Stunde des deutschen Sprachunterrichtes Franziska Feldheim vorrief. Sie war nicht da; auf meine Frage, ob Niemand wisse, wo Franziska sei, antwortete die kleine, verwachsene Lina Blüthenstern, die Tochter einer armen Hausirerin, sie wisse wohl, wo ihre Kameradin sich befinde, aber sie könne es nicht sagen.

„Auch dem Lehrer nicht?"

Darauf wurde das Kind etwas nachdenklich; doch schwieg es beharrlich.

„Ist sie krank?" frug ich.

„Krank ist sie nicht," sagte das Kind, „aber sie will nicht."

Offenbar lag hier ein Fall offener Renitenz vor und di-

kleine Verwachsene war zu dieser Aussage gradezu bevollmächtigt worden. Ich schwieg und rief den Namen einer anderen Schülerin auf. In demselben Augenblick wurde die Thüre mit Heftigkeit aufgeklinkt und die Verspätete trat herein.

Ohne zu grüßen, mit abgewandten Augen, doch so, daß sich darin keine Spur irgend einer demüthigen Scheu zeigte, ging sie hart an meinem Lehrpulte vorüber und begab sich auf den Platz, der sich auf einer der letzten Bänke befindet. In der Schule selbst war ein Flüstern und Zischeln entstanden und ein unruhiges Gehaben, das sich nicht sogleich legen wollte. Nach einer Weile hatte sich der Schulsturm so weit beschwichtigt, daß ich fortfahren konnte.

Ich rief Franziska Feldheim aufs Neue auf. Anfangs schien sie zu zögern, dann schritt sie langsam zwischen den Reihen der Bänke auf mein Pult zu. Wie sie nun vor mir dastand, mußte ich mir wirklich sagen, das Mädchen passe nicht mehr in diese Klasse der zehn- oder elfjährigen Kinder. Sie ragte mindestens um eines Kopfes Höhe über die Anderen hervor und ein Etwas in ihrem ganzen Wesen kündigte sich an, das gewissermaßen berücksichtigt und sich beachtet wissen will . . . Ihre Augen waren gesenkt und das Antlitz mit einer tiefen Gluth bedeckt, die sich über die ganze Stirn bis unter das blonde Löckchen verlor, das sich aus ihren, rings um den Kopf kranzartig geschlungenen Zöpfen gar zierlich in die Mitte herabsenkte, als sei dieser Platz ihm von jeher bestimmt gewesen und als gäbe es gar keine andere Bestimmung für dasselbe! Und doch sagte mir die flüchtige Beschau: in der Anordnung dieses blonden Löckchens habe eine Absichtlichkeit vorgewaltet . . ., die diesem Löckchen diesen und keinen anderen Weg anzuweisen für gut und schön befunden hatte.

„Franziska Feldheim," sagte ich, und ob ich die erforder-

liche Barschheit in den Klang meiner Worte gelegt oder ob ich sie herabgedämpft habe, ich weiß es nicht. Aber ich wollte strenge erscheinen!

Da blickte das Mädchen zu mir auf.

Ich hatte dieses Kind bisher wirklich nicht beachtet . . es unter den vierundsechszig Anderen vollständig übersehen. So fremdartig erschien es mir in diesem Augenblick! Die tiefe Gluth, die einige Sekunden zuvor sein Gesicht bedeckt hatte, war verschwunden, und aus einem blassen, kindisch scheuen Antlitze blickten mich zwei große Augen an, deren Farbe zwischen Braun und Schwarz spielte. Dabei war ihre ganze Haltung eine andere geworden; ohne daß es schien, als ob das Kind mit dem Rücken an die rückwärtige Bank lehne, war es in sich wie zusammengesunken, beide Hände über der Brust gekreuzt als ob es eines Urtheils sich gewärtige.

Wäre das Ringellöckchen in der Mitte der Stirn nicht gewesen, man hätte das Antlitz des Kindes, so unentwickelt und unfertig es erschien, eigenthümlich, ja ungewöhnlich nennen können; durch diese Zierrath ihrer Zöpfe erschien aber die an und für sich niedere Stirne wie in zwei Hälften getheilt, von denen die eine Nichts wissen zu wollen schien von der anderen ja sie bekam dadurch geradezu den Ausdruck des Beschränkten und Zurückgebliebenen.

„Franziska Feldheim," begann ich wieder, „es ist mir gesagt worden, du habest nicht zur Schule gehen wollen. Du bist noch nicht dispensirt."

„Ich heiß' Franziska von Feldheim," sagte das Mädchen doch durchaus ohne Trotz. Nur ihre Haltung war etwas freier geworden.

„Sein Recht gebührt einem Jeden," sagte ich und ich gab

dem ich meine Frage wiederholte, ihrem Namen das gefor-
erte Adelsvorwörtchen.

Dabei konnte ich es nicht verhindern, daß mein Auge ihr
hmutziges Umhängetuch und ihre ausgetretenen Schuhe streifte,
as zusammengenommen zu dem Ringellöckchen auf der Stirn
n schneidendsten Gegensatze stand. Ingrimm war mir in die
eele gestiegen. Dennoch hielt ich noch an mich, weil ein
twas mir sagte, daß diesem Kinde gegenüber die äußerste
orsicht geboten sei.

Sie stand eine geraume Weile nachdenklich da. Das
fiel mir nicht. Suchte sie nach Ausflüchten? Endlich stieß
, mir dabei voll ins Antlitz sehend, die Worte hervor:

„Wer hat es gesagt, daß ich nicht kommen will?"

„Eine deiner Schulkameradinnen hat es berichtet."

„Ich habe keine Schulkameradin!" rief sie heftig.

„Lina Blüthenstern!" rief ich dagegen. „Wiederhole, was
uns vorhin berichtet."

Die kleine Verwachsene, die in einer der vorderen Bänke
ß, wollte sich eben erheben und antworten, da drehte sich
anziska Feldheim zu ihr hin und mit einem unsagbaren
sdrucke von Haß und Verachtung rief sie nur das eine Wort:

„Die?"

„Hat Lina Blüthenstern etwa gelogen?" meinte ich da-
gen, mit der Hand beschwichtigend und Ruhe heischend, denn
Kleine war in die heftigste Bewegung gerathen.

„Nein!" fiel das Mädchen merkwürdig ruhig ein: „Aber
e Mutter handelt mit alten Sachen."

Auf diese Bemerkung war ich nicht gefaßt. Die ganze
chule brach in ein schallendes Gelächter aus; nur die kleine
rwachsene hatte natürlich nicht mit eingestimmt, sie lag mit
n Kopfe auf der Bank und weinte bitterlich. Wie das Ge-

lächter mit diesem Aufschrei einer beleidigten Kinderseele zusammenstimmte! Weil ihre Kameradin „Lina Blüthenstern" hieß und weil die Mutter dieser „Lina Blüthenstern" mit „alten Sachen handelte," vereinigten sich diese vierundsechzig Stimmen gegen sie in Hohn und Spott — sie selbst Kinder des Elends und der hohläugigen Noth!

Ich hatte mich erhoben und unter Androhung der härtesten Schulstrafe Ruhe geboten. Darauf wurde es lautlos in dem bewegten Hause, nur das Schluchzen der kleinen Verwachsenen war vernehmbar.

Nun aber ereignete sich etwas, was mir noch jetzt in der Erinnerung fast traumhaft klingt. Ihren Platz vor meinem Lehrpulte verlassen, durch die Reihen der Bänke gerade auf Lina Blüthenstern, die an der Ecke saß, hinfliegen, den niedergebeugten Kopf des armen Krüppels mit beiden Händen umfassen, war das Ergebniß einiger, kaum faßbarer Sekunden. Dann kam sie langsamen Schrittes, als wäre Nichts vorgefallen, zu meinem Lehrpulte zurück. Was ich in diesem Momente noch bemerkte, war, daß Lina Blüthenstern mit einer Art strahlenden Lächelns wieder den Kopf erhoben hatte und gleichsam, als wäre sie entsühnt und in ihrem guten Ruf wieder hergestellt, unter den Kameradinnen sich umblickte, die kurz vorher ebenso feige als grausam an ihr gehandelt hatten.

„Es ist gut, Franziska," sagte ich, von dem eben erlebten Vorgange im Innersten bewegt, „du hast deiner Schulgenossin Abbitte geleistet, und ich will sie dafür auch gelten lassen. Du ließest mir aber doch sagen, daß du nicht mehr zur Schule gehen *willst*. Wie verhält sich das? Hast du bereits die Entlassung?"

„Nein! ich muß aber entlassen werden!" meinte sie, wie vor sich hin sprechend.

„Wer hat dir das gesagt?"

„Heinrich hat es gesagt."

„Heinrich? Ist das ein Bruder?"

„Heinrich ist nicht mein Bruder."

Ich legte übrigens auf diesen Umstand, sowie auf den remden Heinrich kein Gewicht. Was ging mich die mangelnde Gesetzkenntniß dieses Berathers an, mochte er sein wer immer? Ich belehrte sie nur in faßlicher Weise, daß ihr das freiwillige Verlassen der Schule durchaus nicht zustehe, so lange die behördliche Erlaubniß noch nicht erfolgt sei. Sie werde allerdings n einigen Monaten das vierzehnte Lebensjahr erreicht haben, is dahin stehe sie aber unter dem Schulgesetz, und es sei sehr weifelhaft, ob man bei dem Umstande, daß sie noch nicht das esetzlich vorgeschriebene Wissen besitze, zu ihren Gunsten entcheiden und sie schon jetzt entlassen werde.

Das Alles hörte sie, wie es schien, ergeben und gefaßt, hne irgend ein Anzeichen inneren oder äußeren Widerstandes n. Ihre Haltung hatte wieder jene Versunkenheit angenommen, ie ich früher geschildert. Nur einmal während meiner Beehrung sah ich, wie ihre Hand nach dem Ringellöckchen auf er Stirne fuhr und mit demselben spielte. Als ich geendigt, chien das eigenartige Kind über den Inhalt des Gesprochenen achzudenken, dann sagte es tonlos, aber mit großer Entchiedenheit:

„Heinrich sagt, ich weiß genug und Alles."

Es wäre nun ein Leichtes gewesen, sie vom geraden Gegenheile zu überzeugen. Aber das Mädchen hatte soeben, indem s der verwachsenen Kameradin in so ergreifender Weise Abitte geleistet, einen gewissen Edelsinn bewiesen. Konnte und urfte ich in einem solchen Augenblicke ihr mangelhaftes Wissen ner voraussichtlichen Beschämung aussetzen? . . .

Ich unterließ es für diesmal, sie zu prüfen und hieß sie auf ihren Platz sich zurückzubegeben.

Ich rief andere Schülerinnen auf. —

— — — — — — — — — — — — — —

Am folgenden Tage erschien Franziska regelmäßig zur Schule, auch am nächstfolgenden. Ich brauchte die Vorsicht, sie nicht zur Tafel aufzurufen, das Mädchen sollte nicht daran gemahnt werden, wie unbotmäßig es sich benommen; aber auch die Anderen sollten dem Vorgefallenen keine Bedeutung beilegen. Denn es schien mir gefährlich, sie gewissermaßen zum Mittelpunkt einer Parteibildung zu machen, wovon ich soeben die ersten Anfänge erlebt hatte. Lina Blüthenstern sollte, soweit es von mir abhing, keine neue Demüthigung erfahren.

* * *

Demnächst soll mit der Aufstellung der neu erfundenen Schulbänke eine Probe gemacht werden; Andreas Achtsiebner, mein Kollege aus der vierten Klasse, will diese Nachricht aus „guter Quelle" erfahren haben. Andreas Achtsiebner ist immer gut unterrichtet, er weiß und hört Alles, was in und außerhalb der Welt vorgeht, die man Schule nennt. Mir geht dieses Talent vollständig ab. Andreas Achtsiebner legt sein Ohr gleichsam an alle Schlüssellöcher; er hat sein Behagen daran, immer auf dem „Laufenden" zu sein, wie sein Lieblingsausdruck lautet. So muß er ganz bestimmt den Vorgang mit Franziska Feldheim erfahren haben.

Ich ersah das deutlich aus einer Bemerkung, die er heute nach der Schule wie spielend hinwarf.

„Sie laboriren an einem großen Fehler, lieber Kollege, aber Sie werden ihn binnen Kurzem ablegen, darauf möchte ich

einen Eidschwur leisten. Sie beschäftigen sich zu viel mit dem Individuum, während eigentlich alle unsere Verhältnisse zum Massenunterrichte drängen. Warum hat man den Schulzwang eingeführt? Nun haben wir die Bescheerung. Sie werden es noch dahin bringen, lieber Kollege, jedes Kind beim Betreten der Schule auszufragen, ob es sich gestern Abend nicht den Magen verdorben habe?"

Ueber diesen Witz lachte er ganz vergnüglich.

„Ich halte dafür," sagte ich, „daß es dem Lehrer nicht schaden würde, wenn er auch einige ärztliche Kenntnisse besäße."

Jetzt erst lachte er unbändig.

„Das auch noch!" rief er. „Mit achthundert Gulden Gehalt, Quartierbeitrag und eventuell Quinquennalzulagen! Schweigen Sie still! Man könnte uns sonst beim Worte nehmen!"

„Sie sind also gegen den Schulzwang?" fragte ich.

„Habe ich das gesagt?" rief er ganz verdutzt und schaute sich bedächtig um: „ich sollte den Schulzwang leugnen, dieses Juwel im interkonfessionellen Gesetze? Weiß ich denn nicht, was unser Volk demselben verdankt? Hoho, Freund! glauben Sie, ich könnte jemals den „Schulmeister von Königgrätz" vergessen? Man kennt seine Weltgeschichte, man ist nicht so kopfverrannt und verbrannt."

Dabei sah er mir so volläugig, möchte ich sagen, ins Gesicht! Warum sollte ich an ihm zweifeln?

„Apropos," sagte er gleich darauf mit der lustigsten Miene, denn er besitzt die Eigenschaft, daß er schnell von einer Stimmung auf die entgegengesetzte hinüber zu springen vermag, „ich komm' wegen der neuen Bänke nächstens um eine Gehaltsverbesserung ein. Man wird ja mindestens um zwanzig Prozent mehr an Beschuhung brauchen, wenn der Lehrer während

des Unterrichtes sich nicht setzen darf. Er soll zwischen den Sitzreihen in Einem fort auf und niederspazieren und was man so den Unterricht „individualisiren" nennt. Mir kann's schon recht sein, wenn sie mir nur meine Stiefel bezahlen."

Und ich? den es seit einigen Tagen tief schmerzt, daß ich mich um Schülerinnen wie diese Franziska Feldheim so unverantwortlich wenig gekümmert hatte! „Alles drängt in der gegenwärtigen Zeit zum Massenunterricht!" hat mein Kollege Andreas Achtsiebner gesagt. Ich fürchte, die neuen Bänke werden uns keine Hülfe bringen. —

Lina Blüthenstern, die Tochter der Hausirerin in dem Hühnerhof-Durchhause scheint übrigens ihren Frieden mit Franziska Feldheim wieder hergestellt zu haben. Wenigstens verließen sie zusammen, die Arme in einander geschlungen, das Schulhaus. Neben der kleinen Buckligen sah das Mädchen wie königlich aus.

Seit genau zwei Tagen, d. h. seitdem ich Franziska erklärt habe, daß sie sich vom Schulbesuche nicht selbst dispensiren dürfe, trägt sie das Ringellöckchen in der Mitte der Stirne nicht mehr. Es ist verschwunden. Aber auch der Kranz ihrer blonden um den Kopf geschlungenen Haare ist nicht mehr da. Sie trägt zwei lange Zöpfe, durch die ein blaues Seidenband sich schlingt.

25. Mai.

Ich erhielt heute einen gar seltsamen Besuch auf meiner Stube. Es war Lina Blüthensterns Mutter, die Hausirerin die gekommen war, um sich nach der „Aufführung" ihrer Tochter zu erkundigen. Eine zarte Gestalt mit feiner Röthe im Gesicht, die Augen von einer gewissen zutraulichen Schlauheit. Ich beantwortete ihre Frage in zufriedenstellender Weise denn die Augen der Frau leuchteten in erhöhtem Glanze. Ich

fügte noch einige freundliche Worte hinzu, indem ich ihr sagte, daß ihr Kind zu den besten und fleißigsten Schülerinnen meiner Klasse gehöre.

„Gut lernt sie also?" fragte sie, indem sie mich dabei mit einem unsagbaren Ausdrucke anschaute. „Alle meine acht Kinder lernen gut, vom Aeltesten angefangen, der schon im Gymnasium ist und Advokat werden will, bis herab auf meine Lina, die leider das Unglück gehabt hat, daß sie von der Stiege heruntergefallen ist. Sollen sie denn nicht lernen und lernen, wenn sie sehen, wie sich ihre Mutter ernährt mit alten Sachen, damit sie etwas Warmes zu essen haben, und der Vater ist ein Todtengräber auf unserem „gutem Orte?" Ich frage Sie Herr Lehrer, sollen sie da nicht lernen?"

Natürlich bekräftigte ich sie in ihrer Anschauung. Sie aber fuhr in ihrem gesteigerten Eifer fort:

„Meine Kinder sollen lernen, was es zu lernen giebt, denn wie heißt es in unserm Gebete, was man dreimal im Tage betet: „Du sollst darin lernen bei Tag und bei Nacht." Darf ich Ihnen aber etwas sagen, Herr Lehrer, was mir schon lange auf der Seele liegt und ich kann es nicht herunterbringen?"

Ich hieß sie niedersitzen und sich mir anvertrauen.

„Ich bin nur ein gemeines Weib, Herr Lehrer, und doch sage ich Ihnen, unsere Jugend lernt jetzt mehr, als in das kleine Gefäß, was Kind heißt, eigentlich hineingeht. Ich seh' ja tagtäglich, was meinen Kindern — acht an der Zahl und Gott soll sie mir erhalten — vorgesetzt wird. Aber Eines lernen sie in der Schule nicht genug, viel zu wenig genug. Und das sagt Ihnen Perl Blüthenstern, auch Frau Pauline Blüthenstern im Hochdeutschen und sie will es beschwören, wenn ich auch nur eine Hausirerin bin: Die Kinder lernen heutzutage zu wenig Moral!"

Ich verstand sie nur zu wohl, diese arme Mutter von acht lebendigen Kindern, die sie mit ihrem Herzblut atzte und aufzog.

Ist es aber nicht befremdend, daß aus ihren Worten die Sprache des Kooperators wie ein fernes Echo widerklang?

Ich fragte sie, wie sie das verstehe? —

„Wie ich das verstehe, Herr Lehrer?" rief die Frau und hatte sich in großer Erregtheit von ihrem Sessel erhoben. Die zarte dünne Gestalt des Weibes schien über ihr gewöhnliches Maß hinausgewachsen. „Es giebt gar nichts auf der Welt, was ich besser könnt' verstehen! Schickt sich denn das, daß mir „so" eine Franziska mein Kind blutig beleidigen darf mitten in der Schule und wirft ihr vor, daß ihre Mutter mit alten Sachen handelt? Heißt das eine Moral?"

Ich horchte hoch auf.

„Kennen Sie die Schülerin Franziska Feldheim?" fragte ich sie.

„Ob ich sie kenne? Kennt man Einen gut, wenn man Wand an Wand neben ihm wohnt in dem Durchhause, was von der Hühnergasse nach dem Rudolfsspitale führt? Was hat sie mein Kind vor der ganzen Schule zu beleidigen? Und Alle, wie sie dasitzen, lachen sie aus, und mein armes Kind muß weinen! Heißt das Moral in der Schule gelernt?"

Ich suchte Lina Blüthensterns Mutter so viel als möglich zu beschwichtigen; unter Anderem bemerkte ich ihr, daß Franziska Feldheim das begangene Unrecht eingesehen und ihrem Kinde Abbitte geleistet habe. Mehr könne man vorläufig nicht verlangen.

Sie sah erstaunt zu mir auf.

„Das ist wahr," sagte sie darauf, „mein Kind lügt niemals. Das ist nicht die Gewohnheit von Pauline Blüthen-

sterns Kindern! Man soll im ganzen Hühnerhof-Durchhause nachfragen, ob Einer aufstehen kann, der gegen meine Kinder etwas sagen kann, was auf ein Quentel Gewicht geht."

Unstreitig hielt die Frau etwas zurück, und gerade dieses Eine erregte in seiner scharfen Betonung des Werthes ihrer eigenen Kinder meine Aufmerksamkeit.

„Was haben Sie denn gegen das Kind Ihrer Nachbarin einzuwenden, Frau Blüthenstern?" fragte ich.

„Man soll seinen Mund nicht zum Bösen aufthun," meinte sie mit etwas berechneter Feinheit.

„Man soll aber auch nicht seine Mitmenschen verdächtigen!" rief ich erregt, denn dieses hingeworfene Zischeln gegen das abwesende Kind verdroß mich an der Hausirerin.

„Habe ich das gethan?" fragte sie erschrocken, und sie setzte sich wie erschöpft in ihren Kräften nieder. Dann aber erhob sie sich wieder rasch.

„Was sag' ich denn immer?" rief sie überlaut, fast schreiend. Und nach ihrer Weise beantwortete sie sich selbst: „Ich sag' immer zu meinen Kindern: In der Schul' müssen die Kinder jetzt Moral lernen, denn zu Hause sehen sie es nicht vor sich."

„Meinen Sie das besonders in Bezug auf Franziska . . .?"

„Was soll ich anders meinen?" rief sie und wie kochend heißes Wasser brach es aus ihrem Gemüthe hervor: „Weiß ich denn oder wissen es die Andern im ganzen Durchhause, wovon die Büglerin, ihre Mutter, lebt? Von der Büglerschaft ist es nicht! Ich will aber meinen Mund nicht zum Bösen aufthun, denn das ist eine Sünde! — Und da wirft man meinem braven Kinde vor, daß seine Mutter mit alten Sachen handelt? Warum handle ich mit alten Sachen? Weil ich nicht lebendige Kinder habe und weiß, was die verlangen. Und sie hat nur Eines und will das Kind nicht in der Schule

lassen, damit es da etwas lernt und besonders Moral. Muß ich da nicht auf kuriose Gedanken kommen?"

So wogte der Redestrom der Hausirerin unausgesetzt weiter, ohne daß ich ihm einen Damm entgegensetzte. Was mir mit einiger Klarheit aus diesen bald wirren und krausen, bald wieder überraschend lichten Bekenntnissen entgegentrat, ergab ungefähr Folgendes:

Die Büglerin, Franziska's Mutter, lebt schon seit zwei Jahren in dem großen Durchhause der Hühnergasse. Adlig sei sie, ob „durch sich selbst," oder durch ihren Mann, das wisse sie nicht. Früher habe sie „noble" Kundschaften gehabt, aber seit einiger Zeit hätten sie sich verlaufen. Einen Mann habe die Frau gehabt, das stehe fest, aber gesehen habe ihn noch kein lebendiges Auge. Einige sagen, er sei bei einer Eisenbahn gewesen, die habe aber einmal ein großes Unglück angestellt und wären dabei fünfundzwanzig Menschen und zwei Kinder zu Grunde gegangen; Andere sagen wieder, er spielt Theater unten im Prater; noch Andere wollen wissen, er sei ein reicher Fabrikant gewesen, der, weil er einen betrügerischen Bankerott gemacht, das Weite suchen mußte; aber kein Mensch weiß darüber etwas Bestimmtes. In der Hühnerhofgasse hat ihn noch Keiner gesehen. Die Büglerin scheine früher traurige Tage gehabt zu haben, wo es ihr an Allem und Jedem gefehlt haben mußte. Noth und Elend haben bei ihr aus allen Ecken herausgeguckt. Wer kann sich da an eine solch adlige Büglerin herantrauen? Man meint sie immer zu beleidigen. Und dabei der Stolz und das versteckte Wesen . . und ausgetretene Schuhe! So mache es die Mutter und so mache es das Kind! Aber sie wolle, wie gesagt, ihren Mund nicht zum Bösen aufthun.

Es war eine jener gewöhnlichen Mittheilungen aus dem Leben vorstädtischen Elendes, wie sie sich mit erschreckender Ein-

förmigkeit von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde wiederholen. Und dennoch, als sie mir durch den Mund der Hausirerin, so, wie ich sie ihr nacherzähle, mehr andeutungsweise als im Ganzen bestimmt zukamen, war mein Gemüth in eigenthümlicher Spannung bewegt. Was war es doch, was mich an diesem landläufigen Klatsch anzog? Selbst die ans Ende ihrer Auskünfte gestellte Mittheilung, daß seit einiger Zeit in der Wohnung der Büglerin einiger Ueberfluß zu herrschen scheine, es müßte das in Folge geheimer Zuflüsse sein, deren Quelle sich in ein gewisses Dunkel hülle, war es nicht, was mich nachdenklich machte. Ich fühlte es beinahe greifbar: mein Gemüth litt unter dem Schatten einer Gefahr, für die ich keinen Namen wußte, die in gar keinem Verhältnisse zu den gegebenen Thatsachen stand. Aber diese Gefahr war da! Selbst die klügelnde Betrachtung, daß im Grunde das Geschick der Büglerin mir ganz ferne stehen müsse, änderte nichts an dem Bewußtsein, daß ich mich unruhig fühlte, wie noch niemals zuvor! Und in dieser Lage fragte ich zuletzt die Hausirerin:

„Und Franziska, wie benimmt sie sich gegen ihre Mutter?"

„Die?" meinte Frau Blüthenstern, ganz gegen ihre bisherige Art mit einem Male schüchtern, fast furchtsam geworden, indem sie sich gegen die Thüre zurückzog: „Die Franziska ist ein merkwürdig Kind! Von der wird die Welt noch etwas zu hören bekommen, ich weiß nur nicht was. Eine Prophetin bin ich nicht . . wenn ich mit meinem Kopfe auch Manches durchschaue, was Andere nicht sehen. Aber die Franziska ist ein merkwürdig Kind! Zum Guten *kann* ich leider Gottes meinen Mund nicht aufthun. Zum Bösen *will* ich ihn nicht aufthun!"

Sie war gegangen und ich hatte es nicht bemerkt.

* * *

Der Kooperator hat eine zweite Niederlage erlitten. Er hat für den Schlag, den er seinerzeit einer kleinen Schülerin der dritten Klasse dafür auf die Finger versetzte, daß sie Eines der Worte des Heilandes nicht auswendig wußte, eine Art Verweis erhalten! Er trägt aber sein Haupt so stolz, ja triumphirend aufrecht, als wäre ihm eine recht große und weit hinleuchtende Ehre zu Theil geworden.

Mir gegenüber äußerte sich Andreas Achtsiebner, mein Kollege, händereibend, ganz entzückt über den „Merks," der auch „ihm" — womit er den jungen Priester meint — auf die „geweihten Finger" dekretirt worden sei.

„Warum," sagte er: „sollen nur wir allein unter der Zuchtruthe des Gesetzes wie Sklaven leiden? Gleiches Recht für Alle! Entweder gebt auch uns Prügelfreiheit oder beuget die Tonsurirten zu uns herab. Das verlangt das demokratische Prinzip!"

Dieser Ansicht gegenüber spricht eine Stimme in mir sich entschieden abhold aus. Ich kann es nicht übersehen, daß die Hand des jungen Geistlichen, die zum Schlage ausholte, zu gleicher Zeit diejenige ist, die segnet! Es stimmt mir nicht zusammen, daß der Mann der Kirche und der Mann der Schule zwei verschiedenen Wesenheiten angehören solle: Die eine unnahbar und wie in eine strahlende Wolke eingehüllt, die andere greifbar und ausgesetzt jedem Tadel!

Die Wahrheit muß irgendwo in der Mitte liegen, aber ich erkenne sie nicht.

Bei Andreas Achtsiebner ist sie nicht zu finden, aber auch bei dem hochmüthigen Kooperator ist sie nicht. Meine Lehrerschaft ist wohl noch zu jung.

Wenn ich nämlich Herrn Andreas Achtsiebner recht verstehe, so hätte er gegen die Einführung der Prügelfreiheit, wie

es er nennt, nicht den geringsten Einwand. Er protestirt nur in so lange dagegen, als sie durch das Gesetz nicht wieder gestattet ist. Dagegen nimmt sie der junge Priester wie ein ihm angeborenes Recht jederzeit in Anspruch. „Seht, wie ihr Laien mit dem Ungehorsam und der bösartigen Natur fertig werdet! Mir muß die Züchtigung zustehen, welche die Kirche jederzeit ausgeübt hat."

In diesem Sinne soll er sich auch gegen den Herrn Oberlehrer geäußert haben; er spielt mit seiner Unbotmäßigkeit gleichsam Fangball.

„Diesen schriftlichen Wisch," so bezeichnete er die Zuschrift des hohen Landesschulrathes, womit ihm ein „Verweis" ertheilt wurde, „werde ich hinter den Spiegel stecken; dort mag er bei Staub und Spinnegewebe der seligsten Ruhe sich erfreuen. Denn meine Wege sind nicht Eure Wege und meine Gedanken sind nicht Eure Gedanken. Amen! Selah!"

Welches sind denn die Gedanken dieses jungen Priesters? und wohin führen seine Wege?

Denkt er *nicht*, wie dies die weisesten Lehrer der Erziehungskunde gelehrt haben, daß die Kindesseele uns ein Heiliges sei, vor dessen Eingangspforten alle Gemeinheit und Niedrigkeit zu verstummen hat? Führt *sein* Weg nicht endlich auch zu der Betrachtung, daß der Kindesleib nur das Gefäß dieser Kindesseele ist, daß also auch dieser zu bewahren ist vor dem Unwürdigen und Demüthigenden?

20. *Mai.*

Das längst in Sicht gewesene Ereigniß ist endlich eingetreten.

Der Bezirksschulinspektor hat gestern meine Klasse besucht. Er hat treue, brave Augen, wie ich sie liebe, und dürfte bereits über die fünfzig Jahre hinaus sein. In seinem ganzen

Wesen keine Spur von behördlicher Ueberhebungssucht, obwohl er doch wissen mochte, daß ich nur ein „Provisorischer" bin. Vor Allem fragte er mich, ob die Klasse vollzählig sei. Das konnte ich ihm auch bestätigen, denn mit Ausnahme von drei oder vier erkrankten Kindern, waren sie alle gekommen. Auch Franziska Feldheim war da. Eine flüchtige Musterung belehrte mich aber, daß das blonde Ringellöckchen wieder in der Mitte ihrer Stirne saß. Das blaue Seidenband fehlte auch diesmal nicht. Dazu war noch etwas Neues gekommen: um ihren Hals schlang sich ein schwarzes Sammetbändchen, woran ein medaillonartiger Gegenstand hing; offenbar hatte sich das Kind grade heute in seinen besten Staat geworfen, was mir nicht gefiel.

Auch der Inspektor schien sie bemerkt zu haben. Er fragte mich, wer das „große Mädchen" sei, das auf der letzten Bank sitze, und wie es komme, daß sie noch in dieser Klasse sich befinde.

Ich gab ihm die gewünschte Auskunft, indem ich noch hinzufügte, das Mädchen sei reif zum Austritte und das Gesuch um die gesetzliche Dispens liege dem Bezirksschulrathe vor; es sei das Kind einer sehr armen Mutter, die seiner im Hause bedürfe.

Ich weiß nicht, warum ich diese Auskunft zögernd, fast zagend gab. Der Inspektor schien auch manches meiner Worte überhört zu haben, denn er fragte rasch:

„War ihr Fortgang befriedigend?"

Gerade das Gegentheil wollte ich bestätigen und that es doch nicht. Denn wieder, wie schon vor einigen Tagen, trat mir der Gedanke nahe, wie beschämend es für das „reife" Mädchen sein müsse, vor den jüngeren Kameradinnen und noch dazu in Gegenwart des Herrn Inspektors als die Letzte meine

Klasse bezeichnet zu werden. Konnte eine solche Bloßstellung ie erheben? Denn aus Demüthigungen geht selten die Besse-ung hervor.

Zum Glücke bemerkte der Inspektor mein Kopfschütteln nicht; denn er hatte sein Büchelchen hervorgezogen und notirte ich mit dem Stifte etwas hinein. Da der Unterrichtsgegen-tand grade heute die Rechtschreibung betraf, auf die er, wie mir Andreas Achtsiebner früher erzählt hatte, das größte Ge-wicht legte, so rief ich aus dem Kataloge einige der Schüle-innen zur Tafel, unter Anderen die verwachsene Lina Blüthen-tern. Franziska Feldheim überging ich wohlweislich. Der Inspektor musterte erst die kleine Schaar durch seine Augen-gläser. Dann aber, wie sich besinnend, meinte er:

„Ich möchte auch das große Mädchen dort auf der hin-ersten Bank vorgerufen haben."

Ich rief also Franziska Feldheim auf.

Das Mädchen erhob sich langsam von seinem Sitze; nicht rschrocken, nicht hastig bewegt wie die Andern, die das Be-ußtsein hatten, unter die Augen des strengen Mannes zu reten, sondern wie einer inneren Nöthigung folgend; etwas Müdes und Erschöpftes in ihrer ganzen Haltung. Dabei saß in häßliches Lächeln auf ihren Lippen, und das Stirnlöckchen owohl, als das blaue Seidenband in ihren flachsblonden Flech-en, namentlich aber das Medaillon an ihrem Halse stachen nter den ärmlichen Genossinnen sonderbar hervor.

Lina Blüthenstern war die erste, die der Inspektor an die Tafel treten ließ. Er selbst diktirte ihr folgenden Satz:

„Gott hat den Menschen in seiner Aehnlichkeit geschaffen nd nach seinem Bilde; darum sollen wir uns bemühen, in einem Geiste zu handeln und so gütig zu werden wie er."

Die kleine Verwachsene hatte den Satz fehlerfrei nieder-

geschrieben. Auch die kühne, geschwungene Schrift des Mädchens mußte befriedigen; Lina Blüthenstern gehörte eben zu den besten Schülerinnen meiner Klasse.

Der Inspektor lächelte.

„Kannst du dich wohl erinnern, Kleine," fragte er, „wo du etwas Aehnliches, wie das von dir Geschriebene, schon gehört oder gelesen hast?"

Es war mir nicht klar, was den erfahrenen Mann bewog, grade diese Frage an das Kind zu richten.

Er mochte aber seine Gründe haben.

Lina Blüthenstern besann sich einen Augenblick; dann rief sie, eine lebhafte Röthe auf dem altklugen Antlitze:

„Das habe ich in den biblischen Erzählungen gelesen!"

„Die Jüdin glaubt an Alles!" hörten wir Beide in demselben Augenblicke aus Franziska's Munde.

Der Inspektor zuckte zusammen und auch ich, dem der Athem still stand. Der Inspektor faßte sich aber rascher.

„Du weißt es also besser, als deine Kameradin?" wandte er sich an Franziska. „Wie erklärst du mir deine Worte, daß sie an Alles glaubt? Ist es denn nicht wahr?"

Ohne Zögern antwortete das große Mädchen und wieder saß jenes Lächeln, welches ich gradezu als häßlich bezeichnen muß, auf ihren Lippen.

„Lina ist noch ein kleines Ding, sie glaubt eben Alles."

„Muß man denn groß sein, um nicht an Alles zu glauben?" fragte sie der Inspektor nach einer Weile.

Sie sah ihn mit ihren braunen Augen verblüfft an.

„Die Menschen sind ja gar nicht erschaffen worden!" stieß sie heftig übersprudelnd hervor.

„Bist du dessen so gewiß, Mädchen?" meinte der Inspektor in der athemlosen Stille.

„Ja!“ sagte die Schülerin: „Es hat's mir Einer gesagt. Die Menschen sind erst nach und nach geworden; aber zuerst sind sie Thiere gewesen —“

Der Inspektor war tiefernst geworden; er rückte in großer Unruhe auf seinem Lehnstuhle hin und her.

„Seltsam!“ flüsterte er leise vor sich hin; dann sich zu mir neigend, sprach er leise zu mir:

„Wie kommt Darwin und die Entwicklungslehre in unsere Schule?“

Und ohne meine Antwort abzuwarten, rief er dem Mädchen zu, trotz seiner sichtbaren Fassungslosigkeit unentwegt, denn er ist eine jener tapferen Schulmeisternaturen, die nicht so leicht aus dem Gleichgewicht zu heben sind:

„Kind, hat dir derjenige, der dir solche Dinge in den Kopf gesetzt hat, auch gesagt, daß der Mensch wieder zum Thiere herabsinken kann? — Du bist, wie ich ersehe, eine der schlechtesten Schülerinnen deiner Klasse und hast wahrlich keine Ursache, deine jüngeren Kameradinnen beschämen zu wollen. Versuche es jetzt, ob du es besser machst als sie.“

Franziska mußte zur Tafel; zu meiner äußersten Befremdung jedoch war ihre Haltung trotz der eben erfahrenen Demüthigung eine durchaus unbefangene. Als ginge es zu einem neuer Schultriumphe, auf die wir noch mit grauen Haaren stolz bewegt zurückblicken, nahm sie die Kreide zur Hand und erwartete so das Diktat des Inspektors.

„Bist du bereit, Kind?“

„Ja!“ sagte sie überlaut, aber aus ihren braunen Augen sprühte dabei ein dunkles Feuer. Dann wandte sie sich rasch von uns Beiden ab, bei welcher Bewegung die blonden Zöpfe ihr wild um den Kopf flogen.

Der Inspektor diktirte langsam:

„Warum trübst du mir das Wasser? sagte der räuberische Wolf zu dem frommen Lamme und sprang auf dasselbe los, um es zu zerreißen."

Zu unserer Ueberraschung stand der Satz in vollkommen ausgeglichenen Schriftzügen ohne den geringsten Verstoß gegen die Regel der Schreiblehre auf der Tafel da! Hatte das wirklich die schlechteste Schülerin meiner Klasse geschrieben?

Der Inspektor nickte zufrieden mit dem Kopfe.

„Hast du den Satz verstanden, Kind?" fragte er.

Franziska schien das Geschriebene nochmals reiflich zu erwägen.

„Nein!" sagte sie dann.

„Was ist dir unverständlich?" meinte der Herr Inspektor. „Das versteht ja das kleinste Kind."

Es war klar: er konnte den innen gehaltenen Groll gegen das Mädchen nicht ganz unterdrücken.

„Daß der Wolf ein Räuber genannt wird;" sagte das Mädchen. „Der Wolf ist kein Räuber, er muß nur so sprechen."

„Er muß?" rief der Inspektor erstaunt.

„Wovon sollte er denn sonst leben können?" meinte Franziska, ihre braunen Augen ohne alle Scheu auf den vor ihr sitzenden Mann richtend, als habe sie, und nicht er die Aufgabe des Prüfens. „Der Wolf muß ja leben."

„Es ist gut, Kind," sagte der Inspektor nach einer Weile, „du kannst dich wieder in deine Bank zurückbegeben."

Zu mir aber, der ich hart an seiner Seite stand, flüsterte er, ohne daß er mir sein Gesicht zuneigte:

„Welche merkwürdige Entdeckung man doch macht! Sogar „vom Kampf ums Dasein" weiß dieses Kind."

Im Uebrigen verlief die Inspektion, wie ich anzunehmen

berechtigt war, ganz gut. Ich glaube dem Herrn Inspektor den Beweis geliefert zu haben, daß auch der „Provisorische" gut Schule zu halten verstehe, wie der landesübliche Ausdruck lautet. Im Großen und Ganzen hatte sich die Klasse ganz wacker gehalten; sie war mit einem Feuer und einer Lust im Pulverdampfe der Schlacht gestanden, wie es den ältesten Soldaten, ich will sagen, den Schülerinnen der achten Klasse zur Ehre gereicht hätte.

Dennoch sagte mir der Schulinspektor beim Fortgehen kein freundliches Wort; sein Antlitz war wie von schwarzen Wolken beschattet, es schien mir, er verbarg seinen Groll wider mich nur mühsam.

Ich geleitete ihn die Treppe hinab. Noch im Gehen notirte er sich etwas in sein Büchlein. Wird da dein Schicksal besiegelt? mußte ich denken. Auf dem letzten Absatze blieb er stehen und sich zu mir wendend, sagte er barsch:

„Sie sind noch ein junger Lehrer und lehren vielleicht heute, was Sie erst gestern mühsam gelernt haben. Das ist nichts Neues für mich. Haben Sie vielleicht jemals Aeußerungen gethan, deren Widerhall ich soeben von dem sonderbaren Mädchen vernommen? Sprechen Sie offen mit mir."

Ich konnte mit Bestimmtheit versichern, daß dies nie der Fall gewesen ist. Ich achtete das Heiligthum der Kindesseele zu sehr, als daß ich es mir beifallen ließe, es mit unverstandenen Wissensproblemen zu beschmutzen. Kindern dürfe man da nur unbestrittene Wahrheiten vorführen.

Er fixirte mich scharf.

„Ich will Ihnen Glauben schenken," sagte er. „Sie sehen nicht wie ein Lügner aus! Woher hat aber das sonderbare Kind diese Ideen? In der Art, wie sie sie aussprach, lag etwas Tieferschreckendes. Wo hat es diesen Unterricht empfan-

gen? Sie sollten das zu erforschen trachten, Herr Lehrer. Kinder, wie diese Franziska Feldheim könnten unsere Schule kompromittiren."

Damit verließ er mich.

Also auch er nannte sie ein sonderbares Mädchen! Und hatte die Mutter der kleinen Verwachsenen, die Hausirerin aus dem Hühnerhof-Durchhause sie nicht gleichfalls so genannt?

Wie ich nun in die Schule zurückkam, um die Klasse zu entlassen, fand ich sie bereits in Gruppen aufgelöst, außerhalb der Bänke, was eigentlich gegen die Schuldisziplin war. Ich unterließ aber jede Rüge, weil ich den Kindern den soeben in Gegenwart des Herrn Inspektors errungenen Sieg nicht verkümmern wollte.

Schwatzend und lachend drängten sie zur Thür hinaus. Nur zwei Mädchen waren zurückgeblieben.

In einer der letzten Bänke saß Franziska Feldheim, beide Hände vor das Gesicht gepreßt und weinte bitterlich, während Lina Blüthenstern sie zu trösten schien.

* * *

Ich kehrte gestern, an einem Ferientage, in später Abendstunde von einem Ausfluge in die grünen Auen und Waldpartien zurück, die sich an der nordöstlichen Seite der großen Riesenstadt meilenweit ausdehnen und die Lungenflügel des Häusergewirres bilden. Auf dem Heimwege stieß ich auf meinen Kollegen Achtsiebner, der zu demselben Zwecke den freien Tag benützt hatte. Er überredete mich ohne Mühe, mit ihm auf ein Glas Bier in jenen Theil der Au uns zu begeben, der seit mehr als einem Jahrhundert der „Volksbelustigung" gewidmet ist. Wir fanden nirgends ein Plätzchen, um uns niederzulassen

Buschschänken und Wirthshäuser, Ringelspiele und Taschenspielerbuden, Lokalsänger und Menagerien, Alles hatte sein dichtbesetztes Publikum, worunter namentlich unsere Kinderwelt vertreten war. Andreas Achtsiebner, der sich in dieser Gegend vortrefflich auskennt, hatte endlich beim „silbernen Kegel" einen Ruhepunkt entdeckt, der ihm einladend genug schien.

Es war das ein vortreffliches Plätzchen für einen kühlen Trunk; weit und breit war kein schöneres zu finden, nirgends gab es so schattenvolle Bäume, als grade hier. Darunter eine prächtig ästige, alte Eiche; in ihrem dichten Laube, trotz des wüsten Lärmens, das ringsherum herrschte, lustige Vogelstimmen. Bald standen auch die vollen Gläser vor uns; ich fühlte es, meine bis dahin schwer belastete Stimmung hatte gewissermaßen Fittige erhalten, die in die Weite begehrten. Denn in den letzten Tagen litt sie unter einem unsagbaren Drucke.

Achtsiebner stieß mit mir an.

„Auf Ihr Wohl, Provisorischer!" rief er.

Es dunkelte bereits. Hier und da leuchteten die Gaslaternen. Ich mahnte zum Aufbruche, da ich für den morgigen Schultag noch Einiges vorzubereiten hatte.

„Hoho!" rief Andreas Achtsiebner übermüthig heiter: „Treibt Sie das Reglement, Paragraph so und soviel, das uns anempfiehlt, unanständige Lokale, als da sind: verrufene Wirthshäuser und dergleichen zu vermeiden?"

Mir mißfiel diese Bemerkung gründlich und ich machte auch kein Hehl daraus.

„Zwischen Kollegen muß ja ein Spaß gestattet sein!" meinte er lachend. „Wenn es nach dem Willen gewisser Leute ginge, würden sie ohnehin aus uns Lehrern so eine Art priesterliches Brimborium machen, das sich nirgends blicken lassen darf, als in der Schule."

„Wir heißen Volkslehrer!“ erwiderte ich, wahrscheinlich mit mehr Wärme als der Ort, wo wir uns befanden, gestattete.

„Nur nicht sentimental, Provisorischer!“ sagte Achtsiebner sarkastisch. „Ich vertrage so was nicht. Ich bin aus der Gegend von Retz gebürtig, mein Lieber, und da wächst ein Tropfen, der solchen Reden spinnefeind ist.“

Es war klar, Andreas Achtsiebner, mein Kollege, gehörte nicht zu den ernsten Naturen, oder vielmehr, er ist eine Natur der verschiedensten Tonarten.

Noch ehe ich ihm etwas entgegnen konnte, rief er mit einem Male überlaut:

„Still, Provisorium, die Harfenisten beginnen!“

Auf einer Art erhöhter Estrade befand sich ein Klavier, aus dessen Tasten ein Mann in fadenscheinig schwarzem Frack mit dünnem, grauem Haar und fahlen Wangen präludirend einige verstimmte Töne entlockte, nachdem er zuvor mit einer gewissen Eleganz ein Paar schmutziger Handschuhe darauf gelegt hatte, wie dies die großen Künstler in den Konzerten zu thun pflegen.

Hierauf betrat ein nicht mehr junges Frauenzimmer mit roth und weiß geschminkten Wangen, das in dem flackernden Licht der Gaslaternen und durch die grell aufgetragenen Farben den unheimlichen Glanz seiner schwarzen Augen noch mehr hervortreten ließ, die Estrade. An den entblößten Armen trug sie ein halbes Dutzend flimmernder Bracelets; ein brennend rother Shawl umhüllte die kantig scharfe, abgemagerte Gestalt. Nun trat sie bis hart an den Rand der Estrade und begann mit unschön kreischender Stimme ein Lied, dessen Titel sie vorher angekündigt. Er lautete: „Wie die Herren Kinder es je anfangen, um mit ihren Herren Eltern fertig zu werden.“

Aber nicht so sehr der Inhalt der gesungenen Worte, als vielmehr der Nachdruck, mit dem sie sang, die Geberde, womit sie sie begleitete, die Bewegung, die am Schlusse einer jeden Strophe die Nutzanwendung des Refrains handgreiflich klar machte, war es, was mich in tiefster Seele anwiderte.

Dem Publikum des „silbernen Kegels" schien übrigens sowohl die Sängerin als der Inhalt ihres Liedes außerordentlich gefallen zu haben. Nach einer jeden Strophe wurde sie aufs Lebhafteste beklatscht. Ich sah sogar halberwachsene Kinder, Knaben und Mädchen, die an der Seite ihrer Eltern an den Tischen saßen, tapfer in die Hände schlugen und sich wie die Großen geberdeten.

„Nannerl!" hörte ich eine beleibte Handwerksfrau aus der Vorstadt zu ihrem etwa achtjährigen Töchterchen sagen: „Nannerl! paß' gut auf, daß du mir's morgen nachsingen kannst."

Ich mahnte wieder zum Aufbruch.

„Das schadet gar nichts!" meinte Andreas Achtsiebner, sich nur mit Widerwillen erhebend, als wolle er die unausgesprochenen Gedanken meiner Seele ergänzen. „Das schadet nichts. Unsere Schule betrachtet ohnehin ihre Zöglinge viel zu viel wie Zuckerplätzchen, die in Fließpapier gewickelt werden müssen, um nicht zu „zergehen." Unser Volk will seine Kinder überall dabei haben und macht keinen Unterschied. Nur nicht die Dinge auf den Kopf stellen, Provisorium! Sie fallen doch stets auf die Füße zurück."

In demselben Augenblicke, als wir aufbrachen, bemerkte ich, daß an einem nahe der Estrade befindlichen Tische ein junges Pärchen gleichfalls seinen Platz verließ. Es war ein Knabe und ein Mädchen. Wir hatten sie früher nicht gewahren können, weil sie uns den Rücken gekehrt hatten, sie auch theilweise durch den dicken Stamm der Eiche gedeckt waren. Das

Pärchen schien es übrigens sehr eilig zu haben; denn trotzdem es in grader Richtung mit uns einen Weg ging, hatte es stets einen bedeutenden Vorsprung, und um nicht Andreas Achtsiebner neuerdings Gelegenheit zu geben, in seiner Art zu philosophiren, mäßigte ich selbst meine Schritte. Denn ich vermuthete, nicht ohne die innerste Bewegung, daß das Persönchen, welches uns mit seinem Begleiter Arm in Arm voraneilte, niemand Anderes war, als die schlechteste Schülerin meiner Schule, Franziska von Feldheim . . .

Ich hatte die blonden, von einem blauen Seidenbande durchschlungenen Flechten des Mädchens wohl erkannt und eine gewisse Haltung des Kopfes, die nur ihr gehörte . . .

Das konnte keine Sinnestäuschung und kein Spiel meiner aufgeregten Einbildungskraft sein. Wie kam aber das Kind am späten Abend mit dem Knaben gerade hierher?

Ich setzte meinen Weg neben Andreas Achtsiebner fort, ohne auf seine Aeußerungen sehr zu achten. An einer Biegung des Weges, der von dort unmittelbar in die innere Stadt führte, verlor sich das Pärchen mit einem Male mitten im Gedränge der nach Hause fluthenden Menge. Ich sah das blaue Seidenband Franziska's noch ein Mal vor mir aufleuchten; dann war Alles vorüber.

Da ich in einer anderen Richtung der ziemlich ausgedehnten Vorstadt als mein Kollege Achtsiebner wohnte, nahm ich an einer mir passenden Stelle die Gelegenheit wahr, mich von ihm zu verabschieden. Denn es drängte mich gewaltig nach meiner stillen Behausung zurück. Aber noch im Fortgehen rief mir Andreas Achtsiebner laut lachend die Worte zu:

„Nur nicht zu sentimental, Provisorium! Lassen wir doch unsere Kinder leben!"

Es war knapp vor der Sperrminute, als ich an meine

Wohnung anlangte. Unter dem Thorweg trat mir der Hausmeister entgegen, ein mir sehr ergebener Mann, da sein Kind unsere Schule besucht und übergab mir einen Brief, den ein Dienstmann" aus der inneren Stadt vor einigen Stunden gebracht hatte.

Die Aufschrift trug in schönen, nur etwas unausgeglichenen Schriftzügen meinen Vor- und Zunamen, mit der vollen Bezeichnung meines „Charakters" als Lehrer der städtischen Volksschule im zehnten Bezirke; selbst das „provisorischer" war nicht übersehen worden.

In meiner Stube angelangt, las ich folgendes Schreiben:

„Herr Lehrer der Volksschule! Franziska von Feldheim steht unter meinem Schutze und Niemand soll ihr etwas thun dürfen. Franziska von Feldheim ist die erste unter allen Schülerinnen; selbst die aus der achten Klasse stehen tief unter ihr. Wenn Franziska gewollt hätte, wäre sie längst in der achten. Aber sie will nicht, und da darf sie Niemand zwingen. Wer es aber dennoch thut, der hat vergessen, daß ich auch auf der Welt bin und wird es büßen!"

Das sonderbare Schreiben trug keine Unterschrift.

Wer war doch derjenige, der mir in solcher Weise Krieg ankündigte und zwar Krieg auf Tod und Leben?

Ich las den Brief zu wiederholten Malen. Und plötzlich, mit einem Schlage stand die ganze Wahrheit vor mir. Der diese Zeilen geschrieben, war kein Anderer, als jener „Heinrich," von dem Franziska Feldheim schon einmal gesprochen. Damals hatte ich diesen Namen nicht beachtet. Aber im Zusammenhange mit der Prüfungsszene, die vor dem Inspektor spielte, im Zusammenhange endlich mit dem Inhalte dieses halb kindischen, halb frech unehrerbietigen Schreibens schien mir das Geheimniß vollständig gelüftet. Nur Eines warf

meine Schlüsse wie ein Kartenhaus um: Soll „Heinrich" jener Knabe sein, mit welchem ich, Arm in Arm geschlungen, das Mädchen soeben getroffen hatte?

Der Gedanke erschien mir so abenteuerlich, daß er mich zuletzt hell auflachen machte. Und doch kam er wieder, kam nochmals mit anderen Gründen und Beweisen, die sich aus meiner Nähe nicht mehr entfernen ließen.

Es stand fest in mir: „Dieser" Heinrich ist der Schreiber des Briefes und dieser Heinrich ist — ein Knabe!

* * *

Ich hatte eine trübe, schlaflose Nacht hinter mir.

Es war etwas in mein bis dahin so stilles Leben getreten, dessen ich mich nicht zu erwehren vermochte. Ich fühlte, es hielt mich fest, wie mit einer Eisenklammer, so sehr ich alle Vernunftgründe dagegen aufbot. „Was willst du denn eigentlich von dir selbst?" fragte ich mich ein über das andere Mal, „was ficht dich an dem Geschicke dieses Kindes mit so eigenthümlicher Beredtsamkeit an? Gehen die Gerechtsame der Schule so weit, daß du in dieses Einzelleben hineingreifen darfst, ohne daß du dazu einen faßbaren Anhaltspunkt hast?"

Das Mädchen hatte eine Mutter. Wenn es der Büglerin genehm war, daß ihr Kind in Nacht und Nebel mit einem Knaben umherstrich, was ging das mich an? Wer hatte mich zum Richter gesetzt, wer mich dazu berufen?

Andreas Achtsiebner, mein Kollege, hätte ich ihm den Fall vorgelegt, würde wahrscheinlich in ein helles Gelächter ausgebrochen sein. „Provisorium!" hätte er gesagt: „das ist nicht unsere Sache! Wir sollen die Orthographie unserer Schulklasse einrenken, wie wir es eben verstehen, aber Familienverhältnisse? Das geht über unsere Instruktionen und Reglements."

Dann aber kamen andere Stimmen, die mir das grade Gegentheil anriethen. Warum hatte Lina Blüthenstern's Mutter auf meiner Stube die Worte fallen lassen: „Die Franziska ist ein merkwürdig Kind, aber ich will meinen Mund nicht zum Bösen aufthun!?"

Es war also klar, die arme Hausirerin hegte dieselben Betrachtungen, ja ihr standen die rechten Anhaltspunkte zu Gebote, während ich bisher im Dunkeln tappte. Warum vertraute sie sich mir an? Unstreitig darum, weil sie mir als dem Lehrer des Mädchens das Recht, ja die Pflicht zuerkannte, in die „Moral" des Nachbarkindes werkthätig einzugreifen.

Noch Eines erwog ich in meiner Seele.

Der Brief, der mir in so räthselhafter Weise zugekommen, war ohne jeden Zweifel ein Gegenstand, der vor die prüfenden Augen der Lehrerkonferenz gehörte. Vor dem versammelten Personale sollte Franziska erscheinen und einem strengen Verhör unterzogen werden. Wen sie in dem Schreiber dieses Briefes vermuthe? Und für den Fall ihres Geständnisses: in welchen Beziehungen Heinrich zu ihr stehe? was ihn vermocht habe, in einer solchen Art den schuldigen Respekt vor der Schule außer Acht zu lassen? und noch Anderes mehr.

Dagegen erhob sich mächtig in mir eine andere Stimme, die dieses Auskunftsmittel entschieden verwarf. Durfte ich das Mädchen vor die Konferenz zitiren, damit die spöttischen Augen Andreas Achtsiebners in den geheimen Tiefen dieser Kindesseele forschten? Ich traue, damit ich es mir nur gestehe, weder ihm noch dem Oberlehrer das Verständniß zu, in den Blättern eines Buches zu lesen, das selbst mir erst seit kurzer Zeit sich einigermaßen zu entschleiern anfängt. Hinweg, ihr plumpen Fäuste! rief es in mir. Und davon nahm ich selbst Fräulein Leontine, die Kollegin nicht aus. Sie, die die Straße der

„Versorgung durch die Ehe“ geht, sie scheint mir am allerwenigsten geeignet, mit ihrer Hand die Wirrnisse dieses verirrten Gemüthes zu lösen.

Was aber wollte ich?

Mich zur That aufraffen!

Das lag allerdings erst in dämmernden Umrissen vor meiner Seele. Nur das Eine erkannte ich klar: Es lag irgendwo ein kranker Punkt und dieser kranke Punkt hing mit dem Knaben „Heinrich“ zusammen. Ihn mußte ich also, wollte ich an mein Ziel gelangen, zuerst ausfindig machen. Verfährt nicht auch der Arzt so, wenn er an ein Krankenbett gerufen wird? Und hält er nicht erst rechts und links Umfrage, wo und wie er diesen Punkt finden solle?

Als ich am andern Morgen in meine Schulklasse kam, bemerkte ich sogleich, daß Lina Blüthenstern auf ihrem gewöhnlichen Platze fehlte. Franziska Feldheim war aber da. Nach meiner Gewohnheit richtete ich an die Schule die Frage: ob Niemand wisse, warum Lina Blüthenstern nicht gekommen sei, denn eine schriftliche Entschuldigung ihrer Abwesenheit lag nicht vor. Keine Schülerin antwortete. Endlich erhob sich, gleichsam zögernd und ungern, Franziska.

„Ich weiß es!“ sagte sie im trockenen Anmeldungstone, der mir sogleich auffiel: „Lina Blüthenstern ist sehr krank und wird sterben.“

Eine Bewegung des Schreckens ging durch die ganze Schule.

„Sterben?“ rief ich, der ich selbst von dieser Kunde ergriffen ward, „hat das der Arzt gesagt?“

„Lina's Eltern haben keinen Arzt,“ meinte das Mädchen in demselben Tone geschäftsmäßiger Auskunft: „sie werden sie ins Kinderspital schicken müssen.“

„Dann ist ja Hoffnung vorhanden," belehrte ich, „daß sie wieder hergestellt wird."

Aber das Mädchen schüttelte den Kopf und zwar mit einer Geberde von Entschiedenheit, die jede Belehrung ausschloß.

„Sie wird sterben," sagte sie, „denn im Spital sterben alle armen Kinder!"

Und als ich ihr, von der furchtbaren Grausamkeit ihres Ausspruches im Innersten erzürnt, zurief, der ihr diese grundböse und durch nichts gerechtfertigte Unwahrheit in den Kopf gesetzt habe, sei ein Lügner, sagte sie gleichgiltig tonlos, ohne sich lange zu besinnen:

„Man hat es mir erzählt."

Gleich darauf setzte sie sich nieder, anscheinend so ruhig und theilnahmslos gegenüber dem Geschicke ihrer Kameradin, als sei mit dieser Meinung auch alles abgethan und abgefertigt. Aber ein jäher Schreck durchzuckte mich, als ich in diesem Augenblick an ihrem linken Arm ein goldenes Armband entdeckte, das ich dort noch niemals gesehen hatte!

„Herr Lehrer, darf ich bitten?"

Mit diesen Worten war sie wieder aufgestanden, indem sie nach Art der Schülerinnen die Hand gegen mich ausstreckte.

„Was willst du?"

„Ich möchte zu Hause bleiben und nicht in die Schule kommen."

„Du bist noch nicht dispensirt."

„Das weiß ich!" sagte sie darauf. „Ich kann meine Aufgaben auch zu Hause arbeiten, wenn ich bei Lina Blüthenstern bin."

Indem sie dieses sprach, bebte ihre Stimme; dabei waren ihre Augen gesenkt.

„Du willst bei Lina Blüthenstern bleiben? Sie kommt ja ins Spital?"

„Ich will aber nicht, daß sie ins Spital kommt! Ich will bei ihr bleiben und wenn sie nicht schlafen kann, will ich ihr etwas vorsingen und ihr das Kissen zurecht legen. Denn ihre Mutter muß mit alten Sachen handeln gehen und kann nicht bei ihr bleiben."

Fassungslos, wie ich in diesem Momente mich fühlte, vermochte ich blos zu sagen:

„Es ist gut, Franziska! Wir wollen nach der Schule davon sprechen."

Ein untergegangener Stern begann aufs Neue zu leuchten.

Als nach geschlossener Unterrichtszeit sämmtliche Schülerinnen sich entfernt hatten, blieb Franziska allein in ihrer Bank zurück. Sie stand in aufrechter Stellung da, die Arme gekreuzt, so daß das goldene Geschmeide an ihrem linken Arm mir entgegenfunkelte.

„Franziska Feldheim," sagte ich nun zu ihr, da wir allein waren, mit dem 'ganzen Aufgebot meiner Strenge: „So viel ich von dir weiß, bist du die Tochter einer blutarmen Frau. Deine Mutter ernährt sich vom Bügeln. Ist es so?"

„Ja, wir sind sehr arm!" sagte sie.

„Wie kommt es dann, daß du mit dem goldenen Geschmeide da Prunk treibst? Weißt du nicht, daß du damit den Neid und die Mißgunst deiner Kameradinnen erregst, die gleich dir Kinder armer Eltern sind?"

„Kann man mir das verbieten?" meinte das Mädchen nach einer Weile die Augen zu mir erhebend.

„Ja," sagte ich mit aller Entschiedenheit, „man kann es dir für die Schule verbieten."

„Für die Schule?" meinte sie dagegen und ich bemerkte recht gut, wie sich dabei ihre feinen Lippen ungläubig kräuselten. „Aber anderswo darf ich es doch tragen? Es ist so schön!"

Das war nicht die Antwort, die ich erwartet hatte; das war die Ausflucht eines Kopfes, der an dergleichen Ausreden nicht arm zu sein schien. Erzürnt rief ich ihr zu:

„Vergiß nicht, Franziska, daß du vor deinem Lehrer stehst! . . . Woher hast du das Geschmeide da am Arm?"

Sie war aber durch die Heftigkeit dieser Ansprache durchaus nicht erschrocken. Sie schien nur verwundert, daß ich so fragen konnte.

„Ich habe es!" sagte sie.

„Spiele nicht mit meinen Worten, Franziska!" rief ich drohend. „Wer hat dir das Armband gegeben? Doch deine Mutter nicht? Kann sie sich von ihrem mühseligen Erwerbe so viel absparen? Das ist unmöglich!"

War es die Heftigkeit meines Ausfragens, der gebieterische Ton, den sie an mir nicht kannte, oder etwas Anderes, was in ihr selbst vorging, sie war mit einem Male nachdenklich geworden.

„Warum soll man mir nicht etwas Schönes geben dürfen?" sagte sie langsam, ohne mich dabei anzusehen.

„Es hat's dir also deine Mutter gegeben?" rief ich schnell einfallend, um ihr gewissermaßen einen Vorsprung abzugewinnen.

Sie aber meinte gedehnt, fast schläfrig:

„Wer spricht denn von meiner Mutter? Ich habe das nicht gesagt!"

„Und das blaue Seidenband?" so verfolgte ich leiden-

schaftlich meinen Weg, „und das Medaillon an dem schwarzen Sammetschnürchen, nicht wahr?"

Ein feines Lächeln, recht das eines Kindes, das noch in der Rückerinnerung des einstigen Genusses schwelgt, umspielte die Lippen des Mädchens. Es war ein so reines, unschuldsvolles Lächeln, wie ich es noch niemals beachtet hatte.

„Ja!" sagte sie und wie zur Bekräftigung hielt sie den Arm vor sich hin, an welchem der Goldreifen glänzte.

„Also war's dein Vater, Franziska?"

„Ich kenne ihn nicht."

„Deine Firmpathin?"

„Ich bin noch nicht gefirmt worden."

Das brachte in mir eine andere Art von Frageſtellung zu Wege.

„Franziska," sagte ich, „du beichtest doch stets?"

„Wir müssen ja!" meinte sie, mit ihrem feinen Lächeln, mich belehrend.

„Das ist wahr! Du hättest es ja sonst dem Priester im Beichtstuhle anvertraut."

„Was denn?" fragte sie, mich mit verwundert großen Augen anstarrend.

„Wer dir das Armband und das Medaillon und alles Andere geschenkt hat?"

„Muß man denn Alles beichten, was man geschenkt bekommen hat?"

„Wenn es mit einem Unrecht verbunden war, ja!"

Das Wort machte sie tief betroffen, denn ihre Mienen nahmen den Ausdruck des Nachdenklichen an. Endlich meinte sie:

„Man hat mir aber verboten, zu sagen, von wem ich es bekommen habe."

Ein eisiger Schauer überlief mich.

„Wenn ich dir aber den Geber nenne, Franziska?"

Jetzt schien sie wahrhaft erschrocken.

„Er hat es mir aber doch verboten," sagte sie stockend, „und ich soll es Niemandem sagen."

„Auch deinem Lehrer nicht?"

Sie hob ihre Augen flehend zu mir auf; dann schüttelte sie leise den Kopf.

„So will ich ihn dir nennen!" rief ich nachdrücklich.

Doch sie erhob beide Hände wie abwehrend gegen mich. Dabei kam das glitzernde Geschmeide an ihrem linken Arm wieder zum Vorschein, und so sagte ich denn erbarmungslos zu ihr:

„Ich meine den, der sich ... Heinrich nennt. Es ist das derselbe Knabe, mit dem ich dich gestern bei den Harfenisten sah. Ist's nicht so?"

Sie schwieg.

„Und es ist derselbe Knabe," fuhr ich in erhöhtem Tone fort, „der mir gestern einen Brief geschrieben hat, der dich betrifft. Kannst du es leugnen?"

Sie schwieg wieder und schüttelte dabei aufs Neue den Kopf.

Ich weiß nicht, wollte sie damit sagen: ich bin eines Ableugnens nicht fähig; oder wollte sie in Abrede stellen, daß ich den Rechten genannt hatte. Aber als ich unmittelbar darauf in sie mit der Frage drang:

„Wer ist Heinrich? Ich will wissen, wer er ist!" brach das bis dahin so starre Kind in heftiges Schluchzen aus und unter einem Thränenstrome rief sie:

„Heinrich ist mein bester Freund!"

War das nicht zum hellen Auflachen? Diese kaum flügge gewordene Kindesseele, die naturgemäß noch im halbwachen Schlummer ruhen sollte, und sich da vor mir rühmt, im vollen

Besitze einer anderen Seele zu sein, was uns reifen Menschen kaum einmal im ganzen Leben gelingt! In jeder anderen Lage, ja! Mir aber trat in den Worten dieses Kindes ein solcher Ernst, ein so unverschleiertes Bekenntniß entgegen, daß es Niemanden wundern darf, wenn ich der tiefsten Traurigkeit mich nicht erwehren konnte. Doch ich irre mich, nicht Traurigkeit war es, die mich erfüllte, eher war es die Empfindung des tiefsten Grolles, der so gut dem Mädchen als mir selbst galt. Warum war es mir nicht möglich, hell aufzulachen? Warum hielt ich mich an die dunkle Nachtseite? Warum gab ich in Einem Augenblicke das mühsam Errungene wieder auf, weil ich es für immer verloren wähnte?

Wenn mein seliger Vater, der Schulmeister im Mühlviertel, einen widerspenstigen Jungen zu strafen hatte, so pflegte er, bevor er dazu schritt, gewöhnlich ihm zuzurufen: „Junge sieh' mich an!" Gefiel ihm Etwas nicht in dem Ausdruck seiner Miene, etwa ein falsches Blicken der Augen oder ein tückisch verhehltes Lächeln, dann zeigte er mitleidslos den Herrn und Meister. In jedem anderen Falle ließ er es an einer milden Mahnung bewenden. Das war nicht nur eine pädagogische Angewöhnung, sondern ein auf voller Menschenkenntniß beruhender Grundsatz.

Die Erinnerung an meinen Vater überkam mich in diesem Augenblicke mit aller Gewalt.

„Sieh mich an, Franziska!"

Das Mädchen richtete die thränenfeuchten Augen zu mir auf.

Nein! darauf will ich mit aufgehobenen Fingern schwören, das war der Blick eines Kindes!

Mit befreiter Seele schritt ich nun in meinem Verhör weiter.

„Franziska," begann ich wieder, „woran erkennst du, daß Heinrich dein Freund ist?"

„Woran? Er thut Alles, was mir lieb ist."

„Er kauft dir z. B. schöne Sachen, nicht wahr? Von ihm hast du das Medaillon und das blaue Seidenband und zuletzt das goldene Armband?"

„Ja!"

„Hast du diese Sachen von ihm begehrt?"

„Nein, ich habe sie niemals begehrt!"

„Er brachte dir also die Geschenke, ohne daß du sie wünschtest, ins Haus?"

„Ja! Heinrich sagte stets: wie schön wird dir das passen, Franziska! Und so habe ich es getragen."

Nach einer Weile fragte ich sie wieder:

„Ist Heinrich das Kind wohlhabender Leute?"

„O," rief sie mit vor Befriedigung leuchtenden Augen, „Heinrich ist sehr reich."

„Wie weißt du das?"

„Seine Mutter hat ein großes Haus auf dem Neubau, und das ist so groß, daß es in drei Gassen steht."

Sie mochte ein gewisses Lächeln um meine Mundwinkel bemerkt haben, das vielleicht dem Unglauben ziemlich nahe stand; denn sie meinte mit einer Art beleidigter Erregtheit, als wäre ich ihrer eigenen Ehre nahe getreten:

„Heinrichs Mutter hat auch einen großen, großen Kasten, der ist ganz aus Eisen, und selbst wenn fünf Männer kommen, können sie ihn nicht vom Platze rücken. Und in dem Kasten ist nichts als Gold und Silber; aber ein kleines Schlüsselchen öffnet ihn, sobald Heinrichs Mutter ruft: Kasten, Kasten, thu' dich auf. Aber nur, wenn sie es sagt."

„Das Alles hat dir Heinrich erzählt?"

„Ja," fuhr sie mit steigender Gluth in der Anpreisung ihres besten Freundes fort: „Heinrich bringt mir auch schöne Bücher mit, und wenn ich Etwas nicht verstehe, so erklärt er es mir so lange, bis ich es verstehe! Es geht Alles viel besser in meinen Kopf hinein, wenn Heinrich es mit mir lernt und wiederholt."

„Besser als in der Schule?" fragte ich.

Sie schwieg, den Finger an die Lippen pressend.

Ich aber fragte mich im Stillen selbst: Ist das von dem Kinde nicht außerordentlich fein und sinnig, daß sie mich, ihren Lehrer, nicht in einen Vergleich ziehen will mit den Leistungen ihres besten Freundes? Und daß sie lieber schweigt, als mich nach ihrer Ansicht zu beleidigen?

Und so beschloß ich denn, weil mir das lange Verhör zu anstrengend für die Fassungsgabe des Kindes erschien, dasselbe zu beendigen.

Ich erklärte ihr also, sie könne sich jetzt nach Hause begeben, ich sei für jetzt genügend über sie unterrichtet und wünsche vorläufig nichts Anderes zu wissen. Uebrigens sei ich mit ihr zufrieden, denn ich sei überzeugt, sie habe mir in Allem die volle Wahrheit gesagt.

Aber zu meiner Verwunderung blieb das Mädchen unbeweglich auf ihrem Platze. Ich wiederholte also meine Aufforderung; sie schien aber so in sich selbst versenkt, als hätte sie ihr keine Beachtung schenken können.

Endlich, als ich zum dritten Male in sie drang, von meinem Erlaubniß Gebrauch zu machen, kam sie mit langsam zögernden Schritten gegen mich aus der Schulbank zugeschritten.

„Ich bitt', Herr Lehrer," sagte sie fast unhörbar, „darf ich jetzt zu Hause bleiben?"

„Du willst also wirklich bei deiner Kameradin Lina bleiben

Nun gut, ich will es auf mich nehmen, und ich gebe dir dazu die Erlaubniß!" erklärte ich ihr bestimmt und bedingungslos.

Sie schien von meiner Güte lebhaft überrascht, ja betroffen. Und doch machte sie keine Miene, sich zu entfernen.

„Willst du noch Etwas, Franziska?"

„Ich bitt', Herr Lehrer," sagte sie so demüthig, ja ergeben, daß sie dadurch ein wundersam verändertes Aussehen erhielt, „darf ich Etwas verkaufen?"

„Was soll das sein?" rief ich mit unüberlegter Hast.

Doch das Kind ließ sich dadurch nicht irre machen. Ebenso gelassen, ebenso demüthig wie früher, meinte es:

„Ich möchte mein goldenes Armband verkaufen. Darf ich, Herr Lehrer?"

„Wozu?" und meine forschenden Augen richteten sich langsam, um den vollen Eindruck seines Antlitzes in mich aufzunehmen, auf das vor mir stehende Kind. „Wozu brauchst du das Geld, Franziska?"

„Ich will nicht, daß Lina Blüthenstern ins Spital kommt," gab sie zur Antwort. „Im Spitale . . . doch Sie sagen ja, Herr Lehrer, daß nicht alle Kinder im Spital sterben. Aber sie fürchten sich hineinzukommen. Und Lina Blüthenstern fürchtet sich besonders. Sie erträgt das nicht. Sie wird an der Furcht sterben. Und ich will nicht, daß sie sterbe."

„Jetzt verstehe ich dich, Franziska! Mit dem verkauften Armband willst du die Mittel bestreiten, damit Lina Blüthenstern zu Hause verpflegt werde?"

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Ich kann dir die Erlaubniß zum Verkaufen nicht geben," sagte ich, „denn ich habe kein Recht dazu."

„Wer denn?" fragte sie leise.

Mir flog es wie eine plötzliche Eingebung durch den Kopf.

„Frag' doch erst deinen Freund Heinrich," sagte ich, „er war es ja, der es dir gegeben hat."

Sie gab keine Antwort. Sie schien aber über meinen Rath nachzudenken. Dann, ohne mich zu grüßen, mit gesenkten Augenlidern ging sie an mir vorüber und entfernte sich lautlos durch die Thür.

29. Mai.

In gewisser Beziehung hat mein Kollege Andreas Achtsiebner doch Recht. Meinte er nicht neulich, wir Lehrer würden es schließlich dazu bringen, daß man von uns von Staats- und Gemeindewegen Ammen- und Kinderabwartdienst offiziell verlangen werde; wolle man uns doch schon jetzt in den Nimbus einer geheimnißvollen Allwirksamkeit kleiden und das Alles um einen jährlichen Gehalt von etlichen hundert Gulden ꝛc.

Was würde Andreas Achtsiebner von mir halten, wenn er erführe, daß ich nach der Unterredung mit Franziska Feldheim wie ein Träumender umherschlich, keines anderen Gedankens fähig, als: „wird das Mädchen das Armband verkaufen oder nicht?"

Andreas Achtsiebner würde vielleicht ein Wörtchen, wie „Schuldetectiv" haben fallen lassen, denn er ist nicht unglücklich in der Wahl solch drastischer Ausdrücke.

Ist es mir doch, als freute ich mich darüber, daß Franziska Feldheim das Geheimniß ihres Armbandes mir . . . und nicht dem Kooperator im Beichtstuhl anvertraut hat . . .

Aber wie seltsam! Als ob Jemand dem heißblütigen jungen Priester es verrathen hätte, was in mir vorgeht! Ja, stieg mit ihm, einen oder zwei Tage später, nachdem ich mit dem Mädchen gesprochen, die Stiege des Schulhauses herab und da kam er nochmals auf ein bei ihm sehr beliebtes Thema

zurück. Es betraf seine und vieler seiner Kollegen immer hitziger hervortretende Weigerung, die sogenannten „kirchlichen Uebungen" sich von der Schule vorschreiben zu lassen. Sie wollten in diesem Punkte vor der „heiligen" Haushaltungskunde oder der noch „heiligeren" Naturlehre die Vorhand haben.

Da ich keine Lust in mir verspürte, ihm zwischen Thür und Angel auf dieses Gebiet zu folgen, so sagte ich blos:

„Die Schule muß mit jeder Stunde und Minute haushalten, denn sie kann schon jetzt den ungeheuren Lehrstoff nicht bewältigen."

„Was geht mich Euer Lehrstoff an?" meinte er, im Tone jenes ungeschlachten Humors, der an unsern jungen Priestern so merkwürdig leicht gereizt wird. „Fragt Ihr Schulmeister jemals: Kirche, bist du mit deinem Stoffe fertig? Im Gegentheile! Wenn wir nicht wachen und abwehren, kann es morgen geschehen, daß man die Beichte mit irgend einem Kapitel aus der Geologie oder der sogenannten Anthropologie ersetzt. Wer bürgt mir dafür, daß Ihr die Beichte und was sich Alles dran knüpft, nicht einem Lehrer als „Unterrichtsstoff" übergebet, grade so zu behandeln, wie etwa Geographie oder Turnen? Und das sind noch die Bessern unter Euch! Geistliche Turnübungen! Der Witz ist gar nicht so schlecht; ich muß mich selbst darob loben!"

Was ist's doch, was dem Auftreten dieser zumeist jugendlichen Kooperatoren, die sich dem Lehrerdienste widmen, sogleich einen so bestimmten, gewichtigen Ausdruck giebt?

30. Mai.

Das verwachsene Kind im Hühnerhof-Durchhause scheint wirklich sehr krank zu sein und Franziska nicht übertrieben zu haben. Ich habe den Hausmeister daselbst, eine ehrliche Maurer-

natur, beauftragt, mir täglich Bericht über das Befinden des armen Kindes zu geben. Gestern in aller Frühe schon war der Mann gekommen, um mir zu sagen, die kleine Bucklige sei „so schlecht," daß an ein Aufkommen gar nicht zu denken wäre. Sie hätte ins Spital gebracht werden sollen, da hätte aber die Tochter der Büglerin, die Franziska, so heftig gebeten und geweint, bis man ihr nachgegeben und die Kranke nun zu Hause pflege. Auf meine Frage, ob ein Arzt schon geholt worden, ward mir die Antwort: allerdings sei einer geholt worden, der habe aber den Kopf geschüttelt und erklärt, dem Kinde sei nicht zu helfen; es leide an einem Drucke aufs Herz und das komme von der Verwachsung her. Auf meine zweite Frage nach Franziska und deren Benehmen am Krankenbett ihrer Kameradin, meinte der Hausmeister, es sei doch eigentlich merkwürdig, was die Franziska mit dem „Judenkinde" treibe. Das sei nicht anders, als ob sie die leibliche Schwester wäre. . . Tag und Nacht sei sie von der Buckligen nicht fortzubringen; bald lese sie ihr aus einem Buche vor, bald singe sie ihr Lieder, die das Schönste seien, was ein Mensch hören könne. Und Spielsachen habe sie der Kranken gebracht . . . Spielsachen! Also hatte Franziska das Armband verkauft? . . .

„Von wem mag sie sie wohl haben?"

„Die Spielsachen? Von wem mögen die „Büglerischen" überhaupt Alles haben, als von der steinreichen Hausfrau auf dem Neubau."

„Von der Hausherrnfrau auf dem Neubau?"

„Eben von der. Die sei in die „Büglerischen," namentlich aber in die Franziska gradezu vernarrt, und schicke ihnen Alles, was sie brauchen."

„Durch wen?"

„Von Zeit zu Zeit kommt ein fein angezogener Knabe

ins Haus, wohl das Söhnchen der Hausfrau, und der bringt Alles."

„Alles!"

Ich wollte nicht weiter forschen. Ich bat nur noch meinen Hausmeister aus dem Hühnerhof-Durchhause, in seinen Berichten über das Befinden des kranken Kindes fortzufahren; denn die Blüthenstern gehöre zu unsern besten Schülerinnen und ich verlöre sie nicht gern. Er solle das Kind von mir grüßen. —

Heute während des Nachmittagsunterrichtes ließ mich mein wackerer Hausmeister aus der Klasse rufen.

Die kleine Bucklige, berichtete er, wird den Tag nicht überleben, die Franziska hat es ihm erzählt, die es wieder vom Doktor gehört hat. Der Druck auf das Herz ist ganz schrecklich geworden, das Kind hat fast keinen Athem mehr. Und jetzt hat es nur noch Einen Wunsch: der Herr Lehrer soll kommen, denn es möchte gern Abschied von ihm nehmen.

„Hat das Kind das selbst gesagt?"

„Nein! Die Franziska sei in die Küche herausgekommen, und habe es ihm gesagt. Der Herr Lehrer soll sicherlich kommen, denn sonst stirbt die Lina und das Kind kann sich von dem Herrn Lehrer nicht verabschieden. Dadurch wird ihm aber das Sterben schwer gemacht."

„Das Alles hat Franziska gesagt?"

„Wenn der Herr Lehrer nicht kommen kann oder will, so soll er es der Franziska zu Gefallen thun. Und das Sterben kommt dem Kinde gar so schwer an. . . ."

Eine Menschenblüthe geht und sprießt auf; eine andere schließt sich. Das ist so in dem ewig nach gleichen Gesetzen geordneten Haushalt der Natur begründet. Wozu auch sollte sie bereits im Keime verkümmerte und zerstörte kleine Lina

Blüthenstern ihr Scheinleben länger fortsetzen? Andere gehen wieder auf. Ja wohl!

Warum aber konnte ich mich in diesem Augenblicke nicht des Gedankens erwehren, ob es vielleicht nicht besser gewesen wäre, wenn auch die „andere Blüthe," ich meine sie, die Franziska hieß, den Weg des Zerfalles und Verschwindens gegangen wäre, wie ihre Gefährtin, Lina Blüthenstern?

Ich ließ durch meinen Hausmeister sagen, ich würde gegen Abend zu dem kranken Kinde kommen.

* * *

Ich hatte in das Hühnerhof-Durchhaus bisher nur flüchtige Blicke geworfen. Heute betrat ich es zum ersten Male im Namen eines sterbenden Kindes! Das Hühnerhof-Durchhaus ist ein in seiner Art merkwürdiges Gebäude. Der langgestreckte Hof in Form eines Parallelogramms ist auf allen vier Seiten von kleinen Wohnungen umgeben, deren jede aus Küche Zimmer und einem sogenannten „Kabinet" besteht. Man sieht nichts als windschiefe Thüren und schmutzige Fenster. Das ist ebenso im Erdgeschosse wie in den anderen Stockwerken, die rings von einem hölzernen „Gange" umgeben sind, in welchen die Einzelquartiere münden. Ein verkrüppelter Akazienbaum steht in der Mitte des Hofes und beschattet eine eiserne Brunnenröhre, in deren Nähe immerwährende Tümpel sich erzeugen. Die Akazie ist der einzige grüne Fleck des Hofes; ich weiß es genau, wann und warum grade dort die Sperlinge sich ein Stelldichein geben. Das muß so um ein oder zwei Uhr Nachmittags geschehen, wenn nämlich der Schwengel der eisernen Brunnenröhre in beständiger Bewegung ist. Denn dann muß er das Reinigungswerk von Hunderten von Tellern

Messern und Gabeln besorgen, die ohne ihn nicht wüßten, was thun. Bei dieser Gelegenheit mag dann manches Brodkrümchen und Kartoffelstück als von keiner Seite bestrittene Beute für die Firma: „Sperling und Co." abfallen. Blumen sind an keinem Fenster zu sehen. Es ist ein trostloses, armes Haus. Und in diesem Hause breitete eine müde Kindesseele ihre Fittige aus, um heimwärts zu fliegen.

Die Wohnung der Hausirerin unterschied sich in Nichts von den soeben bezeichneten, sie lag zu „ebener Erde" und man betrat dieselbe durch eine Küche, die eben geräumig genug war, um einer Person den für ihre Hantierung am Herde nöthigen Platz zu gönnen. Das angrenzende Wohnzimmer war allerdings etwas größer. Außerdem war noch ein schmales „Kabinet" da, das aber im Verdachte stand, dem Wohnzimmer eigentlich gestohlen worden zu sein. Wenn ich jedoch bedenke, daß die Familie der Frau Pauline Blüthenstern aus acht lebenden Sprossen und ihrem Manne, dem Todtengräber der „Gemeinde" bestand, so mußte ich die Kunst bewundern, die diese zehn Köpfe in diesem Raume untergebracht hatte. Ich fand jedoch in diesem Zimmer nur die Hausirerin; sie saß an einem der zwei Fenster; eine einzige Kerze auf dem Tische beleuchtete mit einem unsichern Schein ihr blasses, abgehärmtes Gesicht.

Als sie mich erkannte, fuhr sie erschrocken auf.

„Lebendiger Gott!" rief sie in jenem halblauten, gedämpften Tone, den man so oft in Krankenstuben vernimmt, „was wird das Kind zu der Ehre sagen, daß der Herr Lehrer zu uns kommt?"

Ich fragte sie, wo sich die übrigen Familienmitglieder befinden? Denn in der Stube war es so auffallend still, daß man den Flug einer Fliege vernehmen konnte.

„Wo sollen sie sein?" entgegnete sie mit einem traurigen

Achselzucken: „Vor Allem muß das Kind seine Ruhe haben. Und so hab' ich das Eine da, das Andere dort in der Nachbarschaft untergebracht, und jetzt ist nur die Franziska allein mit ihr."

Sie deutete mit dem Finger auf das anstoßende Kabinet, dessen Thür versperrt schien.

Ich hatte mich an dem Tische, auf welchem die einsame Kerze brannte, niedergelassen. Ich sagte ihr, wie leid es mir thue, die Kleine zu verlieren, denn sie sei eine der besten Schülerinnen meiner Klasse.

„Verlieren? was heißt verlieren?" rief sie fast überlaut, indem sie mir entgegentrat: „Hab' ich gesagt, daß ich das Kind verlieren werde? mein bestes, mein einzigstes Kind, meine Lina? Der Doktor sagt's . . ., aber haben Sie noch niemals gehört, Herr Lehrer, daß sich ein Doktor irren kann?"

Ich gab der armen Mutter selbstverständlich Recht.

„Verlieren?" wiederholte sie noch einmal, denn das von mir in meiner Theilnahme leichtfertig hingeworfene Wort schien sie aufs Tiefste zu beunruhigen. „Verlieren? Was heißt verlieren? Krank ist das Kind, das ist wahr! aber so krank . . .? Muß man denn sein Kind gleich verlieren?"

Ich beschwichtigte sie, so viel ich vermochte.

„Und dann?" fuhr sie, trotzdem sie nicht vergaß, ihrer Stimme die durch die Nähe der Kranken gebotene Dämpfung zu geben, hocherregt fort:

„Das Kind hat einen Druck auf dem Herzen. Kann der Druck nicht aufhören? Er wird ganz gewiß aufhören und dann kommt mein Kind wieder in die Schule. Meine Lina hat in ihrem ganzen Leben noch keine einzige Stunde versäumt."

Damit ging sie auf die nur schlecht zugeklinkte Thüre des angrenzenden Kabinets zu und öffnete sie unhörbar. Das Ge-

Flüster eines zwischen den Kindern geführten Gespräches drang an mein Ohr. Die Frau horchte mit verhaltenem Athem nach der Thüre.

„Hören Sie, Herr Lehrer," flüsterte sie mir zu, „wie sie ihr wieder zuredet? Sie will aber nicht, sie will durchaus nicht, denn meine Lina ist ein moralisches Kind!"

Bei dem Schimmer der einzigen Kerze konnte ich bemerken, daß die Augen der Hausirerin dabei in einem freudigen Schimmer hoch aufleuchteten.

„Um was handelt es sich denn, Frau Blüthenstern?" fragte ich.

„Da hat sie ihr eine Puppe gebracht, die Franziska, etwas Schöneres ist noch nicht auf der Welt gewesen! Einer Erzherzogin könnte man auch keine schönere geben. Aber meine Lina will sie nicht annehmen, durchaus will sie sie nicht annehmen. Und da weint und bittet die Franziska und hört nicht auf; das geht so vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein. Aber meine Lina will das Spielzeug nicht, denn meine Lina ist ein moralisches Kind!"

Ueber mein Denken legte sich ein schwarzer Schatten, der alte dunkle Schatten, seitdem mir das eigenartige Mädchen aus dem Hühnerhof-Durchhause in den Weg getreten war...

„Wie hängt das Eine mit dem Andern zusammen, Frau Blüthenstern?" fragte ich beklommen.

„Weiß ich, woher die Franziska die Puppe hat?" meinte die Hausirerin. „Weiß ich, was sie dabei angestellt hat? Denn von sich selbst hat sie doch die Puppe nicht? Von so einer Puppe kann man die ganze Woche leben! Wie kann sie so eine Unsumme verschleudern? Meine Lina weiß schon, warum sie nicht will!"

„Sie sollten wenigstens die gute Absicht Franziska's an-

erkennen, Frau Blüthenstern!" sagte ich, nicht ohne eine ge
wisse Gereiztheit.

Sie schien aber nur das Wörtchen „gut" aus meiner Be
merkung herausgehört zu haben.

„Gut!" rief sie eifrig, „habe ich denn gesagt, Franziska
ist nicht gut? Zwar hat sie mein Kind in der Schule vo
allen Leuten beleidigt und gekränkt! Jetzt thut es ihr freilich
bitter leid! Deswegen hat sie aber doch keine Moral vor sich
gesehen! Darauf leg' ich meine Hand ins Feuer, Herr Lehrer!

Plötzlich hielt sie inne. Aus dem Kabinet drang hörba
die Unterredung zwischen den beiden Kindern; ich erkannte
deutlich Franziska's Stimme und hörte sie sagen:

„Lina! warum bist du so böse auf mich und willst di
Puppe nicht nehmen, die ich dir ausgesucht habe? Sieh si
doch nur einmal an, wie schön sie ist. Du möchtest ja davo
gesund werden, Lina! Sieh' sie nur einmal an! Aber du will
sie nicht, weil ich sie selbst geschenkt bekommen habe. Nich
wahr, Lina?"

Darauf schien von Seiten der Kranken keine Antwort e
folgt zu sein.

„Lina!" hörte ich wieder Franziska's halbgeflüsterte Stimm
und trotzdem klang sie voll unsagbaren Wohllautes. „D
meinst, das Herz thut dir wieder weh, und du kannst nich
reden. Aber ich weiß schon, warum du noch böse auf mi
bist! Du kannst nicht vergessen, daß ich dich vor der ganze
Schule beleidigt habe. Kannst du mir denn nicht verzeihe
Lina?"

Die Thränen waren mir in die Augen getreten, währen
sie so sprach.

Dann, als sie nach einer Weile wieder keine Antwort e
halten haben mochte, hörte ich das Mädchen, wie außer sic

und doch mit mühsam zurückgehaltenem Schluchzen: „Du wirst doch nicht sterben wollen, Lina, und bist auf mich böse gewesen? Ich hab' dich beleidigt, Lina, das ist wahr, aber ich kann die alten Sachen nicht leiden, mit welchen deine Mutter handeln geht und niemals werde ich sie leiden können. Aber dich hab' ich immer lieb gehabt, lieber als alle Anderen. Willst du es mir glauben, Lina?"

Und gleich darauf rief sie:

„Siehst du, Lina, wie schön du sein kannst, wenn du lachst?"

So, mit ihrer von Mitgefühl überströmenden Stimme und mit ihrem in die weichste Zärtlichkeit gleichsam getauchten Zureden, mußte sie sich in das Herz des kranken Kindes eingeschlichen haben. In dieser Stimme, dann in dem einschmeichelnden Reize ihrer Worte lag etwas von dem Wesen eines Kindes selbst, und mahnte doch zugleich an eine junge Mutter.

„Ein merkwürdig Kind!" sagte die Hausirerin flüsternd zu mir; „ich sag's ja immer, die Franziska ist ein merkwürdig Kind, das Herz aus dem Leibe kann sie Einem stehlen. Und doch . . ."

Ich winkte ihr zu schweigen; denn die Unterredung der beiden Kinder hatte wieder begonnen. Aber sie ward so leise geführt, daß ich nur wenig vernahm. Nur ein Wort klang an mein Ohr, das ich ganz deutlich heraushörte und worüber ich mich nicht täuschte. Es klang wie „Heinrich."

„Warum kannst du Heinrich nicht leiden?" hörte ich Franziska wieder, diesmal aber in einem trockenen, verweisenden Tone, dessen Härte selbst durch das halblaute Geflüster drang. „Warum bist du immer böse auf ihn? was hat er dir gethan, Lina? Er ist mein bester Freund! Heinrich ist mein bester Freund!"

Plötzlich fiel drin in dem Kabinet ein Gegenstand klirrend zu Boden, so daß wir Beide zusammenschraken, dazu ein so schmerzlicher Aufschrei, wie ich ihn noch nie vernommen hatte.

„Was ist geschehen?" rief die Hausirerin, „um Gottes Willen!" und hatte die halboffene Thür des Kabinetes aufgerissen.

Da hatten wir ein eigenthümliches Schauspiel vor uns.

Zu Füßen des Bettes, wo die Kleine lag, stand Franziska, beide Hände vor das Gesicht gepreßt. Auf dem Boden lag eine in blauen Atlas gekleidete Puppe mit zerschmettertem Haupte, das lange, flachsblonde Haar in gräulicher Verwirrung! Das kranke Kind saß aber aufrecht im Bette, die Decke halb und halb abgeworfen, so daß sein armer, verwachsener Oberkörper sichtbar war!

Ueber das schmächtige Gesichtchen hatte sich eine Wandlung gelagert, die das Schlimmste befürchten ließ. Das Kind war in diesem Augenblick wirklich schön, aber von einer Schönheit, die nur einmal wie eine gewisse Blume aufgeht — und verschwindet.

Namentlich die Augen waren es, die mich erschreckten. Sie waren unendlich groß geworden und leuchteten in einem unergründlich tiefen Glanze.

„Was hat sie dir denn gethan, mein goldenes Kind?" schrie die Hausirerin, die Kleine umfassend. „Habe ich's nicht immer vorausgesagt, es wird nichts Gutes aus der Freundschaft kommen?"

„Ich hab' ihr Nichts, gar Nichts gethan," schluchzte Franziska; „sie hat mit einem Male meine Puppe gepackt und hat sie auf den Boden geschleudert!"

Das Kind versuchte, sich in der Umarmung seiner Mutter höher aufzurichten, um etwas sprechen zu wollen. Daran ward

es aber durch das krampfhafte Zucken, das durch seinen Körper ging, verhindert. Das kranke Herz war stürmisch bewegt; es ging wie eine Welle bald auf, bald nieder. Die Lippen waren farblos und festgeschlossen. Die Schatten des Todes lagen unverkennbar auf diesem Antlitze.

All mein Leben wird es in meiner Erinnerung bleiben, wie es dieser ringenden Kindesseele allmälig dennoch gelang, des drängenden Schattens Herr zu werden, ja, es schien fast, als habe er sich für immer entfernt. Das schmale Gesichtchen hellte sich auf, die Lippen öffneten sich wieder, das krampfhafte Zucken hatte aufgehört. Aus der Umarmung der Mutter streckte mir das Kind ein dünnes, abgemagertes Aermchen entgegen. Wie heiß brannte diese Hand!

„Ich danke Ihnen, Herr Lehrer!“ flüsterte die Kleine, „ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind. Geben Sie auf die Franziska Acht ... Herr Lehrer ... ich bitte. Sie ist so gut ... so gut ... aber die Puppe ...“

Das war das letzte Wort des verwachsenen Kindes! Denn plötzlich that es einen tiefen Seufzer und mit diesem Seufzer fiel es in die Umarmung seiner Mutter zurück.

Erst jetzt mochte diese von der Ahnung überkommen sein, was all das, was hier vorging, zu bedeuten habe. Sie riß das Kind mit einem gewaltsamen Ruck zu sich auf, so daß der Schein des Lämpchens gerade auf dessen Gesicht fiel ...

Die Augen waren geschlossen, der Athem ging nicht mehr. Der „Druck auf dem Herzen“ hatte wohl für immer aufgehört.

Lina Blüthenstern, das Kind der Hausirerin im Hühnerhof-Durchhause war nicht mehr meine Schülerin ...

30. Mai.

Gestern gegen neun Uhr Morgens wurde Lina Blüther stern zur Erde bestattet.

Tags zuvor hatte eine Deputation von Schülerinnen meine Klasse um die Erlaubniß nachgesucht, ihrer Kameradin da letzte Geleite geben zu dürfen. Ich erhob keinen Einwan gegen die Bitte der Kinder; dazu fiel der Begräbnißtag a einen freien Schultag. Und so versammelte sich gestern u die festgesetzte Stunde im Hühnerhof-Durchhause meine gan Klasse. Auch sonst fand der letzte Erdengang des armen Kind große Theilnahme. In allen Fenstern und Thüren sah ma Kopf an Kopf gereiht, die Bewohner des langen Durchhause Nur von den „Büglerischen" konnte ich Niemanden bemerke Wo war Franziska? Was hatte das zu bedeuten?

Die Kinder gingen paarweise hinter dem von Männe der „frommen Bruderschaft," wie man sie mir nannte — g getragenen Sarge einher. Viele der Mädchen hatten Blume kränze mitgebracht, die sie darauf niederlegen wollten. Ab der Vater des todten Kindes erklärte, er könne das nicht z geben, denn das sei nicht Brauch bei „ihnen." Aus de Innern der Wohnung vernahm ich das heftige Weinen d Mutter, die bereits auf dem Trauerschemel saß, den sie v nun an durch sieben Tage, mit Ausnahme der Nacht, nic verlassen sollte ...

Vor dem Hause wurde der Sarg in den bereitstehend Leichenwagen gebracht. Wir gaben dem Kinde noch bis a Ende der Gasse das Geleite. Dort zerstreute sich die Kla nach allen Richtungen.

Als ich mich einmal zufällig zurückwandte, sah ich a großen Hausthore des Hühnerhofes ein Mädchen stehen, d uns nachzublicken schien. War es Franziska?

31. Mai.

Im heutigen Abendblatte des „Tageblattes“ ist folgende Notiz enthalten:

„Gestern ist hier der Schüler an einer unserer städtischen Bürgerschulen, Heinrich W. von der Polizei gefänglich eingezogen worden. Derselbe ist beschuldigt, aus der eisernen Kasse seiner Mutter, einer reichen Hausbesitzerin auf dem Neubau, Schmuckgegenstände und auch baare Geldbeträge in fortgesetzten Angriffen entwendet zu haben. Heinrich W. soll zu den vorzüglichsten Schülern seiner Schule gehören. Das entwendete Geld soll er in lustiger Gesellschaft mit einer Schülerin seiner Bekanntschaft vergeudet haben. Der Fall macht auf dem betreffenden „Grunde“ großes Aufsehen.“

---

## III.

### Heinrich und Franziska.

„Franzi!“

„Was willst, Heini?!“

„Möchtest du jetzt einen Gott sehen?“

Ein silberhelles Kindergelächter antwortete dieser Frage.

„Wieder ein solcher, wie der von neulich?“

„Nein! ein viel schönerer! — Komm nur!“

Dieser Aufforderung konnte ein kleines Geschöpf von ungefähr acht Jahren, mit langen, blonden Zöpfen, die ihm bei jeder Bewegung um den Kopf baumelten, nicht widerstehen. Es lief mit behenden Schritten zu dem Gartenzaune hin, an welchem ein Knabe ihrer bereits wartete. Denn dieses Gespräch fand innerhalb einer Laube und eines aus Brettern zusammen-

gefügten Zaunes eines Gartens statt, der sich hinter einem großen Hause auf dem „Neubau" bis zur angrenzenden Gasse zog, die aber bereits einem andern Bezirke angehörte.

„Wo hast ihn?"

„Stell' dich da vor die Spalte. Siehst du ihn?"

„Wo denn?"

„Den Mann dort im blauen Mantel und dem goldenen Helme auf der Mauer, grade zwischen den zwei mittleren Fenstern."

„Meinst du den Florian? Und in der einen Hand hält er ein Wasserschaff und gießt es ins Feuer aus!"

„Der ist's!"

„Das ist aber kein Gott, Heini! Der Florian ist kein Gott!"

„Was ist er dann?"

„Ein Heiliger, Heini!"

„Er ist aber doch ein Gott!"

„Wieso aber, Heini?"

„Er ist nur der Gott des Feuers!"

Ueber die Lippen des kleinen Mädchens schlich ein langgedehntes, träges: „Nur?" der Enttäuschung. Dann schlich es von der Spalte wieder zurück, während sein Gefährte sich wieder davorstellte, wahrscheinlich, um dem „Gotte im blauen Mantel und goldenem Helme" weitere Betrachtungen zu widmen.

Aehnliche Gesprächsstoffe mögen zwischen den beiden Kindern schon oft hin und her gewogt haben. Sie kommen wie ein Gebirgswasser, rasch, unaufhaltsam und reißend, um ebenso schnell, wie sie gekommen, zu verlaufen. Denn es giebt Nichts in den Höhen und Tiefen des Weltalls, was eine Kinderseele nicht zu sich herabreißt, um es an ihr neugieriges Auge so lange zu rücken, bis sie es nach ihrer Weise zurechtgelegt hat.

Dann kommt der alte Zuchtmeister der Menschheit, man sagt, grade zur rechten Zeit, um diese ganze träumende, grübelnde und zerfasernde Welt wieder einzurichten. Stück für Stück wird zerschlagen und wie bei einem Eisentrödler altes Eisen, so liegen die Trümmer auf der — ersten Schulbank!

An derselben Stelle, vielleicht an derselben Spalte im Gartenzaun, an welcher Heini seinen „Gott des Feuers" entdeckt hatte, saßen einmal wieder die Kinder und lasen gemeinschaftlich in einem Buche.

„Heini! Du hast wieder vorausgelesen! Du willst immer das Ende voraus wissen."

„Ich will wissen, was mit der unglücklichen Rosa geschieht. Ich kann's kaum erwarten."

„Glaubst du, daß sie so unglücklich bleibt?"

„Nein!"

„Weil du es schon im Voraus weißt!"

„Deswegen? Aber sie kann ja nicht ewig unglücklich bleiben. Einmal muß die Rosa eine reiche, vornehme Dame werden."

„Vornehm? was heißt das?"

„Die wunderschöne Kleider von lauter Gold und Seide hat, und hinter ihr geht ein Bedienter, oder sie fährt in einer Kutsche mit vier weißen Schimmeln."

„Das Alles wird aus der unglücklichen Rosa?"

„Ja! und die böse Frau, die sie so sehr gequält hat, wird todtgeschlagen, früher wird sie aber zum Hungertod verdammt, weil sie der Rosa so wenig zu essen gab; auch werden Alle, die ihr jemals etwas zu Leide gethan haben, unbarmherzig gestraft. Sie haben ja gewußt, daß Rosa eine Grafentochter ist, und haben es nicht gesagt."

„Und der brave Schulmeister, Heini, der ihr immer so gute Lehren gab?"

„Den Schulmeister hasse ich."

„Warum denn, Heini?"

„Er giebt der Rosa Nichts als Lehren, daß sie nicht vornehm werden soll!"

„Du wirst sehen, Heini, zuletzt wird sie die glückliche Frau des Schulmeisters, und sie wohnen dann in einem prächtigen Schlosse, denn der Schulmeister ist eigentlich ein Prinz."

„Ich will nicht, Franzi! ich will nicht. Ich zerreiße das ganze Buch und dann weißt du gar Nichts. Und ich thue dir gar Nichts mehr zu Gefallen! gar Nichts!" — —

„Du willst also das schöne Buch zerreißen?"

„Ja! oder ich werfe es ins Feuer!"

„Dann wein' ich mir die Augen aus, Heini!"

„Daraus mach' ich mir gar Nichts!"

„Heini!"

„Franzi!"

Was war zwischen die hochgehende Erregtheit der beiden Kinder getreten? Vielleicht ein paar Thränen in den Augen Franzi's?

„Franziska!"

„Was willst?"

„Magst den Schulmeister gern?"

„Ja! er nimmt sich der unglücklichen Rosa so sehr an."

„Er soll sich ihrer aber nicht annehmen. Ich leid' es nicht."

Das Buch zitterte in der Hand des Knaben, wie etwa ein Vögelein in den Klauen des Raubvogels.

„Heini! du wirst sehen, am Ende wird die Rosa den Schulmeister heirathen. Du wirst es sehen!"

„Dann —"

Ein Geräusch, wie wenn in einen Gegenstand ein gewaltsamer, heftiger Riß geschähe; ein Schreckensschrei, der die Lüfte durchschnitt und dann — dann lag allerdings die „unglückliche Rosa" zwischen den Beiden am Boden, zerstückt und zerfetzt!

Einige Stunden später, jedenfalls war es vor dem Schlafengehen, gab es wieder Friede und Freude zwischen den zwei tief verletzten Gemüthern! Denn Kinderherzen nehmen solche Störungen des Gleichgewichtes nicht gern hinüber in die dunkle Traumwelt des Schlafes.

Da hatte Franziska wahrscheinlich den wieder hergestellten Frieden mit einer Konzession an ihren Gefährten dadurch erkauft, daß sie die Heirath des Schulmeisters mit der „unglücklichen Rosa" wieder aufgab, während Heini dafür das Versprechen leistete, fortan den Schulmeister nicht zu hassen.

Die Beiden spielten zuweilen auch Theater. Der uralte Liebling unserer Kinderwelt, jenes Märchen, das über alles Erinnern der Menschheit hinausgeht: „Rothkäppchen," bildete auch bei Heini und Franzi den Stoff des Bühnenwerkes! Aber nur den Stoff; alles Uebrige war freie Erfindung — und Bearbeitung der Kinder. So darf es nicht Wunder nehmen, wenn der Wolf nicht nur ein wirklicher Wolf war, wie ihn das Märchen gebildet, sondern zu gleicher Zeit ein Räuberhauptmann, und zwar Einer von der edelsten Sorte. Der Wolf erlitt seine gerechte Strafe, aber auch der Räuberhauptmann triumphirte schließlich, indem er das schöne Rothkäppchen heirathete. Das war durch eine jener kühnen Kombinationen im Handumdrehen geschehen, wie sie kindisches Spiel so oft bietet. Allerdings hatte Franzi mit weiblichem Scharfsinn die Unverträglichkeit beider Rollen behauptet, aber Heini gegenüber half ihr das nur wenig. Der Wolf hatte zwar das

Rothkäppchen, wie es leibte und lebte, verschlungen gehabt, aber wozu war der Räuberhauptmann da? Er hatte glücklicherweise eine Quaste des Rothkäppchens entdeckt, die dem Wolf zum Rachen heraushing . . . Verdiente er nicht schon darum Rothkäppchens Gemahl zu werden?

Heini — das war nun für Jeden klar, der den geheimen Sinn solchen Verkehrs zwischen Kindern sich zurecht zu legen versteht — war fest entschlossen, keine Andere solle einmal seine Frau werden, als Franzi.

„Wenn ich einmal groß bin und der eiserne Kasten gehört mir, der oben im Zimmer bei meiner Mutter steht, dann heirathen wir uns, Franzi, und du bekommst dann die schönsten Kleider von mir, und wir wohnen ganz allein in einem großen Hause!"

Um diesen eisernen Kasten, vulgo Kasse genannt, spielte überhaupt das Märchendunkel eines Geheimnisses in dem Entwicklungsleben der beiden Kinder. So oft Heini's Mutter denselben öffnen wollte, geschahen dazu die eigenthümlichsten Vorbereitungen. Zuerst wurden sämmtliche Fenster geschlossen und die Vorhänge herabgelassen; dann mußte Heinrich nachforschen, ob sich irgend eine lebende Seele in der Nähe befand. Erst, wenn Heini sich die Ueberzeugung verschafft hatte, daß die Umringsherum rein sei, und kein fremdes Auge neugierig lauere, erst dann wurde an das Werk geschritten. Und wie eltsam ging es erst jetzt zu! War es wirklich so, oder täuscht sich Heini's sonst gar scharfes Gehör? Ehe Heini's Mutter aus der tiefsten Tiefe eines Geldtäschchens, das sie stets bei sich trug, ein kleines Schlüsselchen hervorholte, das aber nicht größer war als ein gewöhnlicher Uhrschlüssel, um es dann in das mit einem verschiebbaren Dache versehene Mittelloch des eisernen Kastens zu stecken, glitt ein geheimnißvoller Zauberspru

über ihre Lippen, als sollte zuvor der Bann, der ihn geschlossen hatte, gelöst werden.

Dann erklang ein leises Rauschen und Klingen im Innern des Kastens. „Noch nicht, noch nicht!“ sprach ein zurückgeschobener Riegel . . .

Dann ging Heini's Mutter zu einer in der Ecke der Stube wie verbannt sich vorkommenden Kommode und holte aus einer Schublade, die wieder ein zweiter Schlüssel aufsperren mußte, ein neues Schlüsselchen hervor, auch nicht größer als sein Brüderchen, das den Kasten zum Sprechen gebracht hatte. Sobald aber dieses durch eine andere Oeffnung gefahren war, erscholl im Innern des eisernen Behälters ein weit stärkeres Brausen und Rauschen; Riegel schoben sich hervor und schoben sich wieder zurück; vernehmlich rief es: „Jetzt, jetzt!“ Plötzlich sprangen die beiden Thorflügel auf und erst jetzt öffnete sich noch ein geheimes Thürchen . . .

Der eiserne Kasten war allmälig zu einer gewaltig ernsten Persönlichkeit geworden. Wenn sie sich auch nicht vom Platze bewegen konnte, sondern starr und gefühllos mit ihren verschlossenen Augen dareinglotzte, — das waren nämlich ihre drei Oeffnungen, deren davor angebrachte Schutzdächer gleichsam die Wimpern vorstellten, — für die Kinder sah, hörte und athmete sie. Für sie, namentlich an Winterabenden, wenn der Schnee die sonstigen Spielplätze im Garten überweht hatte, gab es kein starres Metall! Unter ihren bildenden Fingern nahm es tausenderlei Gestaltung an und Formen, um, eine nach der anderen, von denselben Händen im nächsten Augenblicke in Trümmer geschlagen und zu einer noch abenteuerlicheren umgeknetet zu werden!

„Ich fürcht' mich, Heini, ich fürcht' mich!“ sagte einmal, als sie im Zwielicht eines Winterabendes sich allein in der

Stube befanden, Franzi, indem sie sich schauernd in eine Ecke schmiegte.

„Hoho!“ lachte Heini übermüthig: „Wer wird sich fürchten?“

„Aber Heini! siehst du nicht, wie er mit den feurigen Augen funkelt?“

Sie meinte damit die drei Oeffnungen des eisernen Kastens, und da Kinder sich sogleich verstehen, rief der heldenmüthige Heini:

„Auch ich sehe sie funkeln, Franzi, . . . es ist schrecklich anzusehen. Der Riese hat ein großes Feuer angezündet! Aber gieb Acht! wenn ich älter werde und stärker, da werde ich ihn bezwingen und der Riese wird dir Nichts anthun dürfen.“

Darauf beruhigte sich Franzi und das Ende des Spieles in das sich die Kinder beinahe bis zur vollen Wahrheit hinein getäuscht hatten, bestand darin, daß mit der Lampe, die die Magd auf den Tisch stellte, der ganze Spuk verschwand.

„Was du doch schön bist, Franzi!“ brach es einmal mit stürmischer Hast, mitten in einem Spiele, aus Heini hervor. „Es giebt gar keine schönere Prinzessin, denn keine hat ein so goldenes Haar wie du und keiner steht das Rothkäppchen so gut, wie dir. Es bleibt dabei: Wenn ich einmal groß bin, so machen wir Hochzeit.“

Das hörte eine Frau, die zufällig dabei saß, aber sie lächelte nicht ob dieser kindischen Worte.

„Bettelprinz!“ sagte sie bitterböse: „wovon willst du denn leben, wenn du groß bist? Bettelprinz!“

Heini richtete sich aber in die Höhe. Er sagte blos:

„Jetzt bin ich noch nicht groß. Und Franzi ist auch noch nicht groß. Aber ein Bettelprinz bin ich nicht. Und dann

nehme ich den eisernen Riesen mit mir fort. Nicht wahr, Franzi?" —

Vor zehn Jahren etwa machte die Doppelheirath zweier junger Mädchen auf dem „Neubau" nicht geringes Aufsehen. Beide gehörten bekannten Bürgerfamilien des dortigen „Grundes" an, die noch immer trotz beständigen Zufluthens neuer Bevölkerungselemente eine Art erbgesessenen Stammadels, namentlich in unsern westlichen Vorstädten bilden; die Häuser, die sie bewohnen, sind seit unvordenklicher Zeit ihr Besitzthum und werden noch heutzutage nach ihnen benannt. Beide Mädchen gehörten gleichzeitig zu den „Schönheiten" des Neubaus; Beider Eltern waren als wohlhabend und hochangesehen gepriesen; Beide endlich umschloß — schon von der Schulbank her — die innigste Freundschaft. Man erzählte ihnen nach, sie hätten sich gegenseitig das Wort gegeben: keine solle ohne die Andere heirathen und wenn nur irgend möglich, wollten sie Beide an einem und demselben Tage und in der nämlichen Kirche mit dem Myrthenkranze geschmückt, erscheinen.

Beider Lebenswege waren also so glatt und eben, daß man sagen konnte, für sie sei „ausgesorgt," wie der Volksmund preist, wenn er in Beurtheilung menschlichen Geschickes zuweilen bei guter Laune ist. Und so zeigte ihnen denn das „Glück" auch bei jeder Gelegenheit sein heiterstes Lächeln, als wollte es sagen: „diese beiden Mädchen gefallen mir in ihrer Unmittelbarkeit und Kühnheit: Sie wollen mich erzwingen! Sei es denn! ich will ihnen gehorchen." Ja, es hatte fast den Anschein, als ob es nur allzu gehorsam im Vorhinein auf jede Ausübung seiner ihm sonst zu Gebote stehenden Macht verzichtet habe. So kam es, daß die beiden Mädchen, ungewarnt und ungemahnt, sich dem vollen Strome ihrer Glückeszuversicht mit einer Art von herausforderndem Muthwillen

überließen, etwa wie übermüthige Schwimmerinnen der kühlen Fluth!

Das traf namentlich ein, als sie, ihrer gegenseitigen Zusage treu, an die Wahl ihrer künftigen Gatten schreiten wollten! Und wieder zeigte sich jenes Lächeln, jener Gehorsam, jene Botmäßigkeit ihres Geschickes!

Auf einem und demselben Ballfeste, das die „Väter" ihres „Grundes" zu irgend einem wohlthätigen Zwecke veranstalteten, stellten sich den beiden Mädchen zwei junge Männer vor, die — nach ihrer, zwischen einem tollen Walzer und einer noch tolleren Polka im schüchternsten, darum aber um so eindringlicheren Tone abgegebenen Versicherung zu schließen, nur auf das erlösende Wort von den Lippen der beiden Freundinnen harrten, um sich den „Herren Eltern" vorstellen zu dürfen. Wann wären junge Leute nicht offen gewesen bei einschmeichelnder Tanzmusik in der weichen Atmosphäre einer Ballnacht?

Bei Veronika, der Einen, soll es übrigens noch ein kleines Wörtchen gewesen sein, dem sie keinen Widerstand entgegen zu setzen vermochte. Ihr „junger Mann" durfte sich nämlich vor seinem Geschlechtsnamen ein stolzes „von" vorschreiben, was sich schon vom Großvater her datirte, der für die Einführung einer neuen Art, die Spulen abzuhaspeln, diese „Auszeichnung" erhalten hatte.

Die jungen Fabrikantensöhne vom Neubau wurden gnädig angenommen, die Bewilligung ward ertheilt, einige Monate später sehen wir die beiden Paare gemeinschaftlich vor den Traualtar treten, ganz so, wie es in alten Büchern zu lesen ist, bis zu einem gewissen Abschnitte oder Kapitel. Nur darf man nicht wie Heini das Ende vorauslesen wollen.

Wenige Jahre später — Vemi's Knabe war grade so alt wie Veronika's Töchterchen ungefähr vier Jahre — war Vemi

eine Wittwe, Veronika so gut wie eine Wittwe, eine arme, von ihrem Manne schmählich verlassene Frau, die auf die Mildthätigkeit ihrer Freundin angewiesen war!

Das war so gekommen und ist eigentlich mit wenigen Worten wiedererzählt.

Die jungen Fabrikantensöhne nämlich, mit denen sich unsere beiden Mädchen für alle Zeit „versorgt" hatten, waren nicht aus jenem Holz gezimmert, aus welchem ihre Väter und Großväter Häuser, Gärten und Fabriken und Alles was dazu gehört, allmälig erworben und erweitert hatten, und das sie selbst zu so angesehenen Bürgern am „Neubau" geformt hatte. Das galt so gut von dem Einen wie von dem Andern. Ist das überhaupt eines der Naturgesetze, soweit es sich in dem Leben großer Städte nachweisen läßt, daß sich Erwerb und Besitz so selten, selbst mit eisernen Ketten nicht, festhalten lassen im dritten und vierten Geschlechte?

Wenn dieses Gesetz richtig ist, dann hat es sich an den Männern unserer Freundinnen glänzend bewährt.

Es ging erst eine kurze Zeit ins Land, als Veni zuerst — denn sie hatte einen scharfen, gewissermaßen aufmerksamen Verstand — bemerkte, daß Hans Wegener, ihr Gatte, dem Geschäfte nicht so vorstand, wie sie es erwartete. Dasselbe junge Geschöpf, das in einer lustigen Ballnacht sich dazu verstanden hatte, einem Manne ihrer Wahl das Jawort zu geben, konnte seinen Aerger nicht unterdrücken, wenn Hans Wegener stundenlang im „Kindszimmer" sich aufhielt, um in die Augen seines Knaben zu blicken, als könnte er das Geheimniß, warum sie schwarz und nicht braun oder blau seien, noch immer nicht ergründen!

Um diese Zeit war es über die Webstühle des ganzen „Grundes" wie eine Art böser Krankheit gekommen, die sich

darin kund gab, daß die meisten von ihnen mit großer Unlust arbeiteten und gleichsam nur mit verhaltenem Gähnen ihr Schnarren und Schnurren fortsetzten. Man nannte das eine „Krise" im Geschäft, wie sich deren die ältesten Leute nicht erinnerten; Vemi glaubte aber nicht daran. Sie war fast geneigt, die schwere Heimsuchung ihrem Manne ganz allein zuzuschreiben. Sie mußte sich bezwingen lassen, meinte sie in ihrem Sinne, wenn Hans nur wollte. Aber er wollte nicht. Es schien ihm sogar lieb, daß die Webstühle so beharrlich schwiegen und einer nach dem andern sein Schnurren einstellte. Das lärmende Geräusch schien ihn zu stören — im müßigen Anschauen seines Knaben!

Kurz, es steckte in diesem Hans eine jener träumerisch verschlafenen Naturen, die einer mit Willenskraft und Beobachtungsgabe ausgestatteten, wie es Vemi war, immer als etwas für die Welt und das Haus Unbrauchbares erscheinen werden.

Trotzdem besaß Hans Wegener seine bestimmten Vorzüge, nur daß sich Vemi nicht darauf verstand. Er zeichnete sehr schön. Die schönsten Blumen und Arabesken, namentlich, wenn er sie mit Farben auslegte, quollen aus seinen Fingern hervor, und das war gut. Es waren Muster für seine Webestühle, nur daß sie wegen der „Krise" nicht zur Ausführung gelangten. Wenn Vemi fragte: „Warum führst du das und jenes nicht aus, das könnte Geld bringen," so widerstrebte Hans, weil ja auch das Schönste und Geschmackvollste „liegen" blieb! Und wieder, wenn er eine Lieblingsschöpfung, die ihm so recht ans Herz gewachsen war, dem Webestuhle anvertraute, wollte, trat ihm ihre Bedenklichkeit mit der ganzen Wucht ihres eisklaren Verstandes entgegen:

„Für die Krise ist Alles gut!" belehrte sie ihn dann, „warten wir bessere Zeiten ab!"

Und Hans Wegener gab gehorsam nach; denn im Grunde war er ein großer Verehrer der Verstandeskräfte seiner Frau. Sie aber wußte das nur zu genau!

Eines Tages, nachdem Vemi eine lange Unterredung mit dem Buchhalter des Geschäftes gehabt hatte, sagte sie zu ihrem Manne:

„Ich will meine eigene Kasse von Eisen haben mit drei Schlüsseln. Da hinein will ich die Mitgift meiner Eltern geben und die Schlüssel werde ich stets in meiner Tasche aufbewahren. Es ist so besser. Willst du mir eine solche anschaffen?"

„Sie soll morgen da sein!" entgegnete Hans, „ich hätte schon längst daran denken sollen."

Er hatte auch wirklich nicht daran gedacht. Nun aber, da er daran denken mußte, ging in seinem Gemüthe etwas vor, wofür Vemi's Verstand trotz der Schärfe seiner Augen keine Sehkraft besaß.

Das eiserne Ungethüm, das nicht weniger als vier Männer mit Walzen und Stricken in die Kinderstube schaffen mußten, war wirklich schon am anderen Tage da. Woher es kam, daß grade die Stube ihres Knaben zum künftigen Aufenthalte des eisernen Kastens ausersehen wurde, also grade ein Ort, wo sämmtliche Geister der Kindheit ihr ungestörtes Spiel treiben, hätte Vemi wahrscheinlich selbst nicht angeben können. Wahrscheinlich war sie dabei von einem nicht ganz klaren Bewußtsein geleitet, daß der Inhalt der Kasse da am wenigsten Anfechtungen ausgesetzt sei. Anfechtungen? Von welcher Seite? Von ihr selbst? Von .. ? Jedenfalls sollte das Kind da sein, sein und ihr Kind! Denn so viel stand in ihr fest, und das sagte sie sich oft zur Entschuldigung ihres Thuns und Sprechens: dem Kinde gehörte Alles, dem Kinde gehörte die

Mitgift ihrer Eltern, Alles, Alles! War das nicht edel und weise zugleich, namentlich in einer Zeit, wo die „Krise" immer weitere Kreise zog, von der klugen, weitausschauenden Vemi?

Eigenthümlich war es jedenfalls, daß von dem Augenblicke an, wo das braunlackirte Ungeheuer aus Eisen dem Kindszimmer seinen hervorragendsten Schmuck verlieh, Hans Wegener nur selten seine Schritte dorthin lenkte. Es vergingen Tage, ohne daß er in die Augen des Knaben geblickt hätte. Auch das Zeichnen von Blumen und Arabesken vernachlässigte er.

Hatte er wirklich die Ueberzeugung gewonnen, daß, so lange die Krise währte, auch die treibenden Kräfte seiner Phantasie ruhen müßten? Für wen sollten sie arbeiten? Es begehrte sie ja Niemand! Vemi sagte ja immer, es habe Zeit und man solle damit warten, bis die Krise vorübergegangen sei.

Die Wahrheit ist: Hans Wegener hatte ein krankes Gemüth und wollte sich selber helfen.

Die Natur macht es zuweilen so; sie erregt plötzlich einen Sturm, um eine tagelange Schwüle von sich abzuschütteln. Auch Hans Wegener brauchte einen solchen Sturm und der Sturm war da, noch ehe er ihn eigentlich recht gesucht hatte — in der Gestalt seines Jugendfreundes Fritz von der alten Fabrikantenfirma: von Feldheim und Cie. — und es war zugleich derselbe Fritz, der in jener lustigen Ballnacht Veronika's Herz und Hand gewonnen hatte. —

Es ist mehr Regel als Ausnahme, daß Mädchenfreundschaften am Hochzeitstage einen gewaltigen Abbruch erfahren. Bei Vemi und Veronika war die Ausnahme eingetreten. Sie kannten keine, durch einen neuen Werdeprozeß hindurch gegangene Entwickelung, die das Eine hierhin, das Andere dorthin verwies, wo sich ihre künftigen Wege nicht kreuzen konnten. Vemi hing an der Jugendfreundin mit derselben Zähigkeit und

Treue, wie in ihren Mädchentagen; auch nicht das leiseste Anzeichen einer Abschwächung war an ihr zu bemerken. Veronika war noch immer ihre Vertraute in allen großen und kleinen Angelegenheiten ihres Lebens; sie verschwieg ihr nicht den kleinsten Umstand, während sie doch, wäre ihr sonst so klarer Verstand in dieser Beziehung nicht mit Blindheit geschlagen gewesen, ohne viele Mühe hätte errathen müssen, daß der Charakter ihrer Freundin einer Entwickelung unterlag, die schon früher in ihr geschlummert hatte, aber erst jetzt in der Ehe deutlich genug hervortrat.

Warum vertraute Veronika ihr nicht an, wie es mit ihr und ihrem Manne Fritz Feldheim stand; daß sie unter der fürchterlichen Krise, von der ihr Vemi stets sprach und Schreckensbilder entwarf, fast noch mehr litten? Daß es sich immer klarer herausstellte, die Firma sei schon vor der Krise hinfällig gewesen? Warum verrieth sie das mit keinem Worte und pries statt dessen den steigenden Wohlstand ihres Hauses und die Geschicklichkeit ihres Gatten? Wenn sie der haushälterischen Vemi bald mit einem neuen Hute oder Kleide oder mit irgend einem glänzenden Schmucke unter die Augen trat, den ihr die Freigebigkeit ihres Mannes in nie versiegender Fülle verliehen, warum sagte sie ihr nicht, daß zwischen Geben und Nehmen die unheimliche Tiefe des Schwindels gähnte, dem ihr Fritz unaufhaltsam verfallen war?

Nicht, weil die Scheu sie abhielt, die Wunden ihres Haushaltes bloszulegen, sondern weil sie Gefallen daran fand, Andere zu täuschen und sich selbst. Das ging so weit, daß Vemi die vorgenommene Maske der Jugendfreundin für ihr wirkliches Antlitz hielt und in ihr das begünstigte Glückskind sah.

Kurz nachdem das eiserne Ungethüm in Vemi's Kindszimmer gekommen war, kam Veronika einmal auf Besuch. Sie

lachte über den neuen, im frischen Firnisse glänzenden Gast, so daß Vemi sie um die Ursache ihrer Lustigkeit befragen mußte.

„Was erscheint dir so lächerlich?"

„Es ist nur, weil er sich so häßlich ausnimmt."

„Häßlich? Ich finde ihn sehr schön."

„Das auch noch? Und dann stellt er sich so breit und vornehm hin, wie ein echter Geldprotz."

„Willst du denn nicht reich sein?"

„Reich? Vielleicht. Aber ich kümmere mich nicht darum. Mein Mann giebt mir Alles, was ich brauche. Das ist seine Sache. Woher er es nimmt, das ist meine geringste Sorge. Hätte er mich sonst geheirathet?"

Vemi überhörte aber den Doppelsinn, der in Veronika's Worten lag. Wie denn auch nicht? Sie vernahm nur, was sie hören wollte.

„Du brauchst freilich keine eiserne Kasse," sagte sie still vor sich hin. „Denn du bist versorgt. Andere müssen aber für sich selbst sorgen. Die Zeit ist so schwer."

Wie sollte Vemi unter solchen Umständen es erkennen, daß die spöttische Lustigkeit Veronika's, die dem braunlackirten Ungethüm in der Kinderstube galt, aus nichts weniger hervorging als aus ihrer vermeintlichen Versorgtheit? Daß sie nah verwandt war mit Neid und Mißgunst? Wie sollte sie wissen, daß von dieser glänzenden Veronika die Kopfkissen sich so manche Nacht mit heißen Thränen füllten, nicht weil sie den nahen Untergang ihres Wohlstandes voraussah, denn der kümmerte sie in ihrem angeborenen leichten Sinn wirklich nur wenig, sondern weil Fritz Feldheim die letzten Trümmer seiner alten Firma, — dieser auf dem Neubau „erbgesessenen," bis tief nach Polen hinein, ja bis in die Walachei bekannten

Firma — an Harfenistinnen, Lokalsängerinnen und andere Virtuosen ähnlichen Schlages vergeudete.

Zu wissen nämlich, an welchem Abende und in welchem Lokale der Vorstadt die besten und frischesten „Schlager" zu hören waren, wo das urwüchsigste „Kouplet" erscholl, welche der Lokalsängerinnen bei einer gewissen Stelle sich als unübertroffene Meisterin einer bestimmten Handbewegung oder Geberde bewies, das war Fritz Feldheim's „Sport," die höchste Aufgabe seines thatenlosen Lebens. Ihr widmete er alle freien Stunden und da wegen der Krise, die seinen Webstühlen ein beharrliches Stillschweigen auferlegte, so ziemlich der ganze Tag und auch die halbe Nacht dazu gehörten, so kann man daraus den Schluß ziehen, wie schön versorgt sich bei Allem Demi's Jugendfreundin fühlen mußte.

Fritz Feldheim war nicht allein der großmüthigste Pfleger der heiteren „Volksmuse," wie er sie nannte, er war auch der weit berühmte Beschützer und Mäcen Aller, die zu ihrer Fahne geschworen hatten. Nicht nur, daß sie seiner schöpferischen Feder die keckſten und durchschlagendſten Kouplets verdankten, wobei er sich nur ausbedang, daß sein Name unter dem Schleier der Anonymität verborgen blieb; er setzte auch Preise auf die besten „Vierzeiligen" und „Gstanzeln;" er stand auch mit den meisten Verdolmetscherinnen seiner Verse auf dem traulichen „Du- und Du-fuße."

„Gelt, Fritz'l!" hieß es hier und dort, wenn eine seiner dichterischen Thaten sich eines besonderen Triumphes erfreute, „Das nächste Mal schreibst du mir noch etwas Schöneres, daß der „Mili" dort drüben die Augen grün und gelb werden. Denn du darfst nur für mich schreiben, und für Mili gar nichts. Gelt, Fritz'l, du giebst mir dein Wort darauf." Und Fritz Feldheim und Cie., der Fabrikantensohn vom Neubau,

dessen Vater und Großvater ihren Stolz dareingesetzt hatten, als die Ersten ihrer Arbeiter genannt zu werden, fühlte sich sehr geschmeichelt und gab das Versprechen, das nächste Mal auf noch etwas Schöneres bedacht zu sein.

So kam es, daß Fritz niemals dazu gelangte, sich zu besinnen. Besinnen heißt aufwachen! Aufwachen bedeutet aber so viel als bemerken, daß ein Webstuhl nach dem anderen eingeschlafen war und — daß Veronika, wenn sie ihm am anderen Morgen mit der kleinen Franzi entgegen trat, verweinte rothe Augen hatte!

Fritz Feldheim war übrigens eine gut geartete Natur; es war auch kein Tropfen überlegter Bosheit in ihm. Besonders mit fremdem Leide fühlte er aufrichtig und treu. In dieser Beziehung kamen ihm nur wenige gleich. So war ihm das scheue, kopfhängerische Wesen, wie es Veni's Gemahl seit längerer Zeit zur Schau trug, nicht entgangen. Er wollte lustige Mienen vor sich sehen, wie er sie jeden Abend in dem oder jenem „Lokale" um sich zu haben gewohnt war. Tiefere Blicke in ein leidendes Menschengemüth zu werfen, war nicht sein Sache; höchstens streifte er die Oberfläche; das war das Aeußerste was sein gutherziges Naturell zu leisten im Stande war.

„Was hast du nur, Hans?" fragte er einmal in einer seiner mitleidigen Momente. „Du thust, als wäre die Krisis für dich allein auf der Welt da. Andere Leute wollen von ihr auch bedacht sein. Zum Beispiel, ich! Siehst du mir das Geringste an? Ich lasse sie wüthen und wüthen und warte meine Zeit ab. Wir Neubauer Kinder haben schon Stärkeres erfahren!"

„Ja, du!" entgegnete Hans Wegener mit trübem Lächeln. „Veni meint aber, die Krise werde niemals wieder aufhören bis Alles vorüber."

„Weiberverstand!" eiferte Fritz Feldheim. „Und zuletzt, was will sie? Veronika erzählte mir neulich, Ihr hättet Euch eine große, eiserne Kasse ins Haus geschafft, so groß, daß der ganze Neubau darin Platz fände. Ist das ein Zeichen von schlechter Zeit?"

„Du kannst sie im Zimmer meines Knaben finden," sagte Vemi's Gatte zerstreut: „wenn du sie sehen willst."

Das fiel dem gutherzigen Fritz denn doch auf. Vielleicht daß eine Art von Rührung länger in ihm anhielt, als seit undenklicher Zeit. Aber das währte nur einen flüchtigen Augenblick.

„Du bist etwas krank, Freund," sagte er leichthin, „und solltest Medizin nehmen. Wahrscheinlich hast du ein zu schweres Blut! Mich solltest du als deinen Arzt aufnehmen, Hans! in dreimal vierundzwanzig Stunden bist du geheilt."

„Wie wolltest du das anfangen? Mir ist nicht zu helfen!" meinte Vemi's Gatte mit einem trüben Lächeln.

Fritz Feldheim aber rief in wirklichem Zorn:

„Dir und deiner Frau liegt die eiserne Kasse zu sehr auf der Seele. Das ist deine ganze Krankheit."

„Meinst du?" fragte Hans, die Augen wie erstaunt auf den Freund richtend.

„Was denn anders?" sagte dieser, der von einer gewissen sittlichen Entrüstung flammte, „glaub' du mir, ich verstehe mich auf solche Dinge! Wie wär's, wenn du dich mir überließest? Du wirst dich prächtig unterhalten!"

Und nun entwickelte Fritz Feldheim sein medizinisches Programm, das in nichts Anderem bestand, als daß Hans sich zerstreuen müsse. Er war dabei von einer großartigen Beredtsamkeit. Mit der „Mili" und der „Comfortable-Resi" wolle er beginnen; da werde er Dinge zu hören bekommen, wie sonst

nirgends in der ganzen, großen Stadt. Ein anderes Mal wolle er ihn zum „Hechtl" begleiten, der kultivire zwar ein anderes Genre, aber in diesem sei er groß; auch die „Feilhuber Nanni" sei nicht zu verachten. Ihre Stimme sei zwar schon ausgesungen und in den höheren Tönen „rein" wie ausgeblasen, aber im „Vortrage" excellire sie noch immer, besonders wenn sie gut aufgelegt sei, was nicht immer der Fall wäre, da ihr die Triumphe der viel jüngeren „Comfortable-Resi" sehr zu Herzen gingen. Dabei werde er das Glück genießen, ihn selbst zu bewundern; aber darüber wolle er vorläufig schweigen, denn das sei sein Geheimniß und ohne Geheimniß gäbe es keinen rechten Erfolg und keine rechte „Hetz".

Vemi's Gatte nickte dem wohlgemeinten Rathe Fritz Feldheim's beifällig zu, und weil seine Seele müde und abgehetzt war, gab er sich auch gefangen. Hans versprach, sich zu „zerstreuen" — und unter Fritz Feldheim's Anleitung sich zu zerstreuen.

Ob das Mittel anschlug? Ob sich der Verjüngungstrank an Vemi's Gatten bewährte? Anscheinend wohl, das heißt so lange, als die beabsichtigte Wirkung nicht durch eine noch stärkere aufgehoben ward. Diese stärkere war aber in seinem Gemüthe, oder vielmehr in dem guten Gedächtnisse seines Gemüthes, das die ihm widerfahrene Kränkung nicht so leicht vergessen konnte. Was sollten die gerühmten Künste der „Mili" und der anderen Genossen, die gleichsam den Hofstaat Fritz Feldheim's bildeten, wenn er nicht die Schwelle seiner Kinderstube zu überschreiten wagte, wenn er sich von dort wie weggebannt fühlte, weil ... nun, weil Vemi's eiserne Kasse da vorstand?

Die Nachgiebigkeit, mit welcher Vemi's Gatte den ärztlichen Weisungen Fritz Feldheim's nachging, war übrigens da-

letzte Aufflackern seines Mannesmuthes. Aber je mehr er von dem Mittel seines Freundes Gebrauch machte, desto mehr graute ihm, desto heftigeren Ekel empfand er davor. Zuletzt gab er es ganz auf — um zu sterben.

So müssen wir uns das allmälige Hinschwinden und Vergehen wenigstens zu erklären trachten, dem Vemi's Gatte erlag.

Eines Tages erschien er unerwartet in der Kinderstube seines Knaben, in welcher er, wie wir wissen, seit geraumer Zeit nicht gesehen worden war. Vemi war nicht anwesend, aber das Kind war in der Nähe des eisernen Kastens, der in seinem Leben eine so unheimliche Rolle spielte.

Wenige Augenblicke darauf kam Vemi in die Stube zurück. Sie fand ihren Mann leblos, mit geschlossenen Augen neben dem Kinde liegen, — ein heftiger Blutsturz schien ihm ein jähes Ende bereitet zu haben. Es war allerdings nur eine tiefe Ohnmacht, die ihn umfangen hielt; er erwachte allerdings wieder zum Leben, aber nur, um nach wenigen Tagen wie ein müde abgebranntes Licht zu verlöschen.

Ohne Klage, ohne mit einem Worte des tiefen Leids zu erwähnen, das sich breit und eisern auf sein junges Leben gelagert hatte, ohne den leisesten Vorwurf war er gestorben. —

Als die junge Wittwe nach einiger Zeit mit Hülfe des Buchhalters und ihres Rechtsbeistandes an die Ordnung ihrer Vermögensverhältnisse schritt, fand es sich, daß diese unter der Ungunst der „Krisis" allerdings nicht wenig gelitten hatten. Darüber empfand sie aber fast ein Gefühl freudiger Befriedigtheit! Als ob ihr das, was Hans Wegener trotz der schlechten Zeit an Hab und Gut hinterlassen hatte, ein fremdes, ihr zufällig Heimgefallenes wäre, klammerte sie sich um so fester an das, was mit dreifachen Schlüsseln verwahrt in dem eisernen Zufluchtsorte lag. Das hatte sie gerettet, das hatte sie

ihrem klugen Verstande zu verdanken! Daran hielt sie auch beharrlich fest in all der Verlassenheit, die so plötzlich über sie gekommen; bei aller Bitterkeit, daß ihr Kind nun keinen Vater habe! Und der Gedanke, von nun an für dasselbe sorgen zu müssen, damit seine Zukunft auf unumstößlichem Felsengrunde beruhe, er hob sie über die Noth des Augenblickes. Wenn Veni den Inhalt der eisernen Kasse zu dem hinzuzählte, was Hans Wegener trotz aller Schmälerung des ursprünglichen Besitzstandes hinterlassen hatte, — denn namentlich das „Neubauer Stammhaus" zeigte sich als gänzlich unbelastet, — so war sie noch immer eine reiche Frau zu nennen. Aber so merkwürdig klar und abgeschlossen war diese junge Frau in ihrem gegenwärtigen Thun, daß sie schon jetzt in ihrem Innern zu dem Entschlusse gedieh, zu keiner neuen Ehe zu schreiten, wie lockend die Anträge kommen mochten.

„War ich eigentlich nicht versorgt," so grübelte sie zuweilen: „so soll es wenigstens das Kind sein. Der Knabe wird es nöthig haben. Er gleicht schon jetzt in vielen Stücken seinem Vater."

Wie sah es indessen mit der „Versorgtheit" Veronika's, ihrer Jugendfreundin, aus?

Nur wenige Wochen nach Hans Wegener's Hinscheiden, verbreitete sich auf dem „Neubau" erst ein leise unter den Bekannten geflüstertes, dann aber mit großer Bestimmtheit auftretendes Gerücht, Fritz Feldheim von der alten Firma Feldheim und Cie. sei verschwunden. Er sei nach Amerika gegangen, hieß es bei den Einen, — er habe sich mit der „Comfortable-Resi" auf Reisen ins Ausland begeben, bei Anderen. Die Wahrheit an der Sache war, daß die alte Firma Schiffbruch gelitten hatte. Hie und da standen am Ufer die Leute in Gestalt betrogener Gläubiger, um wenigstens die näher

schwimmenden Trümmer des Wracks zu bergen; aber da war Alles, bis auf die letzten Bretter herab, so nutzlos und zerschlagen, daß nur die Zunächststehenden einen kleinen Antheil erhielten. Veronika war ganz leer ausgegangen bis auf eine Sammlung von „Vierzeiligen" und sonstigen Kouplets, mit denen die Gerichte nichts anzufangen wußten.

Eines Tages kam Veronika, blaß und abgezehrt, mit ihrem Töchterchen zu Vemi.

„Wie du mich hier siehst, Vemi!" sagte sie weinend, „so bin ich eine Bettlerin. Es ist mir nichts geblieben, als was ich auf dem Leibe trage. Aber darf ich denn noch mit „du" zu dir sprechen?"

Und die Hand ihres kleinen Mädchens hastig ergreifend, führte sie es zu Vemi und rief leidenschaftlich:

„Da, Franzi! küsse der gnädigen Frau die Hand, sie soll gut gegen dich sein."

„Veronika!" schrie Vemi.

Diese Selbsterniedrigung der alten Jugendgefährtin traf sie tiefer als Alles, was sie bis jetzt erfahren, vielleicht mehr als der Tod des eigenen Mannes.

„Du siehst also, wie versorgt ich bin;" sagte Veronika, „du hast es freilich besser getroffen, Vemi!"

Dabei glitt ihr Blick über das eiserne Ungethüm mit einer Beredtsamkeit, die Jedem und Vemi selbst in diesem Augenblicke verständlich gewesen wäre!

In Vemi aber brannte die alte Jugendfreundschaft in hellen Flammen; sie, die am Todtenhemde Hans Wegener's mit gesponnen hatte, sie war voll Mitleid und Bekümmerniß um die tief gebeugte Gefährtin; sie vernahm nur die Hochzeitsglocken der Neubauerkirche, die ihr wie Veronika gemeinschaftlich geläutet hatten und danach richtete sie ihr Thun ein.

Sie sagte also:

„Wir haben uns einmal das Wort gegeben, zusammen an einem und demselben Tage, mit dem Myrthenkranze uns zu schmücken, und wir haben das Wort uns gehalten. So sei es auch jetzt! Vielleicht . . . sorgen wir diesmal besser für uns."

Darauf entwickelte Vemi in milden tröstenden Worten, die mit großer Zartheit Alles ferne hielten, was Veronika's Nothlage noch bitterer machen konnte, Alles, was sie für die Jugendfreundin und deren Kind zu thun gedachte.

In ihrem großen Neubauerhause befand sich eine leer stehende Wohnung, die solle Veronika, bis sie besser für sich sorgen könne, mit ihrem Kinde ohne allen Entgelt beziehen. Franzi sollte aber die Kameradin ihres Heini werden.

Die Kinder hatten aber schon längst Freundschaft mit einander geschlossen; denn als sich die Mütter einmal nach ihnen umschauten, fanden sie sie im eifrigsten Gespräche.

„Kannst du schon lesen, Franzi?"

„Nein, ich kann nur die großen Buchstaben."

„Ich kann schon lesen. Weißt du etwas von der großen Klapperschlange?"

„Warum heißt sie so?"

„Weil sie eine fürchterliche Schlange ist mit einem ungeheuren Maule. Fürchtest du dich vor ihr, Franzi?"

„Ich fürchte mich vor allen wilden Thieren."

„Ich schlage sie Alle todt. Fürcht' dich nicht, Franzi!"

So kam Veronika mit ihrem Kinde in das große Neubauerhaus, nicht auf Wochen und Monate allein! Jahre vergingen, und es war keine Rede davon, daß sie ihre Wohnstätte anderswo aufsuchen solle. Entweder sie hatte es während dieser Zeit nicht verstanden, für sich besser zu „sorgen" oder, was uns glaubwürdiger erscheint, sie hatte keine Lust

dazu. Veronika gehörte jener zahlreichen Klasse von Menschen an, denen die Kost fremder Wohlthaten am besten mundet. Sie war eine schlaffe Natur. Und warum sollte Vemi mit der eisernen Kasse nicht für sie sorgen? Sie hatte es ja! Und sie war doch ihre Jugendfreundin!

Diesem nichtsthuerischen Leben gegenüber benahm sich Vemi merkwürdigerweise äußerst geduldig und nachsichtig. Kaum daß sie jemals mit einem Worte, einer leisen Anspielung Veronika an ihre Pflicht, sich und das Kind zu erhalten, gemahnt hätte. Sie wollte den Born ihrer Großherzigkeit ohne Aufhören an ihrer Freundin bewähren; sie vergaß nur das Eine, daß die wenigsten Menschen dieses bedingungslose Mildethun ertragen können.

Vemi war keine zärtliche Mutter; sie liebkoste den Knaben nie. Sie war in ihrer Sprechweise, in ihrem Lob und Tadel kurz angebunden. Wenn das Kind sich ihr anschmiegte, konnte sie es hart von sich weisen.

„Das thut er nur," sagte sie: „um zu schmeicheln. Ein Knabe und ein Schmeichler! Warum schmeichelt er? Weil er etwas erlangen will, was er zu besitzen wünscht. Warum sagt er nicht gerade heraus: Das will ich, und das will ich nicht? — Aber er muß zuerst den Umweg der Schmeichelei wählen! Ganz wie sein Vater!"

Ein anderes Mal kam Heini mit einer schriftlichen Belobung seines Lehrers aus der Schule heim.

„Wofür bist du eigentlich belobt worden?" fragte Vemi.

„Der Herr Kooperator hat aus der Religion geprüft. Ich war der Allerbeste. Keiner hat so gewußt, wie ich. Und darüber haben sich Alle geärgert."

„Da ist ihnen recht geschehen," sagte Vemi mit zufriede-

nem Lächeln; „warum lassen sie sich von dir übertreffen? Aber das nächste Mal werden sie dir auf den Kopf steigen."

„Ich lasse mir aber nicht auf den Kopf steigen," meinte Heini: „denn ich bin der Beste. Und dann haben wir eine eiserne Kasse und die Anderen haben keine!"

„Wie?" fragte Vemi selbst erstaunt: „Gehört sie denn dir?"

„Wenn ich groß sein werde —" verbesserte sich Heini.

Sonderbares Wogen und Weben in dem Gemüthe dieser Frau! Die Antwort Heini's befriedigte sie; ja, sie that ihr wohl. Gab es also doch etwas, worin ihr Knabe seinem Vater nicht glich? Warum sprach Hans Wegener nicht so, warum machte er sein Recht nicht geltend, als es ihr beifiel, die Mitgift ihrer Eltern vor seinen Augen unter Verschluß zu bringen?

Vemi fuhr aber fort, über den „Charakter" ihres Knaben Betrachtungen anzustellen, wie sie das so nannte.

„Ich bin nicht blind," meinte sie oft: „und ich will täglich klarer sehen."

Natürlich entdeckte sie täglich neue Unebenheiten und Lücken in seiner Entwickelung. Oft erschien ihr dieselbe gänzlich stille zu stehen; sie sah keinen Fortschritt, eher Rückschritte! Dann wieder war sie von Kundgebungen eines frühreifen Empfindungslebens, von Anschauungen einer Gedankenwelt überrascht, die sie wie Offenbarungen überkamen. Alle Vorzüge, namentlich ein überraschendes Zeichentalent, aber auch die Fehler des Knaben erschienen ihr stets gleichsam unter demselben Gesichtswinkel: „Was hatte der Knabe von seinem Vater? was hatte er nicht?" Und das erschien ihr endlich als die Summe ihres Betrachtens, Grübelns und Nachdenkens: Heini sollte nicht so werden wie sein Vater!

Ein Zug weichlicher Nachgiebigkeit war es namentlich, der ihr schwere Sorgen machte. Wenn Heini mit seiner Kameradin

in Spiel trieb, war er immer der unterliegende Theil, oder r richtete es so ein, daß Franzi stets mit allen Ehren daraus ervorging. Immer war er derjenige, der sich in Gefahren stürzte, bald als Räuberhauptmann, bald als Meister Wolf, bald als wilder Indianer . . . Und dann war noch Eines da. So oft sich die Gelegenheit bot, mußte es Franzi ein, die von ihm beschenkt wurde. Mochte es eine gefundene schöne Hahnenfeder oder ein rother Tuchlappen oder in Stück schillernden Seidenbandes sein, er brachte das Alles wie eine Jagdbeute heim, um damit Franzi zu schmücken. Was jeder Anderen als die natürlichste Aeußerung knabenhafter Freigebigkeit erschienen wäre, die sich gerne in einer Art von Schutzgewährung offenbart, das dünkte Vemi einer anderen Quelle zu entspringen, um so mehr, als sie bemerken mußte, daß dieser Zug von ihrer Hausgenossin Veronika im Gegensatze zu ihr unterstützt wurde. Wenn Veronika sah, daß ihr Kind von Heini irgend etwas erhielt, so hielt sie mit ihrem Lobe nicht zurück und zwar mit einer so überströmenden Anpreisung, daß es wie Absichtlichkeit klang.

Da ereignete es sich einmal in Gegenwart Vemi's, daß Veronika neuerdings bei irgend einer geringfügigen Gelegenheit Heini's Lob in allen Tonarten sang. Vemi riß der Geduldsfaden; mit einer Heftigkeit, die auf ein langverhaltenes Grollen schließen ließ, rief sie:

„Laß doch das, Veronika! Du verdirbst mir ja den Knaben."

„Ich?" entgegnete Veronika etwas spitzig: „Zuletzt werde ich noch die Schuld daran tragen, wenn —"

Da besann sich Vemi; sie dämpfte ihre Stimme zu leisem Geflüster herab:

„Ich meine nur," sagte sie, wie sich entschuldigend, „du

bringst dadurch den Knaben auf eigenthümliche Gedanken. E ist ohnehin hoffärtig genug. Er wird meinen, seine Mutte wolle auch von dir unmäßig belobt sein, weil —"

„Weil du mich aushältst und ich dein Gnadenbrot esse? gab Veronika mit einem unsagbaren Gesichtsausdrucke zurü Es mochte Vemi sein, als sei plötzlich ein grünes Licht vor ih aufgetaucht, das ebenso schnell verschwand. Es war das erst Mal seit ungefähr fünf Jahren, daß Veronika ihres Verhäl nisses zu Vemi in solcher Weise gedachte.

„Verzeih mir," rief die Tieferschütterte, „nichts ist mi ferner gelegen, als dich kränken zu wollen. Verzeih' mir, V ronika!"

Diese aber, sei es, daß sie ein wirkliches Weh empfan sei es, daß sie es für besser hielt, die Gekränkte zu spiele versicherte zwar, eher wolle sie sterben, als gegen ihre einzi Wohlthäterin auf Erden sich zu vergehen; aber wir glaube kaum, daß sie damit die volle Wahrheit aussprach. Jedenfal hatte sie damit etwas erreicht, was man in der Kriegskun eine „Deckung nehmen" heißt. Für alle etwaigen Fälle, d sich ihrem Geiste schon jetzt darstellen mochten, hatte sie nu ihre Deckung an — Heini selbst!

In den Beziehungen jedoch der beiden Kinder zu einand war es, als ob jenes Wort, das Vemi in einem unbewachte Augenblicke ausgestoßen, nicht mehr zur Ruhe gelangen woll Gnadenbrot! was will das Wort bedeuten?

„Franzi!" sagte Heini nach einigen Tagen, als die Kind im Hausgarten mit einander tollten, ganz unvermittelt: „wil du Gnadenbrot?"

„Gnadenbrot?" fragt die blonde Franzi, „ist es mit R sinen besteckt?"

Heini wird durch diese Frage ganz verwirrt. Es ist etwas ganz Anderes, als er erwartet hat.

„Rosinen?" meint Heini nach einer geraumen Weile. Glaubst du denn, es ist wirkliches Brot? So Eines meine ja nicht, Närrchen!"

„Dann will ich auch dein Gnadenbrot nicht, Heini!" sagte Franzi und lief eiligst davon.

Vemi fand nun, je mehr sich ihr Knabe entwickelte, daß immer ähnlicher auf seinen Vater Hans Wegener sich hinauswuchs. Das fand sie nicht nur in einer gewissen Haltung eines Kopfes oder in einer nicht näher zu bezeichnenden Bewegung seiner Arme und Schultern; es trat besonders in einer Redeweise hervor, die den Sohn des Vaters erkennen ließ. Hans Wegener schien immer etwas anderes gedacht zu haben, als er aussprach. Sie hatte ihn darum niemals für zuverlässig gehalten. Und so auch der Knabe. Auch Heini hatte etwas in sich, was ihr, der Mutter, kein Vertrauen einflößte. Sie hielt ihn der Lüge fähig; auch war sie stets bereit, seine Angaben in Zweifel zu ziehen. Die Lehrer einer Schule rühmten die außerordentlichen Fähigkeiten Heini's, nur klagten sie zuweilen über eine gewisse Zerstreutheit, deren er nicht immer Herr werden könne. Was hieß aber Zerstreutheit anders, als — Hans Wegener? War er nicht mitten in der schweren Krise wie ein Nachtwandler herumgegangen, als wenige ringsherum der blühendste Mondschein und nicht das helle Licht des Tages, bis sie endlich selbst kommen mußte, um ihn aufzurütteln? Heini sollte aber kein Nachtwandler werden.

Bisher hatte Vemi sich gehütet, in das Getriebe jener kleinen Welt, die sich zwischen Heini und Franzi aufgebaut hatte, irgendwie einzugreifen.

Aber eines Tages schreckte sie auf, als wäre hart neben ihr ein Blitzstrahl zur Erde gefahren.

Sie stand nämlich am Fenster und schaute den beiden Kindern nach, wie sie einträchtig, Arm in Arm geschlungen aus dem Hause traten und über die Gasse in die nahe Schule gingen.

Mit einem Male bemerkte sie, was ihr bis dahin ganz entgangen war. Franzi's blondes Köpfchen reichte ja über Heini hinaus, zwar nur um einen Gedanken, aber es sprach sich etwas in der Gestalt, im ganzen Wesen dieses Mädchens aus, was im entschiedenen Gegensatze zu der knabenhaften Haltung Heini's stand. Und wie lieblich dieses blonde Köpfchen sich abhub von dem ihres Knaben. Wie holdselig in seinen Geberden! und mit welcher Anmuth es sich an Heini schmiegte!

Warum hatte sie dieses Keimen und Blühen nicht früher bemerkt? Was war das, was ihre Augen erst heute sahen? Wie konnte sie vergessen, daß Heini demnächst in sein dreizehntes Jahr treten werde — und daß Franzi fast in demselben Alter stand?

Alles was in dieser Frau gut, edel und tüchtig war, sträubte sich mit Gewalt gegen den Gedanken, die Kinder zu trennen. Aber auch alle bösen Gewalten ihres Naturells waren da, die es ihr nahe legten und als unabweisbar darstellten. Und zwar erhoben sie sich nicht stürmisch, nicht leidenschaftlich in ihr, sondern klug, abwägend, mit voller Beherrschung des Nahen und des Fernen, des Gegenwärtigen wie des im Nebel liegenden Zukünftigen!

Sie spiegelten ihr vor, jetzt sei es noch ein Leichtes, diese von beiden Kindern aufgebaute Welt zu zertrümmern. Und kühl bis ans Herz hinan, gaben sie ihr auch die Mittel an

e Hand, wie sie Veronika schadlos halten wolle, wenn mal der Zeitpunkt herantrat, daß sie und Franzi das Haus rließen!

Indessen hielt Vemi, trotzdem sie keinen Augenblick ihres orhabens vergaß, an sich; sie verrieth sich mit keiner Miene d Geberde; und auch das verdient erwähnt zu werden, daß vielleicht zum ersten Male, seitdem sie sich Heini's Mutter nnte, von einer gewissen Weichheit gegen den Knaben beseelt r. Sie glättete ihm die Haare, bevor er zur Schule ging d sich von ihr verabschiedete und hielt ihn dann einen ugenblick fest, — um ihm in die Augen zu blicken ... Dann t sie seufzend ans Fenster, um abermals zu sehen, wie lieb- lh Franzi's Köpfchen von Heini sich abhob.

So waren mehr als drei Wochen vergangen.

Da kam ihr Veronika selbst zu Hülfe.

Das Haus auf dem Neubau, welches Vemi gehörte, besaß t uralten Zeiten das Privilegium, daß es am Frohnleichnams- ge, wenn der feierliche Umzug sich durch die Straßen der orstadt bewegte, einen „Altar" aufstellen durfte, an welchem r Priester vor allem Volke das Evangelium las. Es war sgemacht worden, daß auch Franzi als „weißgekleidetes" ädchen sich am Zuge betheiligen sollte. Das war jedoch eine ngelegenheit, die nicht so leicht durchzuführen war. Als eronika nämlich das weiße Kleid hervorholte, das Franzi f dem vorjährigen „Umgange" getragen hatte, fand es sich, ß sie demselben ganz entwachsen war. Und dann kam Franzi nes Tages aus der Schule heim und erzählte mit hochgerö- eten Wangen, sämmtliche Schülerinnen hätten untereinander schlossen, am Tage des „Umganges" gleichförmig zu erscheinen, ämlich: die Haare nicht in Locken, sondern aufgelöst; um den als an einem schwarzen, seidenen Schnürchen ein goldenes

Kreuz, wovon das Stück beim Goldarbeiter der Burggasse 5 Gulden kostete; um die Taille aber ein breites blaues Band geschlungen, das rückwärts in eine Schleife zu endigen habe — Das Alles vermochte Veronika, wenn sie einigermaßen Umschau hielt in dem Vorhandenen, leicht zu beschaffen; aber das goldene Kreuz an dem schwarzseidenen Schnürchen ging über ihre Kräfte!

„Franzi!" sagte einmal Veronika in der Nacht, bevor sie beide einschliefen, zu ihrem Kinde: „Ich wüßte Einen, der dir das goldene Kreuzchen zum Umgange schenken könnte."

„Mir schenken?

„Warum nicht? Wenn man Jemanden gern hat, so schenkt man ihm gern, weil ihm das eine Freude macht," sagte Veronika.

„Hat mich denn Einer so lieb?"

„Weiß ich's? Denk' nach, vielleicht fällt er dir ein."

Nach einer Weile Besinnens meinte Franzi:

„Mir fällt Niemand ein, Mutter!"

„Niemand! Du hast also gar keinen Freund auf Erden?"

„Außer Heini weiß ich keinen. Das ist aber etwas ganz Anderes!"

„Den hab' ich ja eben gemeint," sagte Veronika.

„Heini?" fragte Franzi langgedehnt, „ist denn Heini so reich?"

„Jetzt noch nicht, aber einmal —"

„Einmal? Wann wird das sein?"

„Weiß ich's? Es kann bald sein, vielleicht aber erst später. Aber einmal wird es sein, darauf kannst du dich verlassen."

Franzi schwieg aber beharrlich, so daß Veronika meinte, das Kind sei wieder eingeschlafen. Mit einem Male richtete sich Franzi wieder im Bette auf.

„Ich werde bis einmal warten!" sagte sie.

„Meinetwegen. Du kannst ja auch ohne das goldene reuz im Umgange mitgehen. Es muß ja nicht sein!" —

Am anderen Tage that Veronika so, als hätte sie niemals lockt, als hätte sie niemals etwas Begehrliches vor die Augen s eigenen Kindes gestellt. Sie wartete ab.

Sie beobachtete aber, wie aus einem geheimen Schlupfinkel ihrer Seele, jede Regung ihres Kindes und da wollte ihr vorkommen, als läge auf dem sonst so klaren Angesichte ranzi's, seitdem sie mit ihr gesprochen, etwas Nachdenkliches, erstreutes, Träumerisches, was selbst dieser Mutter nicht tging.

Nur zwei Tage fehlten noch zum Umgange des Frohnichnamsfestes; unten an der Ecke des Hauses zimmerte man reits an dem Gerüste des Altares für den messelesenden riester. Auch war das weiße Umgangskleid nebst Allem, was zu gehörte, indessen fertig geworden; in blendender Weiße nd Herrlichkeit lag es ausgebreitet und nichts fehlte daran.

Nach Knabenart hatte Heini all diesen Vorbereitungen cht die geringste Aufmerksamkeit bezeugt.

Als aber die Kinder an diesem Tage mitsammen aus der chule gingen, wie es ihre Gewohnheit war, sagte Franzi nur enige Schritte vom Hause mit einem Male:

„Willst du etwas Schönes sehen, Heini, etwas Wunderhönes?"

„Ja!" sagte Heini.

„So komm'!" rief Franzi.

Und damit riß sie sich von dem Knaben los und stürmte das Haus.

„Heini kommt, Heini kommt!" rief sie athemlos.

„Warum bist du so erschrocken?“ meinte Veronika. „Ha er dir etwas zu Leide gethan?“

Aber da war schon Heini in die Stube eingetreten.

„Jetzt will ich das Wunderschöne sehen, Franzi!“ sagte er

„Da ist's, Heini!“ sagte das Mädchen und deutete au das weiße, an einem Kleiderstocke hängende Kleid.

Heini warf einen prüfenden Blick auf diese Hülle.

„Ich habe mir etwas Anderes vorgestellt,“ sagte er ziem lich enttäuscht.

„Ja!“ sagte Veronika. „Du bist an etwas Schöneres ge wöhnt, deine Mutter ist eine reiche Frau und du bist ei Hausherrnsohn. Franzi hat aber eine arme Mutter.“

„Das ist nicht wahr!“ rief Heini mit merkwürdiger Hef tigkeit, „Franzi ist nicht arm.“

„Woher weißt du das?“ fragte Veronika, sich erstaun stellend.

„Denn,“ sagte Heini und seine Augen leuchteten, inden er so sprach, ganz gegen seine Art in ungewohntem Glanze „wenn ich einmal groß bin, dann nehme ich alle die schöne Sachen, die wir in der eisernen Kasse haben und schenke si Franzi.“

„Oh!“ sagte Veronika mit schmeichelnder Arglist, „mach uns den Mund nicht wässern! Du weißt ja nicht einmal, wi alle diese schönen Sachen aussehen!“

„Ich habe sie noch nicht gesehen?“ rief Heini sich ereifernd und dadurch zur Ruhmredigkeit geneigt, „ich habe sie noch nicht funkeln und glänzen gesehen? Die Armbänder und di Ohrringe und die goldenen Ketten!“

„Ist auch ein goldenes Kreuz dabei, Heini?“ fragte Franzi

„Alles, Alles,“ rief Heini. „Hab' ich dir nicht imm

gesagt. Franzi, wie es funkelt und blitzt, wenn die Mutter einmal den eisernen Kasten aufsperrt?"

„Warum fragst du denn grade nach dem goldenen Kreuze?" meinte Veronika, indem sie sich mit der gleichgültigsten Miene von der Welt an das Mädchen wandte.

Franzi horchte hoch auf.

„Ich brauch' es ja zum Umgang," sagte sie ...

In der Nacht, die diesem Tage folgte, wollte Veni von einem „sonderbaren" Gedanken, wie sie selbst meinte, lange nicht verlassen werden. Ihr fiel nämlich ein, warum sie denn so gar nichts thue, um das Andenken ihres Mannes in dem Knaben wachzuhalten. Wenn Veronika, ihre Freundin, eine gleiche Vergeßlichkeit an dem verschollenen Gatten beging, so war sie hierzu gleichsam berechtigt; man knüpft nicht gerne an Erinnerungen an, die in Schmach und Schande gehüllt sind. Warum aber ließ sie Hans Wegener's Bild so ganz versinken und verwittern?

Von nun an wollte sie einen anderen Weg einschlagen. Der Knabe ähnelte ihm ja doch auch im Guten! Da merkte sie, daß auch Heini, der in dem angrenzenden Zimmer lag, in dieser Nacht keinen Schlaf finden konnte. Sie stand also voll Besorgniß auf und ging zu dem Knaben. Sie setzte sich zu ihm ans Bett.

„Warum schläfst du nicht, Heini?"

„Weil ich über etwas nachdenken muß."

„Was ist's? Sag' mir's!"

„Ich denke nach, wie schön Franzi morgen beim Umgang aussehen wird."

„Franzi? Und darüber kannst du nicht schlafen?"

„Sie sollte eigentlich eine goldene Krone auf ihrem Kopfe tragen, wie es in alten Bilderbüchern steht, aber du hast ja

keine; so gieb ihr von deinen Armbändern und Ketten, damit sie schöner aussieht, wie die anderen. Sie ist ja arm . . ."

„Heini!!"

Sie hatte den Knaben zu sich aufgerissen und starrte bei dem fahlen Kerzenlichte in sein erschrecktes Antlitz. Dann wurde sie plötzlich ruhig, beinahe allzu ruhig.

„Heini," sagte sie, sich den kalten Schweiß von der Stirne wischend, „ich will dir Alles verzeihen, Alles, wenn du mir gestehst . . . Wer hat dir das gesagt? Besinne dich! Du mußt mir nicht sogleich antworten! . . . Wer hat dir gesagt, daß ich Franzi beschenken soll mit Armbändern oder Ketten? War es Franzi's Mutter oder Franzi selbst?"

„Sie braucht ja ein goldenes Kreuz für den Umgang . . ." meinte Heini, der die furchtbare Aufregung Vemi's nicht verstand.

„War es Franzi's Mutter oder Franzi selbst?" wiederholte Vemi mit gerunzelter Stirne und in ihre Stimme einen Nachdruck legend, von dem sie annehmen mochte, daß er die sittlichen Geister Heini's in ihren Tiefen aufrührte.

„Ich weiß nicht," sagte Heini zögernd, seine Blicke von dem Zornesantlitz der Muttter senkend.

„Also auch zur Lüge und Verstellung hat sie ihn bereits verführt," murmelte Vemi vor sich hin . . . „Die Bettlerin, die von meinem Gnadenbrot lebt . . ."

Das letzte Wort mochte halblaut an Heini's Ohr gedrungen sein. Er erhob lebhaft seinen Kopf und sah Vemi wie überrascht an.

„Franzi braucht kein Gnadenbrot, Franzi ist adelig!" sagte er mit entschiedener Betonung.

„Schweig! schweig!" rief Vemi drohend. „Du bist von ihnen in Grund und Boden hinein verdorben."

Dann setzte sie sich, von einer ungeheuren Müdigkeit be-

fallen, neben das Bett des Knaben, allen Mächten der Verlassenheit hingegeben, erst allmälig sich aus der Nacht emporrichtend, die sie rings umgab.

So saß sie stundenlang an dem Lager ihres Sohnes, der indessen wieder seinen Schlaf gefunden hatte. Es war ihr, als müßte sie in diesen wenigen Stunden Alles durchkosten, was sie bisher an Bitterkeit und Kümmerniß erfahren hatte. An den lichten, sonnebeschienenen Stellen haftet bekanntlich der rückschauende Blick in solchen Momenten nicht gerne. Absichtlich weicht er ihnen aus und so that es auch Vemi. Vor ihrem inneren Auge gab es keine jugendliche Regung, an der sie sich erwärmen, keine Thorheit, über die sie lächeln, keine Erinnerung, die sie beleben konnte! Wer solche Augenblicke an und in sich erlebt hat, der kann von sich sagen: er habe einen Theil des Geheimnisses, das über dem Leben des Menschen brütet, gelöst, er habe den über die Kreatur ausgesprochenen Schmerz des Daseins kennen gelernt.

Nicht etwa, als wenn Vemi sich nicht gesagt hätte: „Was willst du? Noch ist dein Knabe nur das Gefäß gewesen, in welches fremde Gemeinheit ihren schmutzigen Inhalt geleert hat! Und nicht einmal das ist noch geschehen! Willst du darum den Frieden deines Hauses brechen?"

Denn dahin drängte der volle Strom ihrer Erbitterung, ihres empörten Pflichtgefühls!

„Sie will das Gnadenbrot nicht, das ich ihr aus alter Freundschaft verabreicht . . . mag sie betteln gehen! Mein Kind muß aus dieser Nähe! Es muß sein!"

Mit diesem aus gramvoller Seele hervorquellenden Zurufe an sich selbst, begrüßte Vemi den neuen Morgen.

Heini mochte mit jenem Ahnungsvermögen, das bei einem Kinde seiner Art ausgebildeter ist, als bei einem anderen —

war er doch Vemi's Sohn! — erkannt haben, daß der nächtliche Besuch seiner Mutter, dazu ihr tief verstörtes Aussehen von einer nicht gewöhnlichen Bedeutung sei. Während des Frühstücks hafteten seine Blicke in Einem fort an ihrem Antlitze, als wollte er von dort eine Antwort auf seine Frage haben.

Nach dem Frühstück sagte Vemi:

„Du bist jetzt fertig! Die Schulstunde ist gekommen. Gehe aber früher zu Frau Veronika; in einer Stunde soll sie zu mir kommen, früher nicht! Dann gehst du allein zur Schule. Und wenn du Franzi siehst, so kannst du ihr Lebewohl sagen. . . . Sonst nichts."

„Und Franzi's Kreuz für den Umgang?" entrang es sich zögernd, in abgestoßenen Lauten von Heini's Lippen.

„Was geht uns Franzi an?" sagte Vemi rauh und wandte sich ab.

Heini ging.

Eine Stunde später saßen sich die beiden Frauen in demselben Zimmer, welches Vemi vor Jahren zur Beherbergung ihrer Kasse bestimmt hatte, stumm gegenüber. Die beiden eisernen Thüren standen offen und aus dem Innern des Kastens blitzten und funkelten die Geschmeide, als hätte Vemi es darauf abgesehen, vor ihrer Jugendfreundin als die ächte Hausfrau vom Neubau blendend und abschreckend zugleich zu erscheinen. Neben Vemi lag ein Päckchen Banknoten auf dem Tische, sie brauchte nur danach zu greifen.

„Was willst du von mir, Vemi?" begann Veronika mit leiser Stimme, „du hast mich rufen lassen!"

„Nenne mich nicht mehr mit diesem Namen," sagte Vemi mit jener erkünstelten Kälte, wie sie nur der Haß und die sittliche Empörtheit kennt, „die alte Vemi ist todt und b

graben. Von jetzt an steht dir nur die Wittwe Hans Wegener's gegenüber, also die Hausbesitzerin . . . und die weiß nichts von dir!"

„Was willst du denn eigentlich von mir?" fragte Veronika, in der That erschrocken, „du sprichst so eigenthümlich, Vemi!"

Und Vemi dagegen, fast drohend:

„Nenne mich nicht so noch einmal! . . . Was ich von dir will? Dich ablohnen, dich entschädigen, wenn es so besser klingt, bevor du aus meinem Hause gehst."

„Du kündigst mir die Wohnung?" rief Veronika und war aufgestanden.

„Bleibe!" rief Vemi gebieterisch. „Wir haben noch nicht vollständig abgerechnet, es bleibt noch ein Rest übrig. Den wollen wir berichtigen. Vemi Wegener, Hans Wegener's Ehefrau, ist niemals etwas schuldig geblieben."

„Du mir schuldig?" meinte Veronika gedrückt. „Wofür?"

Und Vemi darauf:

„Laß das. Verlieren wir die Zeit nicht mit windigen Redensarten, die doch für nichts sind! Denn wenn wir heute auseinander gehen, so ist es für immer. — Warum ich mich in deiner Schuld fühle? An einem und demselben Tage sind wir vor den Traualtar getreten; an einem und demselben Tage haben wir uns unglücklich gemacht! Das vergißt sich nicht so leicht! Ich habe mir oft gesagt: „Hättest du dich nicht so leicht umgarnen lassen mit glatten Worten, wie eine dumme Wachtel, wer weiß, ob Veronika nicht ein besseres Loos gezogen hätte?" Das konnte ich dir niemals vergessen! Der Mensch ist schon ein solcher Narr! . . . Und darum . . . und darum . . ."

Die Stimme versagte ihr, denn selbst in diesem Augenblicke widerstrebte es dem eigengearteten Gemüthe dieser Frau, die ehemalige Genossin durch Aufzählung von empfangenen

Wohlthaten zu demüthigen. Das gab Veronika den Muth, flüchtig wie ein Blitz zu der Erzürnten aufzuschauen; sie begann wieder zu hoffen; aber sie begegnete nur einem tieffinstern, erbarmungslosen Angesichte!

„Jetzt sind wir quitt!" begann wieder Vemi. „Ersticken müßte ich in meinem eigenen Blute, könnte ich aus dieser thörichten Schwärmerei eines blöden Backfisches nicht mehr heraus. Es muß reine Luft zwischen uns werden, und dazu gehört vor Allem, daß du von mir fort gehst, fort aus meinem Hause ... sogleich, noch heute ... in einer Stunde, wenn es angeht. Denn du bist falsch, Veronika, du bist es immer gewesen! Und dazu bist du noch eine ... gemeine Natur!"

Jetzt mochte Veronika den rechten Zeitpunkt herangekommen glauben, die Taktik ihrer Vertheidigung zu ändern. Bisher hatte sie sich gewissermaßen abwehrend verhalten; sie wollte dem Zorne der Empörten die Demuth einer Gekränkten entgegenstellen. Vielleicht mochte auch ihr Blut in Wallung gerathen sein.

„Vergiß nicht," rief sie Vemi zu. „Ich heiße von Feldheim! Du hast eine verheirathete Frau vor dir stehen! Vergiß das nicht!"

„Jetzt bist du im rechten Fahrwasser," sagte dagegen Vemi kalt und unnahbar. „Warum erinnerst du dich erst jetzt deines Adels? Daran aber hast du stets vergessen ... vergessen, daß ich Heini's Mutter bin. Sein Herz hast du mir entfremden wollen, hast dich zwischen mich und ihn gedrängt, hast einem Kinde niedrig geschmeichelt um elenden Vortheiles wegen, — denn denke nicht, verheirathete Frau, ich hätte dich nicht längst durchschaut! Du hast mein Kind ... vergiftet!"

„Klingt das nicht so," sagte Veronika schneidig, „als

wollte ich von dir behaupten, Vemi, du habest deinen Mann ... zu Tode gegeizt, wie die Leute allgemein erzählen."

„Veronika!"

Diese aber, die sich ihrer augenblicklichen Ueberlegenheit wohl bewußt war, meinte:

„Warum drängst du mich in eine Enge, daß ich nicht anders reden kann!"

Vemi aber lehnte todtbleich, mit geschlossenen Augen im Stuhle. Das dauerte eine geraume Weile; nur ein leises Stöhnen verrieth, wie mitleidslos ihre Jugendkameradin mit ihr verfahren war. Dann fuhr sie sich mit der Hand über die Stirn, als wollte sie von dort einen bösen Traum fortwischen.

„Es ist gut so," sagte sie noch schwach, „du selbst sorgst dafür, daß auf dem Boden, den dein Fuß betreten hat, auch nicht das letzte Gräschen zu wachsen vermag."

Sie hatte sich erhoben.

„Nimm das!" sagte sie, auf das Päckchen Banknoten deutend, „du wirst es für deine erste Unterkunft brauchen."

„Ich nehm's," sagte Veronika. „Warum auch nicht? Wenn man dem Ertrinken nahe ist, schnappt man nach dem ersten besten Strohhalm."

Damit schob sie Vemi's „Entlohnung" mit einer Miene in die Tasche, als hätte sie eine Schuld, auf deren Eintreibung sie niemals gerechnet, einzukassiren gehabt.

„Hast du mir weiter nichts zu sagen?" fragte sie nach einer Weile, die Falten ihres Rockes glättend, in einem geschäftsmäßig zu nennenden Tone.

„Nein."

„So b'hüt dich Gott!" sagte sie in echtester „Neubauer" Klangfarbe und wandte sich zum Gehen.

An der Thüre, deren Klinke sie schon ergriffen hatte, wandte sie sich noch einmal um.

„Grüß mir deinen Heini," sagte sie und es zitterte etwas in diesen Worten, das von einer vielleicht unabsichtlichen Bewegung sprach.

„Laß das!" sprach Vemi vor sich hin. Ihr Antlitz war merkwürdig regungslos.

„Dein Kind wird schwer daran tragen, wenn es mit Franzi nicht mehr beisammen ist."

„Wenigstens wird er nicht mehr um goldene Kreuzchen betteln kommen!" sagte Vemi, tief Athem schöpfend.

„Ist es das?" meinte Veronika und zuckte die Achseln.

Als Vemi darauf keine Antwort gab, blieb sie noch eine Weile an der Thüre stehen.

„So b'hüt dich Gott, Vemi!" rief sie endlich und ging.

Um die Mittagsstunde kam Heini aus der Schule heim. —

„Mutter," rief er sogleich beim Eintritt, indem er sich seiner Schulgeräthschaften hastig entledigte, „vor unserm Hause steht ein Wagen, der ist mit Kasten und Kisten beladen. Zieht Jemand bei uns aus? Es ist doch heute nicht der „Muß."

„Für diese Partei," sagte Vemi kurz angebunden, „ist heute der Muß."

Heini schien mit der empfangenen Auskunft nicht recht einverstanden.

„Und morgen ist der Umgang," sagte er, wie bedauernd.

„Was, Umgang!" meinte Vemi, sich an den Mittagstisch setzend, mit kalter Gleichgültigkeit, „es wird morgen so Manchen geben, der vom Umgang nichts zu sehen bekommen wird!"

Gegen Abend stand Heini am offenen Fenster und blickte auf die Straße hinab, die um diese Stunde voll regen Lebens war; denn die Hantirung der Arbeiter, die die letzte Hand an

die Altäre legten, hatte namentlich vor Veni's Hause viel junges Schulvolk versammelt.

Da bog um die Ecke der Gasse ein mit allerlei Hausrath beladener Wagen, neben welchem eine Frau, von einem Mädchen begleitet, einherschritt.

„Franzi!" rief Heini, der von der Höhe seines ersten Stockes das Mädchen wohl erkannt hatte.

Sie blickte zu ihm auf.

„Adies, Heini, adies!" rief sie ihm hinauf. „Mit dem Umgange ist's nichts. Wir ziehen aus."

„Franzi! Franzi!" — —

Bist du nicht Einer von Jenen, die die Geschichte von der zugeschlagenen Pforte des Paradieses ins Fabelreich verweisen?

Heini und Franzi hätten dich belehren können.

Sie hatten das Klirren der Eisenriegel an dem bekannten Gartenthor wirklich gehört.

---

## IV.

### Was der Staatsanwalt zu seinem eigenen Gebrauche niederschrieb.

„Heute, am 17. Juni um die zehnte Vormittagsstunde erschien vor mir Frau Euphemia Wegener, Fabrikantenwittwe vom Neubau, wohnhaft . . . gasse Nr. 14, auf meinem Bureau und begehrte folgende Anzeige zu Protokoll zu bringen.

Da ich aus der sonderbaren Aufregung der Frau muthmaßte, sie wünsche dieselbe in Abwesenheit jedes anderen Zeugen zu erstatten, weil ihre Deposition wahrscheinlich Dinge be-

rührte, deren Mittheilung einige Scheu von ihrer Seite voraussetze, so hieß ich den anwesenden Schriftführer Doktor Moritz Feigler sich einstweilen ins Nebenzimmer begeben. Sie aber durchschaute sogleich meine Absicht, und rief mit einer, fast möchte ich sagen, satirischen Heftigkeit, indem sie mit einer gebieterischen Geberde ihn zurückhielt:

„Was thun Sie doch, Herr Staatsanwalt? Gehört denn der Schriftführer nicht zu Ihnen? Ich war stets der Meinung, ohne Schriftführer gebe es kein Gericht."

Als ich ihr darauf bemerkte, vorläufig handle es sich vielleicht nur um eine einfache Konversation zwischen mir und ihr; es sei ja auch möglich, daß die von ihr beabsichtigte Aussage der strengeren Gerichtsform noch gar nicht bedürfe, meinte sie, ihre Worte an meinen Schriftführer richtend, als sei sie diesem und nicht mir eine Antwort schuldig:

„Verheimlichen? Will ich denn Etwas verheimlichen? — Wozu also Ihre Schonung, Herr Staatsanwalt? Will ich denn geschont sein? Der Herr Schriftführer da wird mich am besten verstehen . . . Ich sehe es ihm an, er gehört einer Religion an, die auf ein gutes Verhalten zwischen Eltern und Kindern das meiste Gewicht legt . . . Er soll nur Alles niederschreiben. Auf der einen Seite heißt es bei uns: „Wer ist derjenige, der den ersten Stein gegen sie aufhebt?" und dann: „Lasset die Kindlein zu mir kommen." In der Religion des Herrn Schriftführers lautet es wieder anders. Da heißt es: „Aug' um Auge, Zahn um Zahn!" Reißt es aus, und sei es selbst das Kind, das man geboren hat. Wer von Beiden hat Recht? Das nennt man aber die Menschheit erziehen, daß man in einem Falle, wie der meinige, nicht weiß, wo aus noch ein. Wozu sind denn die verschiedenen Religionen da?"

Ich hatte meinem Schriftführer Doktor Feigler einen be

zeichnenden Wink zugeworfen, den sie wohl bemerkt haben mochte.

„Sie halten mich wohl für geisteswirre, Herr Staatsanwalt?“ meinte sie mit einem trüben Lächeln. „Ich bin aber so klar in meinem Verstande, so schrecklich klar ... Ich habe in meinem Leben allerdings Momente gehabt, in denen ich, wie jeder andere Mensch von der Ueberlegung verlassen war ... In dieser Stunde bin ich aber so gescheidt, als man es mit gesunden Sinnen nur sein kann. Ich bin durchaus kein Narr ...!“

Bis dahin hatte sie das wie eine Art Selbstgespräch, — weder ich noch mein Schriftführer hatten die Neigung, die Frau darin zu unterbrechen, — stehend geführt; nun nahm sie auf einem der Sessel Platz, den ich ihr schon mehrmals angeboten hatte, ohne daß sie meine Höflichkeit beachtet hätte. Da saß sie nun eine geraume Weile, das Haupt auf die Brust gesenkt, verloren in sich und in das in ihr wogende Gedankenleben. Sie flößte uns Beiden, ohne daß wir es uns gestanden, eine unbezwingliche Theilnahme ein. Besonders waren es die zahlreichen, silberweißen Fäden, die sich durch ihre sonst schwarzen Kopfhaare zogen und ihren noch jugendlichen Zügen ein eigenthümliches Gepräge verliehen, nach denen unsere Blicke sich richteten. Wir mußten uns sagen, ohne daß wir es aussprachen: Diese Frau, sei sie klar bei Verstande, wie es so bezeichnend in unserer Sprache lautet, oder geistesabwesend, kennt einen tiefen Gram ...!

Wie verändert zeigte sich aber ihr ganzes Wesen, als sie sich jetzt leise erhob und an meinen Tisch trat. Es war vollständig ruhig und von einer merkwürdigen Gefaßtheit. Von ihrer früheren Aufregung auch nicht die leiseste Spur! Ja, es saß sogar ein äußerst verbindliches Lächeln auf ihren Lippen,

das grade darum, weil es sich dort als ein seltener Gast einzustellen gewohnt war, um so trauriger anmuthete.

„Ich danke Ihnen, Herr Staatsanwalt," sagte sie, „für die übergroße Schonung, die Sie meinem verkehrten Treiben angedeihen lassen. Was ist doch so eine Frau, die sich in ihrem Jammer nicht zu helfen weiß, für ein albernes, „sekantes" Wesen! Sie fängt Alles verdreht an und kommt niemals ans Ziel, wenn ihr nicht zufällig ein Mann auf den rechten Weg hilft."

„Sie verlangen also nur meinen Rath?" fragte ich schnell. „Der steht Ihnen zur vollen Verfügung."

„Ich habe das nicht gesagt," meinte sie aber, plötzlich ernst werdend, indem sie den Kopf stolz zurückwarf. All ihr Lächeln war mit einem Male verschwunden und vor mir stand wieder die unerbittliche Vergrämtheit, mit der sie bei mir eingetreten. Hatten wir uns also doch nicht getäuscht, ich und mein Schriftführer, als wir uns dem Eindrucke, eine sinnbethörte Frau vor uns zu haben, so willig hingaben?

„Ich habe so Etwas nicht gesagt!" wiederholte sie nochmals. „Ich bin gekommen, um Thatsachen zu melden, unerbittliche Thatsachen, die zur Sühnung drängen ... Zu einem bloßen Rathe, Herr Staatsanwalt," setzte sie mit einem ironisch schneidigen Wortwitze hinzu, „käme Ihr Rath zu spät. Jetzt bin ich fertig."

„Sind Sie wirklich fertig, Frau Wegener?" fragte ich nach einer Weile.

„Ja!" sagte sie mit großer Entschiedenheit und das kleine Wort klang wie eine Erlösung aus ihrer Brust. Und dann, als verfiele sie wieder in ihre frühere Weise, im Selbstgespräche meine Anwesenheit nicht zu beachten, sagte sie vor sich hin, trotzdem ihre Blicke dabei unverwandt auf mir ruhten: „Ich

habe es Tag und Nacht reiflich überlegt ... Was bedarf es da noch eines weiteren Rathes? ... Die Sache ist einmal beschlossen ... von einem Zurücktreten kann ferner keine Rede sein. Dazu bin ich nicht feige genug."

„Betrifft es Ihre eigene ... Familie?" fragte ich, auf alte Erfahrungen fußend, was um so leichter war, als mich die schon gethanen Aeußerungen der Frau auf die richtige Spur gelenkt zu haben schienen. „Da bin ich verpflichtet, Ihnen zu erklären, daß Sie in jedem Augenblicke zurücktreten können ... von Ihrer Anklage."

Das letzte Wort schien denn doch nicht ohne bedeutende Wirkung gesprochen worden zu sein. Als suche sie nach einem Halt und Stützpunkt in ihrer Lage, tasteten ihre Hände nach der Lehne des Sessels, ohne sie zu finden.

„Ich weiß das, Herr Staatsanwalt," sagte sie, „ich weiß das! Wozu bekäme man die Gesetze gedruckt zu lesen? Und ich habe mir das Gesetz gekauft!" setzte sie mit dem vollen Ausbruche ihrer entfesselten Leidenschaft fast schreiend hinzu, „bevor mich mein Weg hierher geführt hat! Ich bin nicht unvorbereitet ... Und so weiß ich auch: Er muß das vollendete vierzehnte Jahr erreicht haben ... und mein Knabe ist vierzehn Jahre und acht Monate alt. Er gehört also vor das Gericht."

Sie hatte sich wieder gesetzt.

Trotzdem stand Eines in mir fest.

Sie mochte immerhin behaupten, ihr sei es um keinen Rathschlag zu thun, sie habe Alles erwogeu und überlegt; mir machte sie doch den Eindruck, als sähe sie es gern, wenn ich ihr zu Hülfe käme.

Wie Viele sah ich an der Schwelle der Gerichtsstube, — sei es, erschreckt von dem Ueberwältigenden der gesetzlichen

Formen, sei es, daß sie erst jetzt das grelle Licht gewahrten, das sie im Begriffe standen, auf ihre bisher geheim gehaltene Wunde fallen zu lassen, — umkehren und eiligst davongehen!

Das Leben großer Städte bietet in dieser Hinsicht die wunderbarsten Gegensätze und Erscheinungen. Erfahrungsgemäß ist es beinahe immer die Mutter aus dem „Volke," die sich in einem solchen Falle bereitwillig belehren läßt; meistens genügt ihr das überzeugende Wort des Richters.

Anders jedoch ist es mit den gebildeten Ständen; die Mutter, die denselben gehört, tritt selten zurück. Meistens will sie ihr Recht, und da sie von den gesetzlichen Formen einige Kenntniß besitzt, ist es nicht immer leicht, sie glauben zu machen, der Richter sei nicht blos da, um die Rolle des Sühners und Strafers zu spielen, oder um sein Konvolut von Aktenstücken um eine Nummer mehr zu bereichern.

Ich versuchte also nochmals, ihr auseinander zu setzen, daß ihr bloßes Erscheinen hier an diesem Orte weder für sie, noch für mich selbst, noch für einen Dritten irgend eine Bedeutung habe.

„Wollen Sie," sagte ich schließlich, „Ihr eigenes Kind — denn daß Sie nur um seinetwillen gekommen sind, unterliegt wohl keinem Zweifel — mehr nach dem starren Buchstaben des Gesetzes, als nach der milden Stimme Ihres Herzens beurtheilen lassen? Niemand zwingt Sie . . ."

„Grade mein Herz zwingt mich!" rief sie aufspringend. „Das Gesetz, oder was Sie sonst so nennen, Herr Staatsanwalt, ist es nicht!"

Und an meinen Schriftführer sich wendend, der, wie ich bemerkte, in großer Verwirrung dasaß, denn er ist noch ein blutjunger Neuling in seinem Fache, sagte sie, ohne ihn dabei anzusehen:

„Muß ich nicht, Herr Schriftführer? Was sagen Sie dazu? Ich will wissen, was Ihre Religion dazu sagt? Ich will wissen, ob es nicht in einem der Bücher Ihrer Religion irgendwo heißt: Die Schuld der Kinder rächt sich und wird gerächt an ihren Eltern?"

Leise sagte mein Schriftführer, ohne die Augen aufzuheben:

„Grade umgekehrt heißt es in diesem Buche."

„Wirklich? Heißt es wirklich: Die Schuld der Eltern ... u. s. w.?" rief sie tief erschrocken, während ihre Blicke bald auf mir, bald auf meinem Schriftführer haften blieben. Dieser nickte blos mit dem Kopfe.

Plötzlich verbreitete sich über ihr Antlitz eine Art von triumphirendem Lächeln, das ich niemals vergessen werde.

„Dann ist es ja gut! Ja, um so besser!" rief sie. „Dann wäre ja das, was Sie und der Herr Staatsanwalt aus menschenfreundlicher Schonung anrathen, ein bloßer Vortheil für mich? Also darum spielen die beiden Herren unter Einer Decke? Ich merke es wohl. Ich will aber keinen Vortheil, der nur mir zu Gute käme; auch ich will wegen grober Pflichtverletzung nach dem Buchstaben des Gesetzes büßen. Man muß mich anhören! Ist denn eine Gerichtsstube, in der man sein Recht sucht und finden muß, ein Rührstück à la Vorstadttheater?"

Wir nahmen diesen neuen Ausbruch ihrer zerrissenen Stimmung, so verletzend, ja gradezu beleidigend er für uns klang, stillschweigend hin. Ich konnte ihm ein gewaltsames Ende bereiten, indem ich kraft meines Amtes ihren wilden Worten ein gebieterisches Halt zurief, und that es dennoch nicht. Welches Mitgefühl mir auch Euphemia Wegener einflößte, deren geheimnißvolles Leiden ja ohnehin halb und halb entschleiert vor mir lag, eine gewisse Neugier war mir dabei

keineswegs fremd. Ich wollte die Frau, die nach Allem, was ich aus ihrem Gebahren erkannte, eine selbstständige Natur war, dieser ihrer Wesenheit nicht berauben.

Denn dem aufmerksamen Richter bietet sich zumeist ein höchst peinliches Bild. Der kraftvollsten Natur entfällt gleichsam die Waffe ihres eigensten Wesens, sobald sie in den Bereich der Gerichtsstube tritt und es geht eine Wandlung in ihr vor, die mir zumeist wie ein Verrath an sich selbst, dann aber auch wie ein unberechtigter Eingriff in das Walten ihrer von Gott eingesetzten Freiheit erscheint. Und an dieser Gebrochenheit erfreut sich so Mancher, der darin einen Sieg menschlicher Justiz erblicken mag!

Gegen unsere Erwartung kam es jedoch anders.

Indem sie ganz nahe an Doktor Feigler trat, sagte sie mit einer Bestimmtheit, die wie Befehl klang:

„Und nun schreiben Sie, Herr Schriftführer! Schreiben Sie, was ich Ihnen diktiren werde. Sie haben lange genug Geduld mit mir gehabt! Das muß ein Ende nehmen!"

Es war doch ein starkgemuthes Weib, wie sie sich jetzt das Gemach durchschreitend, zu ihrem Sitze zurückbewegte.

„Ich heiße Euphemia Wegener," begann sie mit leiser und doch scharf klingender Betonung, „bin Fabrikantenwittwe seit Jahren und das Kind braver Bürgersleute vom „Grunde," wie es vormals hieß, nämlich vom Neubau. Wenn Einer sagen sollte, in meines Vaters Hause sei er jemals um einen Kreuzers Werth verkürzt worden, oder man habe ihm falsches Gewicht und Maß gegeben, mit einem Worte, man habe ihn belogen und betrogen, so lügt er! Und Jedermann lügt fälschlich und bewußt, der gegen meinen Vater und meine Mutter die Hand aufhebt. Das muß nun seit Jahrhunderten in unserer Familie so gewesen sein. Einer sagte es dem Anderen

Einer hinterließ es dem Anderen, bis es fast wie in Granit gehauen dastand über unserem Hause! Ich bin wahrscheinlich die Erste und die Letzte, vor der selbst der Granit nicht Bestand hatte . . .! Ein Enkel meines Vaters hat das Alles herbeigeführt! Was Niemandem, soweit Menschen es gedenken, gelungen ist, das ist ihm gelungen . . . Mein eigenes Kind . . . hat mich bestohlen!"

Bis dahin hatte eine tiefe Blässe ihr Antlitz bedeckt; jetzt schoß eine jähe Röthe darüber hin.

„Nicht wahr, Herr Schriftführer," sagte sie darauf mit ihrem finstern Lächeln, das mich mehr ergriff als Alles, was mir bisher an der Frau entgegengetreten war. „Es ist doch merkwürdig, wie ich wieder auf das alte Thema von Ihrer Religion verfalle, Herr Schriftführer! Man mag es anfangen, wie man will, man wird davon nicht los. Ich verstehe ja sonst nicht viel davon, und habe mich auch niemals darum bekümmert. Und jetzt erinnere ich mich wieder . . . Das hast du in deiner Kindheit im Katechismusbüchlein gelernt! — Wie hätte ich damals ahnen können, es wird einst auf mich selbst eine Anwendung finden . . .?"

Ich muß hier eine Bemerkung anschließen, die mir nicht unnöthig erscheint. Frau Euphemia Wegener wandte sich stets an meinen Schriftführer, nie an mich. Mich selbst schien sie zu übersehen. Mich dünkt jedoch, es hatte dies seinen guten Grund. Bisher mochte sie — und das gab sie ja selbst zu — wenig über Religionsangelegenheiten, sei es in Bezug auf ihre eigenen, oder fremde nachgedacht haben. Mit einem Male schien in diesen wirren Zustand eine Art Licht gedrungen zu sein. Doktor Feigler, mein Schriftführer, mochte ihr als der Repräsentant einer uralten Weltordnung vorkommen, welche im scharfen Gegensatze zu jener stand, die sie bisher gewohnt war

als die allein bestehende und richtige sich vorzustellen. Ob Sinai oder Golgatha? Ich glaube kaum, daß sie sich, darüber befragt, dogmatisch klar ausgedrückt hätte. In der furchtbaren Lage, in der sie sich befand, mochte es ihr aber wohlthun, sich nach jenem Berge zu wenden, vor welchem einst Doktor Moritz Feigler's Vorfahren schreckens- und entsetzensvoll gestanden waren . . .

Noch eine Bemerkung drängte sich mir, und wie ich später erfuhr, auch meinem Schriftführer unwillkürlich auf. Von Frau Wegener ging ein Wesen innerer Vornehmheit aus, dem wir uns Beide, ohne es zu wollen, unterordneten. Die Frau benahm sich, uns gegenüber, wie eine Dame der „höheren Stände". Da war nichts Erlerntes, nichts, was an die sogenannte Talmivergoldung gemahnt, wie wir sie jetzt so häufig auch in unserem Bürgerstande antreffen; es war Alles echt an ihr. Sie behandelte uns Beide mit einer Freiheit und Gelassenheit, als hätten wir bei ihr, sie nichts bei uns zu suchen. Woher hatte die Fabrikantentochter vom „Neubau" dieses gradezu „aristokratische" Wesen, das man so gerne als das unbestrittene Erbe wappengezierter Existenzen ansieht?

Sie begann wieder.

„Wie nennen Sie doch das in Ihrer Sprache, wenn ein . . . Diebstahl nicht auf einmal, sondern mehrmals, sicher gemacht, daß man ihn nicht sogleich entdeckt, ausgeführt wird? Ich glaube, es heißt so etwas wie: „fortgesetzte Angriffe" und das ist ein guter Ausdruck . . . er gefällt mir! Nun denn, in fortgesetzten Angriffen hat mein Sohn, ein kaum fünfzehnjähriger Knabe, ein Kind guter Leute, aus meiner eisernen versperrten Kasse Geld und Geldeswerth enttragen, um es an ein Mädchen seines Alters, selbst noch ein Kind, wegzuwerfen

oder vielmehr an die schurkische Mutter desselben . . . meine eigene Freundin!"

Im Grunde hatte hiermit Frau Euphemia Wegener Alles gesagt, was sie zu sagen hatte, aber die großen Umrisse, so viel sie errathen ließen, konnten in dieser Stube nicht genügen. Ich sagte ihr dies, und wie jetzt Alles auf die Details ankomme, denn erst aus den Einzelheiten ließe sich das Gesammtbild für die Beurtheilung ihres Falles entwerfen.

Sie wurde nun unruhig. Ihre Blicke wanderten wie Schutz suchend zwischen mir und meinem Schriftführer hin und her.

„Details?" rief sie: „Wozu braucht man Details? Ist es nicht genug, wenn eine Mutter . . . aus freien Stücken kommt, um eine solche Anklage zu erheben? Eine so ungeheuerliche Anklage? Ich vermag Weiteres nicht zu sagen."

„Dann, Frau Wegener," sagte ich, „erlauben Sie mir, in Ihrem eigensten Interesse, daß ich von jetzt an mein Verhör beginne. Werden Sie mir antworten?"

„Fragen Sie!" rief sie mit schwacher Stimme.

„War Ihre Ehe mit Ihrem verstorbenen Gatten eine glückliche?"

„Warum fragen Sie mich das?"

Sie hatte sich erhoben; ein Schimmer von Röthe lag wieder auf ihrem Antlitze.

„Weil ich bei meiner langen Praxis die Erfahrung gemacht habe, daß Vorkommnisse solcher Art, wie etwa das Ihrige, zumeist auf dem Boden gestörten Einvernehmens zwischen Eheleuten gedeihen. Wenn Vater und Mutter nicht mehr in Friede und Eintracht neben einander gehen, dann schleicht sich gewöhnlich als ein Drittes zwischen ihnen ein: der gestörte Frieden ihrer Kinder. Und von da ab, bis zum Friedens-

bruche, ich meine, bis zum Angriffe auf die geheiligten Rechte der Eltern, ist es gar nicht zu weit."

„Ich verstehe Sie, Herr Staatsanwalt," sagte sie tonlos, indem sie wieder ihren Sitz einnahm. „Aber als mein Mann starb, war das Kind noch sehr jung, nur wenige Jahre alt. Ich habe den Knaben ganz allein erzogen, ganz allein."

Ich unterbrach mein Verhör für einen Augenblick. War das, was ich soeben vernommen, ein Zugeständniß?

„Drängte sich Ihnen niemals die Wahrnehmung auf, daß das Kind schon in jenem Alter gewisse Angewöhnungen zeigte, die auf sein späteres Thun einen Rückschluß ziehen lassen? War er ein Lügner?"

Sie sah mich mit großen Augen an.

„Euphemia Wegener's Sohn lügen?" rief sie dann und auf ihren Lippen zeigte sich das alte überlegene Lächeln, das ich bereits so gut an ihr kannte. „Woher sollte er lügen? Darin hätte ich ja seine eigene Lehrerin sein müssen!"

„Verstehen wir uns recht, Frau Wegener," sagte ich, „Selbst einer scharfblickenden Mutter entgeht so mancher Zug, sie will ihn nicht gewahr werden, weil sie mit Recht annimmt, er werde sich im Laufe der späteren Entwickelung von selbst verwischen."

„Ich habe ihn genau beobachtet, und kenne ihn, wie . . wie ich mich selbst kaum kenne. Eine Mutter hat ja nichts Anderes zu thun, als zu wachen und wieder zu wachen und zu beobachten."

„Meinen Sie nicht auch, Frau Wegener, daß selbst den treuesten Wächter zuweilen die Augen schläfrig zufallen?"

Ich hatte diese Worte leichthin, wie einen Witz, der sich von selbst anbietet, hingeworfen, aber ihre Wirkung war wahrhaft erschreckend. Sie war wieder aufgesprungen und durch

maß mit großen Schritten die ganze Länge meiner Stube. Sie war außer sich; und es mochte ein ungeheurer Schmerz sein, der sie in diesem Augenblicke jeden Zwang, den sie sich bis dahin auferlegt hatte, vergessen ließ.

Mit gerungenen Händen blieb sie bald vor mir stehen, wollte sprechen und vermochte es nicht, bald wieder, als flößte ich ihr das größte Entsetzen ein, eilte sie hinweg und flog mehr als sie ging durch den ganzen Raum meines Bureaus.

„Mein Gott! mein Gott!" hörten wir sie endlich aus der Tiefe ihrer Seele stöhnen. „Wer hat ihm das Geheimniß verrathen, dem schrecklichen Manne?! Schläfrig! Was war ich denn anders als schläfrig und gradezu verdummt? Wo waren denn meine Augen, diese Mutteraugen, von denen man so viel Lob erhebt? Lüge, nichts als Lüge! Während diese sogenannte Mutter zu wachen glaubt, schläft sie mit offenen Augen! Und indessen stiehlt sich eine Fremde bei ihr ein und raubt ihr das Kind und . . ."

Nur allmälig verlangsamten sich ihre stürmischen Schritte und damit auch ihre Aufregung. Sie setzte sich wieder und, indem sie mich starr ansah, sagte sie mit ihrem alten, nun so bekannten Lächeln:

„Wir jüngeren Mütter taugen schon einmal gar nichts. Unsere ganze Erziehung besteht in nichts als in Eitelkeit und nichtsnutzigen Dingen. Mein seliger Vater sprach oft von gewissen Kunstgriffen in seinem Gewerbe. Solche Kunstgriffe haben auch unsere Mütter besessen. Damit sind sie ins Grab gestiegen. Glauben Sie das mir, Herr Staatsanwalt!"

Ich glaubte nun mit meinem Verhöre fortfahren zu können:

„Ihr Kind, Frau Wegener, erinnert es sich bisweilen an einen Vater?"

„O ja!“ antwortete sie rasch: „Vieles in ihm erinnert an ihn.“

Ich horchte auf.

„Wie verstehen Sie das?“

Sie schien zu überlegen.

„Er hat denselben unpraktischen Sinn, wie sein Vater, oder wie ich es immer nennen soll.“

„Ein Kind und „unpraktisch!“ Gehört das nicht dem späteren Leben an?“

„Nein!“ sagte sie mit gewichtiger Betonung, „das kündigt sich sogleich an, sobald das Kind einigermaßen zur Vernunft erwacht ist!“

„Lassen wir das einstweilen bei Seite liegen,“ sagte ich, wohl bedenkend, daß ich ihr nicht die Gelegenheit bieten dürfe einem neuen Gedankenstrome sich zu überlassen, „wie waren die Fortschritte des Knaben in der Schule?“

„Er war stets unter den Ersten seiner Klasse an der Bürgerschule.“

„Freuten Sie sich darüber?“

Sie zuckte mit den Achseln. Nach einer Weile meinte sie:

„Ich wollte, sie hätten ihn dort unwissend erhalten.“

„Ist das wirklich Ihre Meinung?“

„Ja! Für eine Mutter hat der Gedanke etwas Schreckliches, daß sie, die ihrem Kinde das Höchste vorstellen soll, nicht einmal so viel weiß, als der schlechteste Bürgerschüler. Kann sie dieses Wissen überwachen? Weiß ich, ob dieses Wissen – und sie machen jetzt gewaltiges Aufhebens damit — sich nicht gegen mich als Mutter kehrt, ob es mich nicht verletzt und kränkt?“

„Verzeihung!“ sagte ich. „Das ist etwas krankhaft von Ihnen gedacht.“

„Möglich!“ sagte sie schwermüthig aufathmend. „Wahrscheinlich verstehe ich es nicht besser. Ich spreche eben, wie es mir ums Herz herum ist.“

„Meinen Sie, Frau Wegener,“ rief ich und vielleicht klang dabei meine Stimme etwas herausfordernder, als es sich dieser Frau gegenüber geziemte, „meinen Sie, daß es der Einfluß der Schule war, der . . . Ihren Sohn auf Abwege geführt hat?“

Sie schüttelte abwehrend den Kopf.

„Er hat niemals einen Kameraden gehabt,“ sagte sie mit einem Tone der Verachtung, der mir auffiel.

„Er ist also eine verschlossene Natur?“

„Verschlossen? O ja! Verschlossen vor Allem gegen seine eigene Mutter, verschlossen gegen alle Welt! Nur gegen eine einzige Person nicht, und das war seine Kameradin, selbst noch ein Kind. Dieses Kind muß Alles wissen! Das Kind muß vorgeführt werden und sei es mit Gewalt!“

„Lassen wir uns Zeit, Frau Wegener,“ unterbrach ich sie. „Sprachen Sie nicht vorhin auch von der Mutter dieses Mädchens?“

„Ja!“ sagte sie und ich merkte an ihren stürmischen Athemzügen, wie sehr sie diese Frage aufregte. „Nur weiß ich nicht, war das Kind schlechter, oder war es die Mutter?“

Es bedarf wohl für den Kundigen keiner weiteren Andeutung, daß es grade dieser Punkt war, der von nun an, — mochte es mir gelingen, Frau Wegener von ihrem Vorhaben abzubringen, oder mochte ich mich überzeugen, daß der Sache freier Lauf zu lassen sei, — gewissermaßen das Angriffsobjekt des ganzen Falles bilden werde. Ich mußte jedoch, schon um der gesetzlichen Form zu genügen, früher noch eine Frage an sie richten.

„Wie waren die Fortschritte Ihres Sohnes in der Religion?" fragte ich. „Sind Sie Katholikin?"

„Er weiß seinen Katechismus aus- und inwendig!" entgegnete sie. „Uebrigens habe ich von seinem Katecheten niemals eine Klage über ihn gehört. Ich glaube, er hat Alles gelernt, was zu lernen war. — Was will das übrigens bedeuten?"

„Wie verstehen Sie das?"

„Ich meine," sagte sie, mich von der Seite ansehend, fast als wollte sie mich wegen irgend eines Fehlers, den ich begangen haben mochte, strafend zurechtweisen, „ich meine nur, Herr Staatsanwalt, im bloßen Lernen liegt es nicht mehr. Wie oft dachte ich mir, wenn ich meinen Knaben überhörte — und das war nicht stets aus der Religion, sondern auch aus Anderem: Wo ist da der Weg zu finden von dem Einen zum Anderen? Die gehen ja weit auseinander und wollen sich nicht begegnen, wie zwei, die sich nicht leiden können! Und so eine Mutter soll es wissen! Vertraut sich mir das Kind? Ich bin ja dümmer als mein einfältiger Knabe; er hat ja mehr gelernt, als ich!"

Niemals werde ich diese Mischung von Hohn und gleichzeitigen Anklängen tiefen Gemüthslebens vergessen, die in ihren Worten lag. Es war uns, die wir ihr mit angehaltenem Athem zuhörten, als sei über die Frau, wie sie vor uns saß, eine Wandlung höchst bedeutender Art gekommen. Sie war nicht mehr die Euphemia Wegener, die Fabrikantenwittwe vom „Neubau," die zu uns gekommen war; eine Andere, die sich gleichsam über sich selbst erhoben, hatte deren Stelle eingenommen . . . Eine selbstständige Denkerin saß vor uns und doch war, was wir vernahmen, vielleicht nur das ferne Grollen einer Gedankenschlacht, die zu Hause und in der einsamen Stube wahrscheinlich noch ganz anders tobte! . . .

Gleich darauf jedoch, als wollte sie absichtlich jede Illusion in uns zerstören, sagte sie mit jenem wegwerfenden Tone, den sie so vortrefflich zu handhaben verstand:

„Es giebt übrigens eine Person, die in dieser Beziehung mehr Bescheid weiß, als ich."

„Und die wäre?"

„Das Mädchen!" schrie sie, „das Mädchen Franziska mit dem blonden Haare, seine Kameradin!"

„Jetzt endlich sind wir an den Details, Frau Wegener," sagte ich. „Wir müssen zur Hauptsache gelangen."

Diese Mahnung mochte ihr selbst zur rechten Zeit gekommen sein; sie nickte blos mit dem Kopfe. Und in der That, — was ihr bis jetzt nicht gelungen war, das gelang ihr jetzt in ebenso schlichter, als überzeugender Weise. Offenbar hatte sie sich das, was sie zumeist bedrückte, vom Herzen heruntergeredet, und das war das Verhältniß der Mutter zu ihrem Kinde.

Darüber schien sie zuerst sich, dann mir, dem richterlichen Beamten, Licht und Klarheit verschaffen zu wollen. Das war ihr die Hauptsache gewesen.

Sie erzählte nun bündig das Nachfolgende.

Allerdings entbehrten ihre sachlichen Angaben auch diesmal nicht jener Strömungen, die stets das Bestreben zeigten, sich gewissermaßen ein neues Bett für die Fülle ihr zudrängender Beobachtungen auszugraben. Im Großen und Ganzen sprach sie aber so, daß sich für meinen Schriftführer genügendes Material zu einem stylgerechten Protokolle bot.

Nach dieser Darstellung waren ihr also im Lauf der letzten Zeit aus der eisernen Kasse, zu welcher sie stets die Schlüssel bei sich trug, nach und nach Schmuckgegenstände und baares Geld entwendet worden. Auf die Frage, ob sie sich erinnern

könne, wann ungefähr diese Entwendungen ihren Anfang genommen hätten, lautete ihre Antwort: seit etwa anderthalb Jahren, denn das sei der Zeitpunkt, seitdem ihre Freundin Veronika mit ihrem Kinde aus ihrem Hause weggezogen seien. Das sei auch der Zeitpunkt, daß in dem ganzen Charakter ihres Sohnes jene Veränderung zum Schlechten vorgegangen sei, die sie hierher bringe.

„Welche Veränderung, Frau Wegener? Davon haben Sie ja noch nichts erwähnt."

Nun eben, daß er ihr seit jener Zeit wie „ausgewechselt" vorkomme. Seitdem hätten seine Lehrer über ihn zu klagen angefangen; er sei unaufmerksam und zerstreut in der Schule gewesen, theilweise habe er dieselbe auch versäumt. Zur Rede gestellt, habe er stets Ausflüchte gefunden, die nicht ohne Glaubwürdigkeit erschienen; niemals aber hätte sie ahnen können, daß ihr Kind ... ihr eigenes Blut auf Abwegen wandle. Dieses lügnerische, heimliche Wesen sei in ihn erst von Außen gekommen und erst seit jener Zeit!

Ob sie die entwendeten Gegenstände namentlich angeben könne?

Ja! ein Medaillon, ein goldenes Kreuz und ein Armband. Seit dem Tode ihres Mannes trage sie keinen Schmuck mehr und habe sich um solche Dinge nur wenig gekümmert. Daher komme es, daß sie den Abgang dieser Gegenstände erst so spät entdeckt habe!

„Sie sprachen ja auch von fehlendem Gelde?"

„Ja!"

„Wie viel betrug es?"

„Es geht in die Hunderte!"

„Und das Alles soll Ihr Knabe vergeudet haben? Vielleicht in Gesellschaft anderer Kameraden seines Alters?"

„Ich sagte es ja bereits: er hat niemals einen Kameraden gehabt. Er hatte nur eine Kameradin."

„Und von dieser nehmen Sie an, sie habe um Alles gewußt, sie habe mit ihm getheilt?"

„Getheilt? Mein Sohn hat nichts für sich behalten. Dafür kenne ich ihn. Sie haben Alles an sich gerissen, Mutter und Tochter."

„Woher wissen Sie das?"

„Er hat es selbst gestanden. Als ich ihn vorgestern nach gemachter Entdeckung zum ersten Male zur Rede stellte, meinte er nur: „Franzi ist so schön! und der Schmuck kleidet sie so schön!"

„Und sein Benehmen bei diesem Geständnisse? Zeigte er sich erschrocken, reuevoll?"

„Reuevoll? — Er sagte auf Alles, was ich ihm vorhielt, in dürren Worten nur das Eine: Du hast mir ja selbst gesagt, es gehört mir Alles in der eisernen Kasse!"

„Sagten Sie ihm das wirklich?"

„Wie man schon mit Kindern spricht, denen man den Werth eines ... Spielzeuges gerne einschärfen möchte."

„Und dennoch legen Sie so großes Gewicht auf dieses vermeintliche — Spielzeug?"

„Also ein gefährliches Spielzeug, wenn es so besser klingt."

„Hüten wir uns vor Wortspielen, Frau Wegener," sagte ich ernst, „es sind zweischneidige Messer ... Wie gelangte der Knabe in den Besitz der Kassaschlüssel?"

„Ich weiß es nicht. Darüber hält er reinen Mund. Was liegt auch daran, wie er dazu gelangt ist?"

„Sagen Sie das nicht, Frau Wegener! Grade dieser Punkt ist ein sehr wichtiger und könnte bei der Vertheidigung Ihres Kindes —"

„Wer spricht von Vertheidigung? Ich nicht! Ich nicht! Er soll gerichtet werden ..."

Und nochmals versuchte ich auf dem Wege des Zuredens den verhängnißvollen Entschluß in dieser Frau zu erschüttern. Ich gestehe, der Gedanke, diese Mutter an der Seite ihres Sohnes in einem der Säle unseres grauen Hauses erscheinen zu sehen, bereit, gegen ihn auszusagen und die Wucht des Strafrichters auf sein schuldiges Haupt herabzurufen, hatte für mich selbst etwas Beängstigendes. Warum sie nicht, da ihr Kind ihr gegenüber sich nicht zur Demuth bekennen wolle, und da sie auf das ihr ganz allein zustehende Recht zu verzichten scheine, es zur Umkehr zu bewegen, warum sie nicht an eine Hülfe sich wende, die ihr doch so nahe liege? Warum sie nicht, — wie Andere es thun — den geistlichen Lehrer ihres Sohnes berufen habe?

Es war ein eigenthümlich stechender Blick, den sie mir zuwarf. Sie senkte ihn erst, als sie bemerkte, daß ich ihn ruhig aushielt.

„Sie meinen, Herr Staatsanwalt," sagte sie langsam, als sei sie sich vollständig bewußt, daß sie ein jedes ihrer Worte auf die feinste Goldwage legen müsse, „Sie meinen also, ich hätte die Kirche zu Hülfe rufen sollen?"

„Ja! denn ihr ist das Lehramt übertragen worden."

Sie blickte mich wieder eine geraume Weile an. Diesmal war jedoch ihr Blick mehr befremdet, als stechend, mehr fragend, als herausfordernd.

„Die Kirche!" sagte sie dann bedächtig, fast kühl, „die Kirche hat über die Kinder, über unsere Kinder," setzte sie rasch hinzu, „keine Gewalt mehr."

„Nicht mehr? Wie wollen Sie das beweisen?"

„Beweisen? Als ob sich das beweisen ließe! Das fühle

ich durch mein Kind! Die Kirche hat keine Gewalt mehr! Und noch Eines! Ich glaube, unsere Schule leidet es nicht ..."

„Wollen Sie damit sagen, daß in unserer Schule nicht gelehrt wird, an die heiligen Gebote Gottes, wie sie das Evangelium lehrt, zu glauben?"

„Was weiß ich?" sagte sie ausweichend, vielleicht ängstlich gemacht durch die etwas scharfe Betonung meiner Worte. „Ich bin eine einfältige Frau, die von solchen Dingen nur wenig versteht. Lassen wir es dabei beruhen."

Indem sie so sprach, klang es wie ein halbunterdrücktes Weinen durch ihre Stimme. War Frau Wegener körperlich ermüdet, oder war ein Nerv ihrer Seele schmerzlich berührt worden? Oder endlich, war sie an einem Punkte angelangt, wo sie zu überlegen anfing, ob sie auch das Zweckmäßige getroffen?

Ich schwieg eine geraume Weile. Ich wollte mit keinem Worte in die Schwingungen ihrer gegenwärtigen Stimmung eingreifen. Ich dachte, ihr nächstes Wort werde die Bestätigung meines Gedankens sein.

Ich hatte mich getäuscht.

„Wären wir endlich fertig, Herr Staatsanwalt?" fragte sie todtmatt, den linken Arm krampfhaft um die Seitenlehne ihres Sitzes geschlungen.

„Wir sind fertig, Frau Wegener," sagte ich, „die Sache kann ihren Lauf nehmen!"

Sie nickte blos mit dem Kopfe. Dann erhob sie sich mühsam. Es mochte ein gewaltiger Kampf sein, der an ihrem Innern rüttelte; aber nach außen zeigte sich im Wesen dieser starkmuthigen Frau vom „Neubau" nur die Spur der Erschöpfung.

Ich ersuchte nun meinen Schriftführer zur Verlesung des

kurzgefaßten Protokolls ihrer Aussage zu schreiten. Er las es langsam und bedächtig, zwischen jedem Satze eine Ruhepause sich gönnend, als hätte auch er die Absicht, ihr noch im letzten Augenblicke Zeit zur Einkehr in sich selbst zu lassen. Sie hörte der Vorlesung stehend zu. Als Doktor Feigler damit zu Ende gekommen war, fragte sie, sich an mich wendend:

„Soll ich das unterschreiben?"

Ich bemerkte hierauf, sie müsse erst erklären, daß sie mit dem Wortlaute des Protokolltextes einverstanden sei; sie könne noch jetzt, wenn sie irgend einen Ausdruck oder die richtige Wiedergabe einer Thatsache bemängle, ihre Einwendung erheben. Statt jeder Antwort schüttelte sie verneinend den Kopf.

Doktor Feigler reichte ihr nun dieselbe Feder, mit der er das Protokoll niedergeschrieben. Sie ergriff sie ... In kräftigen Zügen stand ihre Unterschrift auf dem Papiere ... Ihre Hand hatte nicht gezittert.

Eines war dabei weder mir noch meinem Schriftführer entgangen.

Sie hatte mit geschlossenen Augen ihre Unterschrift niedergeschrieben.

Dann blieb sie noch eine Weile, mit dem Rücken mir zugewandt, vor Doktor Feigler stehen, ihm ins Gesicht starrend, als hätte sie ihn erst in diesem Augenblicke erkannt, der doch schon seit mehr als einer Stunde in ihrem Gesichtskreise stand.

„Wie ist mir doch!" sagte sie, indem sie mit der Hand über ihre Stirne fuhr, „wenn ich Sie ansehe? Jetzt erst erinnere ich mich. Vor nicht langer Zeit habe ich in einem Buche gelesen und fand darin eine Stelle aus Ihren Glaubensschriften, Herr Doktor, die so recht auf meine Lage paßt. Diese Stelle muß uralt sein, so alt, daß daneben das weißeste Haar auf dem Kopfe der Menschheit noch blond erscheint ..

Ja, ja! jetzt erinnere ich mich. Es ist die Rede davon, was Eltern thun sollen, wenn sie einen ungehorsamen Sohn haben und das ist ein Vergeuder ihres Gutes, ein Schlemmer ... ein Dieb! Sie sind ein Schriftkundiger, Herr Doktor! gewiß, Sie sind es! — Ist es nicht so, wie ich es meine? Nur an die Worte kann ich mich nicht erinnern, der Sinn ist mir geblieben."

Doktor Moritz Feigler, mein Rechtspraktikant, verstand sehr wohl, was Euphemia Wegener begehrte. Er fühlte sich aus seiner Kindheit her nicht fremd in den heiligen Büchern seines Glaubens und wußte Bescheid in ihnen, wenn es darauf ankam.

Ohne Zögern antwortete er:

„Sie sollen ihn hinausführen vor die Thore seiner Stadt und sollen sagen: Dieser unser Sohn ist ein ungehorsamer Sohn, er gehorcht nicht unserer Stimme ... sie sollen ihn führen vor die Richter der Stadt und ..."

„Vor die Richter seiner Stadt! Hören Sie, was Ihre heiligen Schriften sagen? Daran halte ich mich; denn sie sind auch heilig für uns! Vor die Richter seiner Stadt! Nicht vor die Kirche, nicht vor die Lehrer der Schule!"

So rief Frau Euphemia Wegener mit lauter Stimme, nicht schreiend, nicht triumphirend, uns durch eine unanfechtbare Beweisstelle überzeugt zu haben, sondern mit einer so gläubigen Inbrunst, als läge nun das Schwerste hinter ihr, als hätte es zu ihrer Rechtfertigung nur dieser Worte bedurft!

Und ohne uns zu grüßen, schritt sie an uns vorüber zur Thür hinaus.

## V.

### Der grüne Federbusch.

Fast sollte man meinen, es ist das letzte Stück deutschen Bodens, auf dem unser Fuß wandelt, wenn man die weitgestreckten Auen betritt, die sich im Rücken der Stadt, hinter dem großen Eisenbahnviadukte, bis an den Strom, ja noch weit darüber hinaus dehnen. Denn die Wellen, die von dort ostwärts dem Meere zufließen, kommen nun bald zu einem Volke von anderer Gesittung und einer Sprache, die ohne Verwandte und Vettern, wie ein verwaistes Kind, und vielleicht darum so melancholisch anklingt — zu dem Volke der Magyaren. Aber schon hier, kaum eine halbe Stunde hinter der lebenathmenden deutschen Stadt trägt Strom und Landschaft ein Gepräge, als wollten sie sich Beide für die große Reise gleichsam vorbereiten. Der Eine, weil er in die ebene Fremde denn doch hinaus muß, die Andere, um ihm das Scheiden nicht allzu schwer zu machen. Die waldbekränzten Höhen sind zurückgetreten; von nun an wird das Auge nur flachem, kaum über den Strom sich hinaushebendem Lande begegnen. Das wird so meilenweit, tagelang so währen! sich dehnen und strecken, unabsehbar, bis tief unten im wildfremden Gebiete ermattet und versandet das Alles sein Ende findet; die große Stromader, die dem Herzen des Schwarzwaldes entsprang und die Landschaft; — denn das ewige Meer tritt dann in sein uraltes Recht!

Die Gluth eines heißen Junimittages brütet über diesen einsamen Stromauen. Es ist eine solche Stille ringsum, ein so lautloses Weben der unbewegten Luft, als ob Alles vom Banne eines märchenhaften Schlafes umfangen wäre. Hie und da ertönt wie aus weiter Ferne die Axt eines Holzschlägers, oder

fliegt ein Vogel auf, dem irgend Etwas in seinen Traum hineingespielt hat, oder endlich, es huscht aus dem Gestrüppe eine oder die andere verschlafene Gestalt, um schnell wieder zu verschwinden; denn die „grüne Bettfrau" hat unter dem allerlei Volk, das etwas lichtscheuer Natur ist, viele Anhänger.

Aus dem mittleren Bogen des Viaduktes kommt jetzt ein braunes Pferd hervor, auf dem Pferde sitzt ein Reiter, dessen grüner Federbusch weithin sichtbar ist. Sein schwarzes Wehrgehänge und die gelben Fangschnüre vorne an seiner Brust glänzen ebenfalls in der Sonnengluth des Mittags. Das ist in diesem Augenblicke der einzige, lebenverrathende Punkt der ganzen Gegend; . . . von ihm gehen scharfe Augen aus, die nach allen Richtungen auslugen . . .

Aber sie gewahren nichts! . . . Alles schläft, Alles träumt; vielleicht selbst der Reiter auf seinem Pferde, der zu wachen glaubt, weil man ihn gewöhnlich eines der „Augen der Gerechtigkeit" nennt. Nicht einmal das blaue Gewand bemerkt er, das dort von jenseits des Fahrweges, da, wo die breiten Ahornbäume stehen, herüberblinkt, . . . es muß in der Luft etwas Berauschendes, Sinnbethörendes liegen! Das braune Pferd des Sicherheitswächters trabt müde vorüber; es ist wieder still geworden. Die Mittagsruhe brütet weiter.

Da hebt und regt es sich unter einem der Ahornbäume. Stimmen werden laut.

„Franzi!"

„Der Mann ist nicht mehr zu sehen."

„Sieht man wirklich gar nichts mehr von ihm?"

„Du kannst ganz ruhig sein, Heini."

„Franzi!"

„Was willst?"

„Siehst du auch den grünen Federbusch nicht mehr?"

„Gar nichts!“

„So setz' dich nieder!“

Es wurde wieder still unter dem Ahornbaume.

Sie saßen sich gegenüber in dem Grase, das rings um den Baum fast kniehoch steht.

„Warum hast du so geweint, als sie das kleine verwachsene Mädchen begruben?“

„Weil sie mir leid gethan hat.“

„Du sollst aber nicht weinen, Franzi.“

„Warum nicht?“

„Ich will es nicht.“

„Hast du die kleine Lina Blüthenstern gekannt?“

„Sie war häßlich und ihre Mutter handelt mit alten Sachen. Du aber bist schön.“

Und wieder nach einer Weile fragte der Knabe:

„Du weinst schon wieder. Warum weinst du?“

„Weil ich mich fürchte, Heini.“

„Wovor?“

„Wenn ich an Lina Blüthenstern denke.“

„Weil sie todt ist?“

„Nein, Heini, das ist es nicht. Ich habe sie sterben gesehen und das kann ich nicht vergessen . . . Und dann —“

„Was?“

„Sie hat die schöne Puppe, die ich ihr von deinem Geld gekauft habe, auf den Boden geschleudert, daß sie in Stücke gebrochen ist.“

„Sie war sehr krank.“

„Nein, nein, Heini . . . ich weiß das besser.“

„Warum sagst du's nicht?“

„Ich kann nicht, Heini, ich kann nicht . . . Es geht mir so im Kopfe herum . . . und ich fürchte mich auch, Heini . .

es geht mir nicht aus dem Kopfe . . . ich mag anfangen, was ich will."

„Du bist närrisch, Franzi."

„Dann bin ich's, weil ich gar nicht weiß, was ich mit mir anfangen soll. Du magst Recht haben, Heini! . . . Und dann hast du auch nicht gesehen, wie sie sie begraben haben."

„Wie war's?"

„Wie sie schon in dem Sarge aus vier Brettern lag, haben sie ihr auf beide Augen gläserne Scherben gelegt von einer zerbrochenen Flasche. Ich habe gefragt wozu? Sie haben mir erklärt: damit die bloße Erde sie nicht zu sehr drückt. Darauf hat das jüngste Schwesterchen der Lina auch die zerbrochene Puppe mit in den Sarg geben wollen. Darauf hat aber Lina's Mutter geschrieen: Um Gottes Willen nicht! Die Todte hätte dann keine Ruhe in ihrem Grabe."

„Warum nicht?"

„Sie können nur ehrliches Gut brauchen! hat Lina's Mutter gesagt. Wenn aber nur ein unehrlicher Faden dabei ist, so kann ihr todtes Kind nicht zur Ruhe kommen, und dann wäre das meine Schuld!"

„Und du hast ihr das Alles geglaubt und glaubst es noch immer?"

„Ich fürchte mich immer fort, Heini, bei Tag und bei Nacht."

„Franzi!"

„Schweig jetzt."

„Lina's Mutter hat dich belogen. Die Todten reden nichts und regen sich auch nicht. Wer dir etwas Anderes sagt, ist ein Lügner. Das ist nur für die kleinen Kinder. Glaubst du es nun?"

„Ich weiß nicht, Heini!"

„Glaubst du mir, Franzi?"

„Frag' mich nicht weiter, Heini!"

„Dann bist du auch eine Lügnerin, wie die Anderen!"

Ein Wehegeschrei erscholl durch die Lüfte und die ihn ausgestoßen, war ein halb erwachsenes Mädchen, war Franzi.

„Ich habe dir wehe gethan, Franzi, nicht wahr?" fleht die Knabenstimme voll Weichheit und einschmeichelnden Reizes „aber du selbst hast es so gewollt. Denn du willst mir nicht glauben, und das bringt mich in Wuth! Warum willst du mir nicht glauben?"

„Ich hab' es kaum gespürt, Heini!" sagte Franzi, während ihr heiße Thränen die Wangen herabliefen. „ich wollte nur ich könnte einen großen, großen Schmerz empfinden, und es käme Einer mit einem scharfen Beile und hackte mir ein Glied meines Körpers ab. Das thäte weh . . . Da wüßte ich doch wo der Schmerz sitzt . . ."

„Was hast denn nur, Franzi?"

„Ich fürchte mich, Heini!"

„Vor dem buckligen todten Mädchen? Denk doch nicht immerfort an die!"

„Ich muß aber, Heini, ich muß . . . Du fürchtest dich auch."

„Ich? Wer sagt so was?"

„Hast du nicht grade jetzt vor dem grünen Federbusch der Gensdarmen dich gefürchtet? Ich hab' es gut gesehen."

„Du hast nichts gesehen, Franzi. Er soll nur kommen. Wenn du willst, ich ruf ihn sogleich zurück. Willst du?"

„Nein!" sagte das Mädchen nach einer langen, langen Weile. „Ich möcht' aber, daß wir weiter gehen, Heini, dort wo es nicht so licht ist wie hier . . . wo die Bäume dichter beisammen stehen. Meinst du nicht auch, Heini?"

„Ich bleibe, Franzi! Mich soll Niemand von diesem Platze
egbringen, Niemand!"

„Ich bleib' schon, Heini, ich geh' nicht fort von dir!"

„Du fürchtest dich also nicht bei mir? Dann aber wein'
cht mehr ... Sei lustig!"

Und noch einmal schien die alte beschwichtigende Formel
s Kameraden, womit er so oft die Einreden und Bedenken
s Mädchens in den Schlaf gelullt haben mochte, hellauf zu
ngen und zu tönen. Sie schob sich die goldgelbe Flechte, die
r während all des Redens tief über die Stirne gefallen war,
rück und versuchte — lustig zu sein. Aber es war nicht ihr
tes Lächeln; Heini verstand sich wohl darauf. Wenn Franzi
hte, dann lachte ihr ganzer Mund und ihre weißen Zähne
rden dabei sichtbar, dann lachte Alles an ihr, sogar ihr gold-
lbes Haar, und das Medaillon an dem schwarzseidenen
chnürchen, das er ihr geschenkt, lachte mit. Jetzt war es
ders. Sie wollte lustig sein, vielleicht sogar ausgelassen,
er es war eine Lustigkeit gleichsam mit geschlossenem Munde!

„Ja Heini!" sagte sie „wir wollen uns nicht fürchten."

Damit hatte sie sich erhoben und ging unter dem Ahorn
f und ab, während Heini, jeder ihrer Bewegungen mit den
gen folgend, seine liegende Stellung nicht verließ. Und bei
ser Gelegenheit mochte auch dem Knaben der Gedanke kom-
n, was denn geschehen sei, daß Franzi mit einem Male so
ß geworden war, daß sie beinahe größer war, als er selbst?
e kam ihm so sonderbar groß vor ... Dazu spielte das
lle Sonnenlicht, wie es hier und da durch einige Lücken des
orns fiel, so eigenthümlich mit dem Antlitze Franzi's! Es
ein Schimmern und Leuchten darauf, wie er es niemals
merkt hatte. Etwas, das ihn wahrscheinlich an das Kind
nnern mochte, mit dem er vor vielen Jahren im Hause seiner

Mutter „Räuber" gespielt, und daneben wieder etwas ganz Neues, Fremdes, was er nicht kannte, was ihm noch nie entgegengetreten war . . .!

Vielleicht um sich selbst auf andere Gedanken zu bringen, pfiff er leise jenen Gassenhauer für sich hin, wie er um diese Zeit in allen Straßen und Durchhäusern der Stadt erscholl.

Plötzlich, ohne wahrscheinlich zu wissen, wie es geschah — mochte es der alte Lockruf des Kameraden sein, oder etwas Anderes, wovon sie sich nicht Rechenschaft zu geben im Stande war — plötzlich begann Franzi mit ihrer hellen Stimme in das alte Lied einzustimmen.

Wie kam das so frisch, so thauduftig aus ihrer jungen Kehle! Vereint mit Heini sang sie das bekannte Lied der Gassen:

„In Weidlingau!
Da ist der Himmel blau . . ."

Mit einem Male brach sie ab.

„Still, still, Heini!" sagte sie, den Finger an den Mund legend, „das war zu laut! Es könnte es Einer gehört haben."

Dann schlich sie, als könnte sie die schlummersatten Blätter an dem Ahorne aufwecken, auf den Spitzen ihrer Schuhe zu dem Baume hin und ließ sich dort nieder.

Auch Heini hatte sein Pfeifen eingestellt.

„Warum hast du mich eigentlich denn herbestellt, Heini?" begann sie wieder, einen scheuen Blick auf den Kameraden werfend, der in ihrer Nähe saß.

„Ich hab' dich wieder sehen wollen, Franzi," entgegnete er darauf nach einigem Besinnen. Und mit größerem Nachdrucke wiederholte er:

„Ich hab' dich sehen wollen, Franzi!"

Wie er das so sprach, überflog eine tiefe Röthe sein Ge-

sicht. Die Augen seiner Kameradin lagen fragend auf ihm; es war ein wechselseitiges Beschauen voll stummer Beredtsamkeit.

„Warst du heute in der Schule, Heini?" fragte das Mädchen neuerdings.

„Mich geht meine Schule gar nichts mehr an! Ich habe dort nichts mehr zu lernen."

„Ja du!" sagte Franzi hierauf, den Worten ihres Gefährten nachsinnend: „Du kannst das sagen. Was aber soll ich erst sagen? Manchmal kommt mir vor, Heini, als sei in meinem Kopfe nicht einmal so viel drin, als die zehnjährige Lina Blüthenstern besessen hat. Sie wollen mich darum auch aus der Schule nicht fortlassen, weil ich nicht genug weiß. Beim Herrn Kooperator in der Religion, da geht's noch an, aber in allem Uebrigen . . . Ich bin die größte unter meinen Kameradinnen, und die Jüngste unter ihnen muß mich beschämen. Was wird daraus werden, Heini?"

„Du kannst mehr, als sie Alle!" sagte der Knabe heftig. „Glaub' du nur nicht dem Herrn Lehrer! Der ist's, der dir solche Dinge in den Kopf setzt. Mir haben die Lehrer das auch einreden wollen. Ich lasse mir aber nichts einreden, ich bin kein kleines Kind mehr!"

„Heini, wie sprichst du?"

„Laß mich nur! Und deinen Lehrer hasse ich, daß du's nur weißt! . . . Ich hasse ihn ganz besonders, denn seitdem er da ist, bist du eine ganz Andere. Was will er nur von dir? was gehst du ihn an? Ja, wenn du so wärst, wie die kleine Verwachsene gewesen ist . . . Aber du bist eine Andere, eine ganz Andere! Du bist adelig! Du wirst einmal eine Reiche sein, und die schönsten Kleider haben, und die arme Judenfrau wird dir nichts vorzuwerfen haben."

Seine Augen brannten in einem unheimlichen Feuer, während er so sprach; er hatte sich aus seiner liegenden Stellung halb aufgerichtet. In Franzi mochten aber grade die letzten Worte eine kaum zur Ruhe gelangte Gedankenschicht aufs Neue erschüttert haben.

„Siehst du, Heini," sagte sie, sich scheu umblickend, „wie du auch stets auf Lina Blüthenstern zurückkommst. Es geht dir, wie mir. Ich kann sie nicht los werden."

„Ich habe von ihr nicht reden wollen," entgegnete der Knabe stolz.

„Und du hast es doch gethan, Heini!" sagte sie übereifrig und dabei doch nicht aus ihrem furchtsamen Flüstertone herausfallend, „du hast es doch gethan! Nicht wahr, ich habe Recht, Heini? Warum hat Lina meine Puppe verschmäht? und warum haben sie sie ihr nicht in den Sarg legen wollen? Sie sagen, sie hätte dann keine Ruhe gehabt in ihrem Grabe . . . Ich will wissen, warum, Heini? Ich will wissen, warum die Menschen so böse auf mich sind . . . Sonst sterbe ich!"

Heini rief erschrocken:

„Franzi! Franzi! Was ist dir? Stirb nicht, Franzi!"

Er war aufgesprungen und hielt ihren Kopf an sich gepreßt. So meinte er ihr fliehendes Leben an sich zu fesseln. Sie erholte sich jedoch bald, ihre Athemzüge gingen wieder. Aber alles Blut war aus ihren Wangen gewichen, sie war todtblaß anzuschauen; ihre Augen geschlossen.

„Heini," sprach sie schwach, sich der Umfassung des Knaben entziehend, „mir ist schon besser . . . Aber mir will kein Mensch helfen!"

Das mochte der Knabe wie einen bittern Vorwurf empfinden; er rief tiefgekränkt:

„Ich auch nicht, Franzi? Ich?"

Weiter vermochte er nicht zu sprechen. Er wandte sich von ihr ab. Vielleicht ertrug er ihren Anblick nicht.

„Du könntest schon helfen," sagte das Mädchen mit dem Aufgebote aller seiner Kräfte, „wenn du nur wolltest! . . . Aber du willst nicht . . ."

Sie lehnte ihr müdes Köpfchen an den Stamm des Ahorns, die Augen geschlossen, hinter welchen heiße Thränen hervorquollen.

„Wie soll ich das anfangen, Franzi?" fragte er, der von ihr abgewandt war, mit unsicherer Stimme.

„Du mußt es errathen, Heini!" sagte Franzi.

Er wandte sich ihr langsam wieder zu und lachte. Aber dieses Lachen war kein gutes, offenherziges, es klang erzwungen und unwahr. Es sollte sie beruhigen, das liebe närrische Mädchen, das er so lange mit seinem Willen beherrscht hatte!

„Siehst du, Heini," klagte das Mädchen, indem es seinen Kopf noch tiefer beugte, mit ersterbender Stimme: „Mir ist nicht zu helfen. Denn wenn Einer es kann, so bist du es. Und du kannst nicht . . . oder du willst nicht!"

Als sie das in diesem anklagend traurigen Tone, wie er ihn noch niemals vernommen, seitdem er sie seine Kameradin nannte, sprach, ging ein Zucken über sein Antlitz . . . er wollte sprechen und vermochte es nicht, nur seine Lippen bewegten sich. Dann warf er sich ungestüm in das hohe Gras und blieb da sprachlos liegen . . .

Oben im grünen Dache des Ahorns schien die Finkenmutter trotz brennender Mittagsruhe gewahr worden zu sein, daß ihre vier Jungen dringend eines zweiten Imbisses bedürften, nachdem der erste schon längst zu den abgethanen Träumen der ewig hungrigen Brut gehören mochte. Sie flog mit einigem Geräusche aus dem Neste auf und flatterte eine Weile um den

Baum, bis sie sich in den Auen verlor. Nach einiger Zeit kam der Vogel mit der nöthigen Atzung im Schnabel zurück. Franzi schaute trotz des Jammers, der ihre Seele füllte, in die Höhe; sie folgte dem Fütterungsakte mit der Neugierde eines Kindes.

„Das ist doch merkwürdig!" sprach sie halb laut vor sich hin, wie aus dem Schlafe redend, „Keines nimmt sich was, bis es ihm die Mutter gegeben hat . . . Alle warten sie, bis die Reihe an sie kommt . . . Und jetzt sind sie Alle zufriedengestellt! Wer hat sie das gelehrt?"

Heini aber sprach kein Wort.

— — — — — — — — — — — — —

Wieder nach längerer Zeit richtete sich Heini auf. In den Auen ringsum war es noch immer still; die Luft unbewegt, die Sonne nur um einen „Gedanken" weiter vorgeschritten. Den beiden Kindern mochte es aber sein, als wären sie in dieser am Zeiger der Uhr kaum wahrnehmbaren Zeit um Vieles älter geworden. Aber sie wußten es nicht.

„Franzi, Franzi!" rief der Knabe halblaut, „hörst du mich?"

„Ja, Heini!"

„Denkst du noch, wie wir an der Gartenplanke in unserem Hause gestanden sind, es war dort ein breiter Spalt, und nach dem heiligen Florian hinüber geschaut haben?"

„Ja, Heini! Er hat einen schönen blauen Mantel angehabt."

Es war in dem Gemüth des Mädchens eine Saite erklungen, die selbst jetzt nicht zum Schweigen gebracht werden konnte. Und so fuhr sie fort:

„Du hast immer gesagt, der heilige Florian ist ein Gott; und ich dagegen habe gemeint, er ist ein Heiliger, wie der Johann von Nepomuk, der beim Hofstallgebäude steht, nur hat

er etwas Anderes zu besorgen. Denn von den Heiligen hat jeder seine besondere Sorge . . . Aber du bist böse geworden und hast in Einem fort geschrieen: „Der heilige Florian ist ein Gott! Der heilige Florian ist ein Gott!" Ich hab' dir Recht gegeben . . . weil ich dich nicht erzürnen gewollt . . ."

„Und heuer war in demselben Hause Feuer, wo der heilige Florian darauf gemalt ist, und die Flammen haben bis an seinen blauen Mantel gereicht, der ist davon ganz schwarz worden," sagte Heini leichtweg.

„Man kann ihn eben nicht fragen, warum er das mit sich geschehen ließ," sagte Franzi.

Diesmal lachte der Knabe:

„Du glaubst noch immer, die Heiligen können helfen . . ."

„Sie können schon," sagte Franzi tiefernst, „das lasse ich mir nicht nehmen."

Die aber unmittelbar zuvor angeschlagene Saite war in ihrem Gemüthe noch nicht verklungen. Während ihre Wangen sich leise zu röthen begannen, meinte sie:

„Und denkst du noch, Heini, wie wir um den eisernen Kasten herumtanzten im Zimmer, wo du schliefest? . . . Warum habe ich mich eigentlich stets vor ihm gefürchtet? Besonders am Abend, wenn man noch kein Licht angezündet und wir im Zimmer Beide ganz allein waren . . . mutterseelenallein. Es ist mir schon oft eingefallen: Warum sagt man immer „mutterseelenallein?" Vom Vater spricht man niemals."

„Warum? Weil wir Beide keinen Vater haben."

„Ich hab' noch einen, sagt meine Mutter, aber wir wissen nicht, wo er ist und kein Mensch weiß es! Die Mutter ist deshalb zum Magistrat gegangen, damit, wenn sie Geld austheilen, sie mich als Waisenkind nicht vergessen. Sie sagen

aber dort: Das Kind ist gar kein Waisenkind! Es hat ja noch einen Vater."

„Und das ist auch wahr, Franzi! Du bist kein Waisenkind und darum — und darum —"

Sie überhörte jedoch die Worte des Knaben. Noch immer tönte und klang die Saite aus den ersten Tagen ihrer Kindheit mit herüber in all' die Beängstigung ihrer Seele! Es mochte ihr wohlthun, immer wieder zu diesen Erinnerungen den Weg zurückzufinden.

„Besonders die drei Schließlöcher an der Kasse haben mich immer erschreckt . . . immer! Eines davon stand stets offen, als wollte es auf uns Acht geben . . . Du hast gesagt, das sind die Augen des eisernen Riesen, und ich habe es geglaubt . . . Ich habe dir immer geglaubt, Heini . . .! Und du willst dem Riesen einmal die Augen ausreißen, wenn du größer geworden bist und deshalb habe ich mich noch mehr gefürchtet . . . Hast du das nicht gesagt, Heini?"

Heini antwortete nicht sogleich.

„Hast du das nicht gesagt, Heini?" rief das Mädchen übermäßig laut.

Dann stimmte sie wieder, in sich zusammenschauernd, ihre Stimme herab, daß es wie leises Flüstern klang:

„Ich kann mich sehr gut erinnern, du hast es gesagt."

„Ich weiß es nicht . . ." meinte er und stockte.

„Du hast es gesagt, Heini!" und wie zur Bekräftigung ihrer Behauptung hob sie die rechte Hand auf; „bestimmt hast du es gesagt. Warum willst du dich nicht erinnern? Jetzt bist du groß geworden . . . hast du dem Riesen die Augen ausgerissen, Heini?"

„Ja!" sagte der Knabe, aber weiter sprach er kein Wort.

„Siehst du, Heini, siehst du, wie gut du dich erinnerst?"

sagte Franzi und über ihr schmales Gesichtchen breitete sich etwas wie ein Leuchten und Glänzen aus.

„Und jetzt," meinte sie, indem sie sich ein wenig aufrichtete, „bin ich so durstig! ich könnte gleich den ganzen Hochquellbassin am Schwarzenbergplatz austrinken. Wenn ich nur was zu trinken bekäme! Nur ein paar Tropfen Wasser!"

„Sag': Tischlein, deck' dich!" rief der Knabe, „und es wird da sein."

„Wirklich?" lächelte Franzi ungläubig.

„Sag' den Spruch, Franzi," rief Heini, „sonst verschwindet der Zauber."

Franzi wiederholte: „Tischlein, deck' dich!"

Alsbald holte Heini aus der Tiefe einer Seitentasche eine Flasche hervor, die mit einer rothglänzenden Flüssigkeit gefüllt war.

„Wein?" rief das Mädchen und seine Augen leuchteten.

„Ich hab' dran gedacht, du wirst Durst haben," sagte der Knabe; „wir haben aber kein Glas!"

„Gehört das nicht auch zum „Tischlein, deck' dich?" fragte Franzi fast übermüthig.

Statt aller Antwort zog Heini aus einer anderen Seitentasche seines Gewandes das Verlangte hervor.

„Und jetzt trink', Fränzchen!" sagte er, das Glas mit dem rothen Weine füllend, „und sei lustig!"

„Ja, Heini! lass' uns lustig sein!" sagte sie, das volle Glas in einem Zuge leerend ... „Und du?" ... rief sie dann.

„Ich habe keinen Durst," sagte er und füllte aufs Neue das Glas. Trotz mehrmaligen Drängens verweigerte er, ihr Bescheid zu thun. Da trank sie auch das zweite Glas bis auf die Neige aus.

„Und jetzt ist's gut!" rief sie, „jetzt ist Alles wieder gut!

Kommt Zeit, kommt Rath, sagte die alte Finkenmutter, als ihr Jüngstes sich gar so ungeberdig zeigte und früher gefüttert sein wollte als seine Brüder und Schwestern . . . Erst habe ich Durst gehabt und jetzt bin ich so schläfrig. Und dabei bin ich auch so müde, Heini. Was ist das?"

Kaum mochte sie mehr wissen, was sie sprach und that. Sie lehnte den Kopf an den Ahorn, nachdem sie zuvor ihr Kleidchen zurechtgerückt hatte, so daß es selbst dem schärfsten Auge nicht gelungen wäre, eine unschickliche Falte zu entdecken. Ihr Hütchen lag neben ihr und ebenso ihr Sonnenschirm und das leichte Sommertuch. Es war Alles so, wie es in einem längst nicht mehr gelesenen Kinderbuche zu lesen war: das verzauberte Prinzeßchen . . . welches schlief!

Da warf sich Heini auch ins hohe Gras hin, unfern von Franzi's Lagerstatt. Er war ihr so nahe, daß ihn ihre Athemzüge berührten. War es der Schlaf oder der genossene Wein oder die steigende Hitze, — Franzi's Wangen nahmen immer höhere und leuchtendere Farben an. Sie strahlten ordentlich von innerer Gesundheit und Fröhlichkeit, wie er sie niemals und grade so, an ihr gekannt hatte.

Er seufzte tief auf.

Hat ihn Franzi gehört? Hat ihn irgend Jemand gehört? Nein, nein? Das Kind schläft . . . und er glaubt ja nicht, wie seine Kameradin, an die Hülfe der Heiligen! . . .

Wie er so unverwandten Auges nach ihr hinsah, war mit einem Male eine große Unruhe über ihn gekommen. Er war aufgesprungen, sein Gesicht glühte, als hätte er selbst von dem rothen Wein gekostet. Dann beugte er sich über das schlummernde Kind . . . nahe, ganz nahe; seine Hände zitterten dabei, als wäre er im Fieber. Auch davon erwachte das Kind nicht; auch nicht von seinem sengenden Athem . . .

Dann aber entfernte er sich, als hätten ihn Stimmen, die aus weiter Ferne tönten, aufgeschreckt, eiligst gegen die Gestrüppe zu, die etwa fünfzig Schritte weiter vom Ahornbaume standen.

Und doch war es ringsum mutterseelenallein und so still, daß er die Schläge seines Blutes hätte belauschen können.

Nach einer längeren Weile kehrte er wieder aus dem Gestrüpp zurück, langsamen, zögernden Schrittes. Vielleicht hätte ihn jetzt Franzi selbst nicht erkannt. Er wäre ihr vorgekommen, als sei er von langem Siechthum aufgestanden, müde, matt und gebrochen.

Er setzte sich wieder zu Franzi's Füßen, diesmal aber, ohne sie anzublicken. Seinen Kopf hatte er tief gesenkt. Darüber mochten ihm die Augen zugefallen sein. Er schlief. — — —

Stunden waren so vergangen. Ueber dem „Hermannskogel" flammte bereits der zur Ruhe gehende Sonnenball. In den Auen zeigten sich breite Schatten, der Abend war dort eingezogen und die Beiden schliefen noch immer.

So stille war es in diesen menschenöden Auen, daß die Kinder das Schnauben eines Rosses nicht hörten, das in ihrer Nähe stand. Erst ein rauherer Zuruf bewirkte, daß Heini die schlaftrunkenen Augen aufriß.

Auf dem Rosse saß der Mann, den sie vor einiger Zeit vorüberreiten gesehen. Auf seinem Hute wiegte sich der grüne Federbusch und an seiner Seite glänzte in blanker Scheide ein Säbel. Auch gelbe Fangschnüre waren an seinem Rocke zu sehen . . .

„Sind Sie Heinrich Wegener?"

„Ja!"

„Bürgerschüler am Neubau?"

„Ja!"

„Fünfzehn Jahre alt?"

„Ja!"

„So folgen Sie mir, Heinrich Wegener! Ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes."

Im Namen des Gesetzes!

Davon erwachte Franzi. Sie sah den Mann auf dem Rosse, sah seine Fangschnüre und den grünen Federbusch, aber ihre Sinne waren wie traumbefangen, wie traumverloren . .

Da erst trat die Wirklichkeit in ihr volles Recht.

Ein Entsetzensruf gellte durch die weiten Auen.

„Heini, Heini! . . . siehst du . . . die Augen des Riesen!"

Dann war wieder Alles still.

Ein Kind war unter dem Ahornbaume zurückgeblieben. Das weinte bis in die sinkende Nacht hinein, unaufhaltsam bitterlich . . .

Dann entfernte es sich gegen die Stadt zu.

---

## VI.

### Aus dem Wochenbuche des „Provisorischen."

1. Juli.

Seit dem Begräbnißtage der kleinen Lina Blüthenstern war es heute das erste Mal, daß Franziska wieder in der Schule erschien. Ohne ihr Ausbleiben mit einem Worte zu entschuldigen, ging sie in ihre Bank, wo sie während der ganzen Schulzeit still, aber, wie es mich bedünken wollte, auch verdrossen saß. Um den Grad ihrer Aufmerksamkeit zu prüfen richtete ich einmal eine Frage an sie. Zu meinem Erstaunen lautete ihre Antwort ebenso richtig als klar und bestimmt

Aber als ich kurze Zeit darauf eine neue Frage an sie richtete, klang Alles, was sie vorbrachte, so verworren und widersprechend, daß man ihr wohl anhörte, sie wisse eigentlich gar nicht, wer und was man zu ihr spreche.

Dabei bemerkte ich sehr gut, daß sie sich mit der Hand öfters über die Stirn fuhr, wie um sich zu vergewissern, daß sie in der Schule sei.

Ich sah auch, wie sie, während ich sie ausfragte, häufig mit dem schwarzen Schnürchen spielte, woran das goldene Medaillon hing . . . Wollte sie mir beweisen, daß sie noch immer das funkelnde Geschmeide besaß? . . .

Das Mädchen wird mir immer räthselhafter.

3. Juli.

Die deutschen Kaiser hielten, wie die Geschichtsbücher melden, große Stücke darauf, in ihrer Titulatur sich „Mehrer des Reiches" nennen zu dürfen.

Das war ein schöner und stolzer Titel, wiewohl ihm, namentlich später, nur Wenige thatsächlich entsprachen.

Was hier von äußerer Machtstellung gilt, das sollte meines Bedünkens von Jedem gelten, dem es vergönnt ist, auf irgend einem Gebiete, und nähme es in der Entwickelung seines Volkes nur einige wenige Quadratzoll ein, eine Mehrung und Erweiterung angebahnt oder gefördert zu haben.

Mehrer der Volksseele! Mehrer ihres Erkenntnißvermögens! Warum sollten wir Volkslehrer uns nicht den schönsten aller Titel beilegen dürfen?

Manchmal jedoch — warum grade jetzt? — kann ich mich eines trüben Gedankens nicht erwehren. Es kommt mir nämlich vor, wir Volkslehrer uud Volksbildner hätten gar kein Recht, einen so breiten Schatten von uns zu werfen. Es ist wahr,

wir haben in der letzten Zeit so manche Provinz erobert, die uns früher nicht gehörte, haben so manches Stück unbebauten Landes urbar gemacht, haben Karst und Pflug über so manches steinige Feld geführt und Quellen blosgelegt, die jetzt so lustig rieseln! Ist jetzt nicht die ganze Luft ringsum mit Wasserdünsten gleichsam erfüllt, die wieder, sobald sie aufsteigen, zu Tropfen werden, um auch anderes Erdreich zu erfrischen?

Aber haben wir nicht auch Provinzen unserer Volksseele verloren? Provinzen, von denen es fast wie eine halbvergessene Sage klingt, daß sie früher blühend und fruchtbar gewesen?

Ich denke dabei nicht an unsern „geistlichen" Herrn, der mit großer Bestimmtheit behauptet: wir, das heißt unsere heutige Schule hätte dem Volke mehr genommen, als gegeben und wir sollten nicht so stolz thun ... Wollte er doch neulich gleichfalls den Satz aufstellen, im Grunde hätte die Menschheit nur wenig gewonnen, seitdem jetzt unerwachsene Schulmädchen an den Fingern den Beweis abzählen können, daß die Erde sich wie ein „versoffener Weinbeißer tagtäglich um ihre eigene Axe drehe" ... Dann kam er auf den Fall zurück, wie er von den Zeitungen gemeldet wird: Ein Sohn, ein junger Knabe, der seine eigene Mutter bestiehlt!

Die verlorenen Provinzen unseres Reiches gehen mir dabei nicht aus dem Sinne.

Ist vielleicht Franziska einer von diesen verlorenen Gebietstheilen, auf die wir Verzicht leisten müssen?

Die Schule thut so hoffnungssicher . . ., die Kirche aber hüllt sich in düsteres Grollen und Schmollen. In dieser Gemüthsstimmung erwirbt man aber keine neuen Provinzen. Sie ist mehr als jemals in Gefahr, den alten Besitzstand einzubüßen.

Sie sagt zwar: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!" Zu

wem? Zu dem Manne, der, von Todesschauern erfaßt, in die Worte ausbricht: „Sie wissen nicht, was sie thun —?" oder zu den Männern, in deren Munde sich jedes Wort zu einer in Essig getauchten Zucht- und Zornesruthe verkehrt?

Heißt das auch: „Mehrung des Reiches?"

5. Juli.

Es liegt etwas Schwüles, ich möchte sagen Unausgesprochenes in der Luft, die ich athme. Ich bin innerlich tief unruhig. Täusche ich mich? Gestern und vorgestern nach beendigter Schule sah ich, wie die Mitschülerinnen Franziska's sich gegen das Mädchen benehmen. In geschlossenen Reihen gingen sie, die Köpfe zusammengesteckt, während hier und da, bald das eine, bald das andere nach der einsam hinter ihnen einherschreitenden Franziska zurückblickte, als gehöre sie nicht mehr zu ihnen.

Mußte ich da nicht auf die Vermuthung kommen, der Zusammenhang zwischen jenem Neubauer Knaben, den das Gericht verhaftet hat, und ihrer Mitschülerin sei bereits unter sie gedrungen? Ohne daß ich ihre Gespräche belauschen kann, weiß ich doch: das dritte Wort darin gilt dem unglücklichen Kinde aus dem Hühnerhof-Durchhause, ist eine der vielen Maschen des Netzes, das schon jetzt über das Haupt des Mädchens geworfen ist . . .

6. Juli.

Ich bin mir heute vollkommen klar. Der Hausmeister des Hühnerhof-Durchhauses ist ein eifriger Zeitungsleser; von ihm ist die Notiz über den verhafteten Neubauer Knaben unter den „Parteien" seines Hauses verbreitet worden. Ob mit oder ohne die Kombination, daß die stattgefundene Verhaftung mit einem seiner „Inwohner" zusammenhänge, wer wollte das im

ersten Augenblicke mathematisch sicher begründen? Das erzeugt sich wie ein Miasma in der Luft, unsichtbar, unnachweisbar.

Heute weiß ich es. Die Kombination ist im Kopfe einer Frau entsprungen.

Gestern, der Abend war schon lange hereingebrochen, saß ich auf meiner Stube, mit der Durchsicht von Schularbeiten für den morgenden Tag beschäftigt. Da trat Frau Blüthenstern bei mir ein. Sie kam mit ihrem schweren Packe von „alten Sachen," die sie tagüber in den Straßen der Stadt, in Kaffee- und Wirthshäusern an den Mann zu bringen sucht. Ihr Angesicht war geröthet und es standen schwere Schweißtropfen darauf. Sie wäre gekommen, sagte sie, um sich bei mir für die ihrem Kinde angethane Ehre, daß ich und die ganze Schule die kleine Leiche begleitet, zu bedanken, denn es lebe kein Mensch in dem ganzen Bezirke, der Perl Blüthenstern nachsagen könne, sie habe jemals die „Schicklichkeit" unterlassen.

Ich sah und hörte es aber der guten Frau an: ihr Besuch hatte einen geheimen Vorwand, der sich erst allmälig enthüllte. Sie that mehrmals, als wenn sie sich zum Fortgehen wenden wollte und ging doch nicht; dabei hielt sie den schweren Pack immerfort in ihren Händen. Mit einem Male schien er ihr zu schwer geworden; sie legte ihn neben sich. Jetzt erst war ihre Zunge gelöst.

„Herr Lehrer!" sagte sie, anfangs etwas schüchtern, fast verlegen, „was sagen Sie dazu, wie ich mich plage und abmartere? Sie müssen mir das ansehen, Herr Lehrer! denn wenn Einer ein Auge dafür hat, dann sind Sie es. Ich darf gar nicht in einen Spiegel hineinschauen! Und warum sehe ich so aus? Warum erschrecke ich vor mir selber? Bei uns

zu Hause in Böhmen hat man ein Sprichwort, das heißt: „Ich bin auch einmal auf dem Berge Sinai gestanden!“ Ich bin auch einmal jung und schön gewesen und ich glaub', es war mir dort nicht bestimmt, daß ich einmal vom frühen Morgen bis zum späten Abend warten und mir die Zunge herausreden soll, bis daß mir Einer ein Brieftäschchen abkauft oder ein paar Hosenträger, woran ich nicht mehr verdiene als einige Kreuzer, die blutig genug sind. Weiß ich, ob es mir nicht auch bestimmt gewesen ist, daß ich goldene Bracelets soll am Arm tragen und am Hals goldene Medaillons? Aber, wenn ich so am Abende nach Hause komme zu meinen Kindern und zu meinem Manne, er abgehetzt und zerbrochen, ich abgehetzt und müde zum Umfallen, und die Kinder sehen das ... Müssen sie dann nicht gut und moralisch werden? Denn die Moral, mein Herr Lehrer, lernen sie doch nur zu Hause.“

Ich lobte sie ihrer Erziehungsgrundsätze wegen und dieses Lob schien ihr besonders wohl zu thun. Sie blickte zu mir mit einem dankbaren Blicke auf, etwa wie ein verschämtes junges Mädchen, dem man etwas Schmeichelhaftes ins Gesicht gesagt hat. Dennoch konnte ich mit einer kleinen boshaften Bemerkung nicht zurückhalten, die sich mir unwillkürlich aufgedrängt hatte.

„Frau Blüthenstern,“ sagte ich ihr, „Sie sprachen aber das erste Mal ganz anders! Damals meinten Sie, die Kinder müßten erst in der Schule die Moral lernen! Haben Sie so gesprochen oder nicht?“

Sie aber entgegnete, ohne einen Augenblick aus ihrer Fassung zu gerathen:

„Wie Sie sich so das Alles merken, Herr Lehrer! Einen merkwürdigen Kopf haben Sie, daß selbst das drin haften bleibt, was ein so dummes Weib wie ich, Ihnen vorredet

. . . Aber auf meine Kinder, Herr Lehrer," und ihre Stimme, ihre ganze, bis dahin so demüthige Haltung nahm dabei einen Charakter von Selbstbewußtsein an, dem nur wenig zum Stolze fehlte, „auf meine Kinder paßt das nicht! auf meine nicht. Die sehen die Moral zu Hause vor sich!"

Dann ging sie zur Thüre, wie um sich zu vergewissern, daß dieselbe fest geschlossen sei, worauf sie auf mich wieder zukam. Welch ein schlauer und dabei zutraulicher Ausdruck in dem Gesichte dieser Frau!

„Herr Lehrer," sagte sie mit gedämpfter Stimme: „sie haben schon die „Zustellung" bekommen. Am nächsten Freitag werden sie sich stellen müssen."

„Von wem?" fragte ich unsicher.

„Von wem bekommt man eine Zustellung, Herr Lehrer?" meinte sie dagegen, mich belehrend. „Natürlich vom Gerichte. Und das Gericht versteht keinen Spaß."

„Sie meinen, Frau Blüthenstern . . .?"

„Ich meine?" sagte sie eifrig: „was hat man davon, wenn ich etwas meine? Es ist aber so, Sie dürfen sich auf Frau Blüthenstern verlassen. Sie haben die Zustellung bekommen! Ich hab' sie mit meinen eigenen Augen gesehen."

„Und woher vermuthen Sie, Frau Blüthenstern . . .?" fragte ich gleichsam unter dem Banne ihrer Augen.

„Ein Kind bin ich etwa," entgegnete sie scharf, fast beleidigt: „dem man den Finger erst in den Mund stecken muß, damit es beißt? So was braucht unser Hausmeister! Der sitzt auf seiner Bank mit der Zeitung in der Hand und liest und liest, und wie er damit fertig ist, hat er wirklich herausgebracht, daß man draußen auf dem Neubau ein Kind aus guter Familie zur Haft gebracht hat. „Gut," sagt er sich, und erzählt's allen Leuten im Hühnerhofdurchhause. Daß aber an

der Zeitungsgeschichte mehr als Ein Nagel ist, daß sie das Haus angeht, wovon er der Hausmeister ist, dazu, mein Herr Lehrer, Sie verzeihen mir, daß ich so freimüthig vor Ihnen rede, dazu ist er eben ein — Hausmeister. Was thu' ich mit einem Hausmeister?"

Ich wollte sie unterbrechen, sie glich aber einem tobenden Waldstrome.

„Wie er mir aber die Geschichte erzählt, mir, der Frau Blüthenstern, da hat es in meinem Gehirn einen Ruck gethan, als wär' dort etwas zerbrochen worden. „Lebendiger Gott!" schrei ich auf: „das ist ja der Knabe, der immer zu den Büglerischen kommt!" Man soll seinen Mund nicht zum Bösen aufthun! Was kann ich aber dafür, daß mein Kopf anders beschaffen ist, als so ein Hausmeister? Wie sagt mein Mann, wenn er mich loben will: „Aus dir hätt' ein Minister werden sollen, Perl! Die Welt hätt' dabei nichts verloren!"

„Bedachten Sie aber nicht, daß Sie mit dieser Vermuthung jenes arme Mädchen in ein schiefes Licht stellten?"

„Schiefes Licht," wiederholte sie mehrmals hintereinander mit einem Kopfschütteln, das nicht sehr schmeichelhaft für mein Begriffsvermögen aussah, „wie komme ich zu dem schiefen Licht? Kann ich etwas dafür, daß ich mit meinen Augen weiter sehe, wie andere Leute? Das ist vielleicht eine Strafe Gottes, daß er mich so geschaffen hat! . . . Habe ich den Amtsdiener herbeigeholt? habe ich die Zustellung geschrieben und ausgefertigt? Zuletzt wird man mir noch einen Prozeß daraus machen, weil ich auch einen so guten Kopf habe, wie das löbliche Kriminalgericht . . ."

Da übermannte mich unsäglicher Zorn wider die Frau und ihre selbstgerühmte Klugheit.

„Frau Blüthenstern!" rief ich ihr zu, „es freut Sie also,

daß das Kind, ehe noch Alles klar geworden ist, ins Unglück kommt?"

Sie aber sah mich mit befremdeten Blicken an, durchaus nicht erschreckt oder gar erschüttert.

„Ich hab's ja gesagt," meinte sie, „zuletzt wird man mir noch einen Prozeß daraus machen. Gott bewahre und beschütze Jeden vor falscher Meinung und Verdächtigung."

Das schürte noch mehr meine Erbitterung an.

„Sie sind rachsüchtig, Frau Blüthenstern, gegen das Mädchen," rief ich, „und doch war es stets gut gegen Ihr Kind."

„Ja," sagte sie darauf trocken, „das ist wahr. Gut war sie gegen das Kind, wiewohl sie uns einmal sehr beleidigt und gekränkt hat. Aber das trage ich ihr schon lange nicht nach. Und wie sie sich am Krankenbette meiner Lina benommen hat, das geht über alle Beschreibung. Werden Sie mir dann noch nachsagen: „Frau Blüthenstern, Sie sind rachsüchtig!?" — Und doch . . ."

„Reden Sie!" herrschte ich ihr zu. Denn mich begann diese Frau mit ihrer stahlharten Auffassung des traurigen Falles aufs Aeußerste abzustoßen. Es giebt Momente im Leben — und ein solcher war über mich gekommen — wo man selbst des schärfsten Verstandes müde wird, wenn dahinter nichts liegt als Herzensroheit und Härte.

„Warum sind Sie böse auf mich?" klagte sie. „Was hab' ich Ihnen gethan, daß Sie auf einmal die Sprache ändern, mir gegenüber? Ueberhaupt, Herr Lehrer, was machen Sie sich ein so gebrochen Herz wegen dieses Mädchens? Ich mein' doch, selbst das größte Mitleid und Erbarmen ist nicht da, daß man es ausschüttet wie einen Sack Erbsen! Im Gegentheile! man muß damit umgehen, wie mit einem seidenen Tuche . . ."

„Das zu beurtheilen, Frau Blüthenstern," sagte ich, „ist meine Sache."

Sie zuckte die Achseln.

„Dann verzeihen Sie mir, Herr Lehrer," meinte sie, „ich habe Ihnen nicht weh thun wollen. Denn Sie sollen gesegnet sein vom dritten bis ins tausendste Geschlecht, wie es bei uns heißt, für Alles, was Sie an meinem Kinde gethan haben! Ich bin Ihre gute Freundin —"

Ich machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung.

„Thun Sie nicht so, Herr Lehrer!" rief sie, die thränenfeuchten Augen auf mich richtend, „thun Sie nicht so! . . . Und meinen Sie nur ja nicht, ich hab' ein Herz wie ein Kieselstein! . . . Ich kann nur Eines dem Mädchen nicht vergessen, und das müssen Sie mir als einer Mutter schon nachsehen —"

„Reden Sie, Frau Blüthenstern!"

Sie hob sich auf den Fußspitzen auf, wie um größer zu erscheinen. Dabei sprühten ihre Augen, diese sanften, zutraulichen Augen, den Widerschein einer inneren Flamme aus.

„Sie hat meinem Kinde ein Unrecht anthun wollen!" rief sie aus keuchender Brust, so daß sich ihr die Worte nur abgestoßen entrangen, „sie hat meinem unschuldigen Kinde unrecht Gut mitgeben wollen in die jenseitige Welt! Das kann ich ihr nicht vergessen, Herr Lehrer, niemals! niemals! . . ."

Stand ich da nicht einer jener dunklen unfaßbaren Mächte gegenüber, die noch immer ununterjocht und unentwegt in unsere Anschauungen hineinragen und sie beherrschen? . . .

Diese Frau zehrte von einem überkommenen Aberglauben . . aber ihn, selbst mit Feuer und Flammen ausrotten wollen, heißt nichts anderes als ihn verjüngt daraus hervorgehen lassen. Denn seine sittliche Idee ist unvergänglich . . .

Darum erhob sich eine Stimme zu Gunsten dieser Frau

in mir und sie klang leise abrathend, daß ich ihr zu folgen beschloß.

„Lassen wir das, Frau Blüthenstern," sagte ich; „verurtheilen Sie nicht zu frühe. Können wir Beide mit Bestimmtheit sagen, wo die Schuld liegt?"

„Das ist ein anderes Kapitel, Herr Lehrer," rief sie mit einem Triumphton, der mir durchs Herz schnitt; denn sie hatte einen wirklichen Sieg errungen. „Wenn Sie mir mit dem Kapitel kommen, dann freilich haben Sie Recht. Gott soll Ihnen das heimzahlen, Herr Lehrer! Reden Sie nichts weiter! Da ist jedes Wort wie hinausgeworfen! ... Ob ich weiß, wo die Schuld liegt? Möchte ich mich denn nicht vergreifen an der, die die meiste Schuld hat? Reden Sie nicht weiter davon! ... Aber so wahr ich Frau Blüthenstern heiße, das Mädchen thut mir wehe, sehr wehe! Ich kann's aber nicht ändern."

Ich war in tiefinnerster Seele müde. Die Frau verließ mich endlich.

6. Juli.

Ich ließ heut zu Anfang der deutschen Sprachstunde den bekannten Satz aus dem Evangelium (I. Korinther, Kap. 13.) an die Tafel aufschreiben.

„Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle."

Und als zweites fügte ich den Satz hinzu, der allerdings an einem anderen Platze steht, nach meiner Auffassung aber unmittelbar dem ersten angereiht zu werden verdient:

„Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet."

Was mir dabei im Sinne lag, daß ich grade diesen zwei

Sätzen den Vorzug gab, ist klar genug. Ich erlebte aber dabei eine der bittersten Enttäuschungen.

Ich ließ die zwei Sätze zuerst von den Schülerinnen mehrmals hintereinander lesen; aber keine Miene zuckte höher auf; ich gewahrte nirgendwo ein selbst schwaches, eingehendes Verständniß. Als ich dann die Sätze selbst las, nachdem ich vorausgeschickt, in welchem Buche sie enthalten seien, änderte sich die Stimmung gleichwohl sehr wenig. Sie horchten auf; aber an ihr inneres Gehör waren die Worte nicht gedrungen. Lagen sie ihnen viel zu ferne?

Besser ging es bereits mit der sachlichen Erklärung, die ich nachfolgen ließ. Die „Engelszungen" bereiteten mir keine Schwierigkeit. Dagegen vermochte ich erst das an und für sich und namentlich vom Standpunkte der Grammatik so schwer zu behandelnde: „Und hätte der Liebe nicht" einigermaßen ihnen näher zu rücken. Der ungewohnte Genitiv stellte sich hier wie ein unbezwingliches Bollwerk entgegen. Erst als ich statt der „Liebe" das Wort „Mitleid" substituirte, brach etwas wie eine leise Dämmerung hinein.

Noch dorniger gestaltete sich die Sache, als ich an das „tönende Erz" und die „klingende Schelle" kam. Wird man es glauben? Unter den mehr als sechzig Mädchen, die meine Klasse zählte, war kaum Eines, das den Begriff „Schelle" kannte, dem er geläufig war! Im zehnten Bezirke unserer Stadt mit seiner aus czechischen, magyarischen und mährischen Elementen, die erst allmälig dem Verdeutschungsprozesse unterliegen, zusammengesetzten Bevölkerung gehört die hochdeutsche „Schelle" zu den wildfremdesten Bedeutungen. Erst als ich auf meinen Irrthum aufmerksam geworden, das traulichere „Glöckchen" dafür erklingen ließ, wurde es lichter in meiner Stube.

Am besten ging es noch mit dem: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet." Denn hier konnte die Nutzanwendung aus der allernächsten Nähe, aus Haus und Gasse herbeigebracht werden.

Aber eine Wirkung, oder was man so nennt, erzielte ich nicht. Ueber ein gesteigertes Aufmerken ging es nicht hinaus. Summa summarum: Enttäuschung und Eingeständniß des soeben erlebten Schiffbruches!

Als der Kooperator, der die nächste Stunde für seinen Gegenstand hatte, kam, standen die beiden machtvollen Sätze aus dem Evangelium noch an der Tafel. Seine Blicke fielen sogleich darauf. Ich kann nicht sagen, welchem spöttischen Lächeln ich da seinerseits begegnete.

„Ei, ei!" sagte er zu mir, indem er mich in eine der Fensteröffnungen zog, „wie seid Ihr dazu gekommen? Ihr pfuscht ja da in unser Handwerk und treibt grammatikalische Theologie!"

Da ich ihn in so guter Laune sah, sagte ich ihm in derselben Weise, ich hätte heute das Bedürfniß gefühlt, die sonst landläufigen Beispiele aus der Naturgeschichte und verwandten Gegenständen — durch diese zwei Sätze aus dem Evangelium zu ersetzen.

Er sah mich scharf an. Dann meinte er mit großem Ernste:

„Dagegen ließe sich eigentlich wenig einwenden, ja wir müßten uns eigentlich freuen, wenn Ihr einmal statt des heiligen Darwin zur Abwechslung es mit dem heiligen Paulus oder Johannes versucht. Wenn nur Euere Auslegung nicht wäre, ihr Herren von Gnaden des Volksschulgesetzes! Diese aber ist uns gegeben; sie ist unser Erbe, von fast zwei Jahr-

tausenden auf uns überkommen und wir werden und können darauf nicht verzichten . . ."

Als ich zum ersten Male nach Wien kam, erregte nichts so sehr meine Bewunderung, ja mein Staunen, als der grüne Baum — ich glaube, es war eine Eiche, die hoch oben auf dem steilen Dache der Stephanskirche, gleichsam in den Lüften schwebend und von unsichtbaren Händen gehalten, Wurzeln geschlagen und im Sturm und Sonnenschein sich ihres Daseins freute. Wie oft machte ich Umwege beträchtlicher Länge, blos um zu ihm hinanzublicken, dem grünen Wahrzeichen, das so seltsam in das wüste Getümmel der großen Stadt hinabschaut.

Wer hat den Baum da hinauf versetzt? Wo ist der Wind, der sein erstes Samenkorn grade dort oben festgehalten, der Tropfen Feuchtigkeit, der ihn zum ersten Male genetzt, der Sonnenstrahl, der ihn gewärmt hat! Alles dahin! Und dennoch steht das grüne Pflanzenwunder und gedeiht von Jahr zu Jahr.

Ist es so mit den zwei Sätzen auf der Tafel?

7. Juli.

Im Hühnerhof-Durchhause und Umgebung ist Alles in lebhaftester Aufregung und Bewegung. Nicht nur der Hausmeister hat eine „Zustellung" für einen der folgenden Tage wegen Ertheilung einer „Auskunft" vor Gericht zu erscheinen, erhalten; auch in die Wohnung der Frau Blüthenstern ist eine solche Einladung eingekehrt.

Sie klopfte heute in aller Frühe bei mir an. Drauf, als ich ihr Einlaß gewährt, kam sie mit ihrem schweren Packe „alter Sachen," nur daß er diesmal von einem noch beträchtlicheren Umfange erschien als sonst.

Sie war tiefbekümmert und reichte mir sprachlos einen

Zettel entgegen, der sich als eine gerichtliche Zustellung zu erkennen gab.

„Das ist eine Vorladung," sagte ich ihr, „zu Gericht, damit Sie daselbst eine Auskunft ertheilen."

„Ich hab' lesen gelernt," meinte sie in einem Tone, dem ein gewisses Gekränktsein nicht abgesprochen werden konnte. „Glauben Sie, ich weiß nicht, was auf dem Zettel steht? Pauline Blüthenstern und nicht lesen können! In meinen Kopf geht gar nicht hinein, was ich Alles schon gelesen habe und was ich noch hätte lesen können! Also darum bin ich nicht in aller Frühe zu Ihnen gekommen. Ich bin nur gekommen, um mir Rath bei Ihnen zu erholen, was ich machen soll, denn ich bin in großer Sorge."

Ich mußte hell auflachen.

„Warum lachen Sie, Herr Lehrer?" fragte sie ängstlich.

„Weil Sie von mir die Gabe eines Propheten verlangen."

„Wie so?"

„Weiß ich, welche Auskunft Sie dem Gericht ertheilen sollen?"

Es war offenbar: seit der letzten Unterredung, die ich mit Frau Blüthenstern gehabt, war ich in ihrer Achtung, so weit sie die Schärfe meiner Verstandeskräfte betraf, nicht gestiegen, ich schien im Gegentheil Rückschritte gemacht zu haben. Denn jetzt lächelte sie sehr fein, fast spöttisch.

„Das sieht doch ein neugeboren Kind ein," meinte sie, „was für eine Auskunft ich dort abgeben soll?"

„Sie wissen also, was Ihnen bevorsteht?"

„So gut, als ich weiß, daß der Kopf da auf mir Frau Blüthenstern's Kopf ist . . . Um das Mädchen wird es sich handeln, um die Franziska!"

„Sie könnten Recht haben."

„Recht? Ich habe Recht! Denn ich könnte mich auch irren. Jeder Mensch kann sich irren. Soll ich mich allein nicht irren können? Das also ist für mich eine ausgemachte Sache. Die Frage ist nur für mich: Was soll ich antworten, wenn ich vor dem Richter stehen werde?"

„Ich verstehe Sie nicht, Frau Blüthenstern."

„Sagen Sie lieber, Sie wollen mich nicht verstehen!" sagte sie, nicht wenig ärgerlich.

Dann aber, als bereute sie aus vollem Herzen, mir den gebührenden Zoll der Achtung versagt zu haben, sagte sie mit allen Zeichen tiefinnerster Demuth:

„Sie stehen so hoch über mir, mein goldener Herr Lehrer! . . wie soll ich nur gleich sagen? . . wie ein Thurm! besonders, was den Verstand betrifft! Zu wem denn soll ich gehen, wenn ich in meiner Lage einen guten Rath brauche? Etwa zu meinem Hausmeister mit seinem dicken Kopf?"

Mich rührte die Frau bis zur Weichheit.

„Wiederholen Sie mir, was Sie von mir verlangen," rief ich, und sie dagegen:

„Rath! mein goldener Herr Lehrer, einen guten Rath. Ich möchte nämlich, wenn ich vor Gericht stehen werde, dem Mädchen nicht schaden, aber auch mir nicht! Wie fange ich das an? Muß ich mir nicht einen . . . Vertheidiger aufnehmen?"

„Sie sind ja keine Angeklagte, Frau Blüthenstern! Wozu bedürften Sie eines Vertheidigers?"

„Man kann doch nicht wissen," meinte sie, „vor Gericht steht eine Sache bald so, bald anders. Meinen Sie, ich habe nicht schon gelesen, wie so ein Vertheidiger die Sache auffaßt? Wenn der, den er vertheidigt, gut Acht giebt, so weiß er schon aus den Fragen, die man an ihn richtet, wie und was er

aussagen soll. Aus Schwarz macht er Grün, und aus Grün zuletzt ein ganz unschuldiges Weiß. Soll ich mir nicht doch einen geschickten Vertheidiger nehmen?"

„Sie sind aber nicht angeklagt, Frau Blüthenstern; Sie sollen ja nur eine Auskunft ertheilen."

„Auskunft!" meinte sie kopfschüttelnd. „Kann man sich bei einer Auskunft nicht auch verreden? Warum soll man nicht auch bei einer Auskunft den Vertheidiger zur Seite haben können? Abwarten soll ich erst, bis man mich zu einer Angeklagten macht? Was thu' ich, wenn ich mit meiner ganzen Auskunft mich so verrede, daß dem Mädchen daraus Schaden erwächst? Ich will ihr ja nicht schaden!"

Ich verstand sie sehr wohl; aber ich begnügte mich blos, ihr zuzurufen:

„Sprechen Sie die Wahrheit, Frau Blüthenstern, die volle Wahrheit!"

„Das sagen Sie mir?" fragte sie, mich zweifelnd anblickend, „kommt man denn mit der Wahrheit auch immer gut fort? . . ."

„Immer," sagte ich.

Sie seufzte tief auf. Ich hatte ihr keine Erlösung gebracht; das lag zu Tage.

„Sie bestehen also wirklich darauf, Herr Lehrer, ich brauch' keinen Vertheidiger? Und Sie meinen wirklich, ich soll nur die Wahrheit reden, und nichts als die Wahrheit? Wenn ich aber schweigen will . . . kann mich Einer zum Reden zwingen?"

Und da ich ihr in die Irrgänge ihrer feinen Dialektik nicht folgte, lagerte sich über ihr Antlitz eine große Traurigkeit. Es standen ihr dicke Thränen in den Augen.

„Sie können mir also in meiner Herzensbedrängniß keinen Rath geben. Soll ich reden? Soll ich schweigen?" fragte sie

mich nochmals. „Warum schickt Gott grade mir eine solche Bekümmerniß? Habe ich denn das so nöthig?"

„Ich kann Ihnen nur den Einen Rath geben . . ." sagte ich.

„Sie meinen den mit der Wahrheit?" rief sie.

„Ja!"

„Dann will ich Ihnen folgen! . . . Aber ich hab' großes Herzbeschwerniß davon . . ."

Als sie schon draußen auf dem Hausflur stand, hörte ich sie noch durch die halboffene Thür, die sie zu verschließen vergessen hatte, vernehmlich vor sich hin sprechen:

„Wenn ich ihr nur nicht schade! Wenn ich ihr nur nicht schade!"

8. Juli.

Die Gesuche um Dispens vom ferneren Schulbesuche häufen sich, wie ich vernehme, in erschreckender Anzahl, namentlich in unserem Bezirke. Bei diesen böhmischen und mährischen Eisendrehern, Webern, Gärtnergehülfen, Eisenbahnarbeitern 2c. ist so ein zwölfjähriges Mädchen, das seine gesunden Arme rühren kann, ein gar wichtiger Bestandtheil der Familie. Den „teppichunterbreiteten" Existenzen muß es fast unfaßbar sein, was ein solch zwölfjähriges Mädchen auf den schmutzigen Dielen seiner väterlichen Wohnung bedeutet.

Da ist eine Großmutter weit aus Czechien mit ihren Leuten herübergekommen in die wildfremde, große Stadt. Sie liegt seit zwei Jahren „kontrakt" in ihrem schmalen Bette, das hinter dem Ofen steht. Man muß sie gradezu füttern, wie einen Säugling, denn die Hände sind ihr gelähmt. Wenn sie Durst hat, muß sie oft Viertelstunden warten, bis man sie hört. Kommt man ihr endlich zu Hülfe, so ist ihr vom langen Durste, wie sie sagt, der Durst „vergangen!" Wer soll sie

abwarten? Die Schwiegertochter? Die karrt drin in der Stadt an dem Bau des neuen Justizpalastes, der mit seinen vielen Thürmchen und Erkern sich sehr schön ausnehmen wird. — Der Sohn? Der geht mit dem grauenden Morgen nach Simmering in die Jutespinnerei und kommt vor dem Abend nicht nach Hause. Die Kinder? Sie gehen alle in die Schule; auch verstehen sie, da sie sämmtlich hier zur Welt kamen, nur wenig von dem czechischen Idiom, dessen allein ihre Großmutter mächtig ist.

Da ist aber das älteste Mädchen vorhanden; es zählt, nach seinem Taufscheine zu schließen, dreizehn Jahre, das versteht es noch einigermaßen, weil es irgendwo in einem Dorfe des Riesengebirges einige Lebensjahre verbracht hat.

Namentlich weiß es, wenn die Großmutter nicht schlafen kann vor Schmerzen oder auch vor Hunger, sie in Schlaf zu lullen mit traurig süßen Liedern, die sie noch in der Heimath oder von der Alten selbst erlernt hat.

Das Kind hat aber dazu keine Zeit, weil es erst am späten Nachmittage schulfrei ist. Am späten Abend allerdings ist die „kontrakte" Großmutter hinlänglich versorgt, denn da sind die Ihren Alle heimgekehrt, der Sohn aus der fernen Jutespinnerei, die Schwiegertochter vom Karren und Ziegeltragen bei dem neuen prächtigen Justizpalaste.

Der Ortsschulrath sagt übrigens zu diesem Falle entschieden: Nein! Dieselbe Antwort wird auch der Bezirksschulrath und in letzter Stelle selbst der hohe „Landesschulrath" geben. Sie Alle werden sich auf das „Gesetz" berufen.

* * *

Wenn ich nicht irre, so waren bei den Vorfahren meiner Frau Blüthensiern die Erstlinge der männlichen Jugend dem

Herrn, Jehova, geweiht. Sie gehörten ihm zu eigen, Niemand Anderem.

Unser Staat geht in dieser Beziehung noch viel weiter. „Alle Jugend, Knaben sowohl als Mädchen sollen mir bis zum vierzehnten Lebensjahre geweiht und zu eigen sein," sagt er, „ihre Kraft soll in meinen Diensten stehen."

Ist das nicht eine Art von Opferkultus? Der Staat nimmt nicht nur die Erstlinge aller Menschenfrucht für sich in Anspruch; auch die Zweitlinge, die Drittlinge, sowie Alles, was nachkommt, gehören ihm.

Ist es das, was meinem Herrn Kooperator zuweilen so bittere Worte in den Mund legt? Denn im Grunde genommen, ist es nichts als Eifersucht, was aus ihm spricht. Er hält Alles für einen Eingriff in seine Machtsphäre.

Als im verflossenen Winter die hohe Schulbehörde die Verfügung traf, daß wegen der herrschenden Kinderkrankheiten der Kirchenbesuch auf ein geringeres Maß zu beschränken sei, mußte man, wenn man *ihn* hörte, annehmen, diese heilsame Maßregel sei ein Akt von Feindseligkeit, der unmittelbar gegen ihn selbst ausgesonnen sei. Nichts vermochte ihn zu einer mildern Auffassung zu bewegen.

„Das geschieht nur," pflegte er oft auszurufen, „um den Kindern die letzten, ohnehin spärlichen Reste der Kirche auszutreiben . . . Warum sperrt *Ihr* Eure Schule nicht? Warum erscheint Euch *nur* die Kirche so gesundheitsgefährlich? . . ."

Ich weiß übrigens aus vielfachen Beobachtungen: hinter der borstigen Außenseite dieses jungen Priesters birgt sich viel milder und liebevoller Sinn.

Er *darf* nur nicht zugeben, daß das Opfer, welches der Staat von aller Menschenfrucht für sich begehrt und auf die Altäre der Schule niederlegt, ein großer und erhabener Ge-

danke ist, wie es in der Geschichte der Menschheit keinen zweiten giebt.

9. Juli.

Franziska's Unglück schreitet schnell.

In so jungen Jahren erfährt bereits das Kind an sich, was das furchtbare Wort vom „Gesetze, dessen Auge wacht" bedeutet. Das ist nicht ein Auge, das sind hunderte und tausende, und sie alle sind mit verstärkter Sehkraft auf dieses Eine Kind gerichtet.

Wir versammelten uns heute nach der Schule zu der gewöhnlichen Konferenz.

Ich weiß nicht mehr, wie die Rede auf Franziska kam. Aber wenn ich nicht irre, war es mein Kollege, Andreas Achtsiebner, der die Frage aufwarf, wie man sich zu benehmen gedenke, wenn das Mädchen verurtheilt würde?

Dazwischen warf die Klassenlehrerin, Fräulein Leontine, die spitze Bemerkung: So weit ihre Menschenkenntniß reiche, hätte sie an dem Mädchen stets etwas Tückisches und Lauerndes bemerkt. Und das sei so wahr, als sie sich noch niemals in ihrem ganzen Leben getäuscht habe.

Darauf schnitt mein Kollege Andreas, der es überhaupt liebt, den „Lustigmacher" unseres Lehrerkollegiums zu spielen, eine so komische Grimasse, indem er nämlich seine Backen wie ein Blasengel aufblähte, daß Alles am grünen Tische lachte, sogar Fräulein Leontine selbst. Mir aber that das Herz weh . . . Endlich brachte ich mühsam ein paar Worte hervor, an deren Sinn ich mich gegenwärtig nicht mehr erinnere. Ich glaube nur gegen Fräulein Leontine bemerkt zu haben, daß, wer selbst ein Kind ungehört verdamme, — und Franziska sei eigentlich noch ein Kind — ein großes Unrecht begehe.

„Ein schönes Kind!" lachte Fräulein Leontine zu dem ihr

gegenübersitzenden Andreas hinüber, „schmückt sich mit Medaillons und Armbändern wie eine Ballettänzerin und weiß wahrscheinlich nicht, daß diese Sachen . . . von einem Diebstahle herrühren! Ich werde nächstens mit meinen Schülerinnen die schöne Ballade von Chamisso vornehmen: „Die Sonne bringt es an den Tag."

Der Einzige, der diesen Witz belachte, war mein Kollege, Andreas Achtsiebner. Er gehört eben zu jenen Menschen, die den Tag für verloren erklären, wenn ihnen zufällig der Lachstoff ausgeht. Worüber er zu lachen hat, ist seine geringste Sorge. Sein Lachen ist immer bereit. Es hängt sich wie schmutzige Wäsche überall hin, an alle Gartenzäune und Vorsprünge; niemals kommt es ihm auf die Zeit an, noch viel weniger auf den Ort.

Alle Uebrigen schwiegen.

Das hinderte übrigens Fräulein Leontine nicht, ihrer spitzen Zunge noch ein kleines Amüsement zu gönnen.

„Man weiß ja," warf sie halblaut hin, mit auf den Boden gesenkten Augen, „daß Franziska von unserem Herrn Kollegen begünstigt wird."

Dann blickte sie wieder so siegesgewiß umher, als wollte sie die Maxime, die sie stets im Munde trägt, aller Welt ins Gesicht schleudern. Sie sagt nämlich stets: „Ich täusche mich niemals!"

Andreas Achtsiebner sagte mir später, ich hätte in diesem Augenblicke ausgesehen, als wollte ich Fräulein Leontinen ans jugendliche, kaum achtundzwanzig Sommer zählende Leben und das wäre eine „Haupthetz'" gewesen! Glücklicherweise hätte ich mich aber eines Klügeren besonnen und so wäre das „definitive" Dasein der Klassenlehrerin für diesmal einer großen Gefahr entgangen.

Ach! es war etwas ganz Anderes, was mich in diesem Augenblicke verstummen machte.

Der vorsitzende Herr Oberlehrer machte der bösen Szene ein Ende, indem er bemerkte, daß der Fall mit der Schülerin Franziska im Grunde für die Schule selbst ein höchst peinlicher, eine Art Schmutzfleck sei . . .

Zu Allem dem schwieg ich.

War es, weil ich mitten durch diese wüsten Reden zwei Kinderaugen voll Trauer auf mich gerichtet sah? . . .

Als ich nach Hause kam, fand ich auf meinem Tische die Vorladung des Untersuchungsrichters im Landesgerichte, um eine „Auskunft" zu geben. Ich soll Freitag, den 12. Juli, Vormittags elf Uhr, gegen Vorweisung dieser Vorladung bei dem Untersuchungsrichter erscheinen!

12. Juli.

Ich begreife jetzt vollkommen, warum Frau Blüthenstern dem heutigen Tage so sehr entgegenbangte.

Als ich heute um die elfte Vormittagsstunde in das Landesgerichtsgebäude eintrat, wohin meine Citation lautete, kam mir schon auf dem ersten Treppenabsatze, von wo man in den etwas finstern Korridor des ersten Stockwerkes einbiegt, Frau Blüthenstern entgegen, die ich trotz des Dämmerlichtes, das in diesen Räumen herrscht, augenblicklich erkannte. Sie hatte wieder den schweren Pack bei sich, ohne den sie überhaupt nicht zu denken ist, wie das Licht nicht ohne seinen Schatten. Ich fragte sie, wie es ihr ergangen sei und sie antwortete mit gedämpfter Stimme, indem sie sich dabei vorsichtig nach allen Seiten umsah:

„Wie soll es mir ergangen sein, mein bester Herr Lehrer? Zehn „Versöhnungstage" hinter einander, oder das, was Sie

„den langen Tag" nennen, sind nichts, rein nichts gegen die Eine halbe Stunde, die ich da oben zugebracht habe."

Sie deutete dabei mit dem Finger nach dem zweiten Stockwerke, von welchem sie soeben gekommen war.

„Warum?" fragte ich sie ebenso leise; denn mit dem Eintritte in dieses Haus fühlt man das Bedürfniß, seine Stimme wie auf unhörbaren Socken gehen zu lassen.

„Warum?" wiederholte sie, „wenn ich meinen Versöhnungstag habe, dann stehe ich durch volle vierundzwanzig Stunden mit meinem Gott und Schöpfer auch ganz allein; aber dann weiß ich, daß ich mit ihm reden darf, was ich will und was mir einfällt. Da oben ist es aber anders; da stehe ich vor einem Menschen, und der fragt mich aus, und ich darf nur antworten, wenn er mich fragt."

In diesem Augenblicke dröhnten elf metallschwere Schläge der Uhr durch das Haus. Ich sagte ihr, ich müsse gehen, denn ich sei für diese Stunde hierher bestellt.

„Lebendiger Gott!" rief sie, „ich habe gar nicht gefragt, was Sie hier zu thun haben. Wie kommen Sie in das Haus? Haben Sie auch eine Auskunft?"

Ich wies auf die Vorladung, die ich in Händen hielt.

„Auch wegen der Franziska?"

„Ich weiß nicht."

„Gewiß, gewiß," sagte sie wichtig thuend, und ich habe diesen charakteristischen Zug bei Allen angetroffen, die selbst nur einmal mit der Justiz in irgend eine Berührung kamen — „ganz gewiß ist dies wegen der Franziska. Was wird man aber von Ihnen wollen? Soll ein Mensch nur sagen, was man von Ihnen will! Ich bin etwas ganz Anderes. Aber geschadet habe ich ihr nicht. Da drauf können Sie sich verlassen!"

Die letzteren Worte, wie sie sie mir noch nachrief mit ihrer flüsternd besorgten Stimme, während ich bereits den zweiten Treppenabsatz hinanstieg, klangen mir wie ein freundlicher Gruß für den schweren Gang, den ich soeben antrat . . .

Ich stand vor dem Untersuchungsrichter.

Es muß das von der Schule herrühren, die mir alltäglich das Anhören menschlicher, freilich noch unentwickelter Stimmen nahelegt, oder ist es eine Eigenart meines Gemüthes? — bei mir entscheidet das Sprachorgan das erste Urtheil, dem ich selten untreu werde. Aus diesem Manne klang es scharf, kurz, fast metallen. Als ich eine Stunde später die Treppe wieder hinabstieg, stand es klar vor mir, wo ich es bereits vernommen hatte.

In meinem heimatlichen „Viertel" haben wir eine Eisenfabrik; dort ging ich öfters als Knabe hin, um zuzusehen, wie durch eine Maschine die stärksten Stangen zerschnitten und gehobelt wurden, als wären sie Häckerling . . . Das war die nämliche Stimme; ich täuschte mich nicht.

Er wies mir einen Platz neben seinem Pulte an, und auf- und abgehend, leitete er die „Auskunft," zu welcher ich citirt worden.

„Sie kennen die Pflicht, wonach Jedermann gehalten ist, vor dem Richter, der das Gesetz vertritt, ohne Scheu und Voreingenommenheit die von ihm verlangte Auskunft zu ertheilen?"

Ich verneigte mich stillschweigend.

„Sie sind Volkslehrer an der städtischen Schule im zehnten Bezirk?"

„Bis jetzt nur provisorisch."

„Das ist einerlei. Sie haben unter den Schülerinnen Ihrer Klasse Eine, die sich Franziska von Feldheim nennt. Kennen Sie sie genauer?"

Ich verneigte mich wieder.

„Was halten Sie von dem Charakter und der Gemüthsart dieses Mädchens? Ich mache Ihnen kein Hehl daraus: das Mädchen ist der Diebstahlstheilnahme, zum mindesten des Mitwissens beschuldigt."

Das war jener Ton, wie ihn jene starke Eisenstange von sich gab, als ihr die Maschine in das innerste Leben griff. Er schnitt auch mir durch die Seele.

Der Mann des Gesetzes hielt es offenbar für etwas sehr Leichtes, ihm seine Frage in einem Zuge zu beantworten. All' das, was mir seit Monaten über das sonderbare Kind durch den Kopf ging, das sollte ich jetzt unvorbereitet vor seinen Augen ausbreiten, als wäre es ein Stück Waare, das der Kaufmann, wenn es von Kunden begehrt wird, aus irgend einer Schublade hervorholt. Wen wird es daher befremden, wenn ich mit meiner Antwort eine geraume Weile zurückhielt?

Er dagegen:

„Warum sind Sie denn so befangen? Im Grunde genommen sind wir ja Beide Kollegen! Sie sind auch so eine Art Untersuchungsrichter, ich meine auf didaktischem Gebiete. Ist es nicht so?"

„Ja!" sagte ich, denn mein Muth war unter dieser Bemerkung bedeutend erstarkt: „Es ist so. Und weil ich so denke, so glaube ich auch meine Ueberzeugung aussprechen zu dürfen."

„Die wäre?"

„Daß das Mädchen, mit Namen Franziska Feldheim, keine gemeine Natur ist!"

„Oho!" rief er und schob an seiner Brille, wie um mich genauer zu fixiren, „so weit haben wir es noch nicht gebracht. Wir haben es übrigens bei uns weniger mit Gefühlen, als mit Thatsachen zu thun. Und die Thatsache ist: das Mädchen

hat bereits eingestanden, um den Diebstahl ihres Kameraden gewußt zu haben."

Ich mochte entsetzt aufgesprungen sein, ich weiß es gegenwärtig nicht.

„Was erschreckt Sie so sehr?" meinte er dagegen. „Glauben Sie, es gehört zu den Seltenheiten meiner Praxis, die Schulbank hier in diesem Zimmer aufgestellt zu sehen? Seit nur wenigen Jahren ist dies der fünfte oder sechste Fall, der mich beschäftigt. Aber ich weiß aus den statistischen Tabellen, mein Herr, daß auch meine übrigen Kollegen daran keinen Mangel leiden. Was sagen Sie nun?"

„Unmöglich!" rief ich, ohne zu bedenken, vor wem ich stand.

„Was ist unmöglich? Setzen Sie Zweifel in meine Worte?"

„Es ist unmöglich, daß das Kind um den Diebstahl gewußt haben kann."

„Werden Sie noch daran festhalten, wenn ich Ihnen nochmals erkläre, das Mädchen hat bereits eingestanden . . ."

„Sie hat bereits gestanden? Worüber soll ich dann Auskunft ertheilen?"

Mein Angstruf, denn etwas Anderes war es nicht, was sich mir auf die Lippen gedrängt hatte, vielleicht auch die wenig ehrerbietige Weise, in der ich meine Stellung zu ihm in die eines Fragenden verkehrte, machte, daß zwischen uns Beiden eine Art gefährlicher Stille eintrat, die lange genug währte, um mir meine Besonnenheit wieder zurückzugeben.

„Hier auf diesem Flecke," sagte er mit dem eisernen Tonfalle seiner Stimme, „war es, wo das Mädchen gleich im ersten Verhör eingestand: sie sei es gewesen, die jenen verbrecherischen Knaben, ihren Kameraden, zur That gereizt habe. Freilich sei dies schon vor vielen, vielen Jahren geschehen, als sie Beide noch Kinder waren. Sie behauptet sogar, von ihr sei der erst

Gedanke dazu ausgegangen. Daraus werde ich nun einmal nicht klug. Ein Verbrechen, das sie als Kind geplant haben will und das erst jetzt nach Jahren zur Ausführung gelangt! Das ist entweder eine schlaue Ausrede, wie man sie häufig bei Mädchen ihrer Erziehungsstufe findet, oder es birgt sich ein Geheimniß darunter, das ich nicht ergründen kann. Deswegen habe ich eben Sie zu mir citirt, damit Sie mir Auskunft geben, denn sie beruft sich auf Sie . . ."

„Auf mich?"

„Ja! Sie behauptet nämlich, Sie kennen sie unter allen Menschen auf Gottes Erdboden am besten; Sie allein wüßten auch, ob und daß sie sich an dem Diebstahle betheiligt habe. Sie wären auch dabei gewesen, als ihre nunmehr verstorbene Schulkameradin, das Töchterchen der Hausirerin Blüthenstern, eine Puppe zu Boden schleuderte, die sie ihr zum Geschenke gebracht und wie sie seitdem keine Ruhe mehr habe. Kurz, lauter Dinge, die haltlos in sich, mir keiner ernsteren Betrachtung würdig scheinen, doch die eine Thatsache konstatiren: daß sie um das Verbrechen ihres Genossen mehr weiß, als . . ."

„Und dennoch sind die Dinge nicht so haltlos in sich," bemerkte ich.

„Wie verstehen Sie das?" rief er.

Ich erzählte in gedrängter Kürze die Szene, die ich jüngst an Lina Blüthensterns Bette erlebt. Er war stehen geblieben und schien aufmerksam zuzuhören, meine Worte bedächtig erwägend. Wie ich geendigt, sagte er, die Brille wieder hinaufschiebend, langsam und nicht ohne einen ironisch klingenden Nebenton, der ihm bisher fremd war:

„Was Sie mir da erzählen, Herr Lehrer, ist nicht ohne einen gewissen Anhaltspunkt, an den man sich bei gegebener Gelegenheit wird erinnern müssen . . . für mich aber steckt in

dem Allen zu viel Romantik. Damit weiß ich nichts anzu fangen. Unser Haus hier ist ein schrecklich prosaisches und nüchternes. Es muß sich diesen Gast fern vom Leibe halten sonst kommt es in Gefahr, daß er uns eines Tages hinein schlüpft und dann wird das Oberste zum Untersten umgekehrt . . . Diese Szene zum Beispiel am Sterbebette der Hausirers tochter ist gewiß sehr rührend, ja sogar ergreifend, aber ich vermag ihr keine juristische Wichtigkeit beizulegen. Dazu ist sie mir viel zu visionär! Ja! wenn das verstorbene Kind reden könnte! So bleibt mir nichts Anderes übrig, als mich nach Beweisen umzusehen, die weniger romantisch, dafür aber um so greifbarer sind."

Ich verneigte mich wieder stillschweigend, trotzdem ich von der Richtigkeit seines Ausspruches keineswegs durchdrungen war; denn für mich, wie für alle Diejenigen, die fernab von den düsteren Geheimnissen dieses Hauses ihres Weges gehen ist das Amt des Mannes, der mich vor sein Angesicht geladen hatte, ein so überwältigend ehrfurchtsvoller Begriff, daß mir selbst der unausgesprochene Zweifel wie ein aufgehobener Drohfinger erschien. Und das mochte er mir auch angemerkt haben.

„Sie scheinen meiner Meinung nicht beizustimmen," sagte er, indem er vor mir stehen blieb. „Warum sprechen Sie nicht? Was hindert Sie, sich offen und freimüthig auszusprechen? Dazu sind Sie ja berufen worden. Nur die Romantik lassen Sie hübsch aus dem Spiele!"

„Ich werde folgen," erwiderte ich darauf, „ich wollte nur aus Dem, was ich soeben erzählte, dem Herrn Rath meine Ueberzeugung beibringen, daß in dem Mädchen, welches mein Schülerin ist, jedenfalls eine gemeine Natur nicht vorhanden ist!"

„Das mag sein!" rief er dagegen, etwas ungeduldig, wi

s mir schien. „Aber damit weiß ich, wie ich bereits erklärt abe, nichts anzufangen. Das ist mir etwas Unqualifizirbares, ie wir Juristen sagen. Es soll dies übrigens kein gegen Sie erichteter Vorwurf sein. Sie sehen natürlich solche Dinge ets im Zusammenhange mit Ihrer Schule und das gefällt ir an Ihnen. Ich dagegen muß sie leider in einem anderen ichte sehen. Für mich existiren Paragraphe."

Warum muß er sie in einem anderen Lichte sehen? Warum cht in meinem? tönte es leise in mir. Aber ich war nur rufen worden, um eine „Auskunft" zu ertheilen. Und so lieb ich verschüchtert, gleichsam festgebannt von dem Athem iner Nähe. Wie lange? Ich weiß es nicht. Aber als er ieder zu mir sprach, schien es mir, als lägen Jahrhunderte bischen jeder der einzelnen Sekunden, und als sei ich während m ein alter, eisgrauer Mann geworden . . . .

Darum erschrak ich auch so sehr, als er wieder anfing.

„Apropos! würden Sie dem Mädchen nicht in meiner egenwart zureden, ein offenes Bekenntniß abzulegen?"

„Ist sie denn hier?" rief ich.

„Natürlich!" sagte er dagegen. „Ich habe sie hier be=lten, wegen dringender Verdachtgründe. Habe ich Ihnen cht das schon gesagt?"

„Franziska hier im Gefängnisse, allein?"

„Auch die Mutter ist hier, allerdings getrennt von ihrem inde! . . . Soll ich das Mädchen rufen?"

Er drückte auf den schwarzen Telegraphenknopf an der Band.

„Das Mädchen aus Nummer 136!" rief er dem fast un=ittelbar darauf eintretenden Wachmanne zu.

Darauf militärisch stramme Schritte durch den Korridor; weiter Ferne ein Schall, als wenn eine eisenbeschlagene

Thüre aufgesperrt und wieder geschlossen würde, dann wart Alles wieder still, bis auf das stete Geräusch von Stimmen und Schritten Kommender und Gehender, die in diesem düsteren Gange von der ersten bis zu der letzten Amtsstunde nicht er sterben . . .

Nach einer bangen Weile, während welcher der Unter suchungsrath kein Wort an mich richtete, sondern sich mit einen Aktenstücke beschäftigte, — derselbe unheimliche Ton der eisen beschlagenen Thüre, die aufgesperrt und wieder zugesperrt wird Schlösser, die sich in ihrem Innersten herumdrehten, dann wieder die strammen Schritte durch den langen Korridor . .

Franziska stand vor uns.

Sie hatte dasselbe blaugrau gewürfelte Kleid an, in welchem ich sie zum letzten Male gesehen hatte. Auch das Medaillon an dem schwarzsammetnen Schnürchen . . . Nur lag über der ganzen Wesenheit des Mädchens etwas Unausgeschlafenes und Verknittertes, fast möchte ich sagen, etwas Welkes. Selbst die flachsblonden, zierlichen Zöpfe schienen zu sagen: Wir sind müde, dich zu schmücken, sehr müde . . . und hingen in rege loser Nachlässigkeit über ihren Nacken herunter.

Niemals hatte ich, wie in diesem Augenblicke erfahren was giftiger Herbstthau für die Pflanze bedeutet, die noch gestern wähnte, der Sommer dauere ewig. Arme Menschen blüthe! Wie hatten, im Ganzen vielleicht achtundvierzig Stun den, darunter nur eine Nacht auf Zelle Nummer 136, auf sie gewirkt!

Zuerst war es der Rath, der das Wort ergriff.

„Warum grüßest du nicht den Herrn," rief er streng „der da sitzt, Mädchen? Kennst du deinen Lehrer nicht?"

Sie hob scheu die Augen zu dem Rathe auf, um sie sogleich zu senken.

„Ich weiß," sagte sie klanglos, „aber der Herr kennt mich nicht."

„Was soll das heißen?" rief er dagegen in seiner harten Manier fortfahrend. „Meinst du, weil er sich deiner schämen muß?"

Ich sah bittend zu ihm auf. Wahrscheinlich mochte er mich verstanden haben; denn er wandte sich hastig um, als wollte er mir die Stelle, die er mir ja selbst eingeräumt hatte, von nun an nicht mehr streitig machen.

„Warum sollte ich dich nicht mehr kennen, Franziska?" sagte ich.

„Weil ich seit vorgestern Alles vergessen habe!" meinte sie, diesmal jedoch in jenem unschönen Trotze, den ich schon einmal an ihr kennen gelernt hatte, „was ich bisher in der Schule gelernt habe. Ich weiß nichts mehr von Sprachlehre und Rechtschreibung, und die Dezimalbrüche habe ich auch vergessen. Fragen Sie mich nur aus, Herr Lehrer!"

„Hier wäre wohl nicht der Ort dazu," sagte ich, „nicht wahr, Franziska?"

„Warum nicht?" meinte sie, finster vor sich hinblickend. „Sie fragen mich ja auch hier aus, und ich soll ihnen sagen, was ich weiß und auch, was ich nicht weiß."

„Zum Beispiel, Franziska . . .? Willst du es mir nicht sagen?"

Da schaute sie zu mir auf, voll und aufrichtig, wie es nur ein Kind vermag. Aber das währte kaum einen blitzschnellen Moment. Dann trat wieder jener unschöne Trotz hervor und eine düstere Entschlossenheit, die nichts Gutes ihnen ließ. Sie war offenbar auch gegen mich mißtrauisch geworden.

„Zum Beispiel?" meinte sie, ihre Lippen höhnisch kräu-

selnd, „ich soll ihm sagen“ (damit wollte sie den Untersuchungsrichter bezeichnen), „ob ich dem Heini geholfen habe, daß er . . .“

Sie stockte.

„Und du?“

„Ich sag's ihm nicht.“

Dann wiederholte sie nochmals mit der Störrigkeit eines bösgearteten Kindes:

Ich sag's ihm nicht.“

„Fasse keinen Vorsatz, Franziska,“ sagte ich tiefernst, „den du nicht halten kannst.“

„Ich werde ihn halten,“ rief sie, „ich werde ihn halten.“

„Du bleibst also dabei, daß du dem Heini bei seiner verbrecherischen That geholfen hast?“

„Hab' ich das gesagt? Und verbrecherisch? Dann hab' ich gelogen!“

„Darf man lügen, Franziska?“

Sie schaute wieder auf.

„Heini hat auch gelogen!“ sagte sie dumpf vor sich hin.

„Womit?“

„Er hat immer gesagt, die schönen Sachen, die er mir gebracht hat, sowie das Geld, was er meiner Mutter gegeben hat, kommen von seiner Mutter; sie hätte es ihm geschenkt. Das ist aber nicht wahr!“

„Was ist wahr?“

„Ihm hat Alles gehört . . . dem Heini . . . das Geld und die Schmucksachen, . . . nicht seiner Mutter.“

„Du gestehst also ein, Heini hat sich das Alles . . . genommen?“

„Ja! Und ich habe ihm zugeredet.“

„Wann war das?“

„Schon, wie wir als Kinder an dem schwarzen Kasten in einem Zimmer gespielt haben."

„Also schon vor vielen Jahren?"

„Weiß ich's? . . . Es kann auch vor einigen Tagen gewesen sein. Ja, ja! so ist's!" rief sie, mit der Hand über die Stirne streichend, „es war unten in der Au, unter dem großen Thornbaume . . . Darauf hat der Reiter mit dem grünen Federbusche ihn fortgeführt! . . ."

Mir erschien ein längeres Ausfragen dieses überreizten Gemüthes unter allen Umständen für unthunlich. Dazu war auch ich von einer Müdigkeit überfallen, als hätte ich mich einer schweren körperlichen Arbeit unterzogen gehabt. Ich blickte hülfesuchend nach dem Rathe hin; doch dessen Gesichtszüge blieben voll starrer Unbeweglichkeit. Das sollte mir ein Zeichen sein, er wünsche, daß ich in meinem Verhöre fortfahren möge.

Fast mechanisch glitt mir die nächste Frage von den Lippen.

„Erinnerst du dich noch an deinen Vater, Franziska?"

„Er ist in der Welt . . . in der weiten, weiten Welt!" sagte sie gleichgültig.

Ich hatte mich also abermals getäuscht.

Nach einer Weile fragte ich sie wieder:

„Hast du schon bedacht, Franziska, was Lina Blüthenstern sagen würde, wenn sie wüßte, daß du hier bist?"

Kaum, daß ich diesen Namen genannt hatte, flog ein konvulsivisches Zucken über den Leib des jungen Geschöpfes.

Dann aber rief sie unter strömenden Thränen, die den Krampf, der auf dieser seltsamen Mädchenseele lag, gelöst haben mochten:

„Das ist's ja, Herr Lehrer, daß Lina Blüthenstern aus der Welt gegangen ist und ich hab' ihr nicht sagen können . . ."

Ihr heftiges Weinen verhinderte sie am Weiterreden.

„Was, Franziska?"

Sie schüttelte aber ihren Kopf . . . plötzlich waren ihre Thränen versiegt. Sie blickte mich mit trockenen, heißen Augen an.

„Ich sag's nicht!" rief sie mit dem alten Trotze aus, „ich sag's nicht!"

Nun trat der Untersuchungsrath selbst dazwischen. Auch ihm mochte es scheinen, daß dieser Auftritt bis an die äußersten Grenzen gediehen war. —

„Lassen wir sie vorläufig, Herr Lehrer," sagte er halblaut zu mir, und es klang etwas wie Mitleid durch seine Stimme „Es ist für heute genug; sie soll erst zur Besinnung kommen."

Ob nicht auch das zu den oft bewährten Kunstgriffen dieses Hauses gehört, nämlich geduldig abzuwarten, bis ein menschliche Seele in ihrer Drangsal freiwillig den Angstschrei ausstößt: „Ich will mich befreien! Kommt Alle herbei denen daran gelegen ist, ich will Euch jetzt in das innerste Räderwerk einer nachtdunklen Verirrung blicken lassen? . . .

Wieder ein Druck auf den schwarzen Telegraphenknopf darauf jenes schnarrende Geklingel, das Hereintreten eines Mannes mit soldatischer Haltung . . . eine einfache Handbewegung, Franziska ist nicht mehr in der Stube . . .

Ich bin mit dem Untersuchungsrichter wieder allein.

Und dann? . . . Ich hörte noch etwas wie Dank gegen mich aussprechen für die „gehabte Bemühung," etwas von Hoffnung, daß es denn doch gelingen werde, dem Mädchen „Vernunft" beizubringen, etwas was die Ansicht kund gab, der Fall gehöre denn doch in Anbetracht aller Umstände zu den absonderlichen. Dann noch ein Händedruck. Ich war entlassen!

Als ich an der neuen Heilandskirche vorüberkam, schlug s grade zwölf Uhr von den Thürmen der Stadt.

Meine „Auskunft" hatte eine volle Stunde gedauert.

20. Juli.

Aus dem Verhöre Franziska's vor mir und dem Strafichter ist es eigentlich nur Ein Wort, das mir noch heute achklingt, dessen Ton und Bedeutung ich nicht aus dem Ohr u bannen vermag. Als ich ihr zurief: Franziska! darf man ügen? Was antwortete sie darauf? „Heini hat auch gepgen!"

Der verbrecherische Knabe hält sie also auch jetzt noch in einem Banne; wenn auch von ihr entfernt, ist er ihr eigentcher Lehrer, und seine Lehren und Anweisungen sind es, ie bestimmend auf sie wirken.

Ich weiß, oder vielmehr ich fühle es aus Allem heraus: sie ingt und kämpft wie ein Ertrinkender gegen die unheilvolle luth, die von allen Seiten auf sie herandringt, aber sie kann em geheimnißvollen Zauber nicht widerstehen, den jener Knabe ber sie ausgesprochen.

Sie sagt nicht: das Lügen ist mir verboten. Sie kennt dieses Gebot. Aber weil ihr Kamerad gelogen hat, ist es uch ihr gestattet. Woran soll ich mich halten? Eröffnen sich a nicht Aussichten für ihr ganzes Leben, die zu grauenhaft nd, um ihnen weiter nachzuhängen . . .

Und noch Eines ist es, was mir auffällt. Ich kann darber nicht hinaus. Sie trägt noch immer das goldene Mehillon um den Hals, sein „Geschenk!" Das Geschenk des nseligen Knaben! Sie schmückt sich noch immer damit, selbst der Zelle Nummer 136! Warum ließ der Untersuchungschter ihr nicht das Medaillon abnehmen? Hat er kein Recht

dazu? Warum läßt er sie im Besitze des gleißenden Schmuckzeuges, das jener Knabe aus der Kasse seiner Mutter an sich „genommen?"

Spät in der Nacht.

Vor kaum einer halben Stunde hat mich meine alte athemlose Freundin, Frau Blüthenstern verlassen. Ich lege ihr dieses Eigenschaftswort bei, weil ich sie niemals, so lange ich sie kenne, anders als ohne Athem gesehen habe. Theilweise mag dies von dem schweren Packe, dem „Ernährer" ihrer Kinder herrühren, der wohl geeignet sein mag, sie in eine stete Aufregung zu versetzen. Auch diesmal befand sie sich in dem mir bereits bekannten Zustande; nur daß er um diese Stunde viel großartiger war, ich möchte sagen, viel feierlicher als Alles was sie bisher in dieser Beziehung geleistet hatte.

„Was bringt Sie, Frau Blüthenstern, um diese Stunde hierher?"

„Was mich hierherbringt? Herr Lehrer, fragen Sie mich nicht lange! Großes ist vorgefallen, etwas Größeres hat es noch nicht gegeben, seit Welt, Welt ist ... Sie ist bei mir."

„Wer?"

„Wer? So fragen bei uns die ganz kleinen Kinder und drauf antwortet man ihnen, wenn man grade aufgelegt ist „Wer? des Vetters schwarzer Bär!" — Franziska ist bei mir!"

„Das Mädchen ist also entlassen worden?" rief ich, selbst in großer Bewegung.

„Was erschrecken Sie, bester Herr Lehrer?" meinte die athemlose Frau, „warum soll sie denn nicht entlassen werden? Soll sie denn für ewige Zeit dort bleiben? Sie sehen daraus geschadet haben wir ihr nicht, weder ich, noch Sie!"

Ich bat sie, mir kurz zu erzählen, wie so das Alles

gekommen, denn mir selbst klänge diese Botschaft ganz unerwartet.

„Kann etwas Unerwartetes nicht auch gut sein?“ rief sie und ein breiter Strahl echt menschlichen Wohlwollens legte sich über ihr stets besorgtes, ehrliches Antlitz. „Ich hab' mir auch gedacht, der Erste, dem du diese gute Botschaft bringst, ist der Herr Lehrer. Er hat sich's um die Franziska verdient. Und so bin ich in der stockfinstern Nacht gekommen.“

„Sie sagen, Frau Blüthenstern,“ mußte ich ihr entgegnen, ich hätte mich um das Mädchen verdient gemacht . . . Womit?“

„Lassen Sie das gut sein, Herr Lehrer,“ sagte sie treuherzig: „das weiß ich höchst wahrscheinlich viel besser als Sie selbst. Wenn ich, die Frau Blüthenstern, es sagte, daß Gott im siebenten Himmel Ihnen das in ein besonderes Schreibbüchel einzeichnen wird, so können Sie sich darauf schon verlassen! . . . Warum lassen Sie mich aber nicht ausruhen?“

Wahrlich, sie that Recht daran, sich in den einzigen Lehnsessel, der mir zu Gebote stand, behaglich niederzulassen; denn ich, in meiner gesteigerten Aufregung hatte es leider übersehen, ihr einen Sitz anzubieten.

„Wie ich gestern am späten Abend nach Hause komme — sterben soll ich auf der Stelle, wenn ich den ganzen Tag über mehr verdient habe, als einen Gulden und zweiundfünfzig Kreuzer, blutig genug! — sitzt mein Mann am Tische und raucht seine lange Pfeife. „Hast du vielleicht gestohlene Sachen gekauft, Perl?“ fragt er und raucht weiter. „Warum?“ meine ich ganz beleidigt, denn auch von meinem Manne, der doch der Vater meiner Kinder ist, lasse ich einen solchen Spaß nicht mit mir treiben: „ich bin vielleicht bei dem Geschäfte grau geworden?“ „Ich mein' nur,“ sagt er und raucht immer weiter,

„da ist aber wieder eine Zustellung gekommen. Du sollst dich morgen, das ist heute, Punkt zwölf Uhr beim Herrn Rath auf dem Gericht einfinden." „Steht etwas von „Auskunft" in dem Zettel?" frage ich. „Nein," sagt er: „davon steht nichts da drin." — Sehen Sie, mein Herr Lehrer, so sind die Männer, selbst die besten unter ihnen. Er kann eine Pfeife nach der anderen rauchen, und ich zerbrech' mir einstweilen das Herz. Doch, weil ich weiß, daß er sich kränkt, wenn ich mich kränke, sag' ich ihm nichts, mit welchen neuen Sorgen mich die Vorladung zum Gericht erfüllt; und so gehe ich zu Bett, ohne einen Bissen angerührt zu haben. Gewiß, es ist wieder wegen der Franziska, denk ich mir . . . Punkt zwölf Uhr bin ich mit meinem Zettel auf dem Gericht bei dem Herrn Rath. Er wird gewiß wieder von dir wissen wollen, wo und wie die Franziska zu den schönen Sachen gekommen, und ich werd' ihm wieder wie das erste Mal die Antwort geben: Wenn sie und ihre Mutter es nicht sagen, wie soll ich das wissen? Damit habe ich ihr doch nicht geschadet und bin doch der Wahrheit getreu geblieben."

„Also darauf war ich vorbereitet. Aber der Herr Rath empfängt mich wie eine alte, gute Bekannte, so ganz anders wie neulich und sagt zu mir: „Wollen Sie ein gutes Werk thun, Frau Blüthenstern?" „Wofür heiß' ich denn Frau Blüthenstern?" sage ich darauf. „Es ist gut," meint der Herr Rath darauf: „ich habe Sie mir auch so vorgestellt. Es handelt sich um ein Mädchen, welches wir bei uns haben, und seine Mutter ist auch hier, das möchte ich gerne versorgt wissen, weil ich es entlassen will. Wollen Sie sich dieses Kindes vorläufig annehmen?" — „Gnädiger Herr Rath," bemerkte ich darauf in aller Bescheidenheit: „ich weiß, wer jenes Kind ist!" „So reden Sie, Frau Blüthenstern!" „Es ist die Franziska!

agte ich. „So ist's auch!" meinte er und macht dazu ein Ge-
icht, man könnte auf das hinauf sich etwas einbilden. „Die
Sache ist, daß ich das Mädchen vorläufig hier nicht brauche
nd eine Unterkunft habe ich für sie nicht." „Gnädiger Herr
Rath," sage ich, „reden Sie nicht weiter, jedes dritte Wort ist
ier reine Verschwendung. Ich nehm' das Kind zu mir und
ehalt's vorläufig bei mir und werde an ihm handeln, als wär'
s mein eigen Kind. Denn bis auf das Eine, daß sie mich
inmal bitter beleidigt und gekränkt hat, hat sie an meiner
Lina gut gehandelt und in der Moral wird sie bei mir auch
nicht verdorben werden. Dafür bin ich die Frau Blüthen-
tern!" „So sind wir ja in dieser Beziehung einig," sagt er,
nd giebt mir die Hand und drückt mir sie. Ich frag' ihn
ann weiter: „Kann ich sie gleich mit mir fortnehmen, Herr
Rath? oder wird sie mir überschickt werden?" und das frage
ch ganz unschuldig, als wäre ich ein neugeboren Kind. „Sie
können das Mädchen sogleich mitnehmen, Frau Blüthenstern,"
agt er nach einigem Besinnen und . . ."

„Warum stocken Sie?"

Ihr Redestrom hatte ein plötzliches Hinderniß gefunden;
ie mochte ihrer Athemlosigkeit zu viel zugetraut haben.

„Was ist Ihnen, Frau Blüthenstern?" fragte ich besorgt.

Sie seufzte tief auf.

„Lebendiger Gott!" seufzte sie tief auf; „was ist der
Mensch, daß du noch seiner gedenkest? Heute ist er frisch und
gesund und übermüthig und morgen —? Morgen sieht er wie
diese Franziska aus! Nicht um einen Gran besser!"

„Sie haben das Kind wohl sehr verändert gefunden?"

„Verändert?" rief sie tief schmerzlich. „Wenn Sie sagen
möchten: verschwunden, das wäre ein Wort! Aber „ver-
ändert?" das sagt gar nichts! Es ist ja gar nichts mehr von

ihr vorhanden, als verweinte Augen und ihre blonden Zöpfe! Wie lange ist es denn her, daß ich sie gesehen habe? Es ist mir aber vorgekommen, als müßten darüber viele, viele Jahre vergangen sein!"

„Wie war ihr Benehmen, Frau Blüthenstern?" forschte ich weiter.

„Benehmen? Sie hat sich gar nicht benommen, Herr Lehrer. Weder wie sie mir der Herr Rath übergeben und zu ihr gesagt hat: „du kannst jetzt gehen, Franziska!" — noch wie ich sie nach Hause gebracht habe. Sie hat noch kein Wort zu mir gesprochen. Heißt das sich benehmen?"

Wir schwiegen dann Beide eine geraume Weile, während welcher sie mit gerungenen Händen vor mir saß. Dann begann sie wieder in jenem eigenthümlich klagenden Tone, wie ich ihn schon einmal und zwar am Todtenbette ihres Kindes gehört hatte.

„Das Erste, was ich gethan habe, als ich sie nach Hause gebracht hatte, war, daß ich ihr zum Essen etwas vorgesetzt habe. Sie hat aber trotz alles Zuredens keinen Bissen anrühren wollen. Darauf, wie ich gesehen habe, daß Alles nichts hilft, habe ich zu ihr gesagt: „Weißt du was, mein liebes Kind? Schlafen ist oft besser als Essen! Leg' dich nieder, du wirst vielleicht schläfrig sein!" Darin hat sie mir wirklich gefolgt. Ich hab' sie auf dem einzigen Kanapee, was ich in meiner Stube stehen habe, zur Ruhe gebettet. Wie ich aber nach einer halben Stunde zu ihr trete, um zu sehen, ob sie schläft, liegt sie da mit offenen Augen und ich frage sie: „Warum schläfst du nicht, mein Kind? Kannst du nicht?" Da schüttelt sie den Kopf und blickt auf das Medaillon, das sie noch immer am Halse trägt. Da habe ich etwas in

mir gehört ... Sie dürfen mich aber nicht auslachen, Herr Lehrer ... Was es aber ist, das weiß ich selber nicht."

„Reden Sie immerhin, Frau Blüthenstern," rief ich.

„Man hat mir einmal erklärt," sagte sie, „das Wort bedeutet so viel, als „Stimme vom Himmel". Warum? Das weiß ich nicht. Man meint aber, das, was man zu hören glaubt ... das kommt wie von Gott selbst."

„Ich glaube Sie zu verstehen, Frau Blüthenstern."

„Gut," sagte sie, „solch eine Stimme vom Himmel habe ich auch gehört, Herr Lehrer ... denn mit einem Male — ich weiß noch jetzt nicht, ist mir der Einfall zuerst von Gott selbst gekommen, oder von wo anders her — ich sag' zu ihr: Franziska, warum ziehst du nicht das Medaillon aus? es muß dich ja drücken und darüber kannst du vielleicht nicht schlafen. Und sie — erst sieht sie mich mit ihren großen Augen an, dann zieht sie langsam, ohne ein Wort zu reden, das Medaillon aus und giebt es mir. Wie ich dann abermals nach einer halben Stunde zu ihr nachsehe, liegt sie im tiefsten Schlummer. Und seitdem schläft sie noch immer!"

21. Juli.

„Und seitdem schläft sie noch immer!"

Das Wort will mir nicht aus dem Kopfe! Und dabei frage ich mich stets: Was hast du für das Kind gethan, seitdem es ein Zufall in die Kreise deines Daseins geführt, was nicht hundert Mal durch das werkthätige Eingreifen dieser jüdischen Mutter aufgewogen wurde! Sie nennt das eine „Stimme vom Himmel." Möglich, daß es solche Stimmen giebt, die unvermittelt, dem menschlichen Gehöre kaum erklärbar, zu Plänen und Entschließungen fortreißen, die sonst niemals gereift, niemals zur Ausführung gelangt wären! Ich aber glaube, das, was sie auf Rechnung einer von „Oben" kom-

menden „Eingebung“ setzt, war und ist nichts Anderes, als was in ihr selbst liegt, seitdem ihr erster Säugling die Augen zu ihr aufschlug!

„Und seitdem schläft sie!“

Ist es nicht, als ob diese Frau an einen Zauber dächte, der in diesem Medaillon eingeschlossen war . . .? Und ich, ich wäre fast versucht, diesem Angriffe auf die Gesetze des gesunden Menschenverstandes blindlings zuzustimmen, weil es mir wohlthut, daran zu glauben, daß, wo Alles schwieg, Alles sich thatenlos zurückzog, die „Stimme vom Himmel“ es war, die das schlummerlose Kind endlich in den Schlaf lullte!

23. Juli.

In den nächsten Wochen soll die Entscheidung darüber getroffen werden, wer unter den einhundertsechsundachtzig provisorischen Raupen als „definitiver“ Schmetterling davonflattern soll, um sich auf irgend einen Lehrstuhl an einer unserer Schulen niederzulassen.

Seit Monaten haben sich Ortsschulrath, Bezirksschulinspektor, Bezirksschulrath, Lehrerbesetzungs-Kommission, Schulsektion und so weiter, im Schweiße ihres Angesichtes bemüht, viele Stunden ihres Daseins daran gesetzt, damit das große Werk gelinge. Jetzt ist der Augenblick gekommen. Alles, was sich „provisorische“ Raupe nennt, liegt in mehr oder minder gespannter Erwartung da und sieht den kommenden Dingen entgegen. Hier und da verkriecht sich eine solche Raupe zu den Machthabern des Tages, um ihnen in beweglicher Rede zu beweisen, wie himmelschreiend Unrecht man ihr thäte, wenn man sie auch diesmal in ihrem provisorischen Zustande beließe und was sie für einen prächtigen „definitiven“ Schmetterling abgeben werde!

Das mag sehr klug und praktisch sein. Wenigstens behauptet dies mein Kollege Andreas, der es auch so gemacht haben will und mir anräth, ein Gleiches zu thun . . .

„Der Keller ist gut," lautet ein kluges Sprüchwort unter den Bauern meiner Heimat, „aber der Most ist schlecht."

Grade jetzt, unter den Kümmernissen der letzten Zeit, habe ich an mir erfahren, daß mir zum wohlbestallten Schmetterlinge noch so Vieles, vielleicht Alles fehlt . . . Noch vor Kurzem habe ich mich in dem Traume gewiegt, ich hätte den Stoff in mir, und die Begabung, kein unebenbürtiger Schmetterling auf den weiten Auen unseres Volksschulwesens werden zu können.

Heute ist dieser Traum verflogen.

Mag mein Kollege Andreas in selbstzufriedener Behaglichkeit sich rühmen, daß er früher als Andere seinen Raupenzustand beendigt — ich trage heute fast kein Verlangen danach!

Ich fürchte, mein Mütterchen im Mühlviertel, dein Traum vom „definitiven Schmetterlinge" wird sich noch lange nicht erfüllen! Du mußt dich eben in Geduld fassen. Manchmal kommt es mir vor, als wäre ich wieder in den Winterschlaf zurückversetzt worden. Da liegt man irgendwo in dem Astloch eines Baumes als eingesponnene Larve mit andern Larven zusammen und Wind und Schnee, die um das Astloch pfeifen und wirbeln, haben gut zu sagen: Warte! . . .

25. Juli.

Die Zeitungen bringen heute das Wochenrepertoire der Schwurgerichtsverhandlungen, die im Laufe des nächsten Monates stattfinden werden.

Sonst schenkte ich dieser Rubrik keine Beachtung, heute ward ich gewaltsam dazu gedrängt. Als ich nämlich heute

Morgen in meine Klasse trat, ging ein Gewispel und Gezische durch dieselbe, das zu auffallend war, um überhört zu werden. In der Nähe der großen Tafel stand eine Gruppe von vier oder fünf Mädchen; eines davon hielt ein Zeitungsblatt und schien soeben den Anderen daraus vorgelesen zu haben. Bei meinem Eintritte wollte sie es rasch verbergen; aber auf meine Aufforderung händigte sie es, mehr neugierig, was ich dazu sagen würde, als ängstlich über einen etwa zu gewärtigenden Verweis, mir ein.

„Es steht etwas von der Franziska darin," sagte das Mädchen.

„Woher hast du das Blatt?" fragte ich.

„Mein Vater, der Hausmeister im Hühnerhof-Durchhause, hat es sich gekauft."

Ich las:

„Donnerstag den 28. Juli: Verhandlung gegen Katharina Mangold, led. Magd aus Siebenbürgen wegen Kindesweglegung.

Freitag und Samstag, den 29. und 30. Juli: gegen Thadäus Piringer, Grundbesitzer aus Jahrenfeld in Niederösterreich, wegen Meineid.

Montag, den 1. August: gegen Heinrich Wegener und Franziska von Feldheim, gebürtig von hier, Volksschüler, sowie gegen Eleonora von Feldheim, Büglerin, wegen Diebstahl, beziehungsweise Diebstahlstheilnahme.

26. Juli.

Heute erhielt ich die „Vorladung," wonach ich auf Grund des §. *** des a. St. G. zur Schwurgerichtsverhandlung am 1. August, um Zeugenschaft abzulegen, berufen bin, widrigenfalls und so weiter und so weiter.

30. Juli.

Von Franzika erfahre ich kein Sterbenswörtchen. Es ist, als ob das Hühnerhof-Durchhaus durch Ozeane von mir getrennt wäre. Frau Blüthenstern ist unsichtbar geworden.

Würde sie auch heute noch wiederholen, was sie neulich so siegesgewiß, so strahlend von der Eingebung jener „Stimme des Himmels" erzählt hat?

„Und seitdem schläft sie noch immer?"

---

## VII.

### Vor den Richtern seiner Stadt.

Zwei Kinder vor Gericht!

Die Frucht, die Ihr gestern noch lebenstrotzend und thauduftig am Baume hängen sahet, heute schon als wurmstichig erkannt!

Kluge und auch gelehrte Leute haben dir aber schon seit Langem bewiesen, daß dein schmerzlicher Ausruf nicht die geringste Berechtigung hat. Sie haben aus aller Herren Ländern der Erde mühsam und emsig gewisse Ziffern zusammengetragen, diese Ziffern addirt und dividirt, und nun steht es leserlich und aller Welt zugänglich da:

„In diesen Ziffern ruht ein Gesetz."

Das Gesetz ist aber unwandelbar wie der Tod, unwandelbar wie das Leben! Was willst du dagegen anführen, wenn sie dir „an der Hand" ihrer Tabellen und Rubriken beweisen: So und so viel vom Hundert deiner Knaben und Mädchen erreichen das Ziel, das heißt, sie bleiben übrig, damit die Menschheit an ihrem Fortbestande nicht irre werde; aber so und so Viele vom Hundert sterben — oder verderben!

Gehören die zwei Kinder, die noch heute vor den Richtern ihrer Stadt stehen werden, zu den Letzteren? Sind sie bereits gezeichnet, wie die Bäume gezeichnet werden, die die Axt des Forstmannes zum Fällen bestimmt hat?

Du kannst, du willst das nicht glauben! Sollten die frommen Sprüche, die aus fernen, frommen Tagen dich umklingen, trügen und täuschen? Haben sie dich nicht gelehrt, daß der Bestand der Welt „an den Lippen eines Kindes hängt?"

Es soll also von stummen, ehernen Gesetzen abhängen, ob und wie viele vorzeitig ausgeschlossen bleiben von diesem ewigen, sich stets erneuernden Reigen der Menschheit? ob und wie viele sich eigenmächtig selbst von ihm ausschließen?

Denn in dieser Eigenmächtigkeit, meinst du; liegt ja eben dasjenige, das mich so erschreckt. Einerseits beweist Ihr, diese vom Baume der Menschheit gefallene Frucht wäre freiwillig ihrem Verderben anheimgefallen; andererseits lasset Ihr lange Zifferreihen dafür sprechen: dieses Verderben, dieser Wurm in ihrem Innern sei gesetzlich vorausbestimmt, und habe nach sicheren Regeln und Bahnen sein Zerstörungswerk geübt.

Seid Ihr auch unfehlbar, Ihr klugen und gelehrten Leute? . . .

Gestern war es die ledige Magd aus Böhmen, der sie „wegen Kindesweglegung" zwei Jahre und sechs Monate zuerkannt haben; heute sind es die zwei Kinder!

Trotzdem sind die Bänke des großen Zuhörerraumes nur mäßig gefüllt.

Erwartet man „sich" so wenig? Gestern bei der „Kindesweglegerin" standen sie in dichten Haufen gedrängt; es herrschte, während draußen die Julisonne brannte, in dem Saale eine Temperatur, daß auf manchen Lippen der Ruf zu schweben schien: „Nachbarin, Euer Fläschchen!"

Das Publikum besteht übrigens zum großen Theile aus Physiognomien von einerlei Schlage. Wenn wir es nicht bereits wüßten, ihr ganzes Gehaben würde es uns sagen: Das sind Leute, weit aus der Vorstadt her, da wo die Jutespinner und die Eisendreher, die Weber und die Transportknechte, die Wäscherinnen und die Kondukteursgattinnen zu Hause sind. Fast hat es den Anschein, als habe das ganze Hühnerhof-Durchhaus mit seinen Insassen auf den vorderen Bänken sich einheimisch gemacht, denn wir erkennen Mehrere, mit denen der Verlauf dieser Geschichte uns näher bekannt gemacht hat. Sie scheinen sich wirklich nicht fremd zu sein; der Hühnerhof ist in der That ihre Heimat!

Da sitzt ganz vorne in der ersten Bank unsere gute Freundin, Frau Blüthenstern. Sie hat ihren alten Begleiter, den schweren Pack neben sich, so daß der Hausmeister aus dem Hühnerhofe sich etwas beengt fühlt. Ueber diesen Pack hinweg tauschen sie Rede und Gegenrede mit einander, nur daß Frau Blüthenstern zuweilen den Finger an den Mund zu legen hat, damit ihr Nachbar seine Stimme etwas dämpfe. Denn für sie hat dieser Ort, wo sie sich befindet, etwas Schrecklich — Erhabenes! Ein Gefühl, dem ihr biblischer Aeltervater einst einen beredten Ausdruck gab, indem er ausrief: „Wie furchtbar ist dieser Ort!" Warum sie sich auch hierher von ihrem Packe begleiten ließ, wohin er so wenig paßt? Das ist wahrscheinlich eine Angelegenheit, die uns so wenig angeht, als jeden Anderen. Wir glauben aber nicht fehl zu gehen, wenn wir annehmen, daß die Hausirerin zu sich selbst gesagt haben wird: So ein Tag ist lang! Und selbst, wenn ich erst gegen Abend herauskomme, kann ich noch zwei Paar Hosenträger und fünf Halsbinden „anbringen," und das ist für meine Kinder gut!

Auch der „provisorische" Klassenlehrer vom zehnten Bezirk ist da . . .

Hart vor dem Beginn der Verhandlung — die Zeiger auf der im Saale befindlichen Uhr weisen auf zehn Minuten vor Neun hin — kommt einiges Leben in die harrende Versammlung. Es kommen noch einige Zuhörer an, meistens Frauen, den „besseren" Ständen angehörig, was man schon aus den dichten Schleiern erkennt, in die sie ihre Antlitze hüllen, als wollten sie den Anderen sagen: Wir sind inkognito hier. Trotzdem geht durch die ersten Bänke, da, wo der Hühnerhof seine vorzüglichsten Vertreter sitzen hat, bei ihrem Eintritt ein leises Geflüster.

„Es sind die Neubauer," lautet es. „Die Neubauer Verwandtschaft des angeklagten Knaben!"

Die „Neubauer" scheinen auch in der That mit dem „Hühnerhof" nicht in Berührung kommen zu wollen, sie nehmen die hintersten Bänke für sich in Besitz, so daß zwischen ihnen und den Bewohnern des Durchhauses ein Zwischenraum entsteht, der in Anbetracht des Umstandes, daß die Zuhörermenge nur mäßig genannt werden kann, auffallend genug ist.

Auf diese Art bilden sich im Saale, wahrscheinlich unabsichtlich zwei Parteien, die strenge von einander geschieden sind. Nur das Eine wollen wir noch bemerken: die Sonne, die breit und ungedämpft durch die fünf Fenster des Saales hereinbricht, meint es gleich gut mit beiden Parteien; weder die „Neubauer" noch der „Hühnerhof" können sich über Vernachlässigung von ihrer Seite her beklagen.

Es schlägt neun Uhr. Die Kinder können kommen . . .

Im Uebrigen derselbe landläufige Apparat, den Ihr ja Alle aus Büchern und Zeitungsberichten kennt, als hättet Ihr ihn auswendig gelernt. Präsident und Votanten in zuge-

knöpfter Uniform, Staatsanwalt und Vertheidiger, Schriftführer und Geschworene; eine Masse halbbrüchiger Akten auf dem mit grünem Tuche bedeckten Tische, worauf das Kruzifix, das bereits so vielen Eiden sein Ohr geliehen; große, blankgeputzte Tintenfässer aus Messing (was könnten sie sich erzählen, wenn sie nur wollten!); Auslosung und hierauf Angelobung der Geschworenen; Räuspern und Schieben auf den mit grünem Leder ausgepolsterten Bänken derselben; eine Tabaksdose, die unmittelbar darauf aus einer Hand in die andere übergeht; geheimnißvolles Knittern in dem Konvolute von Akten, die der Staatsanwalt schon jetzt vor sich ausbreitet . . . ist es Euch nicht, als wollte Euch Jemand Eure Schlafstube beschreiben?

Eine Flügelthür geht auf; hereintreten zwei Personen, ein Knabe und eine Frau, hinter ihnen zwei Männer von der Justizwache; dieselbe Flügelthür öffnet sich noch einmal, um einem Mädchen im blau gewürfelten Kleide Einlaß zu gewähren . . . Fränzchen!

Auf einen Wink des Präsidenten nehmen die drei Personen ihren Platz auf der Anklagebank ein, die sich gerade gegenüber der Geschworenenbank befindet.

Man hört im Zuhörerraum einen unterdrückten Schrei, man weiß aber nicht, kommt er von Seite der „Neubauer" her, oder ist er unter den Anhängern des Hühnerhofes entstanden. Dann wird es wieder still, so still, daß man nur das scharfe Kritzeln der Stahlfeder zu vernehmen meint, womit einer der Herren auf der Bank der „Berichterstatter" seine „Notizen" dem vor ihm liegenden Papiere anvertraut.

„Der Herr Staatsanwalt hat das Wort zur Begründung seiner Anklage."

Wir kennen ihn bereits.

Es ist noch nicht lange her! Eine Mutter hat an einem Frühlingstage die Stufen, die zu seiner Amtsstube führen, erklommen, um Zeugniß abzulegen bei ihm gegen ihr ungerathenes Kind, und er, er hatte sie erhört!

Folgendes entnehmen wir der Anklageschrift:

Euphemia Wegener, Fabrikantenwittwe und Hausbesitzerin am „Neubau" ist Mutter eines einzigen Sohnes, Namens Heini, recte Heinrich, der die achte Bürgerschulklasse in diesem Bezirke besucht. Heinrich Wegener, der das vierzehnte Lebensjahr überschritten hat, soll nach dem übereinstimmenden Urtheile seiner Lehrer während seiner ganzen Schulzeit zu den begabtesten und fleißigsten Schülern seiner Klasse gehört haben; auch sein sittliches Betragen, so weit es sich in der Schule überschauen ließ, hat niemals irgend welchen Grund zu ernstlichen Ausstellungen und Rügen gegeben. Erst in den letzten zwei Jahren will man eine Wandlung in seinem Fleiße, sowie in seinem sonstigen Benehmen gegen die Lehrer, also eine Wandlung zum Schlechteren an ihm bemerkt haben. Vernachlässigung seiner Schulpflichten, hier nnd da offen hervortretende Fälle von Renitenz und ein verstörtes, stöckisches Wesen wurden häufig beobachtet, ohne jedoch im Großen und Ganzen Anlaß zu geben, ihm den bis dahin mit vollem Rechte gebührenden Rang unter seinen Mitschülern zu entziehen. Immerhin bleibe es aber auffällig, daß sich Keiner von ihnen der besonderen Kameradschaft des Knaben zu erfreuen hatte. Er ging unter ihnen wie ein Fremder umher, und die Schule kann sich nicht erinnern, ihn jemals im Bunde mit Anderen auf einem Vergehen gegen die Disziplin betroffen zu haben, wie es diesem Alter gewöhnlich eigen ist.

Der Zeitpunkt dieser Wandlung trifft genau mit einem

Ereignisse im Hause seiner Mutter zusammen, und diese selbst ist es, die es als solches bezeichnet.

Frau Euphemia Wegener beherbergte nämlich seit vielen Jahren in ihrem Hause eine Jugendgenossin, die gegenwärtige Büglerin Veronika von Feldheim nebst deren Kinde, eine Frau, die einst bessere Tage gesehen, nun aber durch die Mildthätigkeit ihrer Freundin in soweit vor allen Bedrängnissen bewahrt war, daß diese ihr aus freien Stücken eine Wohnung im eigenen Hause einräumte, und sie auch sonst mit Unterstützungen aller Art bedacht haben will. Die Kinder der beiden Frauen schlossen bald die innigste Freundschaft, die so weit ging, daß sie, wie man zu sagen pflegt, ohne einander zu leben nicht vermochten. Frau Euphemia Wegener bemerkt hierzu, daß ihr dieses Zusammenleben der Kinder immer als etwas „Uebertriebenes" erschienen sei; nicht so sehr von Seite des Mädchens, als von der ihres Sohnes; aber trotz dieses Einsehens habe sie nie den Muth besessen, dieses kindische Verhältniß zu trennen, da es ihr gleichzeitig den Verlust einer Freundin bedeutete, an der sie, wie sie gesteht, mit Leib und Seele hing.

Auch will sie dieser Freundin niemals auch nur mit einem Sterbenswörtchen das Abhängige ihrer Lage vorgeworfen, niemals ihr auch nur angedeutet haben, daß zwischen ihrer Stellung und der gegenwärtigen „Büglerin" denn doch ein Unterschied bestehe. Nach der Versicherung der Frau Euphemia Wegener soll auch hierzu niemals ein Grund bestanden haben; nur das Eine will sie betont wissen, daß sie ihrem Sohne, um ihn frühzeitig an die Vorzüge seines ererbten Besitzes zu gewöhnen, zuweilen in Gegenwart ihrer Hausgenossin und des Mädchens, ohne dabei an etwas Arges zu denken, diese häufiger, als sie wohl sollte, zu Gemüthe geführt habe.

Denn sie hätte frühzeitig an ihrem Knaben eine Eigen-

schaft entdeckt, die ihr, der Mutter, für dessen Zukunft gefahr drohend erschienen wäre, nämlich die leichte Art und Weise wie er sich seiner „Sachen" entäußern konnte, um sie Anderen zu schenken, und dieses gedankenlose Treiben habe sie ihn wehren wollen, damit er nicht werde wie sein Vater!

Nicht so Veronika Feldheim, ihre Haus- und Jugend gefährtin! Schon als sie noch mit ihrem Töchterchen, Namens Franziska, in dem Hause ihrer Freundin weilte und nichts au einen allfallsigen Bruch hindeutete, soll sie es gewesen sein, di nach Behauptung der Frau Euphemia Wegener durch allerle Reden, Schmeicheleien und Beschönigungen diese ihrem Sohn beigebrachten Grundsätze zu erschüttern, ja zu untergraben ge sucht habe, indem sie ihm bald offen schmeichelnd, bald verstec beigebracht habe, die Sache reicher Hausherrnsöhne sei es, nich knickerisch mit den ihnen mehr vom Zufall, als nach Verdien zugefallenen Besitzthümern umzugehen! So soll Veronika Feld heim öfters die Aeußerung gethan haben, wie schön ihr selbs dies oder jenes Geschmeide seiner Mutter stehen würde, na mentlich aber ihrem Töchterchen, das auf der Welt dastehe, wi eine arme Kirchenmaus!

Es bleibt dahingestellt, ob Euphemia Wegener in diese Vermuthungen, die allmälig in ihrem Gemüthe eine bestimmt Form annahmen, nicht zu weit ging; Thatsache jedoch ist es selbst nach der Aussage der Inkulpatin, daß der in Frau Euphemia Wegener schon lange lohende Brand gewissermaßen erst bei einer bestimmten Gelegenheit in helle Flammen aus gebrochen sein soll.

Franziska Feldheim, die Gespielin des Knaben, sollte der Frohnleichnamsumzug mitmachen; sie besaß Alles dazu, bis au ein goldenes Kreuzchen, am Halse zu tragen, wie es sämmtlich Gespielinnen an diesem Tage und bei dieser Gelegenheit unte

ch verabredet hatten. Da begehrte der Knabe, seine Mutter olle aus dem reichen Vorrath an Geschmeiden, die sie seit dem ode ihres Gatten in der eisernen Kasse aufbewahrt hatte, twas hervorholen, damit sich die Franziska damit schmücke nd den Anderen nicht nachzustehen brauche.

Hierin will Frau Euphemia Wegener die ersten Spuren er „Verführung" erblicken, der ihr Sohn später erlag. Denn uf ihre Weigerung, seinen Wunsch zu erfüllen, sei doch schließch Alles zurückzuführen, was sich später ereignete!

Es erfolgte dann zwischen ihr und ihrer Hausgenossin eine ner harten Szenen, die, wo einmal der Argwohn erwacht t, den Bruch selbst alter Verhältnisse mit einem Male verlassen. In Folge dieser Unterredung faßte Frau Euphemia Wegener nun auch, weil sie sich überzeugt hatte, daß ein längeres Zusammenleben mit ihrer Hausgenossin nur von den aurigsten Folgen für die Charakterentwickelung ihres Sohnes in müsse, den plötzlichen Entschluß, dieser die bisherige Wohnung zu kündigen und zwar führte sie diesen Entschluß unittelbar und sogleich aus.

Schon an demselben Tage verließ Veronika Feldheim sammt rem Kinde die bisher innegehabte Wohnung am Neubau, n nach dem „Hühnerhof-Durchhause" im zehnten Bezirke zu versiedeln.

Nun trat, allerdings allmälig und doch für jede Mutter, e sich in einer ähnlichen Lage befindet, scharf erkennbar, jene Wandlung an ihrem Sohne, sowohl im Hause, als in der Schule hervor, die wir bereits oben gekennzeichnet haben. Anfangs wollte Frau Euphemia Wegener den Erscheinungen, ie sie sich ihrer Beobachtungsgabe aufdrängten, keine weitere Bedeutung beimessen, als da waren: sein verschlossenes Wesen, äufiges Ausbleiben aus dem mütterlichen Hause, was er nur

unzureichend und mit nichtigen Gründen entschuldigte, endlich aber eine gewisse Widerspenstigkeit, die ihm bis dahin fremd gewesen.

In allen diesen Erscheinungen will Frau Euphemia Wegener nichts anderes erblickt haben, als die leicht begreifliche Sehnsucht ihres Knaben nach der verbannten Gespielin; da sie ihm überall fehlte, wo er sie bisher seit den frühesten Tagen seiner Kindheit zu finden gewohnt war, mußte da nicht — und zwar folgen wir hier ganz der Auffassung der Frau Euphemia Wegener — in der Sinnesart des Knaben eine gewisse Erschütterung eintreten? Sie tröstete sich jedoch mit der Hoffnung, dieser Zustand des Knaben müsse nicht nur ihrem mütterlichen Zureden, mehr noch dem natürlichen Verlaufe aller derartigen Dinge von selbst weichen.

Sie hatte sich getäuscht.

In einer Nacht des heurigen Frühjahres will Frau Euphemia Wegener zufällig eine Revision der in der Schlafstube ihres Knaben befindlichen eisernen Kasse, was sie seit längerer Zeit nicht gethan, vorgenommen haben. Die Entdeckung, die ihrer dabei wartete, erfüllte sie mit Schreck und Grauen. Nicht nur, daß von den daselbst aufbewahrten größeren Geldbeträgen eine erkleckliche Summe fehlte (sie beziffert dieselbe auf mehrere Hundert Gulden) — sie merkte gleichzeitig den Abgang mehrerer Kleinodien, von denen sie mit Bestimmtheit ein goldenes Kreuz, das sie einst von einer Verwandten als Pathengeschenk erhalten, ein mit blauen Türkisen besetztes Medaillon an einem schwarzen Schnürchen von ihrem Mann herrührend, als der Knabe zur Welt kam, und endlich ein goldenes, aus Gliederketten zusammengesetztes Armband von sogenannter venezianischer Arbeit, als ihr gehörig und abhanden gekommen bezeichnet.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß der Verdacht der Frau Euphemia Wegener, wer diesen Eingriff in das von ihr wohl behütete Eigenthum ihrer Kasse verübt habe, sich sogleich und gleichsam unvermittelt auf ihren Sohn richtete, da ihm, der neben ihr in dem angrenzenden Zimmer schlief, allein bekannt sein konnte, daß sie Nachtsüber die Schlüssel zu dem eisernen Schranke stets in dem neben ihrem Bette befindlichen Nachtkästchen liegen hatte. Keinen Augenblick schwankte sie, obwohl es ihr nahe lag, eine alte Stubenmagd, die sie gewissermaßen als ein Erbstück ihrer eigenen Eltern in ihre Ehe mit hinübergenommen hatte, in den Kreis ihres Verdachtes zu ziehen. Er, der Knabe mußte es sein!

In dieser Annahme täuschte sie sich auch nicht. —

Am anderen Morgen von ihr zur Rede gestellt, legte der Knabe das offene Bekenntniß vor ihr ab: er sei es gewesen, der in wiederholten Angriffen den eisernen Schrank heimgesucht habe, die um so leichter ins Werk gesetzt werden konnten, da er, den Umstand wohl kennend, daß sie zu gewissen Nachtstunden in tiefem, fast nicht zu bändigendem Schlafe lag, denselben zur Ausführung seiner verbrecherischen Pläne benützte.

Ueber die Verwendung der auf diese Weise in seinen Besitz gelangten Schmuckgegenstände sowie der Geldbeträge bewahrte der Knabe längere Zeit hindurch ein verstocktes Stillschweigen, bis er, gedrängt durch die bald flehenden, bald drohenden Worte der Mutter, vielleicht auch erschreckt durch die bevorstehende Ahndung des Begangenen zu dem Geständnisse schritt, er habe sich das Alles „genommen," um eine alte Schuld seiner Mutter an arme Verunglückte abzutragen. Auf ihr eifriges Betreiben, wer diese Verunglückten seien, — sie sei sich keiner Schuld bewußt und wenn eine solche sie wirklich treffe, so könne ihr, Euphemia Wegener, höchstens der Vorwurf gemacht wer-

den, sie aus Vergeßlichkeit, keineswegs aus bösem Willen auf sich geladen zu haben, — blieb der Knabe bei seinem einmal vorgeschützten Vorwande, es existire eine „Schuld" seiner Mutter und sie solle sich nur an ein gewisses „Gnadenbrot" erinnern, das sie zwei Personen ihrer Bekanntschaft unbarmherzig verweigere!

Namen zu nennen wehrte der Knabe entschieden, ja mit einer Art verbissenen Widerstandes ab, wiewohl die Spuren, die er ja selbst angegeben hatte, leicht und ohne große Schwierigkeit zu verfolgen waren. Sie konnten nur auf Veronika Feldheim und deren Tochter zurückführen, was sich denn auch in der That bestätigte.

Vorgerufen, um Rechenschaft über ihre Beziehungen zu der That des Knaben abzulegen, lauteten die Aussagen Beider so widersprechender Natur, daß sich unschwer erkennen ließ, sie handelten Beide, Mutter sowohl als Tochter, nach einem vorbedachten Plane, der dahin ging, der ganzen Sache einen womöglich harmlosen Anstrich zu geben. Während nämlich Frau Veronika Feldheim bei der Behauptung beharrt, die Geldbeträge, deren Uebernahme sie nicht zu leugnen unternimmt, seien ihr, die mit Noth und Drangsal von dem mühseligen Erwerbe, den das Bügeln für fremde Leute abwerfe, lebe, von dem Knaben im „ausdrücklichen Auftrage" seiner Mutter übergeben worden, die „es nicht ansehen könne," daß ihre ehemalige Jugendfreundin und Hausgenossin dem Elende preisgegeben sei, — will die vierzehnjährige Franziska die obbezeichneten Schmuckgegenstände zu keinem andern Zwecke, als damit sie sich mit ihnen, „weil er es so wünschte, schmücke", von ihrem ehemaligen Genossen empfangen haben.

Wie unglaubwürdig jedoch diese Ausrede des Mädchens ist, geht schon aus dem Umstande hervor, daß der Knabe zur

Beschönigung seiner That das wiedererwachte Mitleid seiner Mutter, die selbstverständlich dies Alles in Abrede stellt, zum Vorwand nimmt. Auf der andern Seite scheut sich seine Kameradin nicht, ihre Habsucht als etwas hinzustellen, was gewissermaßen nur der Initiative ihres Gespielen entsprang. Vielmehr erscheint es nach den widersprechenden Aussagen als wenig zweifelhaft, daß Beide, die Mutter mehr, die Tochter vielleicht minder, um das Gebahren des Knaben volle Wissenschaft gehabt, ja daß der Anstoß zu dem von ihm ausgeführten Unternehmen von Mutter und Tochter ausgegangen ist."

Nach Verlesung der Anklageschrift, die von dem Schriftführer des Gerichtes in jenem tonlosen, geschäftsmäßigen Style zum Anhören kam, der zu den geschichtlichen Ueberlieferungen hier, wie in jedem ähnlichen Hause gehört, in welchem gerichtet und geurtheilt wird, entstand eine Stillstandspause, die Frau Blüthenstern in der ersten Bank des Auditoriums dazu benützte, um sich eines tiefen Seufzers zu entledigen. Ueber ihrem Pack hinüber flüsterte sie dem Hausmeister des Hühnerhofes zu:

„Lebendiger Gott! ich werd' ihr doch nicht geschadet haben!"

---

## VIII.

### Aus Heini's Verhör.

Ein Knabe, von jenem Alter, das den kommenden Jünglingsschritt in sich fühlt, erhebt sich von der Bank der Angeklagten. Eines jener Bürgerkinder aus den sogenannten „besseren" Klassen, wie man ihnen so häufig zu gewissen Tagesstunden in den Straßen der Stadt begegnet. Wenn man nicht

soeben gehört hätte, wessen ihn der Richter beschuldigt, man könnte auf die Vermuthung kommen, er sei unmittelbar zuvor einer glorreichen „Schulschlacht" entkommen. Alles lächelt an ihm so siegesgewiß ... Nur die Augen blicken ernst. Es sind treuherzige, etwas verschleierte Augen. Sollte man ihnen nicht trauen dürfen? ...

„Wie heißen Sie?"

„Heinrich Wegener, Bürgerschüler."

„Wie alt?"

„Zu Ostern werde ich fünfzehn Jahre alt."

„Haben Sie noch Eltern?"

„Ich habe den Vater nicht gekannt; er ist gestorben."

„Sie haben die Anklage gehört und wohl auch verstanden die gegen Sie erhoben wird?"

Heini lächelte wieder.

„Warum lachen Sie?"

„Weil ich das so vor allen Leuten sagen soll."

Der Vorsitzende meinte aber ernst zürnend:

„Sie haben es ja schon vor dem Untersuchungsrichter ge sagt. Warum wollen Sie es vor uns Allen nicht wiederholen Fällt es Ihnen so schwer, das große Unrecht, das Sie a Gott und Ihrer Mutter verübt haben, einzugestehen? Ich kan mir nichts anderes denken, als daß Sie Ihre Schuld drückt da giebt es kein anderes Mittel dagegen, als reumüthig aus zusprechen: „Ich habe gefehlt, ich habe gesündigt."

Wieder irrte jenes Lächeln auf den Lippen des Knaben während seine Augen tiefernst blickten.

„Ich kann es nicht sagen," brachte er endlich mit einige Anstrengung hervor.

„Warum nicht?"

„Es sitzt hier Jemand, vor dem ich es nicht sagen kann.

Eine unwillkürliche Bewegung seines Kopfes zeigte dem verständnißinnigen Richter den Weg an, den er einzuschlagen hatte.

„Ist es Ihre Gespielin, vor der Sie sich scheuen?"

Eine jähe Flamme, die über das Gesicht des Knaben hinfuhr, . . . dann lächelte er wieder.

„Ich werde das Mädchen vorläufig entfernen lassen," sagte der Richter. Ein paar Worte und Franziska wurde von dem Wachmann zu einer Seitenthüre hinausgeführt.

„Werden Sie jetzt reden?"

Jedem im Saale war die Veränderung, die von diesem Augenblicke an mit Heini vorgegangen war, aufgefallen. An die Stelle jenes irren Lächelns, das die Richter aufs peinlichste berührt hatte, war ein so furchtbarer Ernst getreten, als hätte dieser Knabenmund niemals zu lächeln vermocht. Gleichzeitig regte sich eine gewisse Entschiedenheit in seinem ganzen Wesen. Er war einige Schritte näher zum Präsidententische getreten.

„Fühlen Sie sich jetzt erleichtert?"

„Ja!"

„So reden Sie! Zuvor aber beantworten Sie mir eine Frage: Sie waren einer der besten Schüler Ihrer Schule, namentlich im Zeichnen; wenigstens beweisen dies die Zeugnisse Ihrer Lehrer. Auch im Katechismus sind Sie unterrichtet worden. Wie lautete da das . . . Gebot?"

Ohne Zögern ergänzte der Knabe:

„Du sollst nicht stehlen!"

„Haben Sie das göttliche Gebot beobachtet?"

„Man hat mir immer gesagt, was den Eltern gehört, gehört auch den Kindern," entgegnete Heini mit gerunzelter Stirn.

„Wer hat das gesagt?"

„Meine Mutter."

„Und danach haben Sie gehandelt?"

„Ja!"

Flüstern auf der Geschworenenbank! Hier und da auch im Zuhörerraum jenes unbestimmbare Räuspern und Bewegen, welches eintritt, wenn eine Versammlung von einer ungewöhnlichen Aufregung ergriffen wird.

„So erzählen Sie uns," sagte der vorsitzende Richter nicht ohne einen gewissen Hohn, „wie Sie es angefangen haben, um ... das Eigenthum Ihrer Mutter sich zuzueignen."

Heini trat wieder unwillkürlich zurück. Seine rechte Hand griff nach rückwärts, als suche er etwas, das er nicht erreichen konnte. Und dann begann er:

„Franzi wäre die Schönste beim Frohnleichnamsumzug gewesen, sie hätte Alle beschämt und verdunkelt ... Aber meine Mutter wollte nicht, daß Franzi die Schönste sei ... und es gebührte ihr doch! Wie schön hätte sie ausgesehen, wenn sie mit ihren langen, wallenden Haaren auf der Gasse erschienen wäre, sie hätten überall gerufen: Das ist ja das leibhaftige Aschenbrödel, wie sie der Prinz zu seiner Königin erhebt ... Aber die Mutter gab das nicht zu ... Da, da —"

„Sie wollen damit sagen, Heinrich Wegener," unterbrach der Richter den Knaben, „wieso Ihnen der erste Gedanke zu Ihrer That gekommen ... Ist es nicht so? — Erzählen Sie jetzt weiter. Bis jetzt haben wir nur erfahren, daß Ihre Mutter im vollen Rechte war, wenn sie Ihre arme Gespielin nicht mit ihrem Schmucke zieren wollte."

Heini warf nach dem Richter, der so sprach, einen gradezu verwunderten Blick hin.

„Franzi ist nicht arm," sagte er in steigender Erregtheit: „Franziska ist schön!"

Ungeduldig unterbrach ihn aufs Neue der Richter.

„Wozu soll das Alles?“ rief er, „wie ist das geschehen, wessen Sie beschuldigt sind?“

Wer deutlich nach dem Knaben hinsah, konnte einen Zug von Verschüchterung, um seine Mundwinkel liegend, gewahren. Er begriff offenbar nicht, warum ihm der Richter wie mit einem scharfen Messer das Lob Franziska's abschnitt.

„In einer Nacht,“ begann er wieder mit leiser Stimme, die sich erst allmälig hob und stärkte, „ich weiß nur nicht, wann . . . Ich schlief in dem Zimmer neben meiner Mutter; unweit von mir steht der eiserne Riese mit seinen drei feurigen Augen und die funkelten im Mondenscheine gar so gewaltig . . .“

„Wer ist das?“ fuhr der Richter auf.

Aber der Knabe fuhr, ohne diesem Ausrufe irgend welche Beachtung zu schenken, fort:

„In dieser Nacht mußte ich denken: Warum läßt meine Mutter Franziska so schmucklos einhergehen? Sie könnte ja funkeln und glänzen wie lauter Licht, und in der nächsten Gasse schon müßte man das sehen. Wenn nur der Riese wollte! denn er hat das Alles aufbewahrt und wenn ich nur will, gehört es mir und dann ist Franziska die Schönste von Allen und keine kann es ihr gleichthun! Warum will ich nicht? frage ich mich selbst; und ich weiß doch, daß in dem Nachtkästchen neben dem Bette der Mutter ein kleiner Schlüsselbund liegt, der öffnet den Riesen . . . nur muß man sich vor seinen funkelnden drei Augen nicht fürchten! . . . Ich habe mich auch nicht gefürchtet . . .! Ich bin aufgestanden, der Mond hat geleuchtet . . . gerade über dem Bett der Mutter . . .“

„Jetzt verstehe ich Sie schon besser, Heinrich Wegener,“ rief der Richter dazwischen. „Wenn ich Ihre Erzählung der

fabelhaften Umhüllung entkleide, so heißt das nicht anders als: Ich habe die eiserne Kasse meiner Frau Mutter eröffnet."

Durch den Saal, über die Richtersitze, wie über die Geschwornenbank huschten in diesem Augenblicke die leichten Geister des Spottes; Einer sagte es dem Anderen und mit Einem Male stand es in Allen fest: Dieser Knabe treibt ein freches Spiel mit uns. — Der aber blieb tiefernst; er mochte von den gegen ihn sich auflehnenden Geistern fast keinen gewahrt haben.

„Es ist so, Herr Präsident!" sagte er mit merklich erhöhter Stimme: „Ich habe die Schlüssel ergriffen ... die drei Augen des Riesen funkelten stärker ... Aber ich habe ihn bezwungen. Der goldene Schatz war mein!"

„Und Ihre schlafende Mutter, Heinrich Wegener? Bedachten Sie gar nicht in diesem Augenblicke, daß sie schlief?"

„Franzi brauchte den Schmuck!" entgegnete der Knabe mit gerunzelter Stirne, „und die Mutter schlief weiter."

„Ja, sie schlief," rief der vorsitzende Richter in gerechter Zornesaufwallung, „während der Sohn hinging und sich nicht scheute ..."

„Fragen Sie nur Franzi!" unterbrach ihn der verbrecherische Knabe, „ob es nicht so ist!"

„Das mit dem Riesen?"

„Ja!"

„Franziska kommt später daran. Und, was Sie damals mit Ihrem Riesen zu thun hatten, geschah das nur in jener Nacht, von der Sie sprechen, nur ein Mal?"

„So oft Franzi einen Schmuck brauchte."

„Also erst das Kreuz, dann das Armband und endlich das goldene Medaillon?"

Heini nickte zur Bestätigung blos mit dem Kopfe.

„Und das Geld?"

„Das gab ich Franzi's Mutter."

„Auch, um sich damit zu schmücken?"

„Weil sie das Gnadenbrod nicht mehr hatte."

„Also nicht im Auftrage Ihrer Mutter?"

„Ich schenkte es ihr."

„Mit Hülfe des wohlthätigen Herrn Riesen!" bemerkte der vorsitzende Richter.

Darauf verordnete er, daß ihm Franzi vorgeführt werde.

Die Kinder standen sich nun so gegenüber, das Eine neben der Angeklagtenbank, das Andere in der Nähe des Richtertisches, daß sie sich gegenseitig in das Weiße ihrer Augen blicken konnten.

„Nun, Kind!" sagte der Richter zu dem Mädchen gewandt, in einer Anwandlung seiner fortwirkend guten Laune, „du hast da auch mit dem Riesen deines Spielgenossen zu thun gehabt. Wie sah er denn aus?"

Das Mädchen, als müsse sie sich besinnen, legte den Finger ihrer linken Hand an die Stirne, dann aber sagte sie rasch, aber wenig hörbar:

„Ja, ja! er war von Eisen und hatte drei große, funkelnde Augen!"

„Sprich lauter, Kind," mahnte der Richter, „dein Genosse darf ja kein einziges deiner Worte verlieren. Also auch dir hat der Riese zugefunkelt? Schau, schau, der muß ja ein gewaltiger Herr in Euren Augen gewesen sein! Und Beide saht ihr den Riesen funkeln?"

„Ja!" flüsterte das Mädchen und starrte den Fragenden lange mit ihren großen Augen an. War es das Entsetzen darüber, daß er grade diesen Punkt berührte, oder weil ihre

Blicke in entfernte Gegenden und Zeiten schauten? Wußte sie was sie sprach?

Sie wußte es wohl. Plötzlich ging jenes krampfhafte Zucken, dem sie schon einmal verfallen war, durch ihren ganzen Körper, und mit einer Stimme, die fremdartig schrill tönte als gehörte sie nicht ihr, sondern einer Anderen, rief sie, indem sie beide Hände flehend zu dem Richter aufhob:

„Thun Sie ihm nichts, Herr Richter! Ich bin es ja gewesen, die den eisernen Riesen geöffnet hat! Ich habe den Schmuck und alles Andere genommen!"

Tiefe, allgemeine Bewegung! Auf der Geschworenenbank haben sich Einzelne von ihren Sitzen erhoben ... Im Zuhörerraume, gleich in der vordersten Bank weint eine Frau laut und bitterlich ... In den hinteren Reihen jedoch, da wo die „Neubauer" ihre Standquartiere aufgeschlagen haben herrscht eine fast unheimliche Regungslosigkeit.

Mit einer Bewegung seiner Hand beschwichtigte der Vorsitzende die in Aufruhr gerathenen Geister des Saales. Dann zu dem Mädchen gewandt:

„Kind, Kind!" sagte er, über den Tisch sich hinüberneigend wie um sich ihm verständlicher zu machen. „Wie redest du doch! Du bist ja irre! Du warst ja nicht im Schlafzimmer der Frau Wegener, als dein Kamerad sich an ihr Nachtkästchen schlich, um die eiserne Kasse zu öffnen?"

„Wer sagt das?" rief sie mit wildrollenden Augen. „Ich bin sehr oft dort gewesen! ... Wie hätte Heini den Weg dazu gefunden, wäre ich nicht dort gewesen? Und ich habe ihm gesagt: Oeffne ihn, öffne ihn! Ich brauche das Kreuz um mich schön zu machen. Hat deine Mutter nicht Gold genug? Ich will schöner sein, wie die Andern ... Und Heini hat mir

gefolgt und wie die Nacht gekommen ist ... ich bin dabei-gewesen ... ich allein!"

Schon als der Knabe vernommen hatte, daß Franzi um Schonung für ihn bat, war er aus seiner bisherigen, vielleicht erkünstelt ruhigen Haltung herausgetreten; bei den letzten Worten jedoch war sie ihm verloren gegangen.

„Sie lügt, Herr Präsident, sie lügt!" rief er. „Franzi ist niemals dabei gewesen!"

Sie dagegen:

„Habe ich dir es nicht gerathen, Heini?" und da er nicht sogleich antwortete, rief sie mit einschmeichelnd süßer Stimme, deren Tonfülle Niemandem im Saale entging: „Heini, lieber Heini! habe ich dir nicht gerathen? Warum sagst du das nicht und verschweigst es? Ich bin ja doch dabei gewesen und wie du den Kasten aufgesperrt hast, hast du mich nicht neben dir gesehen, vor dir, überall in der ganzen Stube? Warum willst du das verschweigen?"

„Nein, nein!" rief der Knabe mit beiden Händen abwehrend, du lügst, Fränzchen! Was du sagst, ist nicht wahr; warum lügst du, Fränzchen?"

„Ich lüge nicht!" entgegnete sie mit einer Gläubigkeit in Ton und Geberde, die in Aller Herzen griff. Nur auf den Knaben schien sie unwirksam einzudringen; an ihm, wie an einer unfaßbaren Glätte, schien sie abgleiten zu wollen. Er lächelte wieder.

„Und du lügst doch, Franzi!" wiederholte er und lächelte.

Da rief sie verzweiflungsvoll, indem sie sich der ganzen Länge nach auf den Boden warf: „Lina hat es besser gewußt! Darum hat sie mich von sich gestoßen! Lina, Lina! Warum bist du fortgegangen und hast mich allein zurückgelassen? Er will mir nicht glauben."

Um der aufregenden Szene ein Ende zu machen, hielt es der vorsitzende Richter für angemessen, die Sitzung für eine kurze Zeit aufzuheben; der Gerichtshof und die Geschwornenbank zogen sich zurück. Dem Richter mochte wohl zu gelegener Zeit das Gleichniß von der „Saite", die zu hoch gespannt wird, eingefallen sein.

Und er that recht daran.

Die Verhandlung ward kurze Zeit darauf wieder aufgenommen. Richter und Geschworene nahmen ihre Plätze ein; die Kinder saßen aber still und theilnahmslos auf der Angeklagtenbank: Heini mit tiefgeröthetem Antlitze, Franziska jedoch rührend in ihrer Gebrochenheit.

„Veronika von Feldheim," also wandte sich der Vorsitzende an die Vorgerufene, „muß es Ihnen nicht selbst sonderbar vorkommen, daß Sie sich um das Thun und Treiben Ihres Kindes so wenig gekümmert haben?"

„Wer hat sich um mich gekümmert?" fragte sie, jedes ihrer Worte scharf betonend. „Ich bin übrigens eine gute Mutter!"

„Das werden Sie noch zu beweisen haben!" sagte der Richter sehr ernst. „Einstweilen verantworten Sie sich, daß Sie Ihr Kind in Nacht und Nebel mit dem Knaben herumstreichen ließen, durch die Straßen der Stadt und in den Auen wo er zuletzt aufgegriffen ward."

„Was ging das mich an?" sagte sie, die grauen Augen fest auf den Richter richtend: „Die Kinder sind Freunde mit einander gewesen seit ihrer frühesten Kindheit; sollte ich sie trennen, da nicht ich es war, die sie aneinander gebracht hat?"

„Allerdings," bemerkte der Richter, „Sie hatten ja Vortheil davon!"

„Darf man denn seinen Vortheil nicht verfolgen?" fragte sie mit der Miene einer unschuldig Gekränkten. „Dazu ha

die Welt schlecht an mir gehandelt. — Mein Mann hat mich verlassen."

„Das soll wohl eine Entschuldigung vorstellen? Darum also beuten Sie Ihren Vortheil aus; und der bestand darin, dem Sohne Ihrer Wohlthäterin soviel abzunehmen, als sich die Möglichkeit bot?"

„Ja!" sagte sie mit einer Art roher Freimüthigkeit. „Ich kann es jetzt eingestehen."

„Sie wußten also um das verbrecherische Thun des Knaben?"

„Warum nicht?" fuhr sie in dem einmal angenommenen Tone fort. „Ich wußte davon schon, als er das erste Mal meiner Tochter das goldene Kreuz brachte."

„Und Sie haben das seiner Mutter nicht angezeigt?"

„Bin ich zu seiner Amme bestellt?" rief sie laut lachend.

Auf den hintersten Bänken des Zuhörerraumes, da wo die „Neubauer" zu Hause waren, rief eine Frauenstimme in zorniger Erregtheit:

„Du warst stets seine Schlange, du hast ihn vergiftet!"

Der Präsident gebot mit weithin tönender Stimme Ruhe. Alles, vom Richter und den Geschworenen angefangen, bis auf den letzten Zeitungsreporter blickte nach der Stelle, woher die Stimme ertönt war. Aber es blieb dort still. Die Angeklagte jedoch, halb gegen den Vorsitzenden gewandt, halb in den Zuhörerraum sprechend, weil sie diese Stimme sehr wohl erkannt hatte, rief:

„Ja wohl, Frau Euphemia Wegener! Du hast dich nicht getäuscht!"

Sie hatte noch das freche Lächeln, womit sie diese Worte gleichsam verbrämte, auf den Lippen, als der Vorsitzende ihr ihr Benehmen streng verwies mit der Drohung, er werde, wenn

es sich wiederholen sollte, in ihrer Abwesenheit die Verhandlung fortsetzen.

Statt jeder Antwort nickte sie ihm blos zu, als wenn sie ihm vollständig recht gäbe; dann kam er wieder auf sein eigentliches Fragegebiet zurück:

„Sie wußten also um die Herkunft des Kreuzes?"

„Nicht nur um das, sondern auch um das Medaillon und um das Armband!"

„Auch um das Geld?"

„Auch um das! Warum sollte ich es nicht nehmen, wenn er es mir so edelmüthig brachte? Aber ich habe ihm nicht gesagt: Geh und brich die eiserne Kasse auf, in welcher deine Mutter ihre Reichthümer aufbewahrt hält! Davor habe ich mich sehr wohl gehütet. Der dumme Knabe kam von selbst. Ich habe ihn nur gelockt . . . Das war meine Kunst!"

„Die haben Sie ja ganz vortrefflich verstanden!" rief der Richter mit gerechtem Erstaunen. „Und an Ihr Kind dachten Sie nicht und an die schwere Gefahr, der Sie es gradezu entgegentrieben?"

„Manchmal wohl," meinte sie, während sich ihr ein leichter Seufzer fast unhörbar entrang. Dann aber, als sei dies ein zu großes Zugeständniß an sich selbst und die Lage, in welcher sie sich befand, fügte sie hinzu: „Ich habe nur dabei an mich gedacht, wie wir so elend leben müssen . . . und dann an meine alte Freundin Vemi!"

Dabei streifte sie wieder mit einem halben Blicke jene Gegend des Saales, wo die „Neubauer" saßen. — —

Nun erst konnte das Zeugenverhör beginnen.

Der Präsident mochte wohl von dem ihm zustehenden Rechte Gebrauch gemacht haben, indem er gegen das Verbleiben der vorgeladenen Zeugen im Saale keine Einwendung erhob. So

war es gekommen, daß sie dem bisherigen Verlaufe der Verhandlung ungestört anwohnen konnten.

Der Erste, der an die Reihe kam, war der Hausmeister des „Hühnerhofes."

Der Mann gab übrigens nur kurze, verdrießliche Antworten von sich. Ob er wisse, wie die „Büglerischen" gelebt? ob sie großen Aufwand getrieben? ob ihm nicht aufgefallen sei, woher sie ihre sogenannten Unterstützungen bezogen? Auf all das blieb er bei der Auskunft, die er schon vor dem Untersuchungsrichter abgegeben haben wollte: Er habe sich um derartige Dinge nur wenig gekümmert; nur das Eine könne er mit aller Bestimmtheit behaupten, es sei derselbe Knabe, den er jetzt vor sich sehe, der öfters in den „Hühnerhof" gekommen und dann in die Wohnung der „Büglerischen" gegangen sei. Zuweilen seien die Kinder auch miteinander ausgegangen und stundenlang ausgeblieben. Er müsse aber sagen: es sei ein Knabe gewesen, dem er so Etwas nicht angemerkt habe.

„Was denn?" fragte der Vorsitzende.

Der Hausmeister machte mit seiner gleichsam um ihre eigene Axe sich drehenden Hand eine Bewegung, die seine Ansicht über den Fall deutlich genug kennzeichnete.

Darauf ward Frau Blüthenstern aufgerufen. Sie erschien selbstverständlich ohne den Pack, den sie unter der treuen Obhut des Hausmeisters auf ihrem Platze zurückließ, aber er fehlte ihr überall. Und vielleicht erschien sie darum so unfrei in ihrer Haltung, so gedrückt und voll Verlegenheit, was doch sonst grade nicht zu ihren Eigenthümlichkeiten gehörte. Dabei zitterte sie wie ein armes Espenblatt im Winde, so daß der Vorsitzende sie fragte:

„Warum sind Sie ängstlich, Frau Blüthenstern?"

„O, mein gnädigster Herr Oberrichter vom Kaiser, ich bin stark und muthig wie ein junger Löwe."

„Sie sind die unmittelbare Nachbarin der Veronika Feldheim. Welche Bemerkungen und Beobachtungen drängten sich Ihnen auf? Was dachten Sie namentlich über die Beziehungen jenes Knaben zu dem Kinde dieser Frau? Halten Sie insbesonders Ihre Nachbarin für fähig, den Knaben verleitet zu haben?"

Frau Blüthenstern's Gesicht röthete sich.

„Meinen Sie, was die Moral betrifft, gnädiger Herr Vorsitzender?" fragte sie mit einem Aufblick scheuer Zurückhaltung.

„Meinetwegen!" sagte dieser.

In diesem Augenblicke mochte Frau Blüthenstern sich wieder im Besitze ihres treuen Begleiters dünken, sie mochte ihn, wenn man so sagen darf, innerlich fühlen; denn sie wurde zusehends zuversichtlicher und muthiger; allerdings noch nicht ganz wie ein „junger Löwe," auf den sie sich etwas zu kühn hinausgeredet hatte.

„Was die Moral anbelangt," sagte sie, anfangs etwas bedächtig, dann aber in steigender Erregtheit, „so glaube ich, es ist ihr nicht so viel daran gelegen, wie mir an einem ausgeblasenen Ei!"

„Ist das Ihre volle Ueberzeugung, Frau Blüthenstern?" fragte der Richter lächelnd.

„Ueberzeugung? Was heißt Ueberzeugung?" entgegnete sie rasch. „Heißt das so viel, als daß ich weiß, ich habe zwei Augen im Kopf? Dann bin ich überzeugt! Ich habe es schon einmal gesagt, sie ist jetzt hier und kann Alles hören: sie hat gar keine Moral."

„Und das Kind, Frau Blüthenstern?"

„Das Kind? Es hat meine Lina gern gehabt und Lina

sie . . . und wen meine Lina gern gehabt hat, an dem war noch nichts und kann noch nichts verdorben sein!"

„Noch Nichts?"

„Meinen Sie, ich verstehe Sie nicht, gnädigster kaiserlicher Herr Rath?" meinte sie mit jener demüthigen Vertraulichkeit, die wir bereits so gut an ihr kennen. „Gott sei gepriesen und gelobt! Wenn ich, die Frau Blüthenstern sagt: Noch Nichts! so kann man darauf schwören!"

„Ich glaube es Ihnen, Frau Blüthenstern, aber . . ."

„Ich habe es auch immer geglaubt, von dem Kinde nämlich," fuhr sie, ohne diese Unterbrechung zu beachten, fort . . . „wie soll Etwas aus der Erd' herauskommen, wenn man nichts Gutes hineinsäet? Aber die Erd' ist gut, goldener Herr Vorsitzender, das hab' ich eingesehen am Sterbebette meiner Lina . . . und auch später. Die Erd' ist gut!"

Vor Thränen, die unaufhaltsam ihr entquollen, mußte sie innehalten. Dann sagte sie wie zur Entschuldigung:

„Verzeihen Sie! Ich bin doch der Löwe nicht, wie ich mir eingebildet habe . . . Es ist mir zu stark!"

„Es freut mich, das von Ihnen zu hören," meinte der Richter. „Sie glauben also nicht an das Einverständniß von Mutter und Tochter?"

„Ich sollte das glauben?" rief sie mit allen Zeichen tiefsten Erschreckens. „Eher noch glaube ich an etwas Anderes . . . Grade das Gegentheil habe ich geglaubt, grade das Gegentheil!"

„Und das wäre?"

Unter allgemeiner Stille, daß man fast wieder vermeinte, nur das Kritzeln der Stahlfeder auf den Notizen der Berichterstatter zu vernehmen, sagte Frau Blüthenstern:

„Ich habe schon gesagt, was ich von der Moral der Mutter

halte. Aber auf das Kind lasse ich nichts kommen, was auf ein Quentel geht. Wollen Sie wissen, warum?" rief sie laut und eindringlich, daß jedes ihrer Worte selbst im fernsten Winkel des Saales noch deutlich klang. „Das Kind in seiner Moralität sagt sich: Soll ich auf meine Mutter Alles sich heranwälzen lassen? Sie ist ja doch meine Mutter! Lieber übernehm' ich's auf meinen Kopf und ich wett' darauf, sie sagt noch: Ich bin's allein gewesen, ich hab' den Knaben verleitet, ich bin die Schlechte! Meine Mutter ist unschuldig daran, wie frischgefallener Schnee! Was wollt Ihr von meiner Mutter? Mich allein müßt Ihr fragen . . . mich allein! . . ."

Auf der Angeklagtenbank regte es sich unruhig.

Das Mädchen war aufgesprungen.

„Frau Blüthenstern," rief sie, „warum sagen Sie das?"

Dagegen streckte Frau Blüthenstern ihren Arm aus, während ihr ganzes Gesicht wie lauter Licht strahlte.

„Hören Sie, wie sie spricht? Sehen Sie, wie sie sich benimmt? Ich sage Ihnen, meine Herren Richter und Sie Alle, die in diesem Saale sind: Wer ein Haar anrührt auf dem Kopfe dieses Kindes, begeht ein großes Unrecht! Ich, die arme Frau Blüthenstern, . . . sieben lebendige Kinder habe ich und ich muß sie ernähren, . . . aber für das Moralische dieser Franziska stehe ich ein! Ich verstehe mich darauf, das Kind ist gut!" —

Darauf entstand ein kurzes Wortgefecht, das aber nichtsdestoweniger mit scharfen Waffen geführt ward, über die Frage, ob Frau Blüthenstern zu beeidigen sei oder nicht, zwischen Staatsanwalt und einem der Herren Vertheidiger, wenn wir nicht irren, dem des Knaben.

Merkwürdigerweise hatte sich der Staatsanwalt dafür aus-

gesprochen, während jener Vertheidiger alle Gründe des Gegentheils für sich ins Treffen führte.

Wieder zog sich der Gerichtshof zu einer kurzen Berathung zurück, um dann durch den Mund des Herrn Vorsitzenden zu verkünden, er habe sich entschieden, dem Antrage des Herrn Staatsanwaltes „Folge" zu geben und daher die Zeugin zu vereidigen.

Demgemäß wurde Frau Blüthenstern, nachdem der Präsident ihr in einer kurzen Ansprache die Heiligkeit des Eides zu Gemüthe geführt, und daß Jeder, welcher Religion er auch immer angehöre, verpflichtet sei, vor Gott, dem Allwissenden einen reinen und wahren Eid zu schwören und die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sprechen — in Eid genommen, nachdem ihr der Präsident zuvor in ihrem „heiligen Buche," dem Pentateuch, der neben dem Kruzifix lag, mit dem Finger die Stelle bezeichnet hatte, auf die sie, während des Schwörens, zur Bekräftigung, daß sie wahr gesprochen, ihren Finger zu legen hatte.

Sie sprach die Eidesformel mit einer Art religiöser Andacht nach.

---

## IX.

### „Es waren zwei Königskinder —".

Die Zeit war mittlerweile bedeutend vorgerückt; die neue Heilandskirche stand mit ihren zwei Thürmen von oben bis unten in der vollen Mittagshitze des Sommertages.

„Werdet fertig! Werdet fertig!" zwitscherte eine junge Schwalbe, die wahrscheinlich von der Kirche her, wo ihr mütterliches Nest angebaut war, durch eines der halboffenen Fenster

ihren Weg in den Saal gefunden hatte. „Man läßt zwe
Kinder nicht so lange warten! Ich weiß das am Besten."

Aber da sie sah, daß man ihrem Zurufe entweder nich
folgen konnte oder nicht folgen wollte, flatterte sie wiede
davon.

Und es war in der That noch lange nicht an der Zeit
die Kinder zu entlassen. Früher mußten noch einige sehr wich
tige Fragen erörtert und erledigt werden und bis dahin konnte
noch sehr viele Stunden verstreichen! Freilich meinte die jung
Schwalbe, ehe sie wieder an ihren Heimflug dachte: „Bei un
zu Hause geht das Alles viel rascher."

Aber kann man auf so etwas Bedacht nehmen? Un
offen gestanden, Schwälbchen: eigentlich bist du ein Geschöpf
das gerade kein Muster von Staatsbürgerlichkeit ist. Eine
großen Theil des Jahres verbringst du in fremden Ländern
und Gewohnheiten! Wie soll dir da der Sinn für die hei
mische Sitte aufgehen? Wie willst du uns zu beurtheilen in
Stande sein, die wir Jahr aus, Jahr ein an derselben Scholl
haften und vor schwerer Bücherweisheit bisweilen Kopfwe
haben? . . .

Nun brachte der Präsident ein Schreiben der Frau Eu
phemia Wegener, der Mutter Heini's, zur Verlesung, worin
sie ihr Nichterscheinen vor dem Gerichtshofe entschuldigt un
auseinandersetzt, sie fühle sich veranlaßt, von der Wohltha
des Gesetzes Gebrauch zu machen, das ihr gestatte, sich jede
Aussage gegen ihren Sohn zu enthalten. In ihrer Unerfahren
heit in solchen Dingen, meinte sie, oder die Feder, deren si
sich bei Abfassung dieses Schreibens bedient hatte, bleibe si
bei dem, was sie seinerzeit vor dem Herrn Staatsanwal
niedergelegt. Könne man mildernde Umstände herausfinden
so sei es gut, wenn nicht, so solle man der Gerechtigkeit „freie

Lauf" lassen. Ohnehin gäbe es für eine Mutter in ihrer Lage jetzt keinen anderen Ort als da, wo „die Richter der Stadt" sitzen, um ihre Klagen anzubringen ... den Gerichtssaal!

In Folge dieser Zuschrift sah man über so manches Antlitz auf der Richterbank ein wohlthuendes Lächeln gleiten; hie und da richtete sich so mancher Blick nach der bekannten Stelle im Auditorium, wo die „Neubauer" saßen; aber man gewahrte dort nichts als ein paar Frauen, und darunter Eine, die, da sie sich auf diese Weise beobachtet glaubte, sich noch dichter in ihren Schleier hüllte.

Von einer aufschiebenden oder gar vertagenden Wirkung konnte um so weniger die Rede sein, als ein hierauf bezüglicher Antrag von keiner Seite gestellt wurde. Die Gerechtigkeit sollte „ihren Lauf" nehmen; ganz so, wie es in dem Schreiben der Frau Euphemia Wegener stand.

Für das Zeugenverhör stand daher, so weit sich die Sache bisher überschauen ließ, nur die Vernehmung einer einzigen Person in Aussicht. Das war denn auch in der That unser „provisorischer" Freund aus dem zehnten Bezirke! —

„Wenn es gut geht, das heißt, wenn kein neuer „Incidenzfall" dazwischen tritt, so können wir um fünf Uhr Nachmittags fertig werden," bemerkte einer der Zeitungsreporter halblaut zu seinem Nachbar und Genossen von der Feder. „Ich rechne nämlich so: Angenommen, daß das Verhör des Lehrers zwanzig Minuten dauert, — denn was kann so ein Lehrer zu sagen haben? — so bleiben dem Staatsanwalt zur Begründung der Anklage, sagen wir, eine Stunde und zwanzig Minuten übrig. Die Vertheidigungsreden der drei Vertheidiger werden höchstens eine Stunde in Anspruch nehmen. Für die Replik und Duplik des Staatsanwaltes und der Vertheidigung

rechne ich wieder Eine Stunde! Der Präsident wird zu seinem Resumé unter Einer Stunde sich nicht zufrieden geben. Mein Kalkül ist also ein ganz richtiger. Denn länger als zwanzig Minuten werden sich die Geschworenen mit dem Falle nicht beschäftigen. Um fünf Uhr, wenn nicht früher, sind wir fertig. Du kannst dann gehen, Sohn deines Vaters!"

Es erging jedoch dem kühnen Berechner, wie es Jedem ergeht, der die unberechenbaren Mächte alles menschlichen Lebens nicht zu Rathe zieht. Wir werden es erleben! —

„Ihr Name?"

„Clemens Fittig."

„Charakter?"

„Provisorischer Unterlehrer an der Volksschule des zehnten Bezirkes."

„Alter?"

„Ich habe mein achtundzwanzigstes Lebensjahr überschritten."

„Das Mädchen Franziska von Feldheim ist eine der Schülerinnen Ihrer Klasse. Wie kommt es, daß ein vierzehnjähriges Mädchen noch immer auf der Schulbank einer Unterklasse sitzt?"

„Die Behörde findet, daß sie, um entlassen zu werden, noch nicht vorbereitet genug ist. Es mangelt ihr an dem vorgeschriebenen Wissen."

„Wollen Sie damit sagen, daß sie das gesetzliche Lehrziel nicht erreicht hat?"

„Ja! Die Behörde faßt es so auf."

„Worin besteht dieses Ziel?"

„Der Schülerin ein solches Maß von Wissen und Können beizubringen, daß man sie in diesem Alter ins bürgerliche Leben entlassen kann."

„Mit anderen Worten: in die Selbstständigkeit. Wenn sie also dieses Ziel nicht erreicht hat, so kann nur Eines von Beiden die Schuld daran tragen: entweder, das Mädchen ist unbegabt oder es fehlte ihm, wie so Vielen, der nöthige Wille und Fleiß?"

„Keines von Beiden trifft nach meiner Ansicht zu. Franziska Feldheim hat das Lehrziel längst überschritten und dennoch steht sie in gewisser Beziehung weit unter dem gewöhnlichen Maße! In vielen Dingen gleicht sie gewissermaßen einer Blume, die über Nacht ihren Blüthenkelch entfaltet; in anderen jedoch ist sie geradezu unmündig und unentwickelt . . . Ihr Mitwissen um die That jenes Knaben ist mir der beste Beleg dafür."

Bei diesem Worte hatte sich der Staatsanwalt von seinem Sitze erhoben.

„Erklären Sie sich deutlicher," forderte der Vorsitzende.

Clemens Fittig, der provisorische Lehrer des zehnten Bezirkes, antwortete nicht sogleich. Dann sagte er rasch, fast heftig:

„Ich halte Franziska Feldheim für moralkrank."

Das seltsame Wort flog wie ein Sturmwind über die Gesichter der Anwesenden.

Zu gleicher Zeit riefen Staatsanwalt und Vorsitzender wie aus Einem Munde:

„Was verstehen Sie darunter?"

Der Lehrer sagte in tiefer Bewegung:

„Nicht nur Franziska Feldheim . . . ich halte auch jenen Knaben für moralkrank. Ich glaube die beiden Kinder nun zu kennen!"

Der junge Lehrer sprach so bescheiden, und dabei doch mit einem solchen Ausdrucke von Ueberzeugungstreue, daß, so weit es sich an diesem Orte äußern durfte, ein gewisses Wohl-

gefallen ihm begegnete, sowohl auf der Richter-, wie auf der Geschworenenbank.

Dennoch meinte der Staatsanwalt, nicht ohne einen Ton von Schärfe in seine Worte zu legen:

„Sie sind Lehrer? Nicht wahr?"

„An der Volksschule des zehnten Bezirkes."

„In welchem Lehrbuch der gerichtlichen Medizin haben Sie jenes Wort entdeckt?"

„Es mag sein, ich habe es irgendwo in einem Buche gelesen . . . es ist vielleicht an mir haften geblieben . . . Bedarf es erst eines Buches? . ."

Milder als vorher und dennoch nicht ohne einen gewissen Hohn fragte nun der Staatsanwalt:

„Noch ein Mal muß ich mir die Frage erlauben: Wie kommt es, daß Sie mit einer der schwierigsten Partien des gerichtlichen Verfahrens sich so vertraut zeigen?"

„Vertraut?" rief der Lehrer schmerzlich. „Weiß ich doch selber kaum, wie es kam, daß der Fall der beiden Kinder mir eine mehr als vorübergehende Theilnahme abgewann . . . Aber ich glaube, wer mitten im Leben einer Schule steht, sollte solchen Erscheinungen ins Antlitz sehen können. Sie gehören zu uns . . . Wir dürfen sie nicht übersehen."

„Und da haben Sie gefunden," fiel der vorsitzende Richter ein, „daß die Kinder unter dem Drucke der sogenannten Moralkrankheit so und nicht anders handeln konnten? Man würde ja dann ebenso leicht zu dem Schlusse gelangen, dem Entstehungsherde dieser Krankheitsform nachzuforschen, um am Ende zu finden . . . daß er in der modernen Schule liegt."

„Die Schule ist Gottes liebstes Kind!" rief der Lehrer vielleicht gegen seinen Willen hocherregt. „Sie hat Feinde, aber sie wird sie überwinden!"

Und da auf diesen Ausbruch seiner tiefinnersten Gläubigkeit weder vom Staatsanwalt noch von irgend einer anderen Seite eine Gegenfrage erfolgte, so ward es in dem heißen Saale für einige Minuten so unheimlich still, daß man fast nur das Schluchzen Fränzchens auf der Anklagebank vernahm. In dieser Stille erbat sich der Lehrer Clemens Fittig von dem hohen Gerichtshofe die Erlaubniß, nach seinen geringen Kräften über den vorliegenden Fall sich aussprechen zu dürfen. Zuvor möge es ihm aber gestattet sein, an die Kinder einige Fragen richten zu dürfen. Er wolle zuerst Franziska Feldheim befragen.

„Steh' auf, Kind," gebot der Vorsitzende nach einer Weile, „und antworte dem Herrn Lehrer."

Sie erhob sich zögernd, ohne ihn, wie es schien, eines Blickes würdigen zu wollen.

„Franziska Feldheim," begann Clemens Fittig mit unsicherer Stimme . . . „du hast einmal, es war in der Schule, — du erinnerst dich wohl dessen — behauptet, der Wolf müsse rauben und blutgierig sein, denn das sei so sein Beruf. Hast du das in der Schule gelernt?"

„Nein!" sagte Franziska leise, aber bestimmt.

„Ich wußte es. Du nanntest damals deinen „Freund" Heini, der dir das beigebracht. . . Ist's nicht so? Bei welcher Gelegenheit war es doch?"

„Ich weiß nicht," sagte das Mädchen wie schläfrig. „Heini weiß es vielleicht besser."

Der Genannte hatte sich rasch erhoben.

„Es war unten im Prater," antwortete er, ohne erst die Erlaubniß abzuwarten, rasch und ohne Zögern.

„Im Prater? Ei, da hattet Ihr ja ganz andere Gegenstände, die ja viel näher lagen. Waren nicht Ringelspiele

rings herum? Bolzenschießen und Anderes mehr? Und dort unter dem Baume beim „silbernen Kegel“ eine Lokalsängerin welche Lieder sang . . .?“

Der Knabe warf einen seltsam forschenden Blick nach dem Lehrer.

„Wir waren in einer Menagerie gewesen und hatten den Wolf gesehen. Dann sprachen wir vom Rothkäppchen,“ sagte er. „Franzi meinte, der Wolf sei ihr unausstehlich, weil er die arme Großmutter und dann auch das Rothkäppchen mit Haut und Haaren verschlungen habe. Da sagte ich ihr: Es muß so sein und der Wolf mußte so handeln, weil er sonst vor Hunger sterben würde.“

„Sie sprachen so aus Widerspruch, vielleicht, weil Franzi einer anderen Meinung war?“

„Nein,“ sagte der Knabe, „sie sollte glauben, was ich glaube! Sonst giebt es ja keine Kameradschaft!“

„Und sie hat Ihnen endlich geglaubt?“

„Wie immer!“ rief Heini mit Stolz.

Nach dieser Antwort schaute der Lehrer in seiner Befangenheit zu dem Vorsitzenden mit einem Blicke auf, der zu fragen schien, ob er in dem begonnenen Verhöre fortfahren oder dasselbe abbrechen solle. —

„Fahren Sie nur fort!“ rief dieser, der ihn wohl verstanden hatte.

„Es ist doch sonderbar,“ begann der Lehrer wieder sein Wort an den Knaben richtend, „daß Sie grade das aus dem Buche sich gemerkt haben.“

„Welches Buch? Und was?“ fragte der Knabe.

„Nun, ich meine, das mit dem Wolfe? Haben Sie es nicht gelesen? . . .“

Heini antwortete ganz treuherzig:

„Es kann sein! Ich habe alle Märchenbücher gelesen . . . alle! Und dann habe ich auch nachgedacht. In der Schule lernt man ja doch nur, was der Lehrer will."

„Lernten Sie dort auch, daß alle armen Kinder im Spitale sterben?"

„Das nicht!"

„Und doch hat Ihnen Franziska auch das geglaubt! Haben Sie auch darüber nachgedacht?"

„Ja!" sagte der Knabe dumpf. „Meine Mutter hat mir stets gesagt, noch wie ich ein kleines Kind war: Reich muß der Mensch sein! Wer arm ist, ist häßlich und gehört ins Spital und stirbt dort!"

„Heinrich Wegener," rief ihm der Lehrer zu, seine Stimme bebte, es war die eines Tiefzornigen, „das hat Ihnen Franziska nicht geglaubt, Ihre Kameradin . . ."

„Sie hat es geglaubt!" rief dagegen der Knabe mit überreiztem Tone.

„Sprich, du, Franziska! Hast du es geglaubt?"

Unter allgemeiner Stille sagte das Kind:

„Ja! Aber dann nicht mehr, Herr Lehrer!"

„Warum nicht?"

„Lina Blüthenstern war nicht häßlich . . ."

„Laß das, Kind!" rief er. „Du mußt noch einen anderen Grund haben, Franziska!"

„Weil Sie es mir verboten, Herr Lehrer!" sagte das Mädchen, die Augen hell zu ihm aufschlagend . . .

Keiner in diesem Saale, vielleicht nicht einmal der vorsitzende Richter, mochte die rothe Blutwelle bemerkt haben, die diese einfache Antwort des Mädchens auf die Wangen des Lehrers gejagt hatte . . . Dann wandte er sich nochmals an den Knaben.

„Heinrich Wegener," sagte er zu ihm, „als Sie mir seinerzeit jenen Drohbrief wegen Franziska ins Haus schickten . . . Sie haben ihn wohl geschrieben, und Sie waren der Absender? . . ."

„Ja!"

„Was bezweckten Sie damit? Hatte ich Ihrer ehemaligen Gespielin etwas zu Leide gethan? Hatte sie durch mich eine Strafe erlitten?"

„Nein!"

„Und doch drohten Sie mir? Allerdings setzte ich mich damals über Ihren kindischen Zorn hinweg . . . Sprechen Sie! Was bewog Sie zu dieser durch nichts gerechtfertigten Drohung gegen einen Mann, der dazu der Lehrer Franziska's war?"

„Das war's eben!" meinte Heini, die Augen zu Boden senkend, in kaum vernehmbaren Lauten.

„Sagen Sie es frei heraus, daß alle Welt es hört!" rief der Lehrer. „Warum drohten Sie mir?"

„Weil ich nicht leiden mochte, daß Jemand Anderer . . . Franziska befehlen solle! . . . Niemand hat ihr zu befehlen . . . Sie aber wollten Franziska mit Gewalt zurückhalten . . . sie sollte noch immer neben der kleinen Blüthenstern auf der Schulbank sitzen . . . Franziska ist kein Kind mehr."

„Ihre Erklärung, Heinrich Wegener, genügt mir," sagte der Lehrer tief aufathmend, „und dennoch sind Sie mir noch eine Antwort schuldig . . . Sie belehrten Ihre Kameradin . . Sie haben es ja selbst erzählt, es sei die Bestimmung des Wolfes, grausam und blutgierig zu sein, denn das sei so seine Natur! Damit haben Sie ihr nun allerdings nichts Unrichtiges gesagt, Sie sind von der Wahrheit nicht abgewichen. Warum jedoch betonten Sie mit so großer Heftigkeit, Fran

ziska habe Ihnen das glauben müssen, Sie hätten sie dazu gezwungen, als ob diese Ihre Behauptung sich nicht von selbst verstünde? Zweifelt denn Jemand daran? Warum mußten Sie Franziska erst zu diesem Glauben zwingen?"

Heini schwieg. Aber sein Erblassen bewies deutlich, daß er die von dem Lehrer gestellte Frage wohl verstand.

Nochmals wiederholte Clemens Fittig diese Frage. Selbst denen, die auf der Richterbank saßen, mochte die Zuversichtlichkeit, womit der Lehrer grade auf die Beantwortung dieser Frage hindrängte, als etwas Räthselhaftes, mindestens als ein Ueberschreiten des dem Zeugen eingeräumten Rechtes erscheinen. Unruhig bewegte sich namentlich der Staatsanwalt auf seinem grün gepolsterten Lehnsessel.

„So will ich es Ihnen erklären, Heini Wegener," rief der Lehrer, „da Sie mir es entweder nicht erklären wollen . . . oder können . . . Sie suchten, ja Sie grübelten stets . . . aber Sie fanden den Grund nicht, um Ihre unselige That zu beschönigen. Endlich glaubten Sie ihn zu finden. Sie dachten: Kann der Wolf blutgierig und räuberisch sein, blos weil er seine Begierden befriedigen muß, warum soll mir, dem Menschen, das verwehrt sein? Ich muß ja meine Kameradin schmücken, ich muß ihr ja ein goldenes Geschmeide umhängen, damit sie schöner sei als die Andern! Darum, thörichter Knabe, wollten Sie Ihre Gespielin zu Ihrem Glauben zwingen. Ist's nicht so, Heini Wegener? . . ."

Der Knabe blieb unbeweglich, seine Augenwimpern allein verriethen durch ihr leises Zucken, daß die Worte des Lehrers Eingang bei ihm gefunden hatten . . .

„Ich wünsche," — wandte sich der Zeuge wieder an den Präsidenten, . . . „doch, ich habe vorläufig genug gehört."

Dann bat er leise, in der bereits begonnenen „Beleuchtung dieses Falles“ fortfahren zu dürfen.

Der Präsident nickte mit dem Kopfe.

„Was ist moralkrank?“

Wenn man der Definition folge, wie sie das Buch aufstellt, er meine jenes Buch, das er zu seiner eigenen Belehrung vielleicht ohne alle Wahl aufgesucht und gefragt habe, — so sei man allerdings gar nicht zweifelhaft, woran man sich zu halten habe. Es sei das jene Erscheinung, die es fraglich erscheinen lasse, ob jenes Individuum zu einer gewissen Zeit auch wirklich im Vollbesitze des Ganzen oder wenigstens eines Theiles dessen sich befand, was man insgemein die sittliche Reife nennt.

Derselbe Knabe zum Beispiel, der zu den Besten seiner Mitschüler gehört, der von seinen Lehrern über alle Maßen gelobt und gepriesen wird, der jede Frage aus dem „großen wie aus dem kleinen Katechismus“ frischweg beantwortet, steht heimlich in der Nacht auf, um den heiligen Schlaf seiner Mutter . . . zu bestehlen! Und dasselbe Mädchen, welches er, aufgelöst in Schmerz, samaritanisch milde am Bette des sterbenden Judenmädchens sah, es wartend und pflegend, bis der letzte Hauch des Lebens aus dem armen Körperchen entschwunden ist, dasselbe Kind, das sich gleichsam an die Schwingen einer entschwindenden Seele anklammert, damit sie nicht scheide, bis sie ihm verziehen hat . . . dasselbe Mädchen behängt sich oder läßt sich vielmehr behängen mit dem goldenen Firlefanz, von dem sie weiß, daß er einer Andern in heimlicher Stille der Nacht . . . abgenommen ward, von einem Sohne seiner eigenen Mutter!

„Sie hat mir auch nicht verziehen!“ unterbrach ihn ein Aufschrei des Mädchens auf der Angeklagtenbank.

Und trotzdem ihr der Vorsitzende mit scharfen Worten diese

Störung verwies, fuhr Fränzchen dennoch fort, noch einmal denselben Ausruf zu wiederholen.

Erst als der Lehrer, dessen Züge von einer tiefen Traurigkeit überschattet waren, sagte:

„Ich wollte dem Kinde nicht wehe thun, aber ich muß es dennoch," erst da schien sich Franzi zu beruhigen.

„Muß ich also nicht annehmen," fuhr der Lehrer fort, nachdem es im Saale wieder still geworden war, so daß man aufs Neue das stahlharte Gekritzel einer Feder wahrnehmen konnte, „daß die sittlichen Kräfte beider Kinder, das, was man Moral nennt, einem und demselben Nachtfroste unterlagen, wie er ja zuweilen zarte Pflanzen heimsucht, die man zu hüten vergessen hat? Mußte ich mir nicht sagen: diese beiden Kinder sind von einem und demselben Kontagium ergriffen worden, nur weiß ich seine geheimnißvoll wirkenden Kräfte nicht zu fassen. Sie entziehen sich mir heimtückisch . . . Ich sehe wohl die vom Froste versengte Pflanze, aber was ich nicht sehe, ist der flammend kalte Hauch, der sich in ihr innerstes Leben hinabgesenkt hat. Ich sehe . . . den Todesengel nicht."

Es mußte auf Richter und Geschworene einen eigenthümlichen Eindruck hervorbringen, daß Clemens Fittig, der Lehrer, jetzt neuerdings die Bitte hervorbrachte, sich „aussprechen" zu dürfen. Warum stockte er wieder? Er hatte ja die Erlaubniß zum rückhaltlosen Verkündigen seiner Ansichten. Und warum hatte seine Stimme mit einem Male etwas Erschrecktes, ja Furchtsames angenommen?

„Hoher Gerichtshof," begann er wieder, „in der Geschichte dieser beiden Kinder, wie kurz, wie inhaltslos sie in den Augen der meisten Menschen erscheinen mag, spielt eine Erscheinung — ich weiß nicht, welchen anderen Namen ich ihr geben soll — eine große, entscheidende Rolle! Aus den ersten Spieltagen

ihres traulichen Zusammenseins bis hinein in die Gegenwart übt diese Erscheinung einen Zauber auf sie aus, der wohl von Zeit zu Zeit seine Kraft verliert, sie aber in demselben Augenblick wieder zurückgewinnt, wenn äußere und doch unberechenbare Umstände hinzutreten. Es ist dies der eiserne Riese mit seinen drei feurigen Augen! Fast möchte man sagen, Alles, was lebt und sich bewegt, die ganze Welt ihres Fürchtens und Hoffens ist von diesen zaubervollen Augen gleichsam überschattet. Sie können ihnen nicht entgehen; sie folgen ihnen überall nach und selbst heute, am Wendepunkte eines entscheidenden Momentes, sehen wir, wie der eiserne Schrank sich vor ihnen erhebt, dunkel gespenstisch, unbezwinglich . . . der Riese ihrer Märchenwelt!

„Ja! der Riese ihrer Märchenwelt! Anfangs ist er ihnen nur der stumme Spielgeselle ihrer kindlichen Unterhaltungen, er spricht zu ihnen nicht, er hört nur, gewissermaßen noch in schweigender Theilnahmslosigkeit, die Zwiegespräche der Kinder an. Allmälig jedoch — ein bestimmter Zeitabschnitt läßt sich dafür nicht angeben, so wenig wie für das Weben des Frühlings oder das schrittweise Kommen des Herbstes — gewinnt unter ihren eigenen Händen das Alles eine andere Form und Bedeutung. Der Riese spricht, er hat Leben in sich! Nun verstehen sie die Sprache seiner funkelnden Augen!

„Seitdem sie wissen, — der Knabe selbstverständlich genauer, eindringlicher als seine Gespielin, — daß der Riese eigentlich ein Schatzhüter ist, in dessen Innern es vor lauter Gold und Edelsteinen gleißt, seitdem die Mutter einmal zu ihm gesagt hat: Das Alles wird dir einmal angehören; seitdem malt sich die Welt in eigenthümlicher Farbenmischung in den Köpfen Beider! Ferne Zukunft wird zur Gegenwart; sie leben und sinnen wie in einer Traumwelt, und die Brücke, die allein sie wieder zurückführen könnte in die Gefilde der Wirklichkeit

— sie ist verschwunden! Wer hat sie abgetragen? wer hat sie in den Strom versenkt? Wird sie wieder zum Vorschein kommen? Ich weiß es nicht!

„In der Seele eines jeden Kindes lebt Etwas vom alten Heidenthume und dessen Bekennern. Als die neue Gottesreligion schon Gesetz war, schlichen sie sich — wie es in den Büchern heißt — zu ihren alten Runensteinen und zu ihren Göttern im Waldesdickicht, um ihnen zu opfern und Feste zu begehen. Auch sie fanden noch nicht den Weg zurück. Die alten Naturgewalten wollten den Einzigen und Ewigen noch nicht als ihren Herrn erkennen.

„Ist es nicht so mit unseren Kindern? Unvermittelt geht Kirche und Schule neben der Welt, die sie sich selbst aufgebaut und scheinbar sind sie bereits auf einer höheren Entwickelung angelangt, wenn die Trümmer der alten Gemüths- und Willensgewalten noch nicht abgetragen sind. Moral! Sittliche Reife! Katechismus! Neben den geheimnißvollen Stimmen, neben den unterirdischen Quellen, die neben und hinter ihnen rauschen! . . . ist es nicht, als ob alles Angelernte nur ein Abfall wäre von den alten Gewalten, als ob sie immer und immer wieder zu ihnen zurückkehren wollten?

„Das, was wir „geistige Entwickelung," „sittliches Erstarken" nennen, ist es vielleicht etwas Anderes, als allmäliges „Herr-werden" über diese Gewalten? Das Eine früher, das Andere später erlebt diesen Abfall an sich selbst. Unsere Kinder hier haben ihn noch nicht erlebt. Sie sind . . . moralkrank!"

## X.

### „Sie hatten einander so lieb."

„Sohn deines Vaters," sagte wieder der eine der Zeitungsreporter zu seinem Genossen, „ich werde dich um fünf Uhr noch nicht zu deinen heimischen Penaten entlassen können. Der Lehrer hat noch viel zu reden."

Sein Genosse stieß aber einen tiefen Seufzer aus und schob sich ein neues Blatt für seine Aufzeichnungen zurecht.

Und in der That: Clemens Fittig, der Lehrer, hatte sich noch gar nicht „ausgeredet." Das, wovon das Herz ihm voll war, hatte er nach seiner Meinung noch gar nicht oder nur flüchtig berührt. Er hat so Vieles, ja noch das Meiste zu sagen . . .

Und das scheint auch die Meinung unserer alten Freundin, die Frau Blüthenstern heißt und wieder vorn in der ersten Bank des Auditoriums neben ihrem Packe sitzt, zu sein, denn sie bewegt sich voll Unruhe auf ihrem Sitze und flüstert zu dem Hausmeister des „Hühnerhof-Durchhauses" hinüber:

„Ich weiß gar nicht, auf was der Lehrer hinauskommen will. Was will er denn beweisen? Will er vielleicht sagen, das Kind ist ganz ohne Moral auf die Welt gekommen! Kann aber so Etwas vorkommen? Von meinen Kindern kann ich beinahe sagen, sie haben schon mit neun Monaten, kaum daß man sie entwöhnt hat, Moral gehabt. Und die Franziska soll damals keine gehabt haben? Doch er weiß es vielleicht besser als ich. Er ist ein so gescheidter Mensch und schaden will er ihr gewiß nicht."

Sie hielt bestürzt inne, denn der Präsident hatte neuerdings Stillschweigen geboten und das galt selbstverständlich nur ihr allein.

Clemens Fittig konnte fortfahren:

„Warum beharre ich auf meiner wahrscheinlich vorgefaßten Meinung? Bin ich nicht selbst moralkrank, wenn ich daran mit Zähigkeit festhalte?

„Weil Alles, was ich theilweise selbst erlebt, theils durch peifliches Nachdenken in mir gewissermaßen wieder rekonstruirt habe, mich unwiderstehlich dazu drängt. Und säße ich selbst dort, wo die Männer der Stadt, die Männer meines Volkes sitzen, um Recht zu sprechen über diese zwei Kinder . . . ich könnte nicht anders! —

„Für wen? Zu welchem Zwecke verwendet der unselige Knabe die Beute, die er in schweigender Nacht der schlafenden Mutter abnimmt? Geschieht es, damit er den Ertrag mit Anderen, etwa mit seinesgleichen verschlemme und vergeude? Nichts von Allem! Er behält nichts für sich; er nimmt nur, daß er „seine Gespielin" damit schmücke, damit sie die „Schönste" sei und das Geld wirft er in die Schürze der Mutter dieses Kindes, damit sie das verlorene „Gnadenbrot" sich ersetze! Und das sind grade jene zwei Punkte, auf die man stets zurückkommen muß, will man die Handlungsweise Heini's gerecht beurtheilen. Warum will der Knabe seine Gespielin schmücken? Weil er alle Erlebnisse seiner Märchenwelt in ihr verkörpert sieht. In der Einsamkeit des mütterlichen Hauses, unberührt von dem Verkehr mit lärmenden Genossen, ist es Fränzchen allein, die seiner glühenden Einbildungskraft beständige Nahrung giebt . . . Um sie und ihr Wesen schlingt sich sein tiefstes und zartestes Empfinden; sie ist der Mittelpunkt all seines Denkens und Sinnens. Von dem Kinde geht für den Knaben ein Zauber aus, vor dem Alles zurückweicht, selbst das Wort der Mutter, der er, — wie sie ja selbst angiebt, — stets Gehorsam leistete. Aber es war der Gehorsam, welcher schweigt;

denn er sieht in seiner Mutter die feindliche Gewalt. Sie giebt ihm Nichts; sie entzieht ihm, womit er Pracht und Gewänder um sein Liebstes auf Erden werfen könnte; sie ist geizig, wie er glaubt. Sie, die Mutter entweiht ihm gleichsam das Schöne, sie zieht es herab in den Staub gemeiner Bedürfnisse, sie will ihm nicht folgen auf die Höhen seines Schönheitsdranges!

„Lachen Sie nicht, meine Herren! Ich glaube an diesen Schönheitsdrang bei diesem Knaben! Er ist der endlich gefundene Ausdruck seines ganzen Lebens und er hat so vollständig Besitz von ihm genommen, daß für etwas Anderes kaum ein dürftiger Raum zu finden ist. Wie oft mag dieser Knabe auf das Wort gewartet haben, das allein ihm Erlösung bringen konnte! das Wort seiner Mutter! Es ward aber niemals ausgesprochen! Sie fand es niemals für ihren Sohn! Wenn er bat, setzte sie ihm kalte Beweisgründe entgegen, daß seine Gespielin zu arm und zu geduldet sei, um solcher Dinge zu bedürfen, oder sie rief ihm höhnisch zu: er solle warten, bis das Alles ihm gehören werde. Sie bedachte nicht, welcher gefährlichen Brand sie damit in seine Seele warf. Worauf solle er warten? Sein Drang, die Gespielin schöner als alle Anderen zu machen, ertrug ja keinen Aufschub, er verlangte augenblickliche Befriedigung! Was soll ihm die Anwartschaft auf künftigen Besitz von Pracht und Herrlichkeit? Dagegen bäumt sich sein ganzes Wesen rebellisch auf . . . In jener unseligen Nacht bestiehlt er den Schlaf seiner Mutter!

„Er war zum Verbrecher geworden.

„Sobald er einmal, wenn auch nur ein Bruchstück seiner Forderungen gewonnen hat, ist alles Andere nur ein Glied an dem anderen jener Kette, die sich um ihn geschlungen hat. Erst muß er das goldene Kreuz an Fränzchens Halse sehen

dann muß sie sich mit dem Armband schmücken und endlich kommt das gleißende Medaillon heran!

„Woher er das Alles hat? Sie fragt nicht danach! Ihr genügt, daß es von ihm herrührt! Gehört ihm doch Alles, Alles, was der eiserne Riese in seinem Innern birgt! Sie fragt nicht, sie nimmt ohne Bedenken! Sie würde sich auch, wenn er käme und es wollte, mit dem ganzen Inhalte der aufgespeicherten Reichthümer schmücken. Sie findet es als Etwas, was sich von selbst versteht, daß der reiche Gespiele kommt, um sie zu schmücken. Sie prunkt damit; nun ist sie wirklich die Schönste unter ihresgleichen und nicht nur die Schönste, sondern auch die Reichste, denn Heini hat es ihr gesagt! Und sie glaubt an Heini.

„Bei dem Mädchen beginnt jedoch der Tag des Erwachens früher heranzudämmern. Seit Franzi gewahr wird — so denke ich mir die Irrgänge dieses kindischen Denkens, — daß auch die Mutter theilnimmt an den Geschenken des Knaben, seitdem regen sich Stimmen in ihr, die bis dahin in ihr nur schliefen.

„Warum braucht er der Mutter gegenüber den Vorwand, er bringe ihr nur das „Gnadenbrot," während er den Schmuck als von ihm allein ausgehend, bezeichnet? Warum sieht sie die Mutter so gierig nach dem greifen, was ihr der Knabe bringt, so oft er kommt? Warum sieht sie die Mutter so eigenthümlich lachen, wenn er sich wieder entfernt? Warum schmält sie noch immer und in so höhnischer Weise über Frau „Vemi," von der ja jenes Gnadenbrot kommt?

„Das fragt sich Franzi vielleicht öfter, als wir wissen und ahnen, und jemehr das Kind sich selber fragt, desto tiefer geräth es in das Dornengestrüpp von Zweifeln, die es von allen Seiten umgeben. Soll es sich dem Priester anvertrauen? Er

ist ihr so nahe, und ich sehe, wie sie ihm inbrünstig die Hand küßt, von der sie Lösung, aber auch Strafe erwartet. Was hält sie ab? Der Gespiele und dessen noch immer auf ihr lastender Einfluß? Ich weiß es nicht. — Dann sehe ich sie wieder, wie sie schrittweise sich mir nähert. Ich weiß es jetzt, daß sie sprechen will, daß sich ihr die Bekenntnisse gleichsam zum Munde drängen! Dennoch vermag sie nicht den letzten Schritt zu thun; hier angelangt, zaudert sie! So erkläre ich mir den Zustand dieser bekümmerten Kindesseele, der ich Gelegenheit hatte, näher zu treten. Das volle Geheimniß werden wir niemals erfahren, das ist wie mit sieben Siegeln verschlossen . . .

„Da tritt ein Ereigniß ein . . . der Tod der kranken Kameradin . . ."

Bis dahin hatte das Mädchen fast theilnahmslos der Auseinandersetzung des Lehrers Gehör geschenkt; Nichts schien zu verrathen, daß der Inhalt seiner Worte in irgend einem Zusammenhange mit ihrer gegenwärtigen Lage stehe. Jetzt schnellte sie von ihrem Sitze auf, wie von einem verborgenen Mechanismus getrieben.

„Reden Sie Nichts, Herr Lehrer!" rief sie flehentlich, „reden Sie Nichts."

Dann setzte sie sich wieder.

„Der Tod ihrer kranken Kameradin," fuhr der Zeuge fort, ohne einen Blick nach ihr zu werfen und dennoch innerlich bebend vor ungeheurer Aufregung, „ist die erste bestimmte Antwort auf die vielen Fragen, die das Kind erhält. Sie fällt wie ein sengendes Licht über seine bisherige Welt. Der letzte Stützbalken, an den es sich anklammert, ist durchsägt . . . er versagt ihr seinen Dienst. Die Sterbende stößt das Geschenk von sich, mit Abscheu, mit dem ganzen Aufgebote ihrer

letzten schwindenden Kräfte . . . Jetzt hat Franziska die Frage und die Antwort zugleich. Sie ist von ihrer Kameradin verworfen; und sie weiß warum!

„Hoher Gerichtshof!" so schloß der Zeuge unter tiefem Stillschweigen, während eine tiefdunkle Röthe sich auf seinen Wangen festgesetzt hatte. „Ich habe irgendwo in einem Buche einmal gelesen, daß sich die Natur in manchen schweren Krankheiten zuweilen eines sonderbaren Mittels bedient, um in dem Kampfe, den sie mit den Kräften der Zerstörung zu bestehen hat, Siegerin zu bleiben . . . Sie bietet gleichsam eine andere schwere Krankheitsform auf, die ihr zu Hülfe kommen muß; in dem gewaltigen Kampfe nun, der dadurch entsteht, daß sich diese zwei Gewalten gegenüberstehen, weiß sie eine günstige Wendung zu finden, läßt scheinbar die Eine über die Andere die Oberhand gewinnen und schlägt sie dann Beide in die Flucht!

„Sollte das nicht mit beiden Kindern sich ähnlich verhalten?

„Bedient sich die Natur auch hier eines ähnlichen Mittels, um ihren Zweck zu erreichen? „Welchen?" fragt man sich. Nun wohl keinen anderen, als den der sittlichen Wiedergeburt! Hat sie ihn erreicht? Noch kann das nicht behauptet werden. Noch ist der Aufruhr der feindlich sich gegenüber stehenden Kräfte nicht überwunden . . . Aber der Moment des nahenden Sieges ist gekommen; ja, er ist vielleicht schon da!

„Hoher Gerichtshof! Männer des Volkes, die Sie berufen sind, um Recht zu sprechen diesen beiden Kindern des Volkes!

„Wem von Ihnen, dem auf der Schwelle seines Hauses das Lächeln seiner schuldlosen Kinder entgegenkommt, dürfte sich heute nicht die Frage aufdrängen: Weiß ich es, ob mein

Kind nicht von demselben Sturm erfaßt wird, der über die Häupter dieser Beiden dahinfuhr? . . .

„Hören Sie auf die Stimme eines einfachen Volkslehrers! Nehmen Sie von diesen Häuptern die Binde hinweg, aber nicht gewaltsam, sondern mit milder Schonung! Moralkranke Kinder sind es . . . für die ich bitte."

Kaum hatte Clemens Fittig so geendet, da rief ihm der Vorsitzende mit scharfem Tone zu:

„Herr Zeuge, ich verweise Ihnen hiermit diesen Appell an die Herren Geschworenen! Sie haben kein Recht dazu, er steht nur dem öffentlichen Ankläger und der Vertheidigung zu!"

Frau Blüthenstern neigte sich über ihren Pack hinweg zu ihrem Nachbar, dem Hausmeister des Hühnerhofes und flüsterte zu ihm:

„Gott soll ihn nur gesund lassen! Lauter Gold und Perlen, was er gesprochen hat! Alles hab' ich zwar nicht verstanden, was er vorgebracht hat, aber das Eine hab' ich verstanden und darauf sag' ich: Amen, Amen! Nämlich: Franziska hat keine Moral gehabt. Als wenn ich das nicht auch gesagt hätte! Ich, Perl Blüthenstern!"

Und ihre Augen waren dabei naß und ihr Antlitz wies eine Begeisterung auf, daß es aussah, als ginge von ihr jenes strahlende Licht aus, das auf dem „ersten" Propheten ihres Volkes einst lohte, als er von den blitzerhellten Höhen des asiatischen Berges mit jenen steinernen Tafeln kam, auf denen zum ersten Male die zehn Worte der ewigen Moral eingegraben waren . . .

## XI.

### Das öffentliche Gewissen.

Wieder war die junge Schwalbe von der neuen Heilandskirche durch das offene Fenster gekommen, um nachzusehen, ob die beiden Kinder noch immer vor den Männern saßen, die ein so strenges Gesicht hatten. Ja! Sie saßen noch immer da, bleich und abgespannt, was die neugierige Schwalbe auf Rechnung des Hungers setzte. Und soeben hatte sich, da das Zeugenverhör abgeschlossen war, der Herr Staatsanwalt erhoben.

Da flog selbstverständlich die Schwalbe wieder fort ...

Frau Blüthenstern hatte sich aber aufs Neue zu ihrem Nachbar geneigt; und während der Staatsanwalt sich seine Papiere zurechtrückte, meinte sie in besorgtem Tone:

„Ich weiß gar nicht, was Er nach dem Lehrer noch zu sagen haben wird. Man hat darauf schwören können, so schön und gut war Alles! Und jetzt wird Er kommen und wird Alles wieder verderben! Lebendiger Gott! was giebt es doch für Menschen! Ihr werdet sehen, Hausmeister, Er wird grade das Umgekehrte beweisen, was der Lehrer bewiesen hat. Hat der Lehrer gesagt: die Kinder haben keine Moral gehabt, so wird Er darauf sagen: Was? sie haben sehr viel Moral gehabt! und ich fürcht', ich fürcht', er wird dann unserer Franziska nur schaden! Gott sei es geklagt!"

Frau Blüthenstern täuschte sich auch nicht; ihrem ahnenden Verstande lag die Sache klar vor. Das bewies ihr schon der Anfang der Rede.

„Hoher Gerichtshof!" begann der Staatsanwalt mit leiser, sich immer mehr hebender Stimme — denn als gewandter Redner kannte er das Geheimniß, wie man seinen Ton zügeln müsse, um ihn zuletzt da, wo er wirken soll, mit voller Wucht

austönen zu lassen. — „Als in der Morgenstunde eines Tages im heurigen Frühling die Mutter jenes unglücklichen Knaben, der hier auf der Anklagebank sitzt, vor mir erschien, um Zeugniß abzulegen wider den, den sie unter ihrem Herzen getragen, wider ihr eigenes Kind, da erfüllte mich, ich gestehe es freimüthig, dessen Beruf es doch ist, mit den dunklen Nachtseiten menschlichen Thuns vertraut zu werden, ein Gefühl von Schauer!

„Aus Allem, was jene Frau vorbrachte, ich möchte sagen: aus jeder ihrer Geberden, klang der heisere Ruf: „Ich will mein Recht gegen diesen Sohn! gebt mir dieses Recht!" Und ob auch seitdem ganz andere Eindrücke fremdgearteter Natur an mir vorübergezogen, der Eindruck, den ich damals empfangen, lebt in mir fort . . . und mit dieser Mutter, im Namen der Schwergekränkten rufe ich Ihnen zu:

„Geben Sie Recht der Mutter! Hören Sie den Ruf einer Mutter!" —

Hierauf machte der Staatsanwalt eine Pause — das, was man eine Kunstpause nennt, indem er scheinbar nachlässig in den vor ihm aufgehäuften Papieren kramte.

„Was will er von der Mutter?" flüsterte Perl Blüthenstern angstvoll vor sich hin. „Warum hat sie nicht besser Acht gegeben auf ihr Kind!"

Hätte sie in diesem Augenblicke Jemand gefragt, wen sie in der großen Stadt, so weit sie ihr bekannt war, am meisten hasse, sie hätte unbedingt mit ihrem Finger auf den Mann mit dem goldgestickten Kragen gedeutet, der ihr jetzt so viel Leid anthat! Dazu sagte ihr der Verstand, daß der Beginn der Rede nicht ohne große Wirkung, namentlich auf der Geschworenenbank geblieben war. Das war ein Räuspern und Sichbewegen und Aufmerken! Man hätte glauben können, die

Sache sei schon jetzt entschieden und Alles sei „aus" und der Lehrer hätte umsonst gesprochen! Ein unsagbares Weh bedrängte die Hausirerin. Sie hätte vor Schmerz aufschreien mögen . . .

„Um was handelt es sich in unserem Falle?" fuhr der Staatsanwalt mit erhobenem Tone fort: „Handelt es sich um einen jener Fälle, wie sie dieser Saal so häufig sieht, in denen die öffentliche Anklage all ihren Scharfsinn aufbieten muß, um den bösesten Instinkten der Menschennatur mitten durch das Gestrüppe von Lüge, Heuchelei und Verstellung zu folgen und der Wahrheit zum Siege zu verhelfen? Sind hier Leidenschaften im Spiele, die wie eine jähe Flamme aufsteigen und ihr blendendes Licht werfen auf früher in Nacht und Dunkel gehüllte Gegenden des menschlichen Gemüthes? Nein und abermals nein! Zwei Kinder, fast der Schulbank entnommen: das Eine ein noch unentwickelter Knabe, das Andere ein halberwachsenes Mädchen stehen vor uns! Das Eine hat sich an dem Eigenthum seiner Mutter schwer vergriffen, das andere weiß um die That seines Gespielen, läßt sich beschenken mit dem, was jener aus dem Besitze seiner Mutter an sich gerissen hat! Von Beiden liegen die Geständnisse vor; keines leugnet, keines macht auch nur den leisesten Versuch dazu! Der Fall ist also so einfach und klar, wie die Wahrheit selbst.

„Noch eine Dritte ist da! die Mutter jenes Mädchens; sie steht gleichsam im Hintergrunde der Szene, auf der sich die Unthat entwickelte. Hat sie die Fäden dazu in der Hand? Hat sie sie selbst gesponnen? Ist es die Rache an ihrer ehemaligen Freundin, die sie zur Mitbetheiligten macht? ist es die Habsucht allein, die die Triebfeder ihres Thuns bildet? Doch davon später!

„Ist aber der Fall an und für sich von einer fast durch-

sichtigen Einfachheit vom Standpunkte des praktischen Juristen aus betrachtet — zur vollen Schwere und Bedeutung erhebt er sich erst, wenn man ihn in Zusammenhang bringt mit so mancher Erscheinung in Schule und Haus . . . .

„Dann allerdings verdient er die eingehendste Beachtung aller jener Kreise, die er besonders angeht, damit der drohende Finger, der jetzt das Mene Tekel an die Wand hingeschrieben, nicht noch einmal ein anderes Wort verzeichne, welches lautet: „Sie hatten Augen und wollten nicht sehen; sie hatten Ohren und wollten nicht hören!"

Wieder allgemeines Räuspern und Rücken auf der Bank, wo die Männer des Volkes saßen und einer der Reporter beeilt sich in treuer Pflichterfüllung die Notiz anzumerken: „Bewegung unter den Geschworenen," was zwischen zwei Parentheseſtrichen ausgedrückt und durchschossen gedruckt, sich in dem Zeitungsbericht sehr gut ausnehmen wird.

Was Perl Blüthenstern dabei dachte, davon wird freilich kein Wörtchen in der Zeitung stehen . . . „Das steht bei Gott," würde sie wahrscheinlich sagen . . .

Nun zergliederte der Staatsanwalt nochmals den ganzen Fall, nicht etwa — wie er sagte — um für die Anklage besonders „Kapital" daraus zu schlagen, denn in dieser Beziehung hoffe er mit den Geschworenen sich in einer und derselben Ansicht zu begegnen, sondern weil es ihm grade heute darum zu thun sei, Meinungen und Behauptungen entgegenzutreten, die, wiewohl nur von einem Zeugen ausgesprochen, gründlich zu zerstören er für seine Pflicht, ja für ein drängendes Gebot seiner Stellung halte.

In dem Buche eines Volksschriftstellers,*) wiewohl es sich

*) Berthold Auerbach.

in das Gewand eines Romans kleide, habe er vor Jahren eine Stelle gefunden, die lebhaften Eindruck auf ihn gemacht. Er könne sie freilich nur aus dem Gedächtnisse citiren, aber er stehe dafür ein, daß sie im Großen und Ganzen dem Wortlaute entspreche.

„Dreierlei — heißt es dort — ist dem Menschen auf Erden gegeben: Genuß, Entsagung und Erkenntniß. Was will so Mancher für sich und sein Kind? Genuß! Die Welt ist eine gedeckte Tafel und man hat nur so viel zu lernen, um die rechten Wege, die rechten Maße des Genusses zu finden! Die Erde ist ein Vergnügungsort und sie läßt wachsen, damit wir uns dessen ergötzen. Wir haben auf der Welt keinen anderen Beruf, als spazieren zu fahren, zu essen, zu trinken und zu schlafen, uns zu putzen und wieder spazieren zu fahren.

„Was will die Kirche? Entsagung! Die Welt hat nichts zu bieten, ihre Genüsse sind nur verwirrender Schein, zerren dich nur her und hin, darum wende dich nur ab von ihnen.

„Und was will die Schule? Erkenntniß! Denn das Leben zerfällt nicht in Genuß und Entsagung, die Erkenntniß schließt vielmehr Beide in sich; ist die Einheit Beider; sie ist die Mutter der Pflicht und der schönen That."

So spreche sich ein mit Recht vielgerühmter Mann aus, der mit Herz und Gemüth inmitten seines Volkes stehe, keiner der falschen Propheten des Tages! Freilich, was er von der Kirche sage, treffe nicht ganz zu, denn auch die Kirche zeige die richtigen Wege zur Erkenntniß und sie besonders habe in ihrem Gnadenschatze die Mittel dazu ... Aber, was der Mann von der Genießenslust, jener weit verbreiteten Doktrin des heutigen Tages spreche, treffe es nicht die Wunde der Zeit an ihrer empfindlichsten Stelle? Sähe man sie nicht deutlich wie mit blutrother Schrift an diesen beiden Kindern? — Von den

ersten Keimkörnern seiner That angefangen, bis herab auf jene Nacht, in der der unglückselige Knabe heimlich aufstand, um den Schlaf seiner Mutter zu hintergehen, lasse sich Ein gemeinschaftlicher Zug verfolgen und er nähme keinen Anstand zu erklären, was er damit meine. . . .

Aus dem ganzen Gehaben des Knaben ersehe man nämlich, daß unter den drei vom Dichter bezeichneten Dingen, die Genießenslust, ja, die Genußlust und nichts Anderes es gewesen sei, was ihn zur That gedrängt; Genußlust habe ihn von der Bahn des Rechten abgelenkt und auf jener schiefen Ebene fortgezogen, bis sie endlich in diesem Hause zum vorläufigen Stillstand gebracht wurde. Freilich werde man ihm einwenden, der Knabe habe für sich nichts vergeudet, er habe das, was er seiner Mutter genommen, an Andere verschenkt; er habe großherzig die von seiner Mutter an ihrer ehemaligen Freundin begangene Unbill durch sein Geben ausgleichen wollen!

Gegen solche und ähnliche Einwände müsse er schon jetzt den entschiedensten Protest einlegen. Man könne seine Genußlust auch damit befriedigen, daß man dem Andern die Mittel verschafft, zu genießen und das sei bei diesem Knaben der Fall gewesen!

Um seine Gespielin mit gleißendem Schmucke von Gold und Edelsteinen glänzen zu sehen, übertäubt er die Stimme des Gewissens; er behängt sie mit Schmuck und schwelgt wie ein echter Prasser in dem Gedanken, wie schön sich die Beschenkte ausnehmen würde. Einmal in diese Richtung wie von einem Wirbel hineingezogen, habe er keinen Halt weder in sich, noch in Anderen gefunden; willenlos — das wolle er gerne zugeben —, habe er sich forttreiben lassen, halb von Großmannssucht, halb von dem bösen Geiste geleitet, den er bei

einem rechten Namen genannt, bis eine Umkehr unmöglich geworden. Darum die von ihm und seiner Genossin festgehaltene Züge von den „feurigen Augen des Riesen", die bis zur zuchtlosen Zähigkeit gediehen sei! Wenn man all das, was man soeben vernommen, mit dem Mäntelchen der sogenannten „Moralkrankheit" entschuldigend bedecken wollte, wie es jener Herr Zeuge wahrscheinlich in wohlwollender Absicht zu thun versucht habe ... er dagegen müsse mit aller Ueberzeugungstreue, die ihm inne wohne, mit aller Gluth seines sittlichen Bewußtseins einer solchen Annahme sich entgegenstemmen, und wenn er nur die Eine Waffe hätte: den Satz: Geben Sie Recht dieser Mutter! helfen Sie ihr zu ihrem Rechte! ...

Dasselbe was er von dem Knaben bisher gesagt, gelte, vielleicht in noch erhöhtem Maße von dem Mädchen auf der Anklagebank! So jung die Seele dieses Geschöpfes sei, in dem offenen Kelche dieser Blume habe bereits die Eitelkeit ihren vernichtenden Reif abgesetzt. Heilig sei die Kindesseele, denn ihre Düfte gleichen dem Brodem, der im Frühlinge aus der frischgepflügten Ackerscholle zum Himmel steigt. Wenn man aber gewahre, wie dieses Mädchen, von bösen Lüsten in der Irre umhergeführt, die sittliche Schönheit verleugne, die ihr von der Vorsehung mit auf den Weg gegeben sei, dann verkehre sich das Mitleid in starres Entsetzen und zur Fratze wird, was der größte Kinderfreund, der jemals auf Erden gewaltet, gesprochen, das Wort: Lasset die Kindlein zu mir kommen. ...

Mit der Mitwissenschaft um die That des Gespielen beladen, erschreckt von dem nahenden Schritte der Gerechtigkeit, bietet dieses Mädchen nur Einen mildernden Lichtblick: sein Geständniß! Aber auch dieses, wie wohlthuend es wäre, wenn es gleichsam mit elementarer Gewalt aus ihrer Seele bräche, sei nicht frei von jenem Geiste böser Angewöhnung an Lüge

und Verstellung, dem sie zum Opfer gefallen. Sie nimmt Alles auf sich, sowohl die That des Gespielen, als die tückische Verleitung der Mutter! Nach seiner Ueberzeugung beruhe das Alles auf einer trügerischen Berechnung! „Es kann dir ja nichts geschehen," muß ihr Jemand zugeflüstert haben, „wenn du Alles auf dich nimmst, denn du bist erst vierzehn Jahre alt!" Also Lüge auf Lüge! Verstellung auf Verstellung! Die Saat sei üppig in die Höhe geschossen.

„Meine Herren Geschworenen!" also schloß der Staatsanwalt seinen Vortrag: „Nicht um Ihr Urtheil in irgend einer Weise zu beirren, denn Sie sind berufen, unbeeinflußt und unnahbar, als die Stimme des öffentlichen Gewissens sich vernehmbar zu machen! spreche ich so. Darauf haben Sie mit Ihrem Mannesworte sich verpflichtet, das haben Sie mit Ihrem eidlichen Gelöbnisse bekräftigt. Bevor Sie jedoch an Ihre Aufgabe schreiten, an eine Aufgabe, so hoch und hehr, wie nur irgend eine auf dieser Erde, — sei es mir gestattet, mit einigen Worten . . . Ihrer etwaigen Zaghaftigkeit mich an die Seite stellen zu dürfen. Nicht als Ihr Warner, sondern als Ihr Berather! Eine andere Rolle beanspruche ich nicht!

„Diese Kinder auf der Anklagebank sind nicht moralkrank! Lassen Sie sich von dem trügerischen Wortgebilde, das Ihnen aus dem Munde eines der Herren Zeugen entgegentritt, nicht in die Irre führen! Leute seines Standes und Berufes — und ich will damit keineswegs seiner Gemüthswallung entgegentreten — sind nur zu geneigt, den positiven Ergebnissen unseres Standes, namentlich in neuerer Zeit mit allerlei geflügelten Worten entgegenzutreten. Dahin gehört jenes von der Moralkrankheit! Lassen Sie sich von diesem Worte nicht locken, nicht abwendig machen! Denn so schön der Roman in einem Buche sich ausnehmen mag, den sich der Herr Lehrer aus willkürlichen

Prämissen konstruirt hat, — hier in diesem Saale, der dazu gebaut ward, damit die strafende Justiz die Wahrheit und die Wirklichkeit suche, hier zerfließt der Spuk in eitel Dunst und Nebel und nichts bleibt übrig, als die nackte Thatsache, wie sie die Untersuchung feststellte."

Hier unterbrach sich der Redner, um sich die Erlaubniß zu einer Bemerkung zu erbitten, die zwar „heikel" an sich, und mit dem vorliegenden Falle vielleicht in keinem engen Konnexe stehend, geeignet sei . . . zum Nachdenken aufzufordern.

Mit Recht habe jener Herr Zeuge, dessen Beruf es sei, die „Errungenschaft der Neuschule," wie ein Banner vor sich herzutragen, dieselbe als Gottes liebstes Kind bezeichnet. Ob es aber nicht oft grade die liebsten Kinder seien, die von ihm am meisten verhätschelten und bevorzugten, die dem Vater Kummer und Leid bereiten? Damit wolle er keineswegs einen jener wohlfeilen Witze machen, wie sie unter „gewissen Leuten" von zweifelhaftem Geschmacke so beliebt seien . . . Dafür sei die Sache doch zu ernst . . .

Aber müsse nicht Jeder, der den Plan unseres Volkserziehungswesens als Ganzes überschaue, sich betroffen fragen: Wohin wird gesteuert? Bewegt sich das Schiffchen nicht schon jetzt in einem Fahrwasser, das nothwendig zu Untiefen führen müsse? Wieder fiele ihm das vorhin erwähnte Citat ein: „Was will die Schule? Erkenntniß!" Aber er fürchte sehr — seine Beobachtungen sprächen wenigstens dafür — unsere Schule befinde sich in dieser Hinsicht in einem überreizten, fast fieberhaften Zustande! Erkenntniß und nichts als Erkenntniß, Wissensformeln und nichts als Wissensformeln. Sei es da ein Wunder, wenn jener „ideale" Zug immer mehr aus den Gemüthern unserer Jugend schwinde, der einen so mächtigen Schutzwall gegen das Ueberfluthen des Materialismus

gebildet . . .? Das Meßbare, das Wägbare habe allein Geltung; alles was darüber hinausgeht, werde vornehm bei Seite geschoben, als nicht „in die Rechnung" passend, abgewiesen. Und doch lebe dieser ideale Zug, — er finde hierfür keinen bezeichnenderen Ausdruck für das Namenlose und Unstillbare in unserer Jugend!

Aber den dürstenden Lippen werden als Labetrunk dürre Resultate hingerückt, nirgends winken ihr Oasen, denn die Oase wird als eine Luftspiegelung erklärt, für eine wesenlose Fiktion! Könne es dann befremden, wenn diese Jugend mit dem Ueberschusse dieses idealen Lebens (denn noch sei er in ihr vorhanden) nichts anzufangen wisse? wenn sie darob auf Abwege gerathe?

Grade diese zwei Kinder seien der beste Beleg für diese seine Behauptung. Weil ihnen die Schule nichts bot, was sie erquicken, was ihrem Hange nach dem Unmeßbaren und Namenlosen Befriedigung gewähren konnte, flüchteten sie sich in das phantastische Dickicht einer erträumten Märchenwelt . . . Sie suchten Götter, fanden aber keinen Gott!

Das nenne der Herr Zeuge aus dem zehnten Bezirke Moralkrankheit . . .

„Also keine Selbsttäuschung, meine Herren Geschworenen!" so schloß der Redner. „Kein Spielen mit Worten und Begriffen, die zu zweischneidigen Messern in Ihrer Hand werden können. Heilig sei uns die Kindesseele! rufe ich Ihnen nochmals entgegen, denn auf ihrem Dufte beruht gleichsam das Wohlergehen der Welt! Wenn uns aber — wie wir es heute wahrnehmen, — aus diesen offenen Kelchen der Menschenblüthe kein Duft, wohl aber . . . Fäulniß entgegendringt, dann, meine Herren Geschworenen, muß an den feinsten Würzelchen bereits

ie zerstörende Kraft eines Gewürmes nagen, und das bedeutet den sittlichen Tod!"

„Glauben Sie, daß solchen Erscheinungen gegenüber sanfte Wiegenlieder am Platze sind, wie sie hier angestimmt wurden? Das Eiapopeia könnte sich einmal fürchterlich rächen."

Was die Schuld der Büglerin, Veronika Feldheim, betreffe, so sei diese nach seiner Ansicht über jeden Zweifel erhaben und erwiesen. Dafür spreche in erster Reihe ihr eigenes Geständniß, das nicht nur seiner Zeit vor dem Untersuchungsrichter, sondern vor Kurzem hier in diesem Saale einen so beredten Ausdruck gefunden habe. Sie habe den Knaben nur gelockt, meinte sie! Daß aber dieses Locken und Girren in der strengen Sprache der Justiz die Bedeutung von vorbedachter Verleitung habe, liege auf der flachen Hand! Darüber könnte man sich keiner Täuschung hingeben. Diese Frau kenne die Fäden, aus denen das Gespinnst geworden.

Schließlich erklärte noch der Staatsanwalt: von seinem Standpunkte aus die Anklage gegen die drei Personen auf der Anklagebank aufrecht halten zu müssen.

„Helfen Sie der gekränkten Mutter zu ihrem Rechte!" war sein letztes Wort.

## XII.

### In später Nachtstunde.

Auf der Geschworenenbank hatte sich ein alter Mann in silberweißen Haaren, aber sonst kräftigen Aussehens, in welchem man im Uebrigen den wohlhabenden, „bürgerlichen" Handwerksmeister sogleich erkannte, erhoben. Er fragte in bescheidenem

Tone, stockend und verlegen, ob es ihm gestattet sei, jetzt noch an die beiden Kinder eine oder zwei Fragen richten zu dürfen, von deren Beantwortung für ihn sehr viel abhänge.

„Fragen Sie nur!“ meinte der Vorsitzende.

„So möchte ich denn wissen,“ sagte der Geschworene, „was Heinrich Wegener werden möchte, wenn er einmal aus . . . diesem Hause kommen wird?“

Der Vorsitzende glaubte der etwas unbeholfenen Ausdrucksweise des Volksmannes dadurch zu Hülfe kommen zu müssen, daß er dem Knaben erklärend zurief:

„Heinrich Wegener, Sie sollen dem Herrn Geschworenen auseinandersetzen, welchen Lebensberuf Sie einst wählen werden, natürlich mit Zustimmung Ihrer Frau Mutter? Sie haben die Frage wohl verstanden?“

„Ich möchte ein Bildhauer werden!“ kam es rasch und ohne langes Besinnen von den Lippen des Knaben zurück.

„Und das Mädchen Franziska?“ fragte der Geschworene.

Das Mädchen erwiderte, aber erst nach einer Weile, als käme ihr das Besinnen etwas schwer an:

„Ich möchte Lehrerin werden . . . und dann möchte ich gerne mit vielen Kindern spielen.“

Warum lachen die Menschen so gerne? Galt es dem geschworenen Mann aus dem Volke und seiner allem Herkommen zuwiderlaufenden Frage, oder galt der Sonnenschein, der sich über alle Gesichter gelegt hatte, der Antwort des Kindes? Genug, einer der Reporter fand es für angezeigt, in seine Aufzeichnungen zwischen zwei Parentheseklammern das Wort „Heiterkeit“ aufzunehmen, woran er gewiß sehr wohl that.

„Ich danke,“ sagte der alte Geschworene mit einer linkischen Verbeugung gegen den Vorsitzenden und setzte sich nieder . .

Nach diesem kurzen Zwischenfalle, der kaum so lange ge-

dauert hatte, als wir ihn hier erzählen, ertheilte der Vorsitzende den drei Vertheidigern das Wort.

Alle drei entledigten sich denn in ihren Plaidoyers — wie es am andern Tage in den Morgenblättern hieß — ihrer „Aufgaben" nicht ohne Geschick und es gereicht ihnen gewiß nicht zur Unehre, wenn es fast in allen Berichten lautete: „Die Vertheidigung hatte einen um so schwierigeren Stand gehabt, als sie gewissermaßen unvorbereitet in den Kampf auszog und erst auf dem Schlachtfelde selbst Sukkurs erhielt, der ihr denn auch in reichlicher Weise zu Theil wurde."

Denn ohne den Lehrer aus dem zehnten Bezirke und dessen Aussage, die eine so eigenthümliche Beleuchtung auf die ganze Verhandlung geworfen habe, und den heftigen Angriff auf dieselbe von Seiten des Staatsanwaltes, hätten die Advokaten der angeklagten Kinder von Position zu Position aussichtslos weichen müssen. Aber mit dem Momente, wo der Staatsanwalt — um bei der strategischen Ausdrucksform zu bleiben — seine Batterien demaskirt habe, hätten auch sie sich zurechtgefunden, um wenigstens mit Ehren „sich rückwärts zu konzentriren."

In der That klammerte sich sowohl der Vertheidiger Heini's, als sein Kollege, dem die Aufgabe zugefallen war, sich Franzi's anzunehmen, an das geflügelte Wort vom „Moralkranksein," an diesen dünnen Strohhalm, mit einer Gier und Aengstlichkeit an, als wäre er wirklich ein solider Balken, der einem nur mäßig Geschickten die vollste Sicherheit gewährt. So überboten sich denn Beide in gewagten Voraussetzungen und Schlußfolgerungen und wie es immer zu geschehen pflegt, wenn fremde Hände sich in das feine Gespinnst eines seelischen Vorganges mengen, das geschah auch hier. Was der Lehrer nur andeutungsweise, fast schüchtern hingezeichnet, das vergröberten

und vergrößerten die beiden Vertheidiger. Für sie war Alles Thatsache; frischweg nahmen sie Alles, was sie gehört, als festbegründet und unerschütterlich an. Hatte der Staatsanwalt die Geschworenen vor dem Trugbilde jenes „Wortes" gewarnt — für sie war das Grund genug, an die Männer des Volks die Bitte zu richten, sie mögen sich in ihrem Wahrspruche von diesem angeblichen „Trugbilde" leiten lassen. Hatte der öffentliche Ankläger die Begründung seiner Anklage mit dem mehrmaligen Rufe geschlossen: „Helfen Sie der gekränkten Mutter zu ihrem Rechte!" — aus ihrem Munde ertönte ein anderer Ruf, und der lautete:

„Denken Sie an den Lehrer aus dem zehnten Bezirk, denken Sie an die Kinder!"

Der Vertheidiger der Frau Veronika stellte sich dagegen auf einen ganz anderen Standpunkt. Das Antönen irgend einer Gemüthssaite war durchaus nicht seine Sache. Mit einer Art trockener Beredtsamkeit wies er nach, daß Alles, was als Beweismittel gegen seine Klientin vorgebracht wurde, haltlos in freier Luft schwebe. Worte, Schmeicheleien schließen noch kein Vergehen in sich, wie der öffentliche Ankläger so gerne beabsichtige; übrigens sei Frau Veronika berechtigt gewesen, die Worte des Knaben, der ihr die Geschenke im Namen seiner Mutter überbracht, in vollem Glauben anzunehmen, denn Frau Euphemia Wegener sei ihre wirkliche Freundin gewesen, und die Ueberzeugung mußte sich ihr aufdrängen, mit der Rückgabe des Gnadenbrotes an die ehemalige Jugendgenossin sei von der Betreffenden ein Akt spät erwachter Reue an der Gekränkten vollzogen worden. Daß Frau Veronika in ihrer Drangsal die Großmannssucht des Knaben benützt habe, könne möglicherweise seine Richtigkeit haben; sei es ihre Aufgabe gewesen, sich erst Brief und Siegel von dem Knaben geben zu

lassen? ... daß er lüge, ... daß er wirklich der Spender des Gnadenbrotes sei?

Kurz, wenn er Alles erwäge, was zu erwägen steht, wo sich um das Haupt dieser Frau ein so gefährliches Netz ausspanne, so müsse er zu dem Schlusse gelangen: dieser Frau, seiner Klientin, würde ein schreiendes Unrecht zugefügt, dem nur das Gerechtigkeitsgefühl der Herren Geschworenen ein Halt zuzurufen in der Lage sei u. s. w. u. s. w.

Nun trat ein seltsamer Umstand ein, auf den in diesem Saale wahrscheinlich Niemand gefaßt war. Der Staatsanwalt erklärte nämlich, nach Allem, was er von den Vertheidigern der Angeklagten vernommen, könne er ruhig auf eine Duplik verzichten, worauf die drei Vertheidiger gleichfalls einstimmig erklärten, nach den eben vernommenen Worten des Herrn Staatsanwaltes wollten auch sie auf jede Replik verzichten.

Jedermann aber, der von der „Sache" etwas verstand, mußte sich fragen: Warum geschieht das? Fühlt sich die Staatsgewalt so sicher, daß sie Angesichts des ihr winkenden Sieges jede Gegenrede für rein überflüssig hielt? und auch die Vertheidigung?

Für den „Hühnerhof" jedoch, zum Beispiel für Perl Blüthenstern hatte diese gegenseitige „Gefälligkeit" etwas tief Beängstigendes; sie wußte nicht, wie sie sie zu deuten habe.

„Wenn sie sich," flüsterte sie über ihren Pack hinweg zu ihrem Nachbar: „ausgleichen, so steht die Sache, leider Gottes, nicht gut! Mir kommt vor, da geht Etwas vor, wie wenn ich einem „Kunden" etwas verkaufen möchte. Er will nicht und ich will auch nicht. Und zuletzt werden wir doch handelseins. Wenn nur nicht Franziska darunter zu Schaden kommt! Aber was liegt ihnen daran? Gott läßt viel zu, was sich gar nicht verantworten läßt!"

Jener Reporter aber, der vorhin seinem Kollegen gegenüber eine so scharfsinnige Berechnung des muthmaßlichen Endes der Verhandlung aufgestellt hatte, hatte wirklich Recht behalten. Die Zeiger der Uhr wiesen bereits auf die sechste Stunde; über dem goldfunkelnden Kreuze auf der neuen Heilandskirche stand zwar noch die Sonne in ihrer sengenden Augustpracht; aber anderswo fingen doch bereits die Abendschatten an sich behäbig auszudehnen. Auch die kluge Schwalbe wußte das. Sie hatte das Warten aufgegeben. Sie kam nicht mehr zum Besuche der beiden Kinder . . .

Dann erhob sich der Präsident zum sogenannten „Resumé", wofür wir allerdings in unserer Muttersprache keinen entsprechenden Ausdruck vorfinden. Auch hier müssen wir in Ermangelung eines andern Behelfes auf die Berichte der Morgenblätter zurückgreifen. Insgesammt heben sie Alle die „Unparteilichkeit" und die „logische Schärfe" hervor, mit welcher der Vorsitzende die Hauptpunkte des vorliegenden Falles zusammengefaßt und den Geschworenen zum Bewußtsein gebracht habe. Vortrefflich habe er es verstanden, „Licht und Schatten" auseinander zu halten, dem Staatsanwalte zu geben, was des Staatsanwaltes war, aber auch der Vertheidigung das ihr so schwierig gemachte Terrain nicht noch mehr zu verengen. Wenn die Herren Geschworenen, die ja doch größtentheils selbst Familienväter wären, also wünschen müßten, daß an die Heiligkeit ihres Hausfriedens der Schlamm irregeleiteter, ja verderbter Kinder nicht heranreiche, daß auf ihrem eigenen Herde stets das Feuer echter Zucht lodere — denn nur wo dieses in seiner göttlichen Reine erhalten werde, blühe das älteste Institut der Menschheit, die Familie — in diesem Augenblicke dessen gedächten, dann müßten sie dem Staatsanwalte zustimmen, der diesen Gefühlen einen so beredten Ausdruck ge-

geben! ... Es hätte sich aber in diesem Saale auch eine Ansicht vernehmen lassen, die, weil von berufener Seite kommend, und weil sie vielleicht geeignet sei, den Schleier von so Manchem, was diese Kinderseelen in sich bergen, wenn auch nur flüchtig zu lüften, jedenfalls den Anspruch erheben dürfe, gehört zu werden. Das sei jene Ansicht, wonach die That der beiden Kinder als unter dem Einflusse und dem Drucke einer ihre sittlichen Kräfte beherrschenden Gedankenströmung stehend, wenn nicht entschuldigt, jedenfalls erklärbar erscheine. Gewiß würden die Herren Geschworenen auch dieser Stimme, so haltlos sie nach seiner Ansicht immerhin sein möge, in den Kreis ihrer Erwägungen ziehen.

„Noch ist die Kinderseele," schloß der Präsident, „ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch; vielleicht birgt auch das Buch dieser zwei Kinder, mit denen das Gericht sich heute beschäftigt, Geheimnisse in sich ... In jedem Falle — und ich bin stolz darauf, dies aussprechen zu dürfen — werden die zum Wahrspruch gerufenen Männer ihres Amtes mit aller Gewissenstreue walten, als Männer des Volkes, als Bürger des Staates, als Familienväter ..."

Es war sieben Uhr; im Saale herrschte bereits jenes Zwielicht voll Unheimlichkeit, das den Physiognomien eine so eigenthümliche Beleuchtung verleiht, als sich die Geschworenen in ihr Berathungszimmer zurückzogen.

Zuvor hatte der Präsident mit dem Staatsanwalte und den drei Vertheidigern nicht ohne heftiges Wortgeplänkel von Seite der beiden Parteien sich schließlich über nachstehende Fragen geeinigt.

Sie lauteten:

Erste Frage: Ist der Schüler Heinrich Wegener schuldig, bewußt und mit Ueberlegung das Eigenthum seiner Mutter

dadurch beschädigt zu haben, daß er in mehrfach wiederholten Angriffen aus dem versperrten eisernen Schranke Geld und Geldeswerth sich widerrechtlich aneignete?

(Für den Fall der Bejahung:)

Hat Heinrich Wegener bei Verübung seiner That unter dem Einfluß einer seine sittlichen Kräfte damals lähmenden Gedankenrichtung gehandelt?

Zweite Frage: Ist die Schülerin Franziska Feldheim schuldig, bewußt und überlegt, nicht nur um die That ihres Genossen gewußt, sondern ihn auch zu derselben verleitet, also in vollem Einverständnisse mit ihm gehandelt zu haben?

(Für den Fall der Bejahung:)

wie bei der ersten Frage.

Dritte Frage: Ist Veronika Feldheim, ihres Gewerbes gegenwärtig Büglerin, schuldig, aus Habsucht und Gewinnsucht von dem Knaben Heinrich Wegener Geschenke angenommen zu haben, trotzdem ihr der verbrecherische Ursprung derselben bekannt sein mußte?

In dem Augenblicke, als sich die Geschworenen — Obmann derselben war jener alte Herr, der vorhin zwei so heiter belächelte Fragen an die Kinder gerichtet hatte — mit dem Fragebogen zu entfernen im Begriffe standen, lohte an dem mächtigen Gaslustre des Saales die erste Flamme auf . . .

„Heini, Heini!“ hörte man eine Mädchenstimme, „sieh' hin, sieh' hin . . . es wird Licht!“

Und die so rief — war Fränzchen!

## XIII.

### In der Nacht des Wahrspruches.

(Aus dem Wochenbuche des „Provisorischen.")

2. August.

Es war beinahe neun Uhr. Die Berathung der Geschworenen hatte also beinahe zwei Stunden gedauert. Da ertönte aus ihrem Berathungszimmer eine Klingel, zum Zeichen, daß sie zu Ende gekommen waren. Darauf kam zuerst der Vorsitzende mit seinen zwei „Votanten," dann der Staatsanwalt und die Schriftführer, während die drei Vertheidiger schon früher ihre Plätze eingenommen hatten. Dann erst traten die zwölf Geschworenen, ihren Obmann an der Spitze, in den Saal.

Mit weithin vernehmlicher, wenn auch von der Wichtigkeit des Momentes ergriffener Stimme verkündete der Obmann folgendes Verdikt:

Erste Frage: Elf Stimmen Nein gegen Ein Ja!

Dadurch entfällt die Zusatzfrage.

Zweite Frage: Alle Stimmen Nein!

Die Zusatzfrage entfällt.

Dritte Frage: Alle Stimmen Ja!

Der Staatsanwalt legte keine Berufung ein.

Auf Grund dieses Wahrspruches der Geschworenen werden Heini und Fränzchen freigesprochen, während der Gerichtshof über Veronika Feldheim in Anbetracht mildernder Umstände einfache Gefängnißstrafe in der Dauer von vier Wochen verhängt, wovon die ausgestandene Untersuchungshaft in Abrechnung gebracht wird.

Wir zählen heute den zweiten August!

Tags darauf.

Ist es wirklich wahr, daß ich heute durch mehrere Stunden die Schülerinnen meiner Klasse unterrichtet habe, wie an einem gewöhnlichen Werkeltage?

Daß ein gegen die deutsche Rechtschreibung oder die Dezimalen begangener Fehler von mir ebenso gerügt wurde, wie gestern und vorgestern, als wäre er ein an der Menschheit selbst verübtes Attentat?

Ist es wahr, daß die Nase des Fräuleins Leontine, meiner heirathssüchtigen verehrten Kollegin ohne jenes malerische „Streiflicht" erscheint, ohne welches ich ihren Gesichtsvorsprung gar nicht denken kann?

Daß mir sogar das Antlitz meines Kollegen Andreas Achtsiebner heute wenigstens jenes eichhornartigen Ausdruckes zu entrathen vorkommt, welcher es aus hundert anderen so eigenthümlich heraushebt?

Ja, es ist wahr, meine heutige Stimmung legt über Alles ihr milderndes Licht; ich habe einen Tag erlebt, den ich festhalten will in mir, und ob ich noch tausend Jahre lebte! Ich bin auf eine Höhe hinaufgehoben worden, daß ich mich schwindelnd jetzt selbst frage: Clemens Fittig, ist dir das ereignet? Oder einem Anderen? Täuschest du dich selbst, oder wirst du von Anderen getäuscht?

Beim Verlassen der Schule fragte mich heute ein Mädchen meiner Klasse, ob es wahr sei, daß die Franziska nicht in den finstern, unterirdischen Kerker geworfen werde und auch nicht schwere Ketten werde tragen müssen?

Sie hat's von ihrem Vater, dem Hausmeister im „Hühnerhofe," der ihr's noch gestern in der Nacht brühwarm mitgetheilt hat, erfahren.

Die eisernen Ketten! Ja wohl! mein liebes Kind! Fran-

„iska hat eine eiserne Kette bis gestern Abend mit sich ge-
schleppt! Aber seit neun Uhr ist diese klirrend von ihr ab-
gefallen und die eisernen Ringe sind gebrochen! Damit hat's
ein Ende!

Fränzchen ist frei! . . .

Nun will ich aber als „ordentlicher" Wochenbuchschreiber
Alles verzeichnen, was unmittelbar nach verkündetem Verdikte
erfolgte.

Der erste Eindruck, den die überraschende Meldung auf
mich selbst machte, war der: daß sie weder von mir, noch im
Saale selbst, noch auf der Anklagebank verstanden ward.
Oder rührte das davon her, daß ich vor Thränen nicht sehen
konnte?

Warum sollte ich mich dessen schämen?

Dann aber erinnere ich mich auch, daß in diesem Augen-
blicke der ganze Saal wie in einen grauen Flor gehüllt war,
aus dem in deutlichen Formen nur die Köpfe der Geschworenen
hervorblickten; sonst war Alles in Undeutlichkeit und Dunkel-
heit wie begraben.

Erst als der Präsident mit wenigen Worten die Verhand-
lung für geschlossen erklärte und etwas hinzufügte, was wie:
die beiden Kinder seien auf freien Fuß zu setzen, lautete, erst
da machte sich die Wirkung geltend. Mit Einem Satz auf-
springen, ihren Pack krampfhaft ergreifen und dann ihrem Nach-
bar, dem Hausmeister aus dem „Hühnerhofe" einen Stoß ver-
setzen, daß er an das äußerste Ende der Bank wie ein Ball
flog, das war das Werk meiner sonst so schwachen Freundin
Blüthenstern. Wer hätte ihr diese äußerste Kraftanstrengung
zugetraut?

„Laßt mich, Mann!" rief oder vielmehr keuchte sie, „laßt

mich! Ich will die Erste sein, die dem Kinde zu gratuliren kommt. Laßt mich!"

Da gewahrte sie mich, der sich mittlerweile ihr genähert hatte.

Niemals, so lange ich lebe, werde ich dieses thränenüberströmte Antlitz der armen Hausirerin vergessen und niemals die Schönheit, die auf diesen verwitterten, von des Lebens Drangsal vergrämten Zügen lag.

„Nach Gott im siebenten Himmel," rief sie mir in ihrer Ueberschwenglichkeit zu, „kommen Sie, Herr Lehrer! Er wird's Ihnen aber auch bezahlen!"

Ich winkte ihr nur mit der Hand, damit sie dem Ausbruch ihrer Gefühle Einhalt thue; denn sprechen konnte ich nicht. Diese durch den Augenblick und den Ort, wo wir uns befanden, gerechtfertigte Mahnung war aber nicht nach ihrem Geschmacke.

„Warum soll ich das vor Gott und Menschen nicht sagen dürfen?" rief sie überlaut. „Wer hat sich denn des Kindes so angenommen? Und wie haben sie herumgehämmert auf ihr, als wäre sie ein Stück Schmiedeeisen? Darum soll mir Niemand das Wort verwehren! Und Keiner soll mir verbieten, zu reden, bis daß meine Zunge krumm ist!"

Das Alles hatte sie mit einer Geläufigkeit mehr hervorgestoßen als gesprochen, die wahrhaft staunenswerth war. Man hätte glauben können, sie habe einen heftigen Streit mit mir auszufechten; und dabei flossen ihr doch die Zähren strommeise über die Wangen.

Es war gut, daß sich in diesem Augenblicke von rückwärts eine Hand auf meine Schulter legte. Wie ich mich umblickte, lachte mir das behäbig freundliche Angesicht des Mannes ent-

gegen, der kurz zuvor als Obmann der Geschworenen den Wahrspruch verkündet hatte.

„Das habt Ihr gut gemacht, Herr Lehrer!“ sagte er zutraulich. „Euer Wort ist auf guten Grund gefallen; besonders das, was Ihr vom sogenannten Heidenthume der Kinder gesagt habt. Nur müßt Ihr nicht glauben, Herr Lehrer, daß Ihr allein es entschieden habt; denn Euer „Prinzipium“ oder wie es sonst heißt, in Ehren, damit kann die Welt nicht bestehen! Aber die Antworten der Kinder waren's, die sie auf meine Fragen gegeben haben. Das hat dem Fasse den Boden ausgeschlagen, und auch bei meinen Kollegen, nach fast zweistündiger Bataille unter uns. Besonders das Mädchen hat's uns angethan gehabt. Sie will wieder mit Kindern spielen und Lehrerin werden, das hat uns Allen wunderbarlich gefallen. Wer das sagt, bei dem treibt es noch Blüthen, wenn man ihm nur Zeit dazu läßt. Und dann war noch Eins. Das, was der Herr Staatsanwalt von der Schule gesprochen hat, das wollt' uns durchaus nicht einleuchten. Jetzt soll gar die Schule daran Schuld sein! Ich hab ihn gar wohl verstanden! Aber da heißt's bei uns: Die Hand weg von der „Butten,“ Ihr Herren! — Gute Nacht, Herr Lehrer!“

So sprach der Mann und ließ mich in einer Verwirrung dastehen, die ich durchaus nicht bewältigen konnte. Stimmen umschwirrten mich, ohne daß ich sie erkannte; denn meine Seele war stets nach Einem Punkte gerichtet, und das war die grüne Bank, worauf die Angeklagten gesessen hatten. Waren sie noch dort? Hatten sie sich bereits entfernt? Meine Augen waren wie geblendet, meine Sinne wie gelähmt!

Allmälig wurde es lichter um mich . . .

Mitten jedoch durch dieses Wirrsal gegenseitig sich bekämpfender und dann wieder versöhnender Eindrücke — denn

bei einem Einzelnen zu verweilen, dazu war mir nicht die Zeit gegönnt, — schritt etwas hindurch, ein Gedanke, ich möchte sagen, ein persönlich Angeschautes, und das trotzdem gehalt- und gestaltlos war. Ich sah zur Saaldecke hinan, als suchte ich dort was. Ja, ja, jetzt weiß ich es . . . Es war das kluge Schwälbchen, das ich suchte. Wo war es jetzt? Warum flatterte es jetzt nicht wieder mit seinen Fittigen umher, da es doch wissen mußte, das Fränzchen ist frei! . . .

Ich habe mich neuerdings von der Richtigkeit jenes Satzes überzeugt, daß es der menschlichen Seele möglich ist, gleichsam auf mehreren Instrumenten zu gleicher Zeit zu spielen. Keine einzige Note geht verloren; keine ist über- und keine ist untergeordnet, jede einzelne hat ihr besonderes Leben uud kann doch nur im Zusammentönen mit den anderen verstanden werden und zur Geltung gelangen.

Genug an dem! Als ich aus diesem krausen Gedankentreiben von nur wenigen Minuten erwachte, stand ich unmittelbar vor Franziska. Erst jetzt gewahrte ich, daß der Saal beinahe vollständig geleert war. Richter, Geschworene, Staatsanwalt und Advokaten hatten sich bereits entfernt. Eine der beiden Kerzen, die zwischen dem Kruzifix gebrannt, hatte der Saaldiener wohl aus Sparsamkeit schon ausgelöscht, die Bänke des Auditoriums bis auf Eine, — da nämlich, wo die „Neubauer" ihren Platz hatten, — waren gleichfalls leer; aber seltsam genug, die drei Angeklagten saßen noch immer da, als erwarteten sie Etwas, das nicht kommen wollte.

„Fränzchen," sagte ich — es war das erste Mal, daß ich ihr diesen Namen gab — „wie ist dir jetzt?" und ich reichte ihr meine Hand hin.

Sie aber sah mich mit ihren großen braunen Augen an, als sei ich ihr eine wildfremde Erscheinung, ohne ihre Hand

in die meine zu legen. Mich befremdete das; noch mehr aber ein gewisser traurig-gleichgültiger Ausdruck, der mir erkältend an das Tiefste meiner Seele griff. Sie sah kaum zu mir auf.

„Ach ja, der Herr Lehrer aus unserem Bezirk!" sagte sie hierauf und schwieg. Es lag etwas unsagbar Verlassenes in ihrer Haltung; ein so vollständiges Sichaufgeben, wie ich es selbst damals, als sie mir vor dem Untersuchungsrichter gegenüberstand, an ihr nicht bemerkt hatte.

„Aber, Fränzchen," sagte ich zu ihr, „siehst du denn nicht, daß wir uns Alle freuen, daß . . ."

„Das seh' ich ja," erwiderte sie tonlos, wie Jemand, der ein schweres Leid soeben überstanden hat und noch nicht im Stande ist, sich über dasselbe zu erheben; dabei fiel ein scheuer Seitenblick auf mich, aber um ihn sogleich wieder zu Boden zu senken.

„Fränzchen!" rief ich wieder, „die Menschen sind da auf dieser Erde, um sich zu freuen!"

Sie schien eine Weile nachzusinnen und dem von mir Gesagten nachzulauschen. Dann meinte sie mit müdem Nicken:

„Muß sich denn der Mensch freuen?"

Dieser greisenhaft altkluge Ausspruch, und aus ihrem Munde, erschütterte mich mehr, als ich es auszudrücken vermöchte.

„Ich hörte dich ja niemals so reden, Kind," sagte ich. „Du kennst ja das alte Sprichwort: Nach Regen folgt Sonnenschein?"

Ich weiß nicht, was es war, was sie an diesen wenigen Worten rührte, die ich so vor mich hingeworfen hatte, weil ich nichts Anderes zu sagen wußte; denn von diesem Momente an bemerkte ich an der höher steigenden Röthe ihrer Wangen

und an ihrem beschleunigten Athmen, daß sie aus ihrer vergrämten Gefühlsstarrheit zu erwachen anfing.

„Wenn ich nur wieder spielen könnte . . . mit Kindern," rief sie, aber so leise, mit so duftiger Vertraulichkeit und einem so innigen Ausdrucke von Sehnsucht in ihrem Antlitze, daß sie das Wesen von nur wenigen Sekunden vorher nicht zu sein schien.

„Möchtest du wieder in die Schule kommen, Fränzchen?" fragte ich sie.

„Ich kann ja nicht!" antwortete sie wieder mit ihrem schwermüthigen Kopfnicken, „weiß ich denn, ob sie mich wieder hineinlassen? Und dann! Mich verlangt's ja gar nicht, Herr Lehrer, daß ich wieder unter Menschen komme . . ."

„Sei ruhig, Kind," sagte ich, tieferschüttert. „Ich, dein Lehrer sage dir das. Du wirst dich wieder freuen und spielen können! Das ist dir so sicher, wie der Amsel der Gesang! . . Meinst du, wenn die Amsel spräche, sie würde sagen: Ich will nicht mehr fliegen! ich will nicht mehr singen!?"

„Ach, die Amsel!" rief sie mit einem Tone, der niemals aus meinem Gedächtniß schwinden wird.

Bisher hatte ich dem Knaben, der neben ihr auf der Bank saß, keine Aufmerksamkeit zugewendet; jetzt hörte ich ihn mit einem Male neben ihr sagen:

„Ja, Fränzchen! Warte nur ab . . . Es wird schon die Zeit kommen, da werde ich dich wieder so schön machen, wie du ehemals gewesen bist, nur noch schöner, noch prächtiger . . ."

Aber Fränzchen rückte vor diesen Worten des Knaben wie entgeistert in die Ecke der Bank. Ich sah, wie durch ihren ganzen Körper eine Art fröstelnden Zuckens ging.

„Ich will aber nicht mehr schön sein! Ich will nicht!"

rief sie, und sie schauderte dabei, als wäre sie vom Fieber ergriffen.

„Aber Fränzchen," rief der Knabe seinerseits, „warum willst du nicht mehr schön sein?"

„Laß mich!" schrie sie leidenschaftlich, indem sie beide Hände vor das Gesicht drückte, als müßte sie, was über die Lippen des Knaben so verheißend tönte, nicht schnell genug verdecken.

Dann aber brach sie in ein so krampfhaftes Schluchzen aus, daß man es ihr wohl anhörte, die wohlthätige Natur habe in diesen gewaltsamen Ausbruch all das hineingelegt, wessen sie sich zu ihrer Selbstbefreiung entledigen wollte.

Mitten durch rief Frau Veronika, die sich plötzlich erhoben hatte, ihrem Kinde zu:

„Warum willst du noch nicht gehen? Frau Blüthenstern wartet schon auf dich. Es ist Zeit! Laß die Narretheien! Morgen ist auch ein Tag. Ohnehin ist das Spiel aus. Und ich muß hier bleiben."

Ich hatte diese Frau bisher übersehen, als gehörte sie nicht zu dem Kinde; ich hatte sie fast vergessen. Jetzt stand Frau Veronika Feldheim in meiner unmittelbaren Nähe. Ihre Stimme klang heiser, wie ausgebrannt. Wo war der Lockton hingekommen, von dem der Knabe Heini zu erzählen wußte? In den Augen dieser Frau lag ein merkwürdig falscher Schein.

„Ja, gehen wir, Mutter!" rief Franzi plötzlich, „gehen wir!"

Sie war aufgesprungen und hatte sich das Strohhütchen, das neben ihr lag, auf die blonden Haare gesetzt.

„Komm auch du, Heini!" hörte ich mit einem Male eine andere Stimme hinter mir sagen. „Es ist hohe Zeit."

Wie ich mich umwandte, stand die Frau vor mir, die

während der ganzen Verhandlung in den Reihen der „Neubauer“ gesessen hatte. Sie war dicht verschleiert.

„Mutter!“ rief der Knabe mit allen Zeichen des Schreckens.

„Kennst du mich also doch, Heini?“ sagte sie, und zog den Schleier von ihrem Gesicht hinweg.

Was sollte das bedeuten? Der Knabe, auf die Rücklehne der Bank zurückgesunken, starrte seine Mutter wie eine ungeheuerliche Erscheinung mit Augen an, die aus ihren Kreisen getreten zu sein schienen. Es war ein grauenvolles Bild.

„Warum siehst du mich so erschrocken an?“ fragte sie.

„Weil du . . . so verändert bist . . .“ stammelte er mühsam, die Blicke auf das Antlitz der Mutter gerichtet.

„Meinst du wegen meiner weißen Haare?“ fragte sie mit einem wunderbar stillen Lächeln. „Weiße Haare werden allerdings nicht wieder braun.“

„Warum nicht? Warum nicht?“ rief der Knabe. „Warum hast du das gethan, Mutter!“

Und dann sank sein Kopf wieder auf die Rückenlehne zurück. Er hatte die Augen geschlossen und athmete schwer.

„Ich kann es nicht ändern, Heini!“ sagte sie mit tieftraurigem Ton, „aber du wirst es können . . . einmal!“

„So weiß, so weiß!“ murmelte er zwischen den Lippen. „Wie ist das nur gekommen?“

Sie aber beugte sich zu ihm herab und berührte mit ihrer Hand seine Stirn und ich sah, wie der Knabe darunter zusammenzuckte. Mir machte es den Eindruck, als sei die Frau des Glaubens, sie habe mit dieser Berührung ihn gleichsam entsühnt, als seien die hier verlebten Stunden nun von ihm weggenommen! Denn gleich darauf sprang er auf mit den Worten: „So weiß! so weiß!“ — klammerte er sich so leidenschaftlich innig um ihren Hals, wie es nur die Reue vermag,

wenn sich ihr die Liebe wieder voll und rückhaltslos zugewandt hat . . .

Sie zog ihn mit sich zu der Bank, neben die Fensternische, und so, Kopf gegen Kopf gepreßt und Wange auf Wange, so daß sich ihr schneeweißes Haar wunderbar abhob von dem braunen ihres Knaben — so saßen sie eine Weile nebeneinander während wir wie festgebannt dem seltsamsten aller Schauspiele zuschauten.

„Heini, mein lieber Bub'," sagte sie wieder, ihm die Haare aus der Stirn streichend, „eigentlich hätte auch ich neben dir sitzen sollen. Hier auf dieser Bank! Warum war ich wie blind und habe nicht gesehen, was jede andere Mutter gesehen hätte . . . Weißt du's jetzt, warum ich so alt und weiß geworden bin . . . in so kurzer Zeit? . . . Und was sagtest du vorhin, was willst du werden, wenn du einmal aus diesem Hause kommen würdest? Wiederhol's doch, Heini, mein Bub', wiederhol's!"

„Bildhauer und nichts anderes!" rief er in ihrer Umfassung.

„Und warum, Heini, mein lieber Bub'?"

„Ich will aus Franzi eine schöne Prinzessin machen . . . aus Stein," sagte der Knabe, „und es soll nichts Schöneres werden . . ."

Sie sah ihm nochmals, gleichsam prüfend ins Gesicht, als könnte sie ihm ins Innerste seiner kaum entschleierten Seele dringen, um darin Alles zu lesen, Alles, was sie, die arme Mutter, zu wissen so heftige Begierde trug! Nur einmal rang sich um ihre Mundwinkel ein Zug von tiefschmerzlicher Bangigkeit. Vielleicht hätte sie ihr Leben darum hingegeben, den letzten, armen Rest ihrer Lebenstage, — hätte die Antwort ihres Knaben anders gelautet. Aber kein Laut, kein verhal-

tenes Stöhnen gab Kunde von dem, was in ihr sprach. Sie sagte, ein trauriges Lächeln auf den Lippen:

„Heini, mein Bub', du sollst das werden, was du willst, und du thust gut daran! . . . Wenn wir nach Hause kommen, will ich sogleich daran gehen . . . Hörst du, mein Bub'?"

Er nickte blos mit dem Kopfe.

„Und jetzt nimm Abschied . . . von deiner Kameradin," sagte sie noch, indem sie ihn aus ihrer Umarmung ließ, und erhob sich.

„Du wirst dich vielleicht auf lange Zeit von ihr trennen müssen . . . Heini, mein Knabe! . . . und da ist es gut, wenn die Menschen sich Adieu sagen . . ."

Der Knabe sah ihr erstaunt, erschrocken in die Augen. Aber waren es ihre weißen Haare, von denen er seine Blicke nicht loszureißen vermochte, war es jener bestimmende Ton in ihrer Sprache, den er von früher her kannte, oder war es endlich, daß eine Ahnung auch dieses Knabenherz überschlichen hatte: die Mutter habe Recht und es beginne mit dem Austritte aus diesem Saale ein Ungekanntes, Neues . . . er rief den Namen des Mädchens leise, ganz leise, daß es kaum hörbar war.

„Franzi!"

„Was willst, Heini?" fragte sie ihn ebenso leise zurück. Sie stand von ihm abgekehrt.

„Bist böse, Franzi?" fragte er.

„Nein!" gab sie zurück.

„Sieh mich noch einmal an, Fränzchen."

„Ich kann nicht."

Dabei sah ich sie wieder von jenem Schauer ergriffen . . .

Und noch Eines: sie war oder erschien mir wenigstens

in diesem Augenblicke höher, größer und kräftiger als der unentwickelte Knabe . . .

„Leb' wohl, Franzi!"

„B'hüt' dich Gott!" sagte sie still, ohne aufzublicken.

Das war der Abschied dieser zwei Kinder! — —

Als ich dann in später Nacht mutterseelenallein den Heimweg nach dem zehnten Bezirke ging, mußte ich beständig des seltsamen Abschiedes gedenken. Wovon war ich so freudig bewegt?

Wie eine Lerche aus frischem Saatfelde erhob sich etwas in mir, dem ich keinen Namen verleihen konnte! Aber es sang, es flatterte in mir, es flog vor mir her . . .

Am 5. August.

Heute fand an sämmtlichen Volksschulen „unseres" Bezirks die übliche Schlußfeier statt. Der Sommer steht in höchster Blüthe und an der äußersten Gemarkung der Riesenstadt, da, wo sie bereits beginnt, in flaches Land überzugehen, sieht man hie und da schon frische Furchen in den Boden geschnitten, der noch gestern mit Garben bedeckt war. Es war hohe Zeit, daß wir auch der Schule „Erntezeit" gaben.

Es war sehr schön und feierlich. Alle diese Kinder von Jutespinnern, Eisendrehern, Komfortablekutschern, Dienstmännern waren in ihrem besten Schmucke und Schuhwerke erschienen; größtentheils in frischgewaschenen Kleidern, Blumen in den Haaren . . . ich könnte beinahe die Toilette einer jeden Einzelnen mit der Genauigkeit einer Damenschneiderin beschreiben. Es ist merkwürdig, wie offen mein Auge für dergleichen Dinge geworden ist . . .

Es waren auch sehr viele Mütter erschienen, nicht weniger festlich herausgeputzt, als ihre Kinder, trotzdem es ein ganz gewöhnlicher Werkeltag war.

Nach dem Schlußakte, dem auch sämmtliche hierzu berufenen „offiziellen" Honorationen unseres Bezirkes angewohnt hatten, kam auf mich der Obmann des Ortsschulrathes — (er besitzt vorn „am Platze" in seinem dreistöckigen Hause einen wohlausstaffirten „bürgerlichen" Fleischerladen und versieht dabei sein Amt mit wahrhaft bürgerlicher Tüchtigkeit und Intelligenz), um mir mit jener vertraulichen Herablassung, die ihn so wohl kleidet, mitzutheilen, er wisse es aus bestimmter „Quelle," daß ich in die Liste der zu „Definitiven" Vorgeschlagenen von der Besetzungskommission aufgenommen worden sei. Jetzt komme es erst in die „Schulsektion" und von dort in das „Plenum" des Gemeinderathes, da sei aber nichts zu befürchten. Nach seinen „Informationen," die er, wie gesagt, aus bester Quelle habe, sei aber irgendwo — nur wisse er nicht, an welcher Stelle — ein Wörtchen gefallen, das mir schaden könne.

Ich bat ihn selbstverständlich, mir dieses Wörtchen zu nennen.

Da sagte er, es laute etwa, wie: „phantastischer Kopf." Aber ich solle mir daraus nichts machen.

Seltsam! meine Kollegen, darunter vorzüglich Andreas Achtsiebner und meine Freundin Leontine strichen um mich und an mir vorüber, als trauten sie sich nicht recht an mich heran, was man so sagt, als hätten sie Beide eingezogene Krallen. Wenn sie mit mir zu sprechen haben, so überbieten sie sich gegenseitig an einer gewissen Förmlichkeit, die gerade dadurch, daß ich nicht an sie gewöhnt bin, etwas geradezu Verletzendes für mich hat.

Erschien mir darum heute das berühmte „Streiflicht" an den Nasenflügeln von Fräulein Leontine so meteorartig? oder die Eichhörnchennatur meines Landsmannes Andreas in ihrer ganzen Wahrhaftigkeit?

Es steht in mir fest: auch die Beiden haben ihre bestimmten „Quellen" und das Wörtlein vom „phantastischen Kopfe" kommt mir nicht aus dem Sinne.

Wenn ich überrechne, was mir von meinem kleinen väterlichen Erbe noch übrig bleibt, nachdem ich bei dem kargen Gehalte als „Provisorischer" den größeren Theil desselben bereits zugesetzt habe, so beschleichen mich bange Zweifel. Mein altes Mütterchen im Mühlviertel ist mit ihrer Wittwenpension von 200 Gulden 48 Kreuzern auch gerade nicht fürstlich versorgt.

„Phantastischer Kopf!"

Zwei Tage später.

In einem hiesigen, sogenannten „Volksblatte" für Schule und Haus wird heute in gar nicht verblümter Weise der Staatsanwaltschaft zu Leibe gegangen, daß sie in dem jüngsten „Kinderprozesse" den unreifen Phantastereien eines „gewöhnlichen" Schullehrers nicht energischer, ja, vernichtender begegnet sei. Statt zu sagen, die Kirche allein habe die wahren Heilmittel für die Heilung aller Gebrechen, an denen die moderne Gesellschaft darniederliege, spiele er Versteckens, indem er von einer „Erkenntniß" spreche, die außerhalb der Kirche liege. Wohin aber diese, vom „hohen Landesschulrathe" patentirte Erkenntnißlehre führe, das habe jener von dem mühsamen Gulden der Steuerträger bezahlte Herr „Volksschullehrer" bewiesen, der sich nicht scheute, auf Grund einer aus schwindelhaften Büchern zusammengelesenen Theorie Zeugenschaft abzulegen für die sogenannte „Moralkrankheit" dieser Kinder. Ja wohl, moralkrank! Damit seien aber Alle behaftet, die in ihrer gefühlsduseligen Schwachherzigkeit auf diesen Leim sich eingelassen; Staatsanwalt und Vertheidiger, vor Allem aber die sogenannten „Richter aus dem Volke" u. s. w. Natürlich, in

einer Zeit, in welcher die Deszendenzlehre das Credo sämmtlicher Heilkünstler, also auch Lehrer — denn diese hielten es immer mit Jenen — bilde, sei es gar nicht zu verwundern wenn das, was bei den Schafen Drehkrankheit heiße, an dem edelsten Geschöpfe Gottes Moralkrankheit benamset werde.

Das Zeitungsblatt, worin obiger Leitartikel enthalten ist wurde mir unter meiner Adresse durch die Post zugestellt.

8. August.

„Um nichts zu suchen," wie es in dem schönen Gedicht von Johann Wolfgang Goethe heißt, ging ich heute gegen Abend — die Sonne brannte bereits in geschwächter Gluth — hinaus in die grünen Auen, die die Stadt in nordöstlicher Richtung umgeben.

Ich verlor mich in die entlegenen Partien dieses ungeheuren Waldparkes, und wie immer zeigte er mir Schönheiten die ich bei früheren Besuchen übersehen hatte. „Märchenhaft still" ist das bezeichnende Wort dafür.

Nachdem ich mich müde gegangen, dachte ich an den Rückweg zur Stadt; denn der volle Abend war hereingebrochen und durch das Laubwerk meiner geliebten Bäume strahlte die Silbersichel des Mondes.

Ohne Absicht schlug ich diesmal einen anderen Weg ein und so sah ich mich unversehens in jenem Theile des grünen Waldgeheges, das seiner vielen Wirthshäuser und Buschschänken wegen anheimelnd und zutraulich zugleich ist. Warum dem Winke nicht gehorchen? Also lenkte ich meine Schritte gegen die eine Buschschänke, die drei prächtige Eichen als ihr bestes Aushängschild (es hatte aber merkwürdigerweise sich zum „silbernen Kegel" zubenannt) aufwies.

Als ich näher kam, sah ich sogleich, daß der Ort mit seiner

ganzen Umgebung eigentlich ein alter Bekannter von mir war. Hier unter diesen Bäumen und an dem rings um sie ausgeschnittenen Tisch war es gewesen, daß ich vor Monatsfrist mit meinem Kollegen Andreas Achtsiebner saß. Auch das Klavier war da, dessen gräulich verstimmte Tasten damals die Begleitung zu dem Gassenhauer der geschminkten Lokalsängerin gebildet und hier war es auch gewesen, daß ich die beiden Kinder . . . daß ich Heini und Fränzchen getroffen hatte.

Unter denselben Bäumen und an demselben Tische ließ ich mich nieder, einen Trunk kühlen Gebirgsweines bestellend, und wie es so zu geschehen pflegt — mit den ersten Tropfen des etwas herben Nasses stiegen auch die Geister der Erinnerung vor mir auf und die ganze Reihenfolge von Gedanken und Selbsterlebnissen, die zwischen damals und jetzt lagen, stand so greifbar vor mir, daß ich nur immer nach jener Stelle hinstarrte, wo das Pärchen damals gesessen und dem Gassenhauer der Sängerin gelauscht hatte . . .

Der „silberne Kegel" war übrigens um diesen Augenblick so still und verwaist, wie nur in seinen trübsten Stunden, das ist in solchen, wenn die durstende Menschheit, weil bei den rings herum gelagerten Nachbarn ein noch kühlerer Trunk kredenzt wird, als bei ihm, — in schnöder Eigensucht ihm untreu wird, was zuweilen sich ereignen soll.

Also saß ich, jener Stimmung hingegeben, von der es heißt, man solle sich ihr nicht allzuviel überlassen, denn anfangs sei sie süß und mundend, später jedoch sei ihr Boden salzbitter und bringe Trübsal mit sich! Verschiedenes ging mir wieder durch den Kopf, zuerst, wie schön es sei, daß Fränzchen sich wieder im „Hühnerhofe" befinde; dann mit einem raschen Sprunge kam ich wieder auf meine alte Frage von damals: Wie war Fränzchen mit ihrem Kameraden Heini hierher ge-

kommen? Warum hatte sie seinen Worten geglaubt, daß der Wolf rauben müsse? und daß den Kindern der Armen im Hospitale nichts Anderes übrig bleibe, als — daselbst zu sterben. Je tiefer ich in das Gewirre dieser Fragen mich einließ, desto trauriger ward ich, desto grimmiger faßte mich ein Schauer an dem verwundbarsten Nerve meines Gemüthes . . .

„Brauchen Sie keine feinen Zigarrenspitzen, gnädiger Herr, oder eine feine Halsbinde, Hosenträger, Portemonnaies oder sonst etwas Schönes?" hörte ich eine Stimme hinter mir rufen.

Und ich sah, als ich mich umwandte, das ehrliche Gesicht meiner Freundin Blüthenstern vor mir!

„Lebendiger Gott!" rief sie, als sie mich beim Scheine der mittlerweile angezündeten Gaslampe erkannt hatte, erschrocken aus, so daß ihr fast der Pack entglitt.

Ich hieß sie an meiner Seite sich niederlassen und bestellte bei einem der müßig herumlungernden Kellner ein zweites Glas Wein. Als es auf dem Tische vor ihr stand, stieß sie es fast zornig zurück.

„Was thun Sie da, Herr Lehrer?" rief sie. „Haben Sie von Perl Blüthenstern schon gehört, daß sie mitten auf einem freien Platze, wo Tausende von Menschen vorübergehen, und Einen sehen können, sich hinsetzt, ein Glas Wein vor sich? Ich muß auf meinen Füßen aufrecht stehen können, Herr Lehrer, von wegen meiner sieben Kinder und meines Mannes! Was möcht' die Welt von Frau Blüthenstern halten?"

„Daß sie eine brave Frau ist!" sagte ich sehr ernst und rückte ihr das volle Glas nochmals hin.

Jetzt schien sie beruhigt, vielleicht, weil ich ihr geschmeichelt hatte. Nach einiger Zimperlichkeit, die sie wirklich nicht übel kleidete, war sie mit dem „Pfiff" Wein fast auf die Neige ge-

kommen und er schien ihr, allem Ansehen nach, sehr wohl gethan zu haben.

„Was macht der „Hühnerhof," Frau Blüthenstern?" fragte ich sie sodann, anscheinend ganz gleichgültig.

„Was er macht?" entgegnete sie mit jener Aufregung, die ich an ihr bereits so gut kannte. „Große Dinge gehen im Hühnerhofe vor . . ."

„Ich verstehe Sie nicht, Frau Blüthenstern!" sagte ich, innerlich unruhig, was sie mir wohl anzuhören schien.

„Erschrecken Sie nur nicht, Herr Lehrer!" meinte sie, indem sie den Rest des Weines austrank. „Die Büglerin ist wieder da, und will auf und davon zu ihrem Manne und ihr Kind zurücklassen. Er soll ihr in einem großen Briefe Geld geschickt haben."

„Sie will Franziska zurücklassen? . . ."

Aus Frau Blüthensterns Munde einen geordneten, logischen Bericht zu erhalten, darauf mußte man — das lehrte mich schon die Erfahrung, — vorläufig verzichten. Also war es das Gerathenste, ihr den Zwirnknäul zu überlassen und geduldig abzuwarten, bis sie ihn selbst entwirrte.

Auf diese Weise erfuhr ich allmälig, um was es sich denn eigentlich handle, wenn sie von „großen" Dingen sprach.

Vorgestern in aller Frühe, gerade als sie im Begriffe stand, sich an ihr „Geschäft" zu begeben, sei Frau Veronika, die Büglerin, aus der „Haft" wieder nach Hause gekommen, wo sie gerade eine Woche zugebracht und hätte gethan, als wäre nichts vorgegangen. Darauf sei sie mit Franziska eine Zeit lang ganz allein in ihrer Stube gewesen. Was aber daselbst vorgegangen, könne kein Mensch ergründen; viel Herzerfreuendes werde es nicht gewesen sein. Was reden Mutter und Tochter mitsammen, wenn sie sich nach einer ganzen Woche

„so" wiedersehen? Kurze Zeit darauf habe sie sie um eine Unterredung, die höchstens ein Viertelstündchen dauern würde, gebeten. Auf das sei sie mit ihr zur Stube hinausgegangen, da es höchst wahrscheinlich ein Geheimniß betraf, von dem die Kinder nichts zu hören brauchten. So seien sie auf die Gasse hinausgekommen und hier habe ihr Frau Veronika ohne viel Vorbereitung mitgetheilt, sie werde demnächst eine große Reise antreten und darum solle sie ihr einen guten Rath ertheilen. Als sie darauf sich etwas verwundert zeigte, habe Frau Veronika sie gefragt, ob sie denn nicht wisse, daß Franzi noch einen Vater habe? Der habe vor einigen Jahren sich genöthigt gesehen, die Stadt zu verlassen und seitdem sei er wie verschollen gewesen.

Nun habe er aus einer großen Stadt in Deutschland, die am Meere liegt, geschrieben, es gehe ihm gegenwärtig ganz erträglich: er habe eine Anstellung gefunden, die ihm so viel abwerfe, daß auch Weib und Kind davon leben könnten. Und dem Briefe sei eine bedeutende Geldsumme zur Bestreitung der Reisekosten beigelegen. Also solle sie nicht länger zögern und zu ihm kommen. Getrennt seien sie lange genug gewesen. Er wolle auch einmal sein Kind wieder sehen . . .

Gut, habe sie ihr, der Büglerin, darauf geantwortet: ein Kind gehöre zu seinem Vater. Welchen Rath solle sie aber ihr ertheilen? Sie wisse ja selbst am besten, wie in dieser Sache vorzugehen sei.

Der gute Rath, habe Frau Veronika bemerkt, bestände darin, ihr zu sagen, was sie mit dem Kinde anfangen solle? Denn das werde sie doch einsehen, daß sie Fränzchen auf eine so große Reise und auf etwas so „Unbestimmtes" hin nicht mitnehmen könne.

Was Fränzchen dazu sage, denn das sei die Hauptsache,

habe sie gefragt. Die wolle nicht mit, hätte die Frau zögernd und stockend geantwortet.

„Sehen Sie nur an," brach nun Frau Blüthenstern zornig aus: „wie sie ist, meine Frau Veronika! Statt mir zu sagen, wie es sich gehört und schickt: Frau Blüthenstern, Sie sind meine Nachbarin und haben mit mir schwere Tage durchgebracht! Nehmen Sie sich, derweilen ich fort bin, meines Kindes auch wieder an! Was thut sie? Sie geht um mich herum, wie wenn ich eine Nähnadel wäre, in die man einen zu dicken Faden einfädeln will . . . und fragt mich um Rath!"

„Und den — gaben Sie ihr?"

Jetzt erst zeigte sich der ganze echte Werth dieser Frauenseele. Schlicht und einfach antwortete sie:

„Frau Veronika!" sagte ich ihr, „reisen Sie in Gottesnamen ab, ich will das Kind auch ferner bei mir behalten, die Zeit wollen wir gar nicht bestimmen. Und ich will es ansehen wie mein eigenes Kind und will mir einreden, es ist meine Lina!" Und so sind wir auseinander gegangen."

„Und Fränzchen?" fragte ich.

„Was wollen Sie von Fränzchen? Sie ist doch nur ein Kind und zwar ein merkwürdig Kind, wie ich schon öfters gesagt habe. Meinen Sie, sie hat eine Thräne vergossen, wie ihre Mutter gestern in aller Frühe sich auf die Reise gemacht hat . . . Traurig und nachdenklich ist sie wohl den ganzen Tag geblieben, aber geweint . . .? So was muß man seit der frühesten Jugend vor sich gesehen haben . . . Heute aber möchten Sie sie kaum wiedererkennen, sie kann wieder lachen. Und heute früh Morgens hat sie mich gefragt, ob ich glaube, daß Sie sich freuen werden."

„Ich?"

„Daß sie wieder bei mir ist."

Am 16. August.

Der „phantastische Kopf" ist unterlegen! Der „definitive" Schmetterling muß auch für das nächste Jahr seinem Traume entsagen und „provisorische Raupe" bleiben!

Mein Gesuch ist abschlägig beschieden worden.

Also ist es in der vertraulichen Sitzung des Rathes beschlossen und bestätigt worden.

Was wird mein altes Mütterchen im Mühlviertel dazu sagen?

Jüngst gratulirte sie mir bereits im Voraus! Vielleicht giebt es keine Mutter, der ein Sohn die Glücksträume, die sie von ihm hegt, vollinhaltlich erfüllt! Vielleicht nicht Eine!

Zwei Tage später.

Was soll ich von der Aeußerung des Kindes denken, ob ich mich freue, daß sie auch ferner bei Frau Blüthenstern bleibt?

Mitte September.

Das neue Schuljahr hat wieder begonnen. Ich habe Mühe, gegen die widerwärtige Stimmung anzukämpfen, die mich ergreift, so oft ich unser Schulgebäude betrete.

Ich schrieb heute einen langen Brief an mein altes Mütterchen im Mühlviertel, worin ich ihr so schonend als möglich die Thatsache mittheilte, daß sie, so wie ich, ihre Hoffnungen und Erwartungen abermals um ein volles Jahr vertagen müßte. Es kam mir schwer genug an. Aber wozu hat man in seiner Schreibweise gewisse Wendungen und Bemäntlungen? Mit Hülfe derselben brachte ich es glücklich dahin, die Sache so darzustellen, als beruhe meine abermalige Niederlage auf einem puren Mißverständnisse.

Ist das eine Nothlüge?

Ich denke Nein! Und selbst wenn dem so wäre: die schlaflosen Nächte meines fast vierundsiebzigjährigen Mütterchens und sein thränenbefeuchtetes Kopfkissen lassen sie hoch emporschnellen!

Am 20. September.

Ich habe mich während der letzten Tage, seit ich meine Thätigkeit an unserer Schule wieder aufgenommen habe, auf die Pflege und Ausbildung einer mir sonst nicht angeborenen oder geläufigen Eigenschaft verlegt, nämlich auf das Lauschen. Aber so sehr ich mein Gehörsorgan schärfe, von nirgendsher tönt mir ein Laut entgegen, der auf Fränzchens Geschick irgend welchen Bezug hätte.

Was ich voraussetzte, ist zu meiner Verwunderung nicht eingetroffen. Erstreckt sich das von heute auf morgen lebende und das vorgestern nicht mehr kennende Gedenken der großen Stadt auch auf die kleine Welt, in welcher ich wirke? Keines denkt, keines erwähnt nur mit einem Wörtchen der Kameradin, die — wie lang ist es her? — dieselbe Schulbank mit ihnen getheilt hat. Sie ist eine Gestorbene, Begrabene und es ist vielleicht besser so . . .

Selbst das Töchterchen des Hausmeisters aus dem „Hühnerhofe," das mich vor nur wenigen Wochen befragt hatte, ob es wahr sei, daß man Fränzchen den unterirdischen Kerker und die schweren Ketten geschenkt habe, — selbst das scheint für Fränzchens Leidensgeschichte gleichgültig geworden!

Bringt es das Wesen aller dieser Kinder des Elends und der Armuth so mit sich, daß sie frühzeitig die Lehre einsaugen: „Vergessen sei das Beste und sich um Andere kümmern, führe zum Nachtheil?"

Böse Stimmen! Ihr kommt nicht von Oben! Was sucht Ihr mich heim? Warum wollt Ihr mich hinabziehen zu Euch?

Weil ich arm, hoffnungsgetäuscht, gedemüthigt bin, glaubt Ihr an mir Euere sichere Beute zu finden?

Von Fränzchen höre ich schon seit geraumer Zeit nichts.

In der „Neubauergasse," da wo das große Haus mit dem dahinter weit sich erstreckenden Garten steht, sind die Fenster des ersten Stockwerkes dicht verhängt. Man sagt, die Hausfrau sei auf dem „Lande." Andere behaupten wieder, sie sei nicht auf dem „Lande," — sie lasse sich nicht sehen.

Und Franzi's Kamerad? Es war doch seltsam, wie fremd, wie so ganz verwandelt sich das Mädchen gegen ihn betrug, als sie von einander Abschied nahmen! . . .

Ich kann das noch immer nicht vergessen.

Fünf Tage später.

Von meinem Mütterchen Brief erhalten!

Mit ihren großen, ich möchte sagen, ehrlichen Schriftzügen (sie ist selbst die Tochter eines Dorfschullehrers und war schon zu einer Zeit schreibkundig, als sich die reichsten Bauern ihrer Heimat zu ihrer Namensfertigung ungeschlachter „Kreuzeln" bedienen mußten) meldet sie mir ihr Wohlergehen, — und ihre Freude, daß ich im „Definitivum" wieder durchgefallen sei.

„Du möchtest ja zu groß auf einmal werden, mein Sohn!" schreibt sie. „Als mich dein seliger Vater zum Traualtar führte, hatte er einen Gehalt von zweiundfünfzig Gulden sechsunddreißig Kreuzern; dazu ein Deputat von zwei „Strich" Korn, Futter für eine Kuh und zu Weihnachten, wenn der Most gut gerathen war, einen und einen halben Eimer Landwein!

Clemens, mein Sohn! das bedenke: Der Mensch ist nicht zum Springen und Laufen geboren, sondern daß er ruhig geht. Deine Zeit kommt noch!"

Meines Mütterchens Brief hat mich getröstet, vielleicht auf lange Zeit hinaus. Diese mütterliche Weisheit, die sich aus ihrem Dorfe im Mühlviertel aufmacht, um dem großen Sohne in der Reichs-Haupt- und Residenzstadt ihren Standpunkt klar zu machen, ergreift mich mit einer Wahrhaftigkeit, gegen die Alles, was mich bedrückt und bedrängt, verblaßt, wie ein böser Traum vor dem hellen Scheine des Tageslichtes!

Tags darauf.

Von Frau Veronika Feldheim ist seit ihrer Abreise mit Ausnahme eines einzigen Schreibens, worin sie ihre glücklich erfolgte Ankunft in der deutschen Hafenstadt meldet, kein anderes eingetroffen. Von einer „Wiedervereinigung" mit dem längst vermißten Gemahle ist aber darin, merkwürdig genug, keine Rede!

Dafür erkundigt sie sich allerdings in sehr zärtlichen Ausdrücken nach dem zurückgelassenen Kinde, aber ohne irgendwo anzudeuten, ob und wann sie es abzuholen gedenke.

Dann folgt am Schlusse des Briefes ein Gruß und eine Mahnung an Franzi, sie solle sich nicht sehr und allzu viel grämen; nach dem stattgehabten Schrecken sei es das Beste, lustig zu sein! Auch solle Fränzchen ihr blondes Haar nicht vernachlässigen, sondern fleißig pflegen!

Das Alles erzählte mir heute während des Ganges zur Schule Frau Blüthenstern, der ich wieder einmal zufällig begegnete, bewaffnet, wie sonst mit ihrem gewöhnlichen Begleiter, dem schweren Pack — doch nein, es hieße dies die historische Thatsache fälschen, denn sie hatte sich eine neue, lederne Tasche angeschafft, die allen ihren Krimskrams zu enthalten schien.

Als ich ihr über diese merkwürdige Neuerung, die ich an ihr noch gar nicht kannte, meine Verwunderung aussprach, meinte sie mit einem tiefen Seufzer:

„Die Welt will lederne Taschen! Was soll ich thun? Ich hab' schon lange bemerkt, daß ihr die Sachen, die ich angeboten habe, schlecht vorkommen, und warum? . . . Weil sie aus meinem alten Pack gekommen sind. Darum habe ich mir eine lederne Tasche angeschafft. Vielleicht ist Leder glücklicher, jetzt gefällt wieder Leder den Leuten!"

Dann aber brach sie schnell ab; sie mochte in ihrem Zartsinn plötzlich bemerkt haben, sie habe sich über die Bevorzugung der ledernen Tasche gegenüber ihrem alten Packe bereits zu viel ausgelassen. Wie leicht konnte ich dadurch auf den Schluß kommen, es sei mit den Erträgnissen ihres Erwerbes nicht am besten bestellt — und trotzdem beherbergte sie das Kind der Büglerin!

Ich that aber, als verstünde ich diesen Zusammenhang nicht, oder vielmehr, es war mir darum zu thun, sie zum Reden zu bringen.

Das gelang mir denn auch im vollsten Maße, und es dauerte nicht lange, so war ich, wie ich bereits oben erzählte, im Besitze alles Dessen, was zu erfahren mein Verlangen war.

„Frau Blüthenstern," sagte ich zu ihr, „mir kommt es vor, Sie haben mit dem Leder einen unvortheilhaften Tausch gemacht und das thut mir wehe."

„Wie so? Wie so?" fragte sie erschrocken.

„Sie haben sich damit eine größere Last aufgebürdet, der Sie nicht gewachsen sind."

„Im Gegentheile! Im Gegentheile!" rief sie. „Sehen Sie denn nicht, daß ich die Tasche viel leichter trage, als früher meinen Pack? und schöner ist sie auch! Sie glauben gar nicht, wie viel so eine Tasche in sich aufnimmt, es geht eine ganze Welt hinein!"

„Und Fränzchen?" fragte ich sie ernst.

„Jetzt verstehe ich Sie, Herr Lehrer!“ sagte sie. „Warum gehen Sie mit mir, wie mit einem seidenen Tüchel um? Sie meinen, Franziska ist mir eine Last? Sie sollten aber eine so schlechte Meinung von mir nicht haben! Oder haben Sie schon gehört, daß das Kind sich über meine Behandlung zu beklagen hat? Rothschilds Haus und Tafel kann ich ihr freilich nicht verschaffen, aber was sich mit Frau Blüthensterns Vermögen verträgt, das hat sie, und ich sehe darauf, daß es an nichts fehlt. Wie soll mir also Franziska zur Last fallen?“

„Und in Zukunft?“

„Was heißt Zukunft?“ entgegnete sie mit starkem Erröthen. „Meinen Sie denn, nur reiche Leute können sich ihr Geld auf Prozente anlegen? Perl Blüthenstern hat auch den Stolz, sich etwas anzulegen, — Kapital, glaube ich, heißt es, und das wird ihr noch gute Prozente tragen.“

„Ja!“ sagte ich in tiefer Bewegung. „Es könnte aber eine Zeit kommen —“

„Was für eine Zeit?“ rief sie gereizt. „Mit Räthseln bin ich versehen,“ hat einmal ein weiser Mann gesagt.“

„Wenn sich,“ meinte ich . . . „die Lederne da an Ihrer Seite nicht mehr so ergiebig zeigen sollte, als jetzt . . .“

„Meinen Sie?“ rief sie, einen nachdenklichen Blick auf die neue Begleiterin ihrer Erwerbsgänge werfend. „Ich bin ja nicht die Einzige in der Stadt? Und dann: wenn Leder nicht mehr geht, geht vielleicht Sammet oder Atlas. Wie die Welt will, danach werde ich mich richten.“

Hierauf schwiegen wir Beide und so gingen wir eine geraume Weile nebeneinander, jeder seinen Gedanken hingegeben. Wie sie in mir lauteten? Es war ein Gewirre von blitzschnell auf einander folgenden und sich verfolgenden Gedanken, aus denen sich zuletzt ein Einziger leuchtend und mächtig erhob!

An der Ecke der Querstraße, im Angesicht meiner Schule, nahm ich Abschied von ihr.

Ich hatte mich jedoch nur wenige Schritte von ihr entfernt, als sie mich wieder zurückrief.

„Verzeihen Sie," sagte sie bescheiden: „Sie haben mich ja noch gar nicht gefragt, was Fränzchen macht? wie es ihr geht? und ob sie gesund ist?"

Natürlich that ich ihr den Gefallen, sie über diesen Punkt zu befragen; darauf drückte ich ihr zum Zeichen, daß ich Eile habe, die Hand, um meines Weges zu gehen. Sie aber blieb trotzdem stehen und machte keine Miene, sich zu entfernen.

Plötzlich rief sie, sich an die Stirne schlagend:

„Lebendiger Gott! Was ist doch aus Perl Blüthenstern geworden! Ich hab' ja doch gewußt, daß mir das Kind neulich etwas aufgetragen für Sie."

„An mich?"

„Ja! Es sind noch nicht zwei Tage her, da hat sie zu mir gesagt: „Siehst du manchmal den Lehrer?" — „Welchen meinst du?" frag' ich. „Es giebt nur den Einen," sagt sie und blickt mich mit ihren großen Augen an, war aber dabei sehr traurig. „Was soll ich ihm sagen?" frage ich sie wieder. Darauf besinnt sie sich einen Augenblick, dann meint sie: „Wenn du wieder mit ihm einmal sprichst, dann sag' ihm: ich glaub' zwar, daß der Wolf Gewalt braucht und blutgierig ist, weil er das muß. An das Andere glaub' ich aber nicht mehr!" — Verstehen Sie das?"

„Ja!" sagte ich und wandte mich von ihr ab.

„Ich nicht!"

Am 1. Oktober.

Heute ist Fränzchen mit meiner alten Mutter, die ich aus meinem Heimatsdorfe im Mühlviertel hatte kommen lassen,

dahin abgereist. Die Eisenbahn geht dort nahe vorüber; in wenigen Stunden kann mein Mütterchen wieder zu Hause sein.

Es hat nicht wenig Kampf und Thränen von Seiten der Frau Blüthenstern gekostet, bis sie sich entschloß, das Kind herauszugeben. Den Sturm ihrer Aufregung gelang es mir erst allmälig zu beschwichtigen; zuletzt konnte sie meinen Ueberzeugungsgründen nur noch schwachen Widerstand entgegensetzen.

Von Frau Veronika waren nämlich noch etliche Male Nachrichten eingelangt, aber sie enthielten nur vage Versprechungen und man hörte es ihnen an, daß sie sich selber gleichsam täuschen wollte.

Aber auch diesmal stand in allen diesen Briefen kein Wort, ob sie sich mit ihrem Manne wieder vereinigt, noch was sonst ihr nächstes Ziel und Streben sein werde. Es brütete ein Geheimniß über dem Inhalte dieser Briefe, das einer scharfsichtigen Frau, wie Frau Blüthenstern, schweres Kopfzerbrechen machte. Warum sprach Fränzchens Mutter niemals von dem wiedergefundenen Gatten? Wenn sie ihn nicht getroffen . . . Woher hatte sie dann das Geld für die weite Reise? Es blieb nur Eines übrig und dieses Eine sich zu gestehen, davor schrak meine aufgeregte Freundin zurück, wie vor etwas Ungeheuerlichem. Im Stillen nämlich hegte sie die Befürchtung, die Frau sei in die Fremde geflohen, weil sie sich schämte . . . vor ihrem eigenen Kinde schämte und niemals zurückkehren werde. Die „Geschichte" mit dem Vater Franzi's sei eine Lüge; „derselbe" existire gar nicht mehr und sie habe mit ihm, um das Kind zu täuschen, ein falsches Spiel getrieben. Aber das Geld, das sie mitgenommen . . .?

Endlich langte wieder ein Schreiben an Frau Blüthenstern aus jener Hafenstadt ein, wohin sie sich gewandt; und darin heißt es:

„Wenn Sie diesen Brief erhalten, liebe Frau Blüthenstern, so hat Fränzchen auch keine Mutter mehr; denn was ich von dem Vater geschrieben, war nichts als Unwahrheit, so wie das von dem Gelde . . . das hat mir am letzten Tage, wo ich das Haus der Strafe verließ, Frau Euphemia Wegener, meine ehemalige Jugendfreundin, zustellen lassen . . . Ich bin damit geflohen, weil ich nicht mehr in Franzi's Augen blicken durfte; das hat eine solche Mutter verwirkt! . . . Jetzt sterbe ich im Spital, krank, elend und verlassen und habe das Kind nicht bei mir . . . Aber mit einer Lüge will ich nicht aus der Welt gehen und es ist gut, daß ich sterbe . . . Denn ich habe mit meinem Kinde nichts Gutes vorgehabt. Das sagen Sie ihr einmal . . . Und sie soll mir verzeihen."

Die Todesnachricht dem Kinde mitzutheilen, war für Frau Blüthenstern das Werk langer Stunden und vielen Nachdenkens gewesen. Als sie es endlich dahin brachte, dem Kinde die volle Wahrheit zu sagen, machte sie die merkwürdige Wahrnehmung, daß Fränzchen anscheinend die traurige Kunde eindruckslos empfangen habe. Auch diesmal vergoß sie keine Thräne . . .

Ist es nicht seltsam und des Nachdenkens werth? Dieselbe Frau, die in ihrem Wesen sich so sehr bewährt hatte, begreift es nicht, daß auch ein Kind die Kunde vom Tode einer Mutter schweigend und thränenlos empfangen kann! Gehört das zu den Zügen ihres Glaubensstammes, der durch alle Wandlungen und Trübungen seines Geschickes niemals das Weinen verlernt hat?

Ich hatte einige Mühe nöthig, um die gute Frau zu überzeugen, daß Franzi wahrscheinlich den tiefsten Schmerz empfinde . . . Nur weinen könne sie nicht!

Ich aber schrieb noch am selben Tage an mein Mütterchen

m Mühlviertel, ob sie nicht mir zu Gefallen ein armes, ver-
vaistes Mädchen bei sich aufnehmen wolle, und da ich meiner
Sache gewiß war, sagte ich zu Frau Blüthenstern: nach meiner
Ansicht könne das Kind nicht weinen, weil sich in ihm eine
große Krankheit vorbereite, der man nur durch dessen Ent-
fernung in die „gesunde Luft" auf dem Lande werde vorbeugen
können . . . und theilte ihr meine Absicht mit meinem Mütter-
chen mit.

Das gab den Ausschlag. Zwei Tage darauf kam Frau
Blüthenstern, mir und meinem kurz zuvor eingetroffenen Mütter-
chen mitzutheilen, daß Alles in Bereitschaft sei, um das Kind
fortziehen zu lassen. Fränzchen habe gesagt: „Wenn der Lehrer
es will, so geh' ich!" Was aber die Welt zu Perl Blüthen-
stern sagen werde? Man werde sie für eine Komödiantin
halten, für Eine, die nur schön reden könne! — so daß es
jeden Augenblick schien, als müßte der Faden unserer mühsam
angeknüpften Unterhandlung plötzlich abreißen . . .

Heute ist Fränzchen mit meinem Mütterchen bereits in
der Heimat . . .

Ich hatte es vermieden, von dem Kinde Abschied zu
nehmen . . .

Flog da ein Vögelchen fort, um irgend wo in eine klare
Fluth sein Gefieder zu tauchen . . . oder wird ihm der allzu
schwere Staub der Vergangenheit folgen und es für immer
niederdrücken? . . .

## XIV.

### Der „Provisorische" schließt das Wochenbuch.

15. Mai 187 .

Ich habe heute — nach langer Zeit — das Bedürfniß gefühlt, mein altes Wochenbuch wieder zu öffnen und war bis in die innerste Seele erschrocken, als ich aus dem letzten Datum ersah, daß seitdem nicht weniger als drei Jahre den Strom der Ewigkeit hinabgeronnen sind. Während dieser ganzen Zeit war es unberührt geblieben.

Aber heute, sowie damals, als ich es schloß, habe ich die Empfindung, als ob ich in diese Blätter eigentlich nichts mehr einzuzeichnen hätte.

An heißen Sommertagen pflegt um die Mittagsstunde ein solcher Stillstand im Athem der Natur einzutreten, wie ich ihn an mir in meinem Gemüthe beobachtet habe . . .

Dann glitt neben mir stets ein leichter Schatten, und haschte ich ihm nach, so zerfloß er. Zuletzt kam nicht einmal der Schatten . . . ich war jenem Zustande verfallen, dem das „Morgen" so eintönig entgegentritt, wie das Gestern und Vorgestern. Und dabei hatte ich stets das Gefühl, als wartete etwas auf mich, als hörte ich gewissermaßen eine Klingel an meiner Thüre läuten, . . . doch wenn ich öffnete, stand Niemand draußen. War das der Schatten, der mich äffte? . . .

Als ich heute eines der Morgenblätter zur Hand nahm, fiel mir unter den „Kunstnachrichten" eine Notiz in die Augen, die wahrscheinlich von Tausenden unbeachtet, mich jedoch, als wäre sie für mich besonders geschrieben, im innersten Kerne meiner Seele traf. „Auf der diesmonatlichen Ausstellung im Künstlersaale" — hieß es daselbst — „erregt der Entwurf eines „Aschenbrödel" nicht geringes Aufsehen. Der junge Bild-

hauer, der gegenwärtig erst achtzehn Jahre zählen soll, hat seinem Erstlingswerke einen Ausdruck von Lebenswahrheit und Innigkeit verliehen, dessen sich ältere Meister nicht zu schämen hätten. Wenn nicht Alles täuscht, wird der jugendliche Künstler selbst dafür sorgen, daß sein Name nicht sobald vergessen wird. Er heißt Heinrich Wegener und lebt gegenwärtig in München."

Das ists! gestehe dir's nur ein, Clemens Fittig! Das hat dich wieder den Weg zurückfinden lassen zu dem alten vergessenen Buche, zu dem treulos verlassenen Kameraden! Es geschah, als sei mit einem gewaltigen Rucke mein ganzes Wesen aus den Angeln gehoben worden. Dann aber . . . auch das gestehe vor dir selber ein, Clemens Fittig! — quoll ein grollender Gedanke, eine Anwandlung voll bitteren Niedersatzes in dir auf . . .

Da fiel mir, ich weiß selbst nicht wie das kam, ein Vers aus einem erst jüngst gelesenen Gedichte mit aller Wucht des Gewissens auf die Seele. Hieß es nicht dort:

„Hüte, hüte den Fuß und die Hände,
Eh' sie berühren das ärmste Ding?
Denn du zertrittst eine häßliche Raupe
Und tödtest den schönsten Schmetterling!"

Und du wolltest in deiner Vergrämtheit dem jungen aufflatternden Schmetterling den Aufflug neiden, weil du selber . . .

Noch ein anderer böser Tropfen war mir ins Blut gefallen, der es hoch aufsieden machte.

Sprich ihn vor dir selber nicht aus, Clemens Fittig! Versenke ihn da, wohin die Sonne nicht kommt, wo das Wasser abgrundtief ist.

Pfingstmontag.

Mein Kollege Andreas Achtsiebner hat mir die Ehre erwiesen, mich für heute zum Mittagsessen zu laden. Bis ich in

seine Wohnung gelangte, die jetzt in einem der „vornehmeren" Stadtbezirke liegt, dauert es mehr als eine Wegstunde. Denn Andreas hat sich „versetzen" lassen, schon darum, weil er sich mit unserer Klassenlehrerin, Fräulein Leontine, in den Bund der Ehe begeben hat. Wie das gekommen ist, ich wüßte es nicht anzugeben; ich habe dem stillen Wachsthume dieser gegenseitigen Neigung keine Beachtung geschenkt. Aber eines Tages — es mögen zwei Jahre her sein — machte uns Andreas nach dem Schlusse einer „Konferenz" Mittheilung von dem bevorstehenden Ereignisse, während Fräulein Leontine es ihrerseits übernommen hatte, der „Welt" zu verkünden: sie werde demnächst ihren Stand verändern. So viel ich mich erinnere, fand die Vereinigung der beiden Lehrkräfte allgemeine Billigung, denn sie erschien uns allen als das Resultat reiflicher Erwägung und kluger Berechnung. Das hatte ja Fräulein Leontine mit rühmenswerther Offenheit schon vor Jahren als das Ziel ihrer ehrgeizigen Träume bezeichnet!

Nun hatte sie es erreicht. Da aber ein verheirathetes Paar nach dem Gesetze an einer und derselben Schule nicht wirken darf, so bestand die größte Sorge der Beiden darin, zwei Stellen ausfindig zu machen, die es ihnen ermöglichten, zwar „räumlich getrennt und doch nicht geschieden," wie Fräulein Leontine sich ausdrückte, ihren Hausstand zu begründen. Das ist ihnen denn auch binnen Kurzem vortrefflich gelungen. Mit dem neuen Schuljahr war Andreas in einen anderen Bezirk „versetzt" und es traf sich so gut, daß sich auch, nur durch zwei Gassen Trennungsweite, für die weibliche Lehrkraft, Fräulein Leontine, eine passende Verwendung fand.

Es ist doch eine vortreffliche Einrichtung der Natur, daß sich für so manche Menschen die Lebensstraße so eben und planmäßig gebaut zeigt, als hätten sie sie selbst gepflastert . . .

So merkte ich denn bald mit gerechtem Erstaunen, wie vortheilhaft die vielleicht lange zuvor geplante „Vereinigung der Lehrkräfte" auf das Gehaben der Beiden eingewirkt hatte.

Ich fand meinen Andreas in seiner hausväterlichen Würde, wie ich mir ihn niemals vorgestellt hätte. Das Fahrige, das Eichhörnchenartige seines Wesens war größtentheils verschwunden und es kleidet ihn gar nicht übel, wenn er mit einer gewissen Feierlichkeit von sich und „seiner Frau" spricht. Wenn zum Beispiel in manchen unbewachten Momenten seine frühere Naturschelle klingelnd hervorbrechen will, flugs ist das berühmte „Streiflicht" des ehemaligen Fräuleins Leontine in Bereitschaft, um sie in die gebührenden Schranken zu weisen. Ich glaube, was man die Ergänzung zweier Seelen nennt — hier ist's in Wirklichkeit gethan; nicht nur im Zusammenlegen ihrer beiden Gehalte, sondern auch in dem Anstreben gleicher Zwecke!

Klingt das nicht prächtig, wie Andreas seine gegenwärtige „Stundeneintheilung" schildert?

Früh Morgens, nachdem Frau Leontine ihr bis jetzt einziges Kind gepflegt und abgewartet und dem „Dienstboten" für den ganzen übrigen Tag übergeben hat, geht jedes an sein Tagewerk, der Eine rechts, der Andere links gewandt.

Da sie Beide auch außerhalb der Schule gut lohnenden Privatunterricht in den Häusern der reichen Bürger ertheilen, so trifft es sich zumeist, daß sie erst am späten Abende ihr Kind — schlafend finden.

Diese geschlossenen Kinderaugen!

Erschrocken richtete ich an meine Kollegin, Frau Achtsiebner, die Frage, wie sie das ertragen könne; da antwortete sie unter schnippischem Erröthen des bekannten „Streiflichtes":

„Warum hat der Staat es so eingerichtet?"

Ich glaube, für Frau Achtsiebner war der Staat etwas, dem sie alles Gute und Böse aufbürdete. Er war ihr für Alles verantwortlich. Wenn es nach ihr ging, sollte ihr der Staat auch den „Dienstboten" bezahlen, der ihr Kind, während sie selbst Schule hielt, wartete und pflegte.

Die armen, geschlossenen Kinderaugen!

„Apropos, Clemens!" fragte mich Andreas, es ging schon zum Schlusse des Mittagessens; „hast du nichts von jenem Mädchen vernommen, für welches du einst so eifrig eingetreten bist?"

„Wie hieß sie doch?" fiel Frau Achtsiebner ein. „War ihr Name nicht Franziska? Jetzt erinnere ich mich! Wie frech sie mit dem goldenen Medaillon paradirte, und es gehörte doch nicht ihr."

„Sie ist bei meiner Mutter," sagte ich, „und ich höre nur selten von ihr."

Meine Kollegin fixirte mich mit ihren scharfen Augen.

„Sie haben das gewagt?" fragte sie mich in einem Tone, der die Mitte zwischen Erstaunen und Entrüstung hielt.

„Das Kind war so verlassen!" sagte ich.

„Das Ideal, das Ideal!" lachte Andreas parodistisch. Es war wieder der alte, unverfälschte Andreas . . .

Und doch, wenn die weibliche „Lehrkraft," meine Kollegin, Leontine Achtsiebner, am Abende nach Hause kommt, schläft ihr Kind bereits; sie kann ihm nicht mehr in die Augen sehen — — —

Von Andreas Achtsiebner hinweg, ging ich den weiten Weg nach der „Kunsthalle" in der inneren Stadt.

Es waren sehr viele Menschen daselbst versammelt, die um die Bilder herumstanden, und ich hatte einige Mühe, bis

ich endlich nach manchem Umherfragen den Ort fand, wo angeblich Heinrich Wegener's „Aschenbrödel" aufgestellt war.

Es ist ein mittelgroßes Figürchen, etwa halbe Lebensgröße und stellt ein Mädchen vor mit langen herabwallenden Haaren, die über Hals und Nacken sich gleichsam verlieren. Die Augen blicken auf etwas, was zwischen den Fingern liegt und eine Art Geschmeide zu sein scheint. An den Füßen sieht man grobe Schuhe, die viel zu groß sind, um sich ihnen anzupassen; in dünnen Falten schmiegt sich ein dürftiges Gewand um den Leib. Darunter steht: „Aschenbrödel."

Diesem Figürchen stand ich anfangs mit einer Empfindung gedankenloser Verwirrtheit gegenüber! Als echter Schulmeister fragte ich mich erst: Warum Aschenbrödel? Was bewog den jungen Künstler gerade diesen Namen seinem Bildwerke beizulegen? Einer Laune wegen ist das doch nicht geschehen? Zuletzt fiel mir ein, es solle damit jener Vorgang in dem Märchen angedeutet sein, wie Aschenbrödel unter dem Baume auf dem Grabe ihrer Mutter sitzt, die Vöglein kommen herbei und bringen ihr kostbare Gewande und Geschmeide, um sie für den Gang ins Königsschloß köstlich zu schmücken.

Plötzlich — noch weiß ich nicht, kam es von meinen Lippen oder von wo anders her — tönte es überlaut in mir:

„Fränzchen! Das ist ja Fränzchen!"

So erschrocken stand ich vor dieser Entdeckung, daß ich mich scheu umwandte, ob mich Niemand gehört habe. Aber es hatte mich keine Menschenseele vernommen; die Leute in meiner Nähe waren mit etwas Anderem beschäftigt. So hatte ich Muße, mich wieder zu fassen. Ich setzte mich auf eine der Bänke, gerade dem Figürchen gegenüber und man mochte in mir, wer mich so anhaltend und scharf nach dem kleinen

Bildwerke auslugen sah, einen sehr geübten Kunstkenner vermuthen.

„Das ist Fränzchen!" sprach ich zu wiederholten Malen vor mich hin: „Das ist Fränzchen!"

Namentlich war es eine gewisse Haltung des Kopfes, die mich lebhaft an das „Kind" erinnert, wie ich es so oft in der Schule und das letzte Mal . . .

Allmälig, in immer bestimmterer Deutlichkeit traten die Züge des Kinderkopfes hervor.

„Das ist Fränzchen!" wiederholte ich nochmals. „Aschenbrödel, die ein Geschmeide betrachtet!"

Das Eine trat mir klar vor die Augen. Sobald sich in jenem Knaben der erste Schaffensdrang stürmisch regte, war es . . . Fränzchen, dem er sich zuwandte.

Heinrich Wegener hatte also das Kind nicht vergessen . . .

Drei Wochen später.

Im „Intelligenzblatte" der amtlichen Zeitung steht eine „Konkursausschreibung" für die Besetzung der Oberlehrerstelle an der fünfklassigen Volksschule meines Heimatsdorfes. Gesuche und so weiter sind bis zum letzten Juni dieses Jahres an den Schulbezirk zu richten; später einlangende werden nicht beachtet.

Wer mir außer dem Amtherolde, der alle diese Dinge in seinen Spalten zu verkündigen hat, hiervon Meldung that? Mein eigenes, gescheidtes Mütterchen! Ich glaube, wenn irgendwo ein Königsthron zu besetzen wäre, der zufälligerweise in Erledigung kam, sie wüßte davon und schriebe mir dann: „Clemens, bewirb dich um diese Stelle!"

Denn trotzdem, daß früher in diesem Punkte, namentlich nach den häufigen Niederlagen, die ich bereits erlebt, ein etwas

schwankender und unsicherer Ton in ihre Mahnungen zur Geduld und „zum Aushalten" gekommen war, was ich wohl merkte —; in den letzten zwei Jahren war mein Mütterchen geradezu ehrgeizig geworden — für mich.

So schrieb sie mir schon neulich, der jetzige Oberlehrer werde seiner Stelle bald entsagen, da ihm Frau und Tochter hintereinander gestorben und er durch diesen doppelten Schlag in tiefen Mißmuth versetzt, sich ernsthaft nach Ruhe sehne. Die Stelle sei eine der besten des ganzen Viertels; Gehalt: zweite Kategorie (als alte Lehrersfrau kennt sie sich in der hierarchischen Gliederung unseres Standes sehr genau aus), Nebenverdienst bei den reichen Bauern in Hülle und Fülle, die Dienstwohnung im Schulgebäude, sehr geräumig und schön, dabei — was die Hauptsache — das Leben sehr billig, so daß „man" alle Aussicht habe, am Ende des Jahres etwas Erkleckliches „aufzustecken."

Nachmittag ging ich wieder, da es Sonntags war, nach der inneren Stadt und zwar in die „Kunsthalle," um mir Heini's „Aschenbrödel" wieder anzuschauen.

Es ist Fränzchen! Ich erkenne das immer mehr!

Und auch jetzt erfaßte mich Groll und Verstimmung, wie ich dem Erstlingswerke jenes Knaben gegenüber saß. Ich hatte das Gefühl, diesmal in noch erhöhter Weise, als hätte der Knabe nicht das Recht gehabt, diese lieblichen Kinderzüge sein zu nennen, als hätte er Fränzchen erst um Erlaubniß fragen müssen. Was hatte ihn dazu berechtigt!

Wie seltsam wechseln Stimmungen!

Als ich wieder den Saal verließ, schien mich Aschenbrödel, auf welches ein letzter Blick fiel, mit ihren großen, braunen Augen zu fragen: Clemens Fittig! warum willst du dem armen

Knaben nicht sein Letztes lassen? . . . Die Befriedigung seines Schönheitsdranges!

Tags darauf.

Mit heutiger Post habe ich meine wohlgeordneten „Dokumente" und „konkursmäßig" aneinander gereihten Belege an den Schulbezirk abgeschickt, zu welchem die Schule meines Heimatsdorfes gehört. Ich that es in einer solch stürmischen Hast, daß ich nachträglich, als das Packet schon seines Weges flog, mir einredete, es müsse hier und da eines der wichtigsten Dokumente von mir vergessen oder übersehen worden sein.

Gottlob! Es ist nichts dergleichen vorgefallen!

Bis die Antwort anlangt, können noch gut sechs Wochen ins Land gehen. Bis dahin soll dieses Buch unberührt von meiner Hand bleiben. Was sollte ich auch hinein verzeichnen, als daß ein hoffender, sehnsüchtiger Mensch sich abmüht, Gaukelbilder von sich abzuhalten, die sich ihm schmeichelnd nahen . . .

Auf morgen fällt mein einunddreißigster Geburtstag. Konnte ich doch, wie Frau Blüthenstern sich einmal zu mir äußerte, auch jetzt sagen:

„Große Dinge gehen vor!"

Am 15. Juli.

Telegramm. An Frau Aloisia Fittig, Lehrerswittwe, Holzried im Mühlviertel.

„Der neuernannte Oberlehrer von Holzried wird künftig heißen:

Clemens Fittig."

An einem sonnigen Herbsttag in Holzried.

Des Wirthes vom Gemeindeeinkehrhause „zum goldenen Pferde" (zum Hotel haben wir es noch nicht gebracht) ältester

Sohn Mathias, besser bei uns unter dem Namen „Mathisel" bekannt, fuhr heute mit einer Fracht „Stiftweine" nach der Stadt, denn die geistlichen Herren, die das schloßartige Haus in der — Gasse bewohnen, besitzen in unserem Dorfe keine Herrschaftsrechte mehr, aber vortrefflich bestellte Weinberge, die einen ganz erträglichen Tropfen liefern. Solch eine Gelegenheit kommt in unserem wald- und bergumfriedeten Holzried nicht häufig vor, denn die Eisenbahn, die uns in einem großen Halbbogen umkreist, gestattet uns nicht, unmittelbar mit der großen Welt zu verkehren. Meine Frau erinnerte sich nämlich, daß in den nächsten Tagen Frau Blüthenstern „ihre Neujahrstage" feiern müsse und da sei sie gewöhnt, von ihrem Manne den Segen aussprechen zu hören über irgend eine Frucht, die man mit Honig bestreicht, denn das bedeute ein gutes und ein süßes Jahr!

Also besann sie sich nicht lange, brachte einen Haufen großbäckiger Aepfel zusammen, die bei uns in diesem Jahre in wunderbarer Fülle und Größe gediehen sind und ließ dieselben von einem so mächtigen Topfe trefflichsten Honigs begleiten, daß derselbe hingereicht hätte, das übrige Leben der Hausirerin, und das ihrer gesammten Nachkommenschaft auf eine unabsehbare Reihe von Jahren zu versüßen! Was meine Frau noch außerdem dieser Sendung mitfolgen ließ, entzieht sich, da mir die genaue Kenntniß des Details dazu fehlt, einer nur halbwegs annähernden Berechnung. So viel ich mich aber erinnere waren es „selbst" gestrickte Pulswärmer und Kopfshawls und Puppen mit porzellanenen Köpfen und gläsernen Augen, die sich nach rechts und links drehen konnten, — ein ziemlich unpraktisches Geschenk, worauf aber meine Frau hartnäckig bestand, und die für die Blüthensternschen Mädchen bestimmt waren; ferner allerlei männliches Spielzeug für die Knaben, nicht zu

sprechen von einer Unzahl von „Kleinigkeiten," über deren Bedeutung und Herkunft mir jeder Anhaltspunkt fehlt. Für meine Frau und ihre großartige Verschwendungssucht schien das Wörtchen „genug" sich nirgendwo vorzufinden, so daß ich mich in meiner eheherrlichen Unterwürfigkeit bewogen fand noch eine neue, eigens zu diesem Zwecke bestellte lederne Tasche ähnlich derjenigen, die ich vor beinahe drei Jahren in den Händen meiner Freundin entdeckte, mit einem von mir geschriebenen Zettelchen hinzuzufügen, worauf die Worte standen: „Für gesegneten, neuen Erwerb." Worauf meine Frau, eifersüchtig wie sie auf unsere alte, von mir so bevorzugte „Perle" ist noch mit einer silberbeschlagenen Meerschaumpfeife' heranrückte bestimmt, dem alten schweigsamen Gatten Blüthenstern, zu Stunde, „wenn gerade der Sabbat zu Ende geht," mächtig Rauchwolken zu entlocken!

Das Alles in einem säuberlichen Umschlage, dessen Aufbau uns — offen gestanden — eine geraume Zeit kostete, so kunstvoll zu verpacken, daß es vor „Mathisels" etwas knorrigen Fäusten gefeit erschien; ferner die Adresse der Frau Blüthenstern im „Hühnerhof" so leserlich und deutlich herzustellen, daß „Mathisel," nachdem er seinen Wein abgeliefert, den Weg nach der „Hühnerhofgasse" eben so sicher treffen mußte, als befände er sich zu Hause unweit von Holzried im Mühlviertel, war das Werk reiflichster Studien.

„Ei, was hast du für eine schöne Schrift!" mußte ich erstaunt ausrufen. „Wie kühn geschwungen ist dieses „B" und welche Rundung hat dieses „P" und „W." — Wo hast du das gelernt?"

„Bei meinem guten Lehrer," sagte sie darauf und ehe ich mich dessen versehe, fühle ich einen demüthig weichen Kuß an

meiner Hand, den ich wie einen schuldigen Tribut hinnehmen darf — denn er kommt von meinem Fränzchen! —

Noch neulich sagte mein altes Mütterchen ein kluges Wort zu mir. Es war bei einer Gelegenheit, deren ich mich nicht ganz erinnere. Sie meinte: „Man braucht nicht Alles zu sagen, was man denkt." Ich habe über den tiefen Sinn dieses Spruches lange nachgedacht, es liegt in ihm viel Weisheit und Erkenntniß. Heute des Glückes bewußt, das mir wie aus tausend unterirdischen Quellen entgegenfließt, sage ich zu mir: „Man kann nicht Alles sagen, was man denkt!"

Dagegen ist auch mein Fränzchen, seit sie mein Weib geworden, schrecklich abergläubisch. Sie braucht das Wort „unberufen" öfters, als es nöthig ist, aber ich lege ihr keinen Zwang auf. Ich sehe nur oft, wie sie dabei den Daumen umstülpt, was bekanntlich die bösen lauernden Dämonen macht- und kraftlos machen soll. Ich sage aber nichts dazu. Es thut zu wohl, sich gestehen zu können: Das liebliche Wesen, das sein Geschick unauflöslich mit dem deinen verknüpft hat, fürchtet für den Bestand seines Glückes! „Unberufen!"

Es ist merkwürdig, wie treu und unverbrüchlich wir über diesen Punkt unser Wort hüten. So oft es sich mir auf die Lippen drängt, manche Frage zu thun, die in irgend einer Beziehung zu den vergangenen Tagen steht . . . ich unterdrücke sie, weil sie mir bei reiflichem Erwägen . . . unnöthig schien. Sie hat so klare, lichte Augen und man schaut in dieselben, wie in die Fluth unserer Gebirgsseen . . . daß es mir wie ein Verbrechen vorkommt, sie — wenn auch nur auf einen flüchtigen Augenblick — zu trüben.

Manche werden das für zu weichherzig und eines Mannes unwürdig finden. Allein in Dingen, die unser eigenstes Sein und Dasein berühren, sollte man sich hüten, andere Stimmen

als die unsere mitreden zu lassen . . . Zudem war ich der Sohn meiner Mutter!

Seit meiner Ankunft in der Heimat mochten etwa vierzehn Tage verflossen sein, als ich in der Stube meiner Mutter, während Fränzchen in dem kleinen Haushalte derselben beschäftigt erschien, und nur ab und zu ging und kam, in eines jener Gespräche vertieft war, deren Inhalt zu erzählen zu den größten Schwierigkeiten gehören würde. Wie man eben mit seinem Mütterchen spricht, dessen Anblick man lange Jahre entbehrt hat! Der unbedeutendste Gegenstand, den man wieder antrifft, hat seine eigene Geschichte . . . Plötzlich, als habe sie nur auf den passenden Moment gewartet, der ihr noch nicht gekommen zu sein schien, legte meine Mutter ihr Strickzeug aus den Händen und sah mich eine Weile lang mit forschenden Blicken an. Ich kannte das Wesen meiner Mutter hinlänglich genug, um zu wissen, daß sie im Begriffe stehe, etwas Besonderes sagen zu wollen.

„Mens!" sagte sie (das war nämlich derjenige Name, den sie mir schon in der Kindheit beilegte), „ich weiß gar nicht, warum wir dir in der heiligen Taufe den Namen Clemens beigelegt haben?"

„Thut dir das so leid, Mütterchen?"

„Er soll," fuhr sie fort, „wie mir dein seliger Vater damals erklärt hat, so viel bedeuten, als der „gute" oder der „milde." Du hast dich aber sehr verändert, Clemens! Was hat dich so hart und strenge gemacht?"

Sie sprach das in so ernst gehaltenem Tone, daß ich nicht anders konnte, als ihr mit gleicher Münze heimzuzahlen.

„Wieso?"

„Du bist schon eine ganze Ewigkeit hier, Mens," sagte sie, ihr Strickzeug wieder ergreifend. „Ist es dir jemals einge-

allen, an unser armes Kind ein Wort zu richten? Für den Herrn Oberlehrer ist das freilich zu viel Herablassung!"

„Welches Kind?" fragte ich, mich verwundert stellend.

„Fränzchen!"

„Ich finde sie sehr gewachsen!" sagte ich gleichgültig langsam.

Meine Mutter rief aber, indem sie die hölzernen Nadeln ihres Wollstrumpfes heftig auf und nieder bewegte:

„Nur gewachsen? So was sagt man von jeder Hopfenstange, ohne dabei etwas zu denken. Hast du dich darum aus der großen Stadt aufs Dorf versetzen lassen, Clemens, damit du nichts Anderes zu sagen hast, als: sie ist in die Höhe gegangen?"

„Ich finde sie auch sehr verändert . . ." sagte ich darauf.

„Bist du jetzt zufrieden?"

„Nein!" rief meine Mutter mit großer Entschiedenheit. „Verändert? Das bedeutet gar nichts. Seit das Kind unter meinem Dache ist, hat es sich nicht verändert. Mir kommt es heute so vor, wie gestern. O Mens! Daß du das nicht einsehen willst!"

„Was sehe ich nicht ein, Mutter?"

„Daß der Mensch sich eigentlich niemals verändert," sagte sie mit einer gewissen geheimnißvollen Betonung der Worte, die ich an ihr nicht kannte.

„Niemals?"

„Man glaubt's nur," meinte meine Mutter, „aber wenn man näher hinsieht, ist's das Alte."

Da ich aber beharrlich schwieg, mochte meine gute Mutter meinen, ich stimme vollständig ihrer Ansicht bei, wiewohl dies, offen gestanden, nicht der Fall war.

„Mens, lieber Sohn!" rief sie leise.

„Was willst du?"

„Soll ich dir sagen, was das Kind noch gestern Nachts vor dem Schlafengehen zu mir gesprochen hat?"

„Was wars?"

„Der Lehrer," hat sie zu mir gesagt, „meint vielleicht noch immer, ich glaube daran, daß die Kinder der Armen im Spitale sterben müssen. Wenn ich ihm doch den Glauben benehmen könnte!"

„Und . . .?" fragte ich stockend.

„Weiter nichts. Und dabei hat sie bittere Thränen vergossen."

Wir Beide saßen dann eine Weile, jeder des Anderen Ansprache gewärtig, uns stillschweigend gegenüber.

„Wie ist's mit den Kindern, Mutter?" fragte ich sie dann, ohne mein Auge zu ihr aufheben zu können.

„Welche meinst du, Mens?"

„Die Kinder!"

„Frag' sie selbst, mein Sohn! Sie ist ihrer Aller Liebling. Ueber Mathisels Jüngste, die eine wilde Hummel ist, hat nur sie Gewalt. Die Dorfleut' können sich das kaum erklären; sie kommt ihnen wie eine Hexe vor."

„Sie hat auch dich behext, Mutter!"

„Kann sein, Mens! Ich will dir's vertrauen, wenn du nichts dagegen hast. Willst du?"

„Ja!"

„Wie sie mir das von den armen Kindern im Spitale gesagt hat — es muß ein Geheimniß sein, was ich nicht verstehe —, hat sie noch etwas gesagt . . . Ich glaube, das kannst du nur verstehen, Mens!"

„Etwas Besonderes?"

„Daß ich das vom Wolfe nicht mehr glaube, hat sie ge-

gt, das verdanke ich einzig und allein dem Clemens, dem hrer, hab' ich sagen wollen."

Ich hatte mich, während ich im Schulhause meine wohlngerichtete Wohnung hatte, bei meiner Mutter „eingedungen," daß ich zu Mittags und Abends als ihr Kostgänger bei ihr scheinen konnte. Ich sah also mein „seltsames Kind" täglich; abei bediente sie mich und die Mutter, ohne jemals am Mahle lbst theilnehmen zu wollen; sie hatte überhaupt etwas Scheues ngenommen, etwas von jenem Zustande, in welchem sie mir oft vor drei Jahren entgegen getreten war. Das beunuhigte mich nicht wenig; aber ich verlautbarte davon meiner Mutter gegenüber nichts. Wie oft und wie fragend ihre Blicke uf mir ruhten — ich konnte die widerspruchsvolle Unruhe icht bannen, die bleischwer auf mir lag. Vielleicht wollte ich uch nicht.

Nicht lange darauf hatte meine Schule vornehmen Besuch us der Stadt. Es war nämlich der Herr Landesschulinspektor ekommen, um uns, was schon seit Jahren nicht geschehen ar, zu inspiziren. Das gab eine ungeheure Aufregung in Holzried; der gesammte Ortsschulrath, Mann für Mann, war rschienen, um dem hohen Schulbeamten des Staates seine Aufwartung zu machen. Die Inspektion, die früh Morgens m neun Uhr begonnen hatte, dauerte mit Ausschluß des Mittagsessens, dem der Herr Landesschulinspektor im Gemeindewirthshaus oblag, bis in den späten Nachmittag hinein, so daß ich an diesem Tage am Tisch meiner Mutter fehlte.

Ich will auch sogleich hervorheben, daß wir auf den Vertreter der höchsten Schulbehörde einen guten Eindruck hervorgebracht zu haben schienen. Mehrmals äußerte er seine Zufriedenheit, die Schule in einem Zustande gefunden zu haben, der vollinhaltlich den Gesetzen entspreche und wie sich von

selbst versteht, fiel ein guter Antheil seines Lobes auch auf die Mitglieder meines Ortsschulrathes.

Es war bereits die erste Abendstunde herangekommen, als der Landesschulinspektor aufbrach. Ich gab ihm pflichtschuldigst das Geleite bis zum „grünen Pferde," allwo sein Wagen schon geschirrt dastand. Das nächste Ziel seiner Fahrt galt einem tief im Gebirge liegenden Dorfe, das etwa vier Stunden von uns entfernt ist; dort wollte er Nachtquartier halten.

„Wenn ich es dort nur so gut vorfinde, wie bei Ihnen," sagte er mit großer Freundlichkeit.

Ich verneigte mich.

„Sie heißen Clemens Fittig?" fragte er mich dann, indem er sein Notizbüchelchen hervorzog, das überhaupt während seiner ganzen Inspektion eine große Rolle zu spielen hatte.

Ich bejahte.

„Wie ist mir doch!" rief er, die volle Breitseite seines vollen Antlitzes mir zuwendend, „hat nicht Ihr Name oder ein ähnlich klingender in einem gewissen Kinderprozesse figurirt, der vor den Geschwornen sich abspielte? Das mögen nun an die drei Jahre sein?"

Ich bemerkte, dieser Clemens Fittig sei ich, damals provisorischer Unterlehrer im zehnten Bezirke, seit kurzer Zeit als Oberlehrer hierher versetzt.

„Der sind Sie?" rief der hohe Beamte mit einem Blicke, der nichts von einer freudigen Ueberraschung zu haben schien, eher vom Gegentheile! Und daß ich es nur kurz bezeichne, es war, als sei am hellen Mittage eine schwarze Wolke vor die Sonne getreten.

Dann lächelte er so eigenthümlich.

„Sie haben damals," fuhr er fort, als fühlte er, es sei denn doch seine Pflicht als Beamter wie als Mensch von seiner

Erziehung, mir zum Schlusse etwas Freundliches zu sagen ... „ich erinnere mich jetzt ganz gut an die Vorgänge im Gerichtssaale, sie interessirten mich schon darum im hohen Grade, weil ein Mitglied unseres Standes dabei solche ... wie soll ich sie sogleich nennen? ... solche phantastische Ansichten entwickelte, die ... eigenthümlich genug klangen."

Wieder verneigte ich mich, wiewohl ich die Kralle unter dem weichen Handschuh ganz deutlich spürte.

„Was wohl aus jenem seltsamen Mädchen geworden sein mag," meinte er hierauf, „zu dessen Gunsten Sie sich damals so beredt aussließen."

„Sie ist hier im Dorfe."

„Hier im Dorfe?"

„Und sie wird nächstens meine Braut," sagte ich hochaufathmend.

„Gratulire, gratulire!" rief er, indem er sich in den Wagen schwang, voll gewinnenden Lächelns, dem aber doch etwas Grinsendes innewohnte.

„Fahr' zu, Kutscher!"

Die Pferde zogen an. Der Herr Landesschulinspektor war um die Ecke verschwunden.

Mein armes, adeliges „seltsames" Kind! — Also auch er hat dich so genannt, wie vor ihm Andreas Achtsiebner und noch viel Andere dich genannt haben!

Aber bildet nicht das, was sie in ihrer Zerstreutheit und Zweifelsucht so nennen, für mich den Inbegriff des Duftes, der über dir und deinem Wesen unsichtbar, unwägbar schwebt? Meine arme, seltsame Blume! Aufgeblüht an einem Abgrunde und in erstickender Moderluft! Wirst du es mir verzeihen,

wenn ich das erste Mal, als ich bekannte, daß dein Duft mir allein bestimmt, mir allein und keinem Andern auf der weiten Erde ... daß ich dieses Bekenntniß in fremder, ankältender Gegenwart ablegte, die uns Beiden so ferne steht? Mußte ich nicht sprechen, mein seltsam scheues Aschenbrödel, meine schöne Lehrerin, meine Braut?! —

Es war eine laut- und sternenlose Nacht, als ich mich in später Stunde auf den Weg zu meiner Mutter machte. Drüben über dem Bache, hart neben dem Spezereikrämer, der noch immer so leise und vorsichtig spricht, wie in meiner Kindheit, als wäre jedes seiner Worte in doppelte Baumwolle gewickelt, — in dem niederen Hause brennt ein einsames Lämpchen, hart an einem der Fenster, mir zum Zeichen, daß es da sei, damit ich es schon von weitem erblicke und meines Weges nicht irre gehe.

Im Dorfe schläft bereits Alles. Morgen ist Sonntag und da wollen die Leute „ausgeruht" sein! —

Wie ich so hinwandle in der rings um mich lagernden Dunkelheit ist es nur das Lämpchen am Fenster meiner Mutter, das wie ein Stern leuchtet. Und ich folge ihm ohne Wanken, ohne Fehltritt ... Es ist Alles reiflich erwogen ... die Menschen sollen mich nicht schrecken!

Ich komme näher. Unter der breitästigen Linde, die vor dem Hause meiner Mutter ihre Schatten ausbreitet, regt sich etwas und mir ist's, als sähe ich dort ein Gewand ...

„Wer ist's?"

„Ich!"

„Der Herr Lehrer?"

„Nein!"

„Unser Clemens?"

„Fränzchen!"

Ich umfange die liebliche Gestalt; ich flüstere ihr zu, aber ich höre meine eigenen Worte nicht; ich frage sie, ob sie als mein theures Weib in mein Haus ziehen wolle. Darum sei ich hierher gekommen, und dann fühle ich, wie ihr ganzes Wesen in meiner Umfassung erzittert, wie es zuckt und bebt ... fast wie damals ...

„Bist du so erschrocken, Fränzchen?" frage ich sie.

„Vor Glück! ..." lispelt sie. „Clemens, mein einziger Lehrer und Herr!"

Dann sagt sie leise, fast unhörbaren Tones: „Wirst du es aber niemals bereuen? Clemens, mein Lehrer! Ich habe ja noch so viel mit dir zu reden! ..."

Ich schließe ihr den Mund und sage nur:

„Alles, Alles hast du mit mir schon geredet, Fränzchen, und sprächest du Tage lang mit mir, ich höre dich nicht, ich sehe dich nur ..."

„Aber Eines darf ich doch reden?"

„Nur das Eine!"

„Ich habe dich geliebt, seit ich in deine Schule kam!"

So treten wir in die Stube meiner Mutter, die mit ihren klappernden hölzernen Nadeln vor dem bereits gedeckten Tische im Lehnstuhle sitzt. Sie erschrickt nicht, wie sie uns Arm in Arm vor sich stehen sieht, denn sie ist eine starkgemuthete Frau, diese meine Mutter ...

Sie sagt nur:

„Kommst du endlich mit ihr, Clemens, mein Sohn?"

Dann heißt sie Fränzchen an ihrem Stuhle niederknieen.

Sie streichelt ihr die blonden Haare, dann fährt sie ihr, mit einer gewissen mystischen Bewegung — ich habe sie wohl bemerkt — über die Stirne . . .

„Und mit dem da," sagt sie und küßte sie dabei auf den Mund, „habe ich Alles, Alles von dir genommen . . . Von jetzt an, Fränzchen, meine Tochter! bist du niemals . . . moralkrank gewesen. Niemals. Niemals."

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

BINDING DEPT. MAY 2 1974

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
2385
K3
1882
Bd.6-8

Kompert, Leopold
Gesammelte Schriften

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 08 01 03 008 3